Geschichte

der

deutschen Literatur

von ihren Anfängen bis zur Gegenwart.

Nebst einem

Abriß der neuesten Kunst und Wissenschaft in Deutschland

von

Dr. Georg Weber.

Zehnte,
völlig umgearbeitete und vervollständigte Auflage.

Mit ausführlichem Namenregister.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1874.

Vorrede zur zehnten Auflage.

Mit der zehnten Auflage tritt das vorliegende Werkchen in eine neue Lebensperiode, indem darin nicht nur die älteren Theile, insbesondere die mittelhochdeutsche Literatur, in vielen Parthien eine Umgestaltung und Erweiterung erfahren haben, sondern auch der Versuch gemacht ward, den Entwickelungsgang der neuesten deutschen Wissenschaften und Künste in historischen Umrissen darzulegen. Der Plan und die Behandlungsart dagegen ist unverändert geblieben, und so möge es auch gestattet sein, aus früheren Vorreden Zweck und Verfahren anzudeuten: Wie in meiner Allgemeinen Weltgeschichte war ich auch hier beflissen, die wichtigsten Erscheinungen der Literatur in einer erzählenden Darstellung so zusammen zu fassen, daß der Leser die charakteristischen Eigenschaften einer Periode, eines Schriftstellers oder eines hervorragenden Werkes sich leicht einzuprägen und von der Richtung einer Zeit oder eines Dichters sich ein deutliches Bild zu schaffen vermöge. Es war dabei weniger auf Vollständigkeit, namentlich in den älteren Perioden, als auf leichtfaßliche Anordnung und anschauliche Uebersichtlichkeit abgesehen. Die Anhäufung von Stoff, ohne Hervorhebung des Bedeutsamen und Wesentlichen, verwirrt und ermüdet den Geist und mindert das Interesse; nur bei der Darstellung der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, wo viele bekannte Namen in ihr rechtes Licht und Verhältniß gesetzt werden müssen, ist größere Vollständigkeit belebend und anregend, daher auch diese Zeit mit mehr Ausführlichkeit und umfassender behandelt wurde.

Bei der Beurtheilung der Literatur der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit war ich aufs Gewissenhafteste bemüht, den Grundsatz der Gerechtigkeit und Humanität, den ich unter allen Strömungen der Zeit mir zu bewahren gesucht, mit gleicher Unparteilichkeit walten zu lassen, wie bei den älteren Perioden. Sollte einem oder dem andern Schriftsteller in Einzelheiten nicht die volle Berücksichtigung zu Theil geworden sein; sollte im Laufe der zwanzig Jahre, die seit der ersten Auflage verflossen sind, hie und da eine etwas verschiedene Stellung und Haltung gegenüber den Zeitfragen und Parteirichtungen eingetreten sein, die nicht vollständig mit der Darstellung

in Uebereinstimmung gesetzt werden konnten; so schließe man daraus weder auf Unkenntniß noch auf Uebelwollen oder subjective Voreingenommenheit von Seiten des Verfassers. Es war eine schwierige Aufgabe, den reichhaltigen und spröden Stoff in ein Gesammtbild so zusammenzufassen, daß die Einzelerscheinungen noch deutlich genug hervortraten, daß das Gesammtbild Leben und Wahrheit behielt und doch die Einzelglieder nicht einseitig oder gewaltsam an ungeeigneter Stelle untergebracht wurden. Diese Form, Eintheilung und Behandlung ist so sehr das Grundgepräge des Buches, daß ich sie nicht verändern konnte, ohne den Charakter desselben zu zerstören. Ich mußte mich also auf Ergänzungen und Einschaltungen, auf Verbesserung etwaiger Versehen und auf Modificirung einzelner Urtheile beschränken. Daß ich in diesen Arbeiten bei der vorliegenden Ausgabe mit möglichster Umsicht und Rücksicht und nach bestem Wissen und Wollen verfahren bin, wird eine Vergleichung mit den früheren Auflagen darthun. Und so wünsche ich denn, daß das anspruchslose Schriftchen auch bei seinem gegenwärtigen Erscheinen dieselbe günstige Aufnahme finden, derselben wohlwollenden Gesinnung begegnen möge, die demselben bisher in so hohem Maß zu Theil geworden und wofür ich allen Freunden und Gönnern den verbindlichsten Dank ausspreche.

Heidelberg, im November 1873.

Dr. G. Weber.

Inhalt.

Erster Theil.

Altdeutsche Dichtung.

Zweiter Theil.

Vom Mittelalter zur Neuzeit.

Dritter Theil.

Neuere Literatur.

Vierter Theil.

Neueste Literatur.

Erster Theil.

Altdeutsche Dichtung.

A. Die heidnische Volkspoesie und die Dichtungen der Geistlichen.

I. Der heidnische Volksgesang.

§. 1. Die ersten Spuren deutscher Dichtung. Unter den Nachrichten, die uns **Tacitus** von den Zuständen des deutschen Landes und Volkes gibt, findet sich die Angabe, daß die streitbaren Germanen beim Beginne einer Schlacht Kampf- und Kriegslieder gesungen hätten, die, an sich schon rauh und unharmonisch, durch das Vorhalten der Schilde vor den Mund noch wilder und unmelodischer geworden wären. Ihre Absicht dabei war, die Feinde zu schrecken, und je voller daher die Töne klangen, desto sicherer erwartete man den Sieg.

Die Ansicht, daß wie bei den scandinavischen Völkern die Skalden, so auch bei den Germanen ein besonderer Sängerstand, Barden genannt, im Besitze dieser Lieder (barritus oder barditus) gewesen und dem Heere als Harfner vorangezogen seien, scheint eine spätere Erfindung; die Annahme, daß sie nicht Sondergut eines Standes, sondern Eigenthum des ganzen Volks gewesen, entspricht vielmehr sowohl der gesangreichen Natur der Germanen, als den historischen Ueberlieferungen. Der Deutsche fühlte sich von jeher gedrungen, die verschiedenen Stimmungen und Empfindungen, die die Wechselfälle des Lebens erzeugen, durch Gesang auszudrücken; an die Götter wurden heilige Gesänge und Anrufungen gerichtet, bei fröhlichen Gelagen erschallten laute Lieder und die Begräbnisse der Helden und Krieger wurden unter Gesang vollzogen. — Von größerer Wichtigkeit mögen die historischen Lieder gewesen sein, worin sie bald ihre Nationalgötter Tuisco und Mann, bald die Thaten ihrer Helden und Ahnen priesen, wie denn nach der Angabe von Tacitus Armin's Thaten noch lange nach seinem Tode im Liede fortlebten. — Dieser heidnischen Vorzeit gehören die noch vorhandenen „Merseburger Zaubersprüche" an: über die Fesseln eines Kriegsgefangenen und über den verrenkten Fuß eines Pferdes.

§. 2. Die Volks-Poesie während der Völkerwanderung. Durch die Wanderzüge der Germanen im 4., 5. und 6. Jahrhundert erhielten die historischen Gesänge, die früher aus einer Reihe gesonderter Stammsagen bestanden, eine neue Gestalt und einen erweiterten Umfang, indem theils verschiedene Sagen mit einander verbunden und verschmolzen, theils die großartigen Ereignisse der Wirklichkeit in den Kreis der Volksgesänge gezogen wurden. So bildeten sich umfassende Sagen-Kreise, die sich größtentheils an die Geschichte anlehnten, worin aber manches zeitlich und räumlich Getrennte durch die schaffende Phantasie verbunden und Gegenwärtiges und Vergangenes an einander geknüpft ward.

a) Die gothische Dietrichsage. Den umfangreichsten Sagenkreis scheinen die Gothen, das bildungsfähigste und für die Aufnahme des Fremden empfänglichste der deutschen Völker, besessen zu haben. Mittelpunkt eines solchen Sagenkreises war der Gothenkönig Hermanrich, der als hundertjähriger Greis bei Ankunft der Hunnen sich selbst den Tod gab, um den Untergang seines Volks nicht zu überleben. — Noch umfassender war die Dietrichsage, die sich an den Ostgothenkönig Theodorich anlehnt. Dietrich von Bern (Verona), aus dem Geschlechte der Amelungen und von Hildebrand

erzogen, sucht, von dem römischen Kaiser Ermenrich vertrieben, mit Hülfe der Hunnen, bei denen er als Landesflüchtiger mit seinen Gothen weilt, sein Königreich wieder zu erobern, verliert aber in der Schlacht vor Raben (Ravenna), obgleich Sieger, so viele Leute, daß er wieder umkehren muß und erst später in den Besitz seines Reiches gelangen kann. Seine Jugendthaten, sein Aufenthalt bei den Hunnen, seine Wirksamkeit bis in's höchste Alter, wo er auf unbekannte Art der Welt entrückt ward, boten reichen Stoff für Volksgesänge, die sich lange erhielten und weit verbreiteten. Als Theile der Dietrichsage können wir die zweite Hälfte des **Nibelungenliedes**, das im dreizehnten Jahrhundert nach den noch vorhandenen Volksgesängen bearbeitet wurde, so wie das Bruchstück des schönen **Hildebrandliedes** betrachten.

Das letztere, das dem 8. Jahrhundert angehört, besingt den Kampf des alten Hildebrand mit seinem Sohn Hadubrand. Nach Homerischer Weise fragen sich die beiden Ritter bei ihrer Begegnung um Namen und Herkunft, worauf sich Hildebrand seinem Sohn zu erkennen gibt; dieser glaubt ihm aber nicht, sondern hält den Vater für todt und verlangt den Kampf. Das Gedicht ist, wie die älteste Poesie überhaupt, alliterirend, d. h. mehrere der meist betonten Wörter beginnen mit demselben Anfangsbuchstaben, eine Eigenthümlichkeit, die das Volk besonders liebt, wie noch heut zu Tage manche Sprichwörter und Redensarten beweisen.

b) Die burgundische Siegfriedsage. Einen zweiten, weit verbreiteten und umfangreichen Sagenkreis bildet die Siegfriedsage, die dem ersten Theil des Nibelungenliedes zum Grunde liegt. Wie die Dietrichsage dem Süden angehört, so hat die Siegfriedsage im Nordwesten, am Nieder- und Mittelrhein, bei den Burgundern und Franken ihre Heimath, wo auch der Ursprung der Thiersage, der uralten Volksdichtung von Fuchs und Wolf, zu suchen ist. „Die Schritte des Forschers, der da ausgeht, die ältesten Erinnerungen des Volkes zu erspähen und auf die Heldensagen zu horchen, welche den seit den Götterdämmerungen um das Leben des germanischen Geistes gesponnenen Nebelschleier an einzelnen Stellen durchreißen, bannt der wasgauer Wald. Hier empfing Siegfried von verrätherischer Hand den Todesstreich, hier tobte der grause Kampf Walther's mit Gunther und Hagen, aber hier auch am Wasgenstein nahm die uralte Thiersage, so durchglüht von Waldesduft und erfüllt von fröhlichem Natursinn, zuerst einen deutschen Körper an".

Diejenigen Ausleger, die in der Siegfriedsage historische Erinnerungen finden wollen, schreiben sie den fränkischen und burgundischen Volksstämmen zu und finden in den blutigen Kämpfen der Merowinger, in der Blutrache der Brunhilde wider die Fredegunde und in dem Untergange dieses Königsgeschlechts durch die aus Flandern stammenden Karolinger die geschichtlichen Momente für die dichterische Sage, während Andere an die skandinavische Sigurdsage in der Edda anknüpfend, die mythologische und allegorische Deutung in den Vordergrund stellen und in dem versenkten Schatze (Nibelungenhort) den Kern der Sage, den Mittelpunkt des tragischen Geschicks der Helden finden. Denn nach der nordischen Mythe wohnt dem Golde die verhängnißvolle, verderbliche Kraft bei, daß es dem Besitzer den Untergang bringt. In der Volsungasage tritt Brunhilde viel gewaltiger auf. Sie liebt Sigurd und als sie sich betrogen findet, reizt sie zu dessen Ermordung auf und ersticht sich dann über seiner Leiche. Doch scheint das deutsche Rheingebiet die wahre Heimath der Nibelungen- und Siegfriedsage zu sein. Von da aus wanderte sie erst später zu den Dänen.

Auf den burgundischen König Gunther und Hagen, „den Degen", die in dem Nibelungenliede eine so bedeutende Rolle spielen, weist noch ein anderes Volksgedicht hin, das wir jedoch nur aus einer Umarbeitung kennen — das Gedicht von Walther von Aquitanien, das der Mönch Eckehard in St. Gallen († 974) in lateinischen Hexametern verfaßt hat.

Walther entflieht mit Hildegunde vom Hofe Attila's, wo sich beide als Geiseln befanden. Auf dem Wege durch Burgund wird er an einem Engpaß der Vogesen (Wasgau) von Gunther, der nach seinen Schätzen Verlangen trägt, und von dessen Vasallen Hagen, seinem alten Gefährten im Hunnenland, angegriffen. Eine Reihe blutiger Kämpfe werden gefochten, aus denen Alle schwer verwundet und verstümmelt hervorgehen und dann sich versöhnen. Walther kehrt hierauf nach seinem Lande zurück, wo er sich mit Hildegunden vermählt und noch 30 Jahre als gerechter König herrscht.

c) Anderweitige Sagenstoffe. Die germanischen Volksgesänge vor und während der Wanderung sind in ihrer ursprünglichen Gestalt für uns verloren gegangen, wenn gleich, nach einer Angabe bei Einhard, Karl der Große dieselben sammeln ließ.

Den Geistlichen waren die profanen Lieder, in denen noch heidnische Elemente lagen, ein Gräuel, und da sie den Einfluß derselben auf die Gesinnung des Volkes erkannten, so bemächtigten sie sich ihrer und änderten entweder den Stoff, indem sie derselben Sprache einen andern Inhalt gaben, oder die Form, indem sie die Volksgesänge in lateinische Verse brachten, um sie den Ungebildeten unzugänglich zu machen. Die Capitularien Karls des Gr. enthalten strenge Rügen und Verbote gegen die deutschen Volksgesänge, die auf freien Plätzen um die christlichen Heiligthümer gesungen zu werden pflegten. Aber Vieles aus den alten Götterliedern, was die christliche Zeit nicht mehr zu singen erlaubte, war dem Gemüthe des Volkes so tief eingeprägt, daß es aus dem Götterkreise auf irdische Heldengestalten und geschichtliche Situationen, ja selbst auf christliche Heilige übertragen wurde. Auch läßt sich auf den Inhalt mancher Sagenkreise noch aus den lateinischen Geschichtsbüchern des Jornandes und Paul Warnefried (Paulus Diaconus) schließen, indem jener in seiner Geschichte der Gothen, dieser bei der Darstellung der Heldenthaten der Langobardenkönige, namentlich des Alboin epische Volksgesänge benutzt zu haben scheint.

Bei Paul Warnefried mögen diese Volksgesänge um so reiner geblieben sein, als sich die Langobarden das Fremde nicht so leicht und schnell aneigneten, wie andere deutsche Stämme, sondern dem Römerthum lange feindlich gegenüberstanden. Auf ähnliche Weise benutzte der Mönch Saxo Grammaticus in seiner dänischen Geschichte die alten skandinavischen Sagen und Lieder. — Durch die Wanderzüge des germanischen Volks in die römischen Provinzen war eine Wechselwirkung der lateinischen und griechischen Dichtungen auf die deutsche, und dieser auf jene unvermeidlich, und da das Bestreben der mittelalterlichen Poesie darauf gerichtet war, die Ereignisse der Wirklichkeit zu überbieten und das Wunderbare in ihren Kreis zu ziehen, so setzte sie sich sorglos über Zeit und Raum hinweg, verknüpfte historische Begebenheiten, die Jahrhunderte aus einander liegen, mit einander auf ganz unbestimmtem geographischen Boden und zog die Geisterwelt in die wirkliche herein. Daraus entstand die romantische Poesie, die hauptsächlich in den Ländern, wo die romanischen Sprachen über die germanische der eingewanderten Völker den Sieg davon trugen, Wurzel faßte.

II. Die Literatur in den Händen der Geistlichen.

a) Die Zeit vor den Kreuzzügen.

§. 3. Uebersetzungen. Die ersten Verkünder des Christenthums unter den heidnischen Germanen sahen bald ein, daß die Verbreitung des Evangeliums nur vermittelst der Volkssprache von Erfolg sein könne. Darum übersetzte schon Ulfilas († 388), ein aus einem Kriegsgefangenen zum Bischof der Westgothen erhobener Grieche aus Kleinasien, fast die ganze Bibel A. u. N. Test. in das Gothische, nachdem er zuvor mittelst der Runen, die er mit griechischen Buchstaben vermehrte, die gothische Schriftsprache geschaffen. Seine Uebersetzung, wovon sich der älteste sogen. silberne Codex in Upsala befindet, ist, als ältestes Denkmal eines der ausgebildetsten germanischen Sprachdialecte, von der größten Wichtigkeit. — In ähnlichem Geiste wirkten unter den Karolingern mehrere Mönche und Priester, nachdem zuvor die sogen. Glossarien des Rabanus Maurus u. A. dergleichen Uebersetzungen möglich gemacht hatten. Aus dieser Zeit stammen die beiden ältesten Denkmale christlicher Dichtung, das „Wessobrunner Gebet", aus den letzten Jahrzehnten des achten, und „Muspilli", aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts. Beide sind christliche Dichtungen mit heidnischen Nachklängen. Das erstere, in dem bayerischen Kloster Wessobrunn entdeckte Gedicht knüpft an eine der jüngern Edda entlehnte Darstellung von dem Ursprung der Welt das Gebet um Tugend an; das zweite, ein Bruchstück eines althochdeutschen Gedichts „vom jüngsten Gericht", hat gleichfalls einen christlichen Inhalt; doch läßt sich dabei nicht verkennen, „daß auf die Behandlung der neutestamentlichen Lehre von den letzten Dingen, die uns hier vorliegt, heidnische Reminiscenzen von wesentlichem Einflusse gewesen sind, wie denn nicht allein das Wort Muspilli ursprünglich die Feuerwelt der deutschen Mythologie bezeichnet, sondern auch die Art und Weise, wie der Verfasser Elias und den Antichrist einander gegenüber stellt, ganz dem Verhältnisse entspricht, in welchem, nach den religiösen Vor-

stellungen des germanischen Heidenthums, Thorr und Surtr zu einander standen." — Bedeutender jedoch wurden die literarischen Bestrebungen der Geistlichen erst unter den
† 1022. sächsischen Kaisern, als Notker Labeo, Mönch in St. Gallen, ein weiser Mann, der vier Sprachen verstand und wegen seiner der Muttersprache zugewandten Thätigkeit bei seinen Genossen den Beinamen „der Deutsche" führte, die Psalmen übersetzte, und selbst unter den fränkischen Kaisern, die der Literatur so wenig Aufmunterung gaben, verfaßte Williram (Abt zu Ebersberg in Bayern, † 1085, in Fulda gebildet) eine Auslegung des „Hohen Lieds", ein im Mittelalter weitverbreitetes und vielgelesenes Werk, wenn es gleich in Sprache und Form die poetische Armuth der Zeit durchschauen läßt.

§. 4. Die Evangelien-Harmonien. Im Süden von Deutschland, wo man der romanischen Cultur näher war, gewann durch den Eifer britischer Missionare das Christenthum bald festen Boden, und es entstanden Klöster und Pflanzschulen, die sich der Volksbildung annahmen. Am einflußreichsten waren in dieser Beziehung
Rabanus Maurus † 856. die Abteien St. Gallen und Fulda. Hier wirkte Rabanus Maurus (später Erzbischof von Mainz) anregend auf mehrere begabte Schüler; dort fanden bei den gelehrten Benediktinermönchen wissenschaftliche Bestrebungen stets Schutz und Aufmunterung. Unter Rabanus' Schülern sind besonders berühmt geworden Walafried Strabo (der Schieler), Abt von Reichenau, durch Verbesserung der Kirchenmusik, und
Otfried c. 870. Otfried, Mönch von Weißenburg im Elsaß, durch seine in althochdeutscher Mundart und in gereimten Versen abgefaßte Evangelienharmonie „der Krist", die in fünf Büchern das Leben und die Lehrthätigkeit Jesu von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt darstellt und die heidnischen Heldenlieder, die noch immer im Munde des Volkes fortlebten, vollends verdrängen sollte. — Einen interessanten Gegensatz zu Otfried's Werk, das viele lyrische und didaktische Stellen und mancherlei mit dem Gegenstand seiner Dichtung nicht nothwendig zusammenhängende Betrachtungen, nicht selten in ermüdender
c. 830. Ausdehnung, enthält, bildet der Heliand (Heiland), oder die niederdeutsche Evangelienharmonie, die ein sächsischer Bauer im Auftrage Ludwigs des Frommen verfaßt haben soll. Hier, wo das Christenthum viel später Eingang fand, als in Süddeutschland, und wo die romanische Cultur den germanischen Volksgesang noch nicht ganz verdrängt hatte, schloß sich die Bearbeitung der Evangelien mehr an die alte Form der Heldenlieder an und bewahrte daher treuer den epischen Charakter als das von lyrischen Elementen durchzogene Werk Otfrieds. Jener bleibt bei der einfachen Erzählung und hält sich an die altdeutsche Alliteration (Stabreim), wogegen Otfried öfters Betrachtungen einflicht und Reim und Strophe anwendet.

Die heidnische Alliteration herrscht noch in dem erwähnten Wessobrunner Gebet, das etwa 100 Jahre früher verfaßt wurde und die Grenzscheide des Heidnischen und Christlichen bezeichnet. Otfried entlehnte aus dem lateinischen Kirchengesang den Endreim und führte ihn zuerst an die Stelle der Alliteration in die deutsche Poesie ein, wobei jedoch Maß und Charakter der alten epischen Langzeile unverändert blieben. Wie die zwei Vershälften, aus denen sie besteht, bisher durch die Alliteration, durch den Anreim, so wurden sie nun durch den Endreim zusammengehalten und zu einer metrischen Einheit verbunden.

§. 5. Geistliche Dichtungen unter den Karolingern und Ottonen. Die Beschäftigung mit der deutschen Sprache mußte die Geistlichen auf die Volksdichtung führen, aus der man jene allein kennen lernen konnte. Anfangs mochten sie wohl im christlichen Eifer manche der heidnischen Lieder vertilgt haben, aber später eigneten sie sich dieselben an und legten theils der alten Form christliche Stoffe unter, oder sie gaben den Volksgesängen eine neue Form. Von jener Art ist das bekannte Ludwigslied oder Siegeslied über die Normannen zu Ehren des Karolingischen Königs Ludwig III. († 882).

Wenn man dieses mit dem angelsächsischen Liede auf Athelstan's Sieg über die Dänen bei Brunanburg (937) vergleicht, erkennt man leicht die verschiedene Richtung der christlichen und heidnischen Dichter. Denn während das letztere den Leser mitten in die Schlacht unter gespaltene Schilde und gestürzte Banner versetzt, tritt Ludwig als Diener Gottes auf, singt mit seinen Kriegern vor dem Treffen Kyrieeleison

und nach demselben ein Tedeum. — Das Ludwigslied rührt wahrscheinlich von einem Mönch Hucbald († 930) aus dem Kloster St. Amand sur l'Elnon her, das nahe bei dem Schlachtfeld lag, und wo man sich der altdeutschen Literatur eben so thätig annahm, wie in St. Gallen und Fulda.

Die Herstellung des römischen Kaiserthums durch Otto den Großen war für das gesammte christliche Abendland eine große zukunftreiche Begebenheit. Der Verkehr mit Italien gab zur Verbreitung der Künste und Wissenschaften nach Deutschland einen mächtigen Anstoß; die ausländischen Königinnen Adelheid und Theophano, die in Italien und Constantinopel den Werth und die Vorzüge tieferer Bildung und feinerer Lebensformen kennen gelernt hatten, begünstigten und förderten das geistige Leben und wurden in ihren Bestrebungen nicht nur von einheimischen und ausländischen Prälaten, wie Willigis, Bernward, Gerbert u. A., sondern auch von einigen Gliedern der sächsischen Kaiserfamilie, namentlich Otto's II. Schwester Mathilde unterstützt. So kam es, daß in Magdeburg, Halle, Bremen, Bardewick u. a. O. eine treffliche Cultur aufblühte, daß in den deutschen Städten sich Domkirchen und Klostergebäude erhoben, welche die Bauwerke der karolingischen Zeit weit hinter sich ließen, daß in Sachsen sowohl die bessere Bodencultur und das aufblühende Städte- und Industrieleben, als die religiöse und kirchliche Bildung, der feierlichere, durch Musik und Kunst getragene Gottesdienst u. A. m. den großen Aufschwung kund gaben, den das ganze geistige Leben genommen. Und wenn auch diese hohe Cultur durch das wilde Kriegsgetümmel der folgenden Jahre wieder unterging, so bewahrten doch die durch die Ottonen gegründeten Lehranstalten (worunter die von Otto's I. Bruder Bruno gestiftete Schule zu Köln den ersten Rang einnahm) die Keime der Bildung. Die Klosterschulen hatten unter der neuen Anregung einen erfreulichen Aufschwung genommen. St. Gallen und Reichenau gediehen zu ihrer schönsten Blüthe; in Hersfeld, Fulda und Corvey trieb man die Wissenschaften mit großer Vorliebe, aber auch in den Nonnenklöstern zu Gandersheim und Quedlinburg lasen die Mädchen neben den Heiligenleben bald den Virgil und Terenz, und die schöne Herzogin Hedwig von Schwaben, Tochter von Otto's I. Bruder Heinrich, die in ihrer Jugend griechisch gelernt, erheiterte die Tage ihres Wittwenstandes auf ihrer Veste Hohentwiel mit dem Lesen lateinischer Dichter, die ihr der Mönch Eckehard von St. Gallen erklärte. Die Nonne Rhoswitha aus dem Kloster Gandersheim bearbeitete Heiligengeschichten in dramatischer Form nach dem Vorbilde des Terenz und pries in Hexametern die Großthaten Otto's I., eine historische Erzählung in epischem Gewande mit einer durch ihre Stellung zum sächsischen Herrscherhause gebotenen Rückhaltung und Vorsicht. Selbst die Gesänge der Nibelungen hat nach „der Klage" ein Schreiber in ein lateinisches Buch geschrieben. Der kaiserliche Hof der Ottonen war der Sammelplatz aller hervorragenden Geister des Abendlandes; die gelehrte Bildung der Zeit sammelte sich wie in einem Brennpunkt damals in Magdeburg und Quedlinburg und durchdrang von da aus die deutschen Länder. Es wurde früher bemerkt, daß der Mönch Eckehard von St. Gallen das altdeutsche Volksgedicht „Walther von Aquitanien" in lateinischen Hexametern bearbeitete. Ein Seitenstück dazu bilden die lateinischen Bruchstücke eines andern Volksgedichtes in gereimten Versen, des „Ruodlieb", von einem Mönch des Klosters Tegernsee, worin schon ein verfeinertes Ritterleben durchleuchtet. Eckehards Neffe und Schüler war der erwähnte Notker, gewöhnlich Labeo genannt, der die Psalmen und andere Bücher der H. Schr. übersetzte.

Der Ruodlieb. Ein Edler hatte längere Zeit bei einem König in Aegypten treffliche Dienste geleistet; als ihn seine Mutter zur Heimkehr auffordert, ließ der König ihm die Wahl zwischen Weisheit oder Gold als Lohn. Ruodlieb wählt Weisheit und erhält von dem König zwölf Lehren, die nun im Verlaufe des Gedichtes an dem Helden durch Erfahrung erprobt werden. Heimlich gab ihm aber der König noch große Schätze mit, die er ihm in zwei Brode backen ließ.

§. 6. Die Dichtkunst unter den fränkischen Kaisern. Wie alle ereignißvollen Zeitläufe, wo Wechselfälle und rasche Uebergänge einander drängen, eine zwiefache Gemüthsrichtung hervorbringen, religiöse und contemplative Vertiefung und als Gegensatz Weltlichkeit und sinnliche Genußsucht; so sehen wir auch in der Zeit des Investiturstreits

eine geistliche Literatur, die sich mit Vorliebe in die Mysterien des Glaubens, in die letzten Dinge, in die Schrecknisse der Hölle und die Angst des jüngsten Tages versenkt, neben leichtfertigen Sitten, neben Gefallsucht und Weltlust einhergehen, welche zu Strafreden und Rügen herausfordern. So verfaßte ein Mönch Ezzo das Lied „von den Wundern Christi“ als Einleitung zu dem größern Werk „von dem Anegenge“; ein anderer schrieb „das Buch von der Schöpfung“. In dem „Merigarto“ besitzen wir das Bruchstück einer Weltbeschreibung in Reimprosa; in einer andern geistlichen „Rede“ eine schwungvolle Schilderung der Freuden des Himmels und der Schrecken der Hölle in sinnlich ausmalender Poesie. Eine Klausnerin, Frau Ava, verfaßte ein „Leben Jesu“ mit „wohlthuender Sinnigkeit“; die Urstende geben eine legendarische Erzählung von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt. Dagegen werden in den moralisirenden Lehrgedichten des „armen Knecht Heinrich“, „vom Pfaffenleben“ und „von des Todes Gehügede“ die Hoffahrt, Ueppigkeit und Sinnenlust gerügt, die unter allen Ständen, insbesondere bei der Geistlichkeit und in der Frauenwelt eingerissen waren. Wahrscheinlich ist derselbe Dichter auch der Verfasser des „gemeinen Lebens“, worin jenen Schilderungen die Schrecken des Todes und die Eitelkeiten dieser Welt als Kehrseite gegenüber gestellt werden. Die meisten dieser poetischen „Reden“, in denen geistliche Dichter im tadelnden Gegensatz zu der herrschenden Weltlust auf die Lehren der Religion und das dauernde Glück im Jenseit hinweisen, gehören dem südöstlichen Deutschland und den Gegenden am Niederrhein an. Die prophetischen Aussprüche vom „Antichrist“, vom jüngsten Tag und von der Welt Untergang, die in der „sündbewußten Zerknirschung“ jenes Geschlechts einen Anhalt fanden, lieferten den Stoff zu vielen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts. Damit hingen dann die dichterischen Lobpreisungen auf die Himmelskönigin Maria zusammen, in der man sich die kräftigste Fürsprecherin der Menschen bei dem letzten Gericht dachte und deren Cultus von der Zeit an vor jedem andern verherrlicht ward.

Aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. stammen drei geistliche Dichtungen, die zu den bedeutendsten Erzeugnissen der Zeit zu rechnen sind: 1. Das Lied „von den Wundern Christi“, das der Mönch **Ezzo.** Ezzo verfaßte, „ein weiser und gelehrter Mann“, welcher den Bischof Gunther von Bamberg auf die große Pilgerfahrt nach Jerusalem begleitete (1065) und wozu ein anderer, Namens Willo, die Weise fand, ein Gedicht von solcher Wirkung, daß Viele, die es hörten „eilten sich zu münchen“ (in den Mönch- **Das Buch von der Schöpfung.** stand einzutreten). 2. Das Buch „von der Schöpfung“, eine kleine durch Inhalt und Sprache hervorragende Dichtung, „die Arbeit eines ernsten und gehobenen Geistes“, eine sinnbildliche Darstellung der Schöpfung und Erlösung, der Geburt und Wiedergeburt der Menschheit, womit „der Kern der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, die Einschärfung der selbstlosen Liebe zu Gott und Menschen und die Zuversicht zu Christus“ verknüpft ist. 3. Die „vier Evangelien“, oder das ältere Gedicht „von **Anegenge.** dem Anegenge“, eine ausführlichere „Rede“, die wohl denselben Mönch Ezzo zum Verfasser hatte und der das erwähnte Lied „von den Wundern Christi“ als Einleitung diente. Wie die beiden ersten enthält auch das Buch von den vier Evangelien ein kurzes Leben Christi mit Hinzufügung der Vorbildlichkeiten aus der Geschichte des Alten Bundes, anhebend (den ersten Worten des Evangeliums Johannis gemäß) mit der Schöpfung der Welt und des Menschen und darum „von dem Anegenge“ genannt. In demselben wird das Verhältniß zwischen Schöpfung und Erlösung, zwischen dem alten und neuen Bunde in bildlicher Sprache vorgeführt und daran die Mahnung geknüpft, „im Vertrauen auf den guten Führer den Kampf mit dem Bösen um unser Erbtheil zu kämpfen unter dem Segel des Glaubens auf dem Meere dieser Welt zum Himmel, unserer Heimath, zu steuern“. Denselben Gegenstand behandelt auch das jüngere „Anegenge“ aus dem 12. Jahrhundert, aber mit weniger Schwung und gesuchter Rhetorik.

Die trübe Stimmung über die einreißende Unsittlichkeit der Zeit findet in den Lehrgedichten eines österreichischen Schriftstellers der Laienwelt „der arme Knecht Heinrich“ genannt „von des Todes Gehügede“, „vom Pfaffenleben“, „von gemeinem Leben“ einen deutlichen Ausdruck. Nachdem er die Hoffahrt und Ueppigkeit der Pfaffen gerügt, „die da wähnten das Himmelreich mit herrlicher Speise, mit wohlgestrehltem Barte und hochgeschornem Haare erwerben zu können und durch ihr böses Beispiel die Laien verleiteten, so daß der Blinde den Blinden in die Grube führe“, wendet er sich gegen die Frauen, „die einhergehen in langen Gewanden, daß der Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem hoffärtigen Gange desto besser stehe, die mit fremder Farbe auf der Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand wegstreben“ und tadelt

endlich die Ritter wegen ihrer schlimmen Sitten, „daß sie den Armen nichts geben und in ihrer Unterhaltung nur buhlerische Reden führten und sich des Bösen rühmten, das sie gethan". In dem Gedichte „vom Pfaffenleben", wird mit scharfen Worten gerügt, „wie sich die Geistlichen in das neue gehobene Leben des Ritterstandes einmischen, wie sie Becher reichen, auf weichen Polstern manches Spiel beginnen, von Minne reden, davon sie viel schreiben hören, und von dem Umgang mit wohlgethanen Weibern wohl gerne die Laien ausschlössen, da sie doch keine um sich dulden sollten als Mutter oder Schwester."

b) Die deutsche Dichtung im Zeitalter der Kreuzzüge.

§. 7. Entwickelungsgang. Im elften Jahrhundert war noch die gesammte Literatur in den Händen der Geistlichkeit und fast durchgängig in lateinischer Sprache. Erst die Kreuzzüge, welche die Ritterschaft in den Vordergrund des handelnden Lebens stellten und die Wirkungskreise beider Stände zu einem gemeinsamen heiligen Ziel vereinigten, führten die Laienwelt auf dem Gebiete der Dichtkunst zunächst zum Wettkampf mit dem Klerus und endlich zum Sieg und riefen zugleich für die Muse der Poesie und des Gesanges den Gebrauch der Volkssprache hervor. Und mit solcher Macht trat diese bald in die Schriftwelt ein, daß sie bereits im 13. Jahrhundert in Italien und Frankreich auch in geschichtlichen Werken, in Deutschland in Predigten und Andachtsbüchern in Anwendung kam. Noch einige Zeit versuchte die Geistlichkeit sich im Alleinbesitz der Dichtkunst zu erhalten und das Interesse durch Gedichte religiösen oder geschichtlichen Inhalts, durch Legenden und Erzählungen aus der Heiligengeschichte und aus der alten Welt zu fesseln. Selbst die Kreuzzüge, welche im Anfang vorwiegend einen kirchlichen Charakter trugen, boten Seiten dar, welche sie in ihrem Sinn verwerthen konnte. Die Dichter durften nur das Morgenland und die Kämpfe gegen die Ungläubigen in den Vordergrund stellen, die Landessprache und die neue leichtere Verskunst in Anwendung bringen und das ritterliche Kriegsleben, an dem der geistliche Stand ja bis dahin stets den regsten Antheil genommen, in die Darstellung verweben. So entstanden nach französischen Vorbildern zwei der vorzüglichsten Epopöen des früheren Mittelalters, das Rolandslied und das Alexanderlied. Ja selbst als Frauendienst und Minne das höfische Ritterleben und die romantische Poesie zu durchdringen und zu beherrschen begann, wußte der Klerus noch seine Stellung zu behaupten, indem er den Cultus der Maria zum Gegenstand seiner „Gottesminne" machte. In den die Verherrlichung der Himmelskönigin geweihten Marienliedern konnten noch die geistlichen Dichter mit den weltlichen Hand in Hand gehen. Erst als die ritterlichen Sänger ihre Muse der irdischen Liebe zuwandten, mußten jene das Feld räumen. Und nun nahm die deutsche Dichtung einen freieren Gang und einen höheren Flug. Wenn der lyrische Minnegesang sich in das Gemüths- und Naturleben versenkte und die gesellschaftlichen Kreise an den Fürstenhöfen und auf den Ritterburgen zu beleben und zu verschönern beflissen war; so benutzten die epischen Dichter die bretonisch-französischen Heldensagen, um die Lebensinteressen der adeligen Stände zu fesseln und zu heben, indem sie entweder, wie Gottfried von Straßburg in „Tristan und Isolde", die persönliche Liebe zum Mittelpunkt des poetischen Schaffens erhoben und in das Gemüthsleben der Ritter- und Hofwelt einführten, oder, wie Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival", dem Ritterwesen außer der Frauenliebe noch eine tiefere religiöse Unterlage schufen und in das Ideenleben der Zeit versetzten. — Und während die ritterlichen Sänger das lyrische Natur- und Liebeslied in mannichfachen Tönen und Weisen aber mit einförmigem Inhalte pflegten und ausbildeten, und die größten Dichter ihr künstlerisches Talent an fremdländische Rittersagen verschwendeten, wurde auch im Stillen von unbekannten, aber kunstgeübten Händen das altnationale Epos von den Nibelungen und von der Kudrun in neue Formen gegossen und als stolze Schöpfung des germanischen Geistes der Nachwelt überliefert. — Mittlerweile war das Ritterthum von seiner idealen Höhe herabgestiegen; andere Interessen und Geistesrichtungen hatten in den Gemüthern Wurzel geschlagen. Da lenkten die Laien-

dichter wieder mehr und mehr in die alten Bahnen der geistlichen ein, indem sie die **Lehrdichtung** anbauten oder aus der **christlich-religiösen Sagenwelt** und der **Geschichte** ihre Stoffe nahmen.

1. Die letzten Dichtungen der Geistlichkeit.

§. 8. **Legendendichtung.** Im Anfang der Kreuzzugsperiode trug die deutsche Dichtkunst noch denselben Charakter, den wir früher bezeichnet haben, und auch die Orte, wo sie besonders gepflegt wurde, blieben dieselben, das südöstliche und nordwestliche Deutschland. Sie war noch vorherrschend religiöser Art, beschränkte sich aber nicht mehr auf das Leben und Leiden Jesu, nicht mehr auf die Evangelien und die Geschichte der Apostel, sondern erweiterte ihre Kreise durch Herbeiziehung von Sagen und Erzählungen aus dem weiten Gebiete der heil. Geschichte, wie sich dieselbe im Laufe der Zeit durch die thätige Phantasie der Kirchenmänner und die gläubige Hingebung der Völker theils schon ausgebildet hatte, theils noch fortwährend im Ausbilden begriffen war.

So wurde in der unvollständig erhaltenen Legende „Pilatus", wo sich zuerst ein reiner Reim und sorgfältiger Versbau finden, Abendland und Morgenland in Verbindung gesetzt, indem der bekannte römische Landpfleger zum Sohn eines rheinischen Königs und der Pila, der Tochter des Müllers Atus, gemacht wird, der seinen zweiten Namen Pontius von seinen Thaten in dem kriegswilden Pontus erhalten hat und endlich von Herodes nach Judäa berufen nach der Kreuzigung Jesu sich das Leben nimmt. So wurde die altberühmte Sage von Josaphat, dem bekehrten indischen Fürstensohn, ins Lateinische übersetzt und ging dann in alle Länder und Sprachen über.

Schon im elften Jahrhundert, noch ehe die kriegerischen Eroberungszüge der Kreuzritter in Bewegung kamen, pflegten Tausende von friedfertigen Pilgern die gefahrvolle Reise nach dem Morgenlande zu unternehmen. Es waren besonders Priester und Mönche, die den christlichen Sagenschatz, den sie aus der Heimath mitbrachten, im Umgang mit den geistlichen Hirten und Brüdern der fremden Erde durch Mittheilung und Austausch gemehrt haben mochten. Die Leiden und Gefahren, denen sie auf ihren Zügen ausgesetzt waren, erhöhten das Verständniß und Interesse für die alten Märtyrer- und Heiligengeschichten und brachten das Vergangene und Ferne der Gegenwart näher. Was sie aus alten Erzählungen in sich aufgenommen, was sie auf der langen Pilgerreise von Andern gehört hatten, verbanden sie zu einem massenhaften Stoffe heiliger Sagen, „in dem kein nationaler Unterschied trennte, der in dem weltbürgerlichen Christenreiche bald ein Allgemeingut ward". So entstand eine Welt von Legenden, „in der sich die entferntesten Völker, die alten und neuen Sprachen, der Osten und Westen in ihren Ueberlieferungen in der mannichfaltigsten und ausgedehntesten Weise berührten". Zunächst von Geistlichen in lateinischer Prosa verfaßt, wurden sie bald in alle Sprachen übertragen und in poetisches Gewand gekleidet und bildeten, als die Kreuzzüge das altchristliche Märtyrer- und Heldenthum näher führten, auch in Deutschland den Mittelpunkt der dichterischen Literatur und Unterhaltung.

Die schöne niederrheinische Erzählung von der „Crescentia", einer Heiligen, die ungerecht verleumdet viele Verfolgungen erduldet, aber unter allen Leiden treu und standhaft bleibt und endlich mit ihrem Gemahl das Klosterleben wählt, scheint lange bekannt gewesen zu sein, ehe sie in die Kaiserchronik eingefügt ward. Zugleich wurde der **Mariencult**, unter dem Einfluß des Minne- und Frauendienstes wie im Leben und in der Kunst, so auch in der Poesie mehr ausgebildet. Die Lyrik befaßte sich vorzugsweise mit dem „Lob der Jungfrau Maria" und das „Leben der Maria" vom Pfaffen **Wernher von Tegernsee**, um 1173 aus dem Lateinischen des Hieronymus übersetzt, in 3 Theilen („liet") gehört nach Form und Inhalt zu den schönsten Producten der Zeit. Würde und Wärme in der Darstellung, schlichte Einfalt und Gemüthlichkeit in Ton und Sprache und poetischer Bilderschmuck zeugen von ungewöhnlicher Dichtergabe.

Wie die alte Heldendichtung, welche unter den kirchlichen und fremdartigen Einflüssen im Bewußtsein des Volkes mehr und mehr zurücktrat, und von den neueren Dichtern und Chronikschreibern als Fabel und Lüge verworfen ward, von einem Mittelpunkt aus immer weitere Kreise zog, immer neue Gestalten in die Sage einflocht, so auch die Legende. Gleich Dietrich, Arthur und Karl bildete auch Christus den Kern, um den sich dann zunächst die heiligen Namen des neuen und alten Testamentes lagerten mit eigenen Lebens-

kreisen, aber wie Wandelsterne von der Sonne, abhängig und bestimmt von der himmlischen Kraft und Herrlichkeit des Gottessohnes. Und wie in der Kirchenlehre die Zahl der Himmlischen stets zunahm und in der Volksandacht die göttliche Gestalt des Heilandes zurückdrängte, so mehrte sich auch in der kirchlichen Volkspoesie der Kreis der Heiligengeschichten fort und fort. Aus allen geschichtlichen Erscheinungen erkennen wir, wie wunderbar das Seelen- und Gemüthsleben beschaffen war, in welchem die christliche Menschheit jener Zeit sich bewegte, wie die Völker unter dem Banne religiöser Schwärmerei und Phantasiegebilde die Tage verträumten, wie der gläubige und abergläubische Sinn der christlichen Welt allenthalben Wunderkräfte und himmlische Erscheinungen erblickte, allenthalben die Nähe göttlicher Wesen ahnete. In diesem Zauberkreis war auch die dichterische Thätigkeit befangen. Während das deutsche Volk früher bei den Heldensagen der Vorwelt weilte, wandelte es jetzt unter Heiligenleben und Wunderlegenden, und selbst die Geschichte wußte mehr von den Kloster- und Kirchenheiligen zu berichten, als von den Thaten der Kaiser. Am Rheine hatte man die Lieder vom Siegfried und vom Wormser Königshof vergessen über den Sagen, womit die dichterische Phantasie die Gestalt des Erzbischofs Anno umgeben. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in die Einzelheiten dieser Legendenwelt einzugehen; der Fleiß und Forschungstrieb unserer Sprachgelehrten haben einen solchen Reichthum zu Tage gefördert, daß man sich die Verbreitung und Mannichfaltigkeit derselben kaum zu groß denken kann. Die Geschichten der Heiligen und Märtyrer beschäftigten die Mußestunden des gelehrten Mönchs in der stillen Zelle, stärkten und ermunterten den Pilger auf der gefahrvollen Wanderschaft, füllten die Seele des Volkes an den Andachtstätten und im häuslichen Kreise. Mit gläubigem Herzen nahmen Alle die wunderbaren Sagengebilde in sich auf, die sie bald mit Schauder und Mitleid durchschütterten, bald mit beseligenden Gefühlen und erhebenden Hoffnungen belebten. Ohne eine Spur von Kritik oder Zweifelsucht, ohne eine Ahnung von den historischen oder natürlichen Unmöglichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten versenkten sich die Menschen in die bunte Welt romantischer Dichtung und Sage, worin räumlich und zeitlich Getrenntes, Heimisches und Fremdes, fabelhafte Erzählungen von wunderbaren Erlebnissen, Schicksalen und Abenteuern öfters an einen bekannten Namen, an eine in Geschichte und Tradition gefeierte Persönlichkeit geknüpft, hie und da auch mit Zusätzen aus dem Kreuzfahrerleben vermehrt, der gläubigen Einfalt und Phantasie vorgeführt wurden. Die Wirklichkeit war so reich an wunderbaren Erscheinungen, die Phantasie war so angefüllt mit fremdartigen Eindrücken und Bildern, daß man Nichts für unglaublich hielt, daß je gesteigerter und übertriebener die Erzählung oder Schilderung war, sie um so größeres Wohlgefallen erregte.

Die Legende Wernhers vom Niederrhein von der heil. Veronica, die in ihrem Schweißtuche des Heilands Bild auffaßt, das den kranken Kaiser Titus heilt, wurde Gemeingut des christlichen Volkes in Poesie und Kunst, und die Sage von dem irischen Ritter Tundalus, der in einem todähnlichen Schlafe durch Hölle und Himmel geführt die Qualen der Verdammten und die Herrlichkeiten der Seligen anschaute, war in lateinischer, deutscher und provençalischer Bearbeitung vorhanden und führte lange vor Dante die christlichen Vorstellungen von dem jenseitigen Leben in die Poesie ein.

§. 9. Annolied und Kaiserchronik. Bald wurden mit den religiösen Erzählungen auch geschichtliche Namen und Begebenheiten in buntem Durcheinander und mit merkwürdigen Zeitverstößen verbunden. Wenn es in der nüchternen Geschichtschreibung keinen Anstoß erregte, daß der Ursprung der Franken auf Troja zurückgeführt, und das deutsche Kaiserthum als unmittelbare Fortsetzung der römischen Imperatorenherrschaft seit Julius Cäsar dargestellt ward, so wird man sich nicht wundern, daß der wahrscheinlich dem niederrheinischen Kloster Siegberg angehörende geistliche Dichter des „Annoliedes“ nicht nur Alles zusammenstellt, was sich aus dem Leben des „Heiligen“ zu dessen Ruhme, aus seinen Wundern zu dessen Verherrlichung sagen ließ, sondern daß er auch, um auf den Ursprung Kölns und seines Erzstuhles zu kommen, mit der Schöpfung und dem Sündenfall beginnt, und nachdem er die Städtegründungen von Ninus an und die vier Weltreiche nach Daniels Traum vorgeführt, den Julius Cäsar mit den deutschen Völkern, den Schwaben, Annolied u. Kaiserchronik.

Baiern, Sachsen und Franken in Verbindung bringt; daß ferner der Verfasser der „Kaiserchronik“, während er über die Lügenhaftigkeit der altdeutschen Heldendichtung eifert, eine Menge kleinerer und größerer Erzählungen, worin alte und neue Geschichte, Legende, Novelle, Märchen, Fabel, Anekdote in wunderlicher Weise durch einander geworfen sind, in den Rahmen eines fabelhaften Zeitbuches des christlich-römischen Reiches kleidet. Die Wahrhaftigkeit war in den neuen Dichtungen nicht größer als in der Heroensage: „aber das Interesse der Zeit suchte jetzt andere Wunderthaten und Abenteuer; der christliche Heroismus ward die Bewunderung der Gegenwart, die Thaten und Werke, die der heil. Geist verrichtete.“ Der Verfasser, der in Oesterreich gelebt zu haben scheint, wo sich auch die meisten Handschriften befinden, wollte durch sein Werk hauptsächlich religiösen Zwecken dienen, weßhalb er es auch ein „Goteslietׅ“ nennt. In dieser Beziehung schließt sich somit die Kaiserchronik oder, wie Maßmann sie nennt, „der Kaiser und der Könige Buch“ an die poetischen Bearbeitungen der biblischen Geschichten und der Heiligenleben an, während sie andererseits durch das Hereinziehen der Profangeschichten in den Kreis der christlichen Poesie den Uebergang zu den weltlichen Dichtungen bildet.

Im Annolied und noch mehr in der Kaiserchronik flicht der Dichter in die ganz unhistorisch und verwirrt dargestellte Geschichte der römischen Kaiser von Pompejus und Cäsar an (mit denen Karl der Große in Verbindung gebracht wird) eine Menge von Erzählungen, Legenden und Novellen ein, reiht deutsche und römische Geschichte an einander und verknüpft nach Art eines Märchens ganz verschiedenartige Dinge. Dieses kühne Verfahren, Altes und Modernes mit leichtfertiger Phantasie auf die confuseste Weise zu verbinden, die Geschichtserzählung als Rahmen für eine bunte Masse von Märchen, Fabeln und Legenden zu gebrauchen und an historische Namen und Begebenheiten fabelhafte Abenteuer und Wunder anzureihen, wurde durch die Kreuzzüge, wo sich Wahres und Erdichtetes so vielfach berührte, wesentlich gefördert. In dem Annolied, das ohne Zweifel in dem Berg'schen Kloster Siegburg zu Ehren des dort begrabenen heil. Anno († 1075) verfaßt ward, beginnt der Dichter nach der kurzen Bemerkung, daß er nicht Helden und irdische Kämpfe besingen, sondern auf das ewige Seelenheil hinführen wolle, mit der Schöpfung und dem Sündenfall, geht dann von der Schlacht zwischen Pompejus und Cäsar, die rasch und lebendig geschildert ist, auf Augustus und die Gründung Kölns über, erzählt die Verbreitung des Christenthums unter den (von den Trojanern abstammenden) Franken, deren erster Bekehrer in dieser Stadt seinen Sitz hatte und das unter seinen Bischöfen so viele Heilige zählt, schildert die Gräuel des Bürgerkriegs unter Kaiser Heinrich IV., und schließt mit dem Lobgesange Hanno's, des dreiunddreißigsten Nachfolgers des ersten Heidenbekehrers in der heiligen Stadt am Rhein. Die Kaiserchronik scheint ursprünglich von Jul. Cäsar bis auf Lothar II. gegangen und zwischen 1130—40 abgeschlossen worden zu sein. Dann wurde noch die Geschichte Konrads III. bis zu seinem Kreuzzug, vielleicht von dem Verf. selbst, hinzugefügt, Andere setzten dann seine Arbeit bis auf Friedrich II. und Rudolf von Habsburg fort. Ob der Dichter der Kaiserchronik das Annolied vor Augen gehabt, oder der Verf. des Annoliedes eines Theil seines Stoffes aus dem größern Werk geschöpft habe, oder ob beide eine gemeinsame ältere Quelle benutzten, ist eine Streitfrage. „In der Kaiserchronik und ihren einzelnen Bestandtheilen blickt man wie in eine Werkstätte des Geistes, wie in ein Lagerhaus des Verkehrs, wodurch die Sagendichtung des Mittelalters gestaltet und ausgebildet wurde. Die vielfältigsten Anlässe und Eigenheiten der romantischen Sagenschöpfung und Entstehung liegen hier wie zur Schau offen.“ Der um die Seele wie um die Ehre gleichmäßig besorgte Dichter, urtheilt Maßmann, gruppirte seinen Stoff nach großartigeren Anregungen als dem äußeren Rahmen der Kaiserreiche. „Es sind dies die rein menschlichen Klänge vom endlichen Lohne bewährter Treue und bewahrter Unschuld (Lucretia, Crescentia), von wunderbarer Führung Gottes durch Noth und Tod, Schiffbruch und Sclaverei, um sich die Herzen der noch heidnischen Menschen für den Sohn zu gewinnen, und die lang und weit Getrennten durch und für den neuen Glauben wieder zu vereinigen (Mechtilde, Faustinianus, Clemens). Es ist ferner das tapfere Märtyrthum für den neuen Glauben (Petrus, Paulus, Johannes, Laurentius), wie der ritterliche Kampf für denselben (Gottfried von Bouillon, Karl d. Gr.). Es sind die großen Versuchungen und Verfolgungen desselben (durch Julian und unter Theodosius, durch Nero, Domitian, Diocletian) bis zu dem Siege des Christenthums auf dem kaiserlichen Throne (unter Constantin). Um diese Grundpfeiler der Anschauung und Erbauung ranken sich die lebhaftesten und lieblichsten Bilder: schöne züchtige Frauengestalten (Lucretia, Thrasilla, Crescentia, Almenia im luftigen Lagergespräch mit Totila), daneben herrliche Heldengestalten tapfrer Herzöge (Adelgar, Totila, Collatinus, Titus, Dietrich, Gottfried), gerechter Könige und Kaiser (Trajan, Justinian, Karl); ferner die lebendigen Schilderungen von besonderen Kämpfen (des Titus, Adelgers, Dietrichs, Gottfrieds, Karls) und Weltschlachten wie Cäsars. Scheint dort bei den verborgenen Führungen des menschlichen Herzens ein Geistlicher zu sprechen, so wird uns bei jenen lebhafter gelungenen Schilderungen von Schlachten wieder ganz kriegerisch zu Muthe: Speere klirren, Schwerter klingen, Ströme Blutes rinnen; dazwischen wieder das Glitzern goldener Tischgefäße und Schüsseln, die zu fürstlichen Tafeln getragen werden.“

§. 10. **Das Rolandslied.** Wenn die Legendendichtung mehr auf die Zeit der Pilgerfahrten vor den eigentlichen Kreuzzügen hinweist, so sind zwei andere Werke geistlicher Dichter, das „Rolandslied" und das „Alexanderlied" aus dem Geiste dieser weltbewegenden Begebenheit selbst hervorgegangen. Wenn Geistliche ihre Muse auf Krieg und Waffenleben richteten, so begaben sie sich auf kein fremdes Gebiet. Wie oft zogen noch in der hohenstaufischen Periode Kirchenmänner mit Schild und Schwert ins Feld und führten Heere an. Und trugen denn die heil. Fahrten nach dem syrischen Lande nicht eben sowohl einen kirchlichen als ritterlichen Charakter? Es lag somit nahe, daß Kleriker ihre Belesenheit und Schriftkenntniß dazu anwandten, den Zeitgenossen Heldengestalten und Bilder aus der Vergangenheit darzustellen, welche mit den großen Ereignissen des Tages in ein Verhältniß gesetzt werden konnten, welche die religiösen Kämpfe früherer Generationen den Nachgebornen ins Gedächtniß riefen oder das ferne Morgenland, den Gegenstand der Sehnsucht, des Interesses, der frohen oder schmerzhaften Erinnerung, in neuer Gestalt vorführten; und die Kraft und Lebendigkeit, womit die beiden „Pfaffen" Konrad und Lambrecht die Schlachten und Waffenthaten und den Heldensinn der Kämpfenden schildern, geben den Beweis, daß sie ihre Darstellungen aus dem Leben und aus der eigenen Empfindung geschöpft haben. — Es ist bekannt, in wie naher Beziehung Karl d. Gr., auf dessen Person man alle bedeutenden Ereignisse und Institute des Mittelalters zurückführte, in der Phantasie des Volks zu den Kreuzzügen gedacht ward. Nicht nur, daß sein spanischer Feldzug als der Anfang derselben angesehen wurde; als die Bewegung anhub und alle Geister mächtig aufregte, hieß es, der Frankenkaiser sei aus seinem Grabe auferstanden, um die christlichen Völker nach Jerusalem zu führen; der Chalife von Bagdad sollte ihm einst die Schlüssel des heil. Grabes übersandt haben; Gottfried von Bouillon galt als Abkömmling desselben. „Was Wunder, wenn man bald den Zug Karls nach Spanien, der in französischen und spanischen Romanzen im Volke lebte, jetzt ins Auge faßte, seinen Kampf mit den Heiden in das Licht eines Kreuzkriegs, ihn selbst in die Glorie eines Gotteskämpfers, eines bewaffneten Heilands, und seine zwölf Pairs in den Glanz von gottberufenen ritterlichen Aposteln und Märtyrern stellte!" Kurz nach dem ersten Kreuzzug wurde die berühmte dem Bischof **Turpin** zugeschriebene lateinische Fabelchronik, die Hauptquelle aller Karlsagen, verfaßt und in Nord- und Südfrankreich und unter den Normannen waren schon frühe Lieder von Karl und Roland verbreitet. Sang doch der tapfere Taillefer schon in der Schlacht bei Hastings ein solches Lied. Mit der Begeisterung für die Kreuzzüge wanderte dann auch die Karlssage über den Rhein und regte zu deutschen Nachbildungen an. Zuerst geschah dies in dem „**Rolandslied**", das der **Pfaffe Konrad** nach einer französischen Darstellung im Dienste Heinrichs des Löwen verfaßte, welcher gleich seiner englischen Gemahlin Mathilde ein Freund ritterlicher Sagen war und in dem Zuge Karls nach Spanien ein Vorbild seines eigenen Zuges nach Palästina erblicken mochte.

Konrads Rolandslied „ist ganz durchglüht von dem Geiste der Kreuzzüge und der kriegerischen Atmosphäre Deutschlands zur Zeit Friedrichs und Heinrichs des Löwen". Karl der Große faßt, von einem Engel gemahnt, den Entschluß, die Heiden in Spanien zur Annahme des Christenthums zu zwingen. Als er bereits viele Burgen und Städte erobert hat, senden die „hoffärtigen" Heiden Friedensboten ab, um dem Kaiser, der als königlicher Prophet und Gottesstreiter auftritt und dessen Augen wie der Morgenstern leuchten, ihre Bereitwilligkeit, sich zu Christi Lehre zu bekehren, anzukündigen. Darauf beschließt Karl, Gesandte an den Hof des Heidenkönigs Marsil von Saragossa zu schicken, um sich von dessen wahren Absichten zu überzeugen. Auf Rolands Vorschlag wird die Gesandtschaft seinem Stiefvater **Ganelon** übertragen, der Anfangs aus Feigheit die Uebernahme weigert, dann aber, als ihn der Kaiser dazu zwingt, aus Groll auf Rolands Untergang sinnt, weil er glaubt, derselbe habe aus Eigennutz, um ihn zu beerben, den Rath gegeben. Von dem Heidenkönig mit Gold bestochen, bringt er, ein zweiter Judas, durch trügerische Botschaft Karl d. Gr. dazu, daß er aus Hispanien abzieht und Roland, den er als Unterkönig einsetzt, mit der Nachhut des Heeres in den Engpässen der Gebirge zurückläßt; aber in Folge des Verraths von Ganelon werden die christlichen Streiter in dem Thale von **Ronceville** von einem überlegenen Heer der Heiden überfallen und trotz ihrer Riesenstärke und wunderähnlichen Tapferkeit sämmtlich erschlagen. Der Kampf und der Tod der Helden, besonders Rolands und seines Freundes Olivier, sind trefflich geschildert. Karl, durch Rolands elfen-

beinernes Horn (dessen Schall auf Tagesweite gehört ward) zur Hülfe herbeigerufen, zieht mit einem Heer hin und rächt den Tod der Gefallenen durch eine Schlacht, worin die Heiden besiegt, Saragossa erobert und ihre Oberhäupter sammt dem König getödtet werden. Mit Karls Klage und der Bestattung der Todten, wobei allerlei Wunder geschehen, schließt das Gedicht. Karl kehrt nach Aachen zurück und hält Gericht über Ganelon, der wilden Pferden an den Schweif gebunden und von diesen durch Dornen geschleift und zerrissen wird. — Eine andere Bearbeitung des Rolandsliedes ist die von Stricker aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche jedoch der ersten an Einfachheit und Natürlichkeit weit nachsteht.

§. 11. Das Alexanderlied. In ganz anderem Geiste ist das Alexanderlied des Pfaffen Lambrecht gedichtet. Während im Rolandslied die Helden als Streiter Gottes auftreten, deren Handlungen ihren Hauptwerth durch die religiöse Gesinnung, durch den Kampf für den Glauben und für die Ehre Christi erhalten; wird in Lambrechts Dichtung die Thatenlust des Alterthums dargestellt, die in dem eigenen Ruhm, in dem siegesfrohen Bewußtsein der Kraftentfaltung ihre Befriedigung findet. Im Gegensatz zu Kaiser Karl, dem apostolischen Gotteskämpen, erscheint Alexander als Musterbild des alten Heldenthums, „das die ruhmvolle That um ihrer selbst willen ehrte und suchte"; nur insofern „als ihm nach der Sage am Schlusse seiner Laufbahn der höhere Sinn aufging, der des christlichen Kämpfers Laufbahn von vornherein bestimmen sollte, konnte auch Alexander einem Lambrecht ein ruhmwürdiges Gefäß zur Verherrlichung Christs und des Christenthums scheinen". Die Thaten und Schicksale des griechischen Heldenkönigs, der in Wirklichkeit Alles übertraf, was die Geschichte Großes aufzuweisen hat, sind schon im Alterthum bei allen Völkern des Morgen- und Abendlandes Gegenstand der Poesie, der Sage, des Märchens geworden. Auch die Perser und Araber feierten die Heroengestalt, welche die ganze Weltgeschichte in neue Bahnen gelenkt, und suchten sie in ihr nationales Geschichtsleben einzuflechten. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als das „vorübergerauschte Glanzbild" des Helden bereits zum Roman geworden war, faßte ein Grieche aus Alexandrien die zu seiner Zeit umlaufenden Geschichten und Sagen in eine Erzählung zusammen, die als „Leben Alexanders von Macedonien" dem Kallisthenes zugeschrieben ward und die ins Lateinische übersetzt allen späteren Romanen und epischen Gedichten, deren das Mittelalter eine zahllose Menge hervorgebracht hat, als Hauptquelle diente. Auch den deutschen Alexanderliedern eines Lambrecht, eines Rudolf von Ems, eines Ulrich von Eschenbach liegt der „Pseudokallisthenes" zu Grunde, sei es in der lateinischen Bearbeitung, oder in einer „wälschen" Nachbildung. Das französische Werk eines Elberich von Bisenzun (Besançon), Mönch zu Cluny, dem Lambrecht nach seiner Versicherung folgte, ist nicht näher bekannt; aber wie viel oder wie wenig der deutsche Weltpriester dem fremden Vorbild entlehnt haben mag, sein „Alexanderlied" ist durch die edle und würdige Haltung des Ganzen, durch die taktvolle Auswahl aus der großen Masse des angehäuften Sagen- und Märchenstoffes, durch die, wenn auch schmucklose und einfache, doch warme und kräftige Sprache und Darstellung in oberdeutscher Mundart eines der schönsten Erzeugnisse der mittelalterlichen Dichtkunst. „Ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben, schließt sich der rechte Ausdruck an seine kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede nicht selten wie mühlos zu." Mit dem Sinn für idealische Betrachtung verbindet Lambrecht jene Freude am Heldenhaften, die damals auch den Geistlichen eigen war.

Das Alexanderlied zerfällt in zwei Theile, wovon der erste sich mehr an die Geschichte anlehnt, der zweite voll Wundersagen und Märchen ist. Dort werden Alexanders Erziehung, wobei der Dichter die ritterliche Ausbildung der adeligen Jugend seiner eigenen Zeit vor Augen hat, seine Feldzüge gegen die Perser, die Schlachten und Heldenthaten höchst lebendig und anschaulich geschildert und in dem Leser sowohl Mitleid für Darius als Bewunderung für den großmüthigen Sieger, dem ein hoher Sinn und eine edle Natur inwohnt, geweckt. In dem zweiten Theil kommt Alexander zuerst zu den Scythen, für deren Armuth und Bedürfnißlosigkeit der Held dieselbe Bewunderung zeigt, wie bei Diogenes im Faß. Auf ihre Frage, warum er, ein Sterblicher wie sie, die Welt so in Bewegung setze, antwortet er: „Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt zu üben, welche Kraft wir erhalten haben. Das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen. Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen, das mir wohlthut." Dann wird der Zug an's Ende der Welt und die

gefahrvolle Rückkehr durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder unternommen. An der Welt Ende beschleicht ihn ein Heimweh und eine mächtige Sehnsucht zu Mutter und Lehrer, an die er daher einen Brief richtet, worin sein und seiner Gefährten Schicksale und Erlebnisse, gekleidet in das anmuthige Gewand der orientalischen Fabelwelt, geschildert sind. Durch diese geschickte Wendung lenkt der Dichter die Verantwortung für die unglaublichen Erzählungen von sich ab und schiebt sie dem Sagenhelden selbst zu. Die wunderbaren Geschöpfe einer fremden Natur, die zauberhaften Gegenden, die singenden Waldmägdlein, die im Dunkel des Waldes auf grünen Triften mit den Blumen entstehen und verwelken, können mit den schönsten Schilderungen in der Odyssee verglichen werden. Endlich will der makedonische Held noch das Paradies erobern, zieht durch die Hölle voll scheußlicher Ungethüme, erhält aber zuletzt die Mahnung, daß der Mensch aus Staub und Erde gemischt sei; er solle Mäßigung lernen und sein Gemüth Gott zuwenden, dann werde er in das Paradies eingehen. Der Charakter des Helden und des Alterthums ist vortrefflich gezeichnet.

§. 12. Reineke Fuchs. Auch das Thierepos vom Fuchs und Wolf verdankt seine ältesten Bearbeitungen der Geistlichkeit. Die Thiersage, welche neben den uralten Heldendichtungen von Sigfried und Dietrich am tiefsten in dem germanischen Volksbewußtsein wurzelte, gelangte am frühesten in Lothringen zur schriftlichen Bearbeitung. Wenn, wie vielfach angenommen wird, Vorgänge am austrasischen Hofe die erste Veranlassung zur Aufzeichnung gegeben haben, so war damit auch zugleich das Vorbild aufgestellt, das dehnbare elastische Gebilde der volksthümlichen Sage stets mit Rücksicht auf Zeitverhältnisse zu behandeln, den überlieferten Stoff als Rahmen und Grundlage für Beziehungen und Anspielungen auf die Gegenwart zu benutzen und in diesem Sinn zu erweitern und umzugestalten. Wenige Erscheinungen auf dem Gebiete der Volksdichtung haben so sehr zu eingehenden Forschungen angeregt, als die Sagen vom Wolf Isengrim, vom Fuchs Reineke und von der ganzen großen Thierwelt, die um sie und den Löwenkönig geschaart ist. Wenn gleich das bis jetzt bekannte älteste Denkmal der Thierdichtung, die Ecbasis eines lothringischen Verfassers in lateinischen Versen, erst dem zehnten Jahrhundert anzugehören scheint, und sowohl der deutsche Reinhart Fuchs des Elsässers Glichezer (Gleisner), als die zahlreichen französischen und niederländischen Bearbeitungen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert stammen; so ist doch anzunehmen, daß der Kern der Dichtung aus viel älterer Zeit herrührt, ja daß er eben so sehr das ursprüngliche Eigenthum der germanischen Nation gewesen ist, wie die Grundbestandtheile des nationalen Heldengesangs. Beide haben ihre Wurzeln in der angebornen Natur jugendlicher Völker: wenn der Kriegerstand und seine Sänger sich angezogen fühlen, in den göttlichen Heroengestalten der heil. Tradition sich Vorbilder der Kraft, des Muthes, des Heldensinnes zu schaffen, so versenkt sich der Bauern- und Hirtenstand mit Vorliebe in die Thierwelt, deren Tugend, Freundlichkeit und nützliche Thätigkeit in den Hausthieren ihm Zuneigung und Vertrauen erwecken, deren Laster und leidenschaftliche Triebe er in den Raubthieren des Feldes und Waldes fürchtet. Es war daher natürlich, daß sich der beobachtende Sinn vorzugsweise der „Heimlichkeit der Thierwelt“ zuwandte und aus dem instinctiven Thun und Treiben derselben Beispiele und Lehren zum eigenen Nutzen und Gebrauch schöpfte. Diese Lehren und Beispiele waren zunächst praktischer Art, Lebensregeln für das eigene Handeln, moralische Anweisungen und Winke über Recht und Unrecht, über Tugend und Fehler; sie gehörten der didaktischen Poesie an, zu welcher sich die unteren Stände mehr hingezogen fühlten als zur Heldendichtung; daher war auch die Erzählung selbst kurz und bündig, sie sollte ja nur das Gefäß für die Nutzlehre sein. Von der Art waren die orientalischen und griechischen Fabeln, welche unter den Namen Bidpai, Lokman, Aesop Gemeingut der ganzen Welt geworden sind. Aber schon bei den Griechen trat eine andere Seite hervor: das Thierleben, in epische Form gekleidet, nahm einen satirischen und polemischen Charakter an. Wir kennen die Batrachomyomachie, jene merkwürdige Parodie der Götter- und Heldenwelt der Ilias, und die Aristophanische Vögelkomödie, worin die athenische Schwindelpolitik gegeißelt wird. Diese Seite wurde von dem germanischen Volksstamm mit dem größten Erfolg ausgebildet. Nur da, „wo ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete“, konnte das Thierepos und Thiermärchen Wurzel schlagen und zu einer so

ungemein reichen Entfaltung kommen. Aus der symbolischen Gestalt der **Thierfabel**, worin einzelne Thiere zu einander in Verhältniß gesetzt sind, um gewisse Sittenlehren oder Lebensregeln zu veranschaulichen, ging die Erzählung in das allegorische Thierepos oder Thiermärchen über, indem die Thiere als eine Gesammtheit, als Bürger eines Staats aufgefaßt und durch diese Eine Idee in die mannichfachsten Beziehungen unter einander gebracht werden. Das vielgestaltige Leben der Thierwelt wird als Spiegel gebraucht, um die öffentlichen Zustände der Zeit, um die Denk- und Handlungsweise der herrschenden Stände darzustellen, mit scharfer Zeichnung wirklicher Verhältnisse, hie und da auch wohl mit Beziehungen und Anspielungen auf geschichtliche Personen und Begebenheiten. Der Thierstaat entlehnte Gestalt und Formen vom wirklichen Staat und an der schärfer hervortretenden Stellung des Wolfes oder des Fuchses darf man wohl auf eine ältere oder jüngere Abfassungszeit schließen. In jenem wird die Geistlichkeit und die Feudalritterschaft dargestellt, die in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters vorzugsweise die Welt regierten, während in dem klugen, redegewandten Fuchs, der als rechtskundiger Kanzler auftritt, sich die spätere Zeit der Fürstengewalt abspiegelt. „Es mag wohl sein, daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königthum von Karl d. Gr. eingeführt ward, der habsüchtige, jähzornige, lenksame, in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht." Obwohl die polemische Richtung gegen Kirche und Geistlichkeit einen hervorstechenden Zug der ganzen Dichtung bildet, so rührten doch die lateinischen Bearbeitungen meistens von flandrischen Klostergeistlichen her. Frühzeitig bemächtigte sich die französische Dichtung des ergiebigen Stoffes und behandelte denselben im Charakter der Contes und Fabliaux. Zuerst geschah dies im Anfang des 13. Jahrhunderts durch Joh. Perrot de St. Cloot (Cloud); andere Dichter griffen sodann mit ihren Erfindungen ein und erweiterten das Werk durch Einstreuung von Schwänken und fremdartigen Zusätzen ins Unförmige, doch mit großer Erzählungsgabe und voll epischen Lebens. Der von Méon herausgegebene Roman du Renart enthält beinahe 42,000 Verse, anderer Bearbeitungen, worin das Gemeine und Unzüchtige mit besonderem Wohlgefallen behandelt ist, nicht zu gedenken. In Deutschland fand das Thierepos erst größere Verbreitung, als die höfische Poesie im Sinken begriffen war. Aus dem flandrischen „Reinaert de Vos" scheint die niedersächsische Bearbeitung des „Reineke de Vos" (von Hinrik von Alkmar) hervorgegangen zu sein, die dann wieder ins Hochdeutsche und andere Sprachen übersetzt ward und die Grundlage aller neueren Bearbeitungen geworden ist.

Inhalt: Der in Lübeck 1498 gedruckte „Reineke de Vos", nach dem Goethe seinen „Reineke Fuchs" gedichtet hat, ist das lebensvolle Gemälde eines monarchischen Hofes, wo Ränke, Intriguen, Weibereinflüsse und andere höfische Künste Recht und Gesetz beugen und schmeichlerische Rathgeber Alles vermögen, wo Befriedigung der Selbstsucht für das höchste Ziel der Herrschaft gilt und Recht, Tugend und Sittlichkeit nur von den Schwachen und Einfältigen geübt werden; ein Gemälde, worin die trostlose Lehre zur Anschauung kommt, daß die Welt im Argen liegt, daß die höheren Stände von niedrigen Begierden und Leidenschaften beherrscht werden und derjenige stets im Vortheil ist, welcher mit geistiger Ueberlegenheit und ohne Rücksicht auf Wahrheit, Recht und Tugend sich die Fehler und Schwächen Anderer zu Nutze zu machen versteht. Alle Thiere treten gegen Reineke als Kläger auf: er hat alle Gesetze verachtet, mit Völkerrecht und Religion seinen Spott getrieben, durch List und Betrug, durch Falschheit und Wortbruch die größten Frevelthaten ausgeführt, Mord und Raub verübt, die Ehe geschändet, die ärgsten Laster mit Hohn und Uebermuth begangen; aber durch seinen erfinderischen Geist und seine gewandte Zunge, durch Verdrehung und freche Entstellung, durch Heuchelei und Verleumdung, durch Verrath und Tücke, durch Ränke und Schmeichelei triumphirt er über seine Ankläger und Feinde, und nachdem er im Zweikampf mit Isegrim dem Wolf durch List und gewandte Ueberlegung den stärkeren Widersacher zu Fall gebracht, kehrt er als Sieger in seine Feste Malepartus zurück, geleitet von großem Gefolge, von dem König mit Zeichen der Gnade und Huld entlassen und mit dem Amte eines Reichskanzlers beehrt.

2. Uebergang zur weltlichen Poesie.

§. 13. **Heinrich von Veldeke.** Das Alexanderlied war das letzte würdige Denkmal geistlicher Dichtkunst. Auf das Feld wunderbarer Waffenthaten und Er-

oberungen in fernen unbekannten Ländern konnte der kriegerisch geübte Klerus des Mittelalters dem Rittersmann wohl folgen. Als aber während der Kreuzzugszeit der Frauendienst ein so wesentliches Element in dem ausgebildeten Ritterthum ward, und die Galanterie gegen die Damen der vornehmen Gesellschaft, die in der Erziehung des jungen Adels so stark betont wurde, auch in die Dichtkunst eindrang, so daß die „Minne" den Charakter und Namen derselben bestimmte, da mußte die Geistlichkeit der Ritterschaft das Feld räumen. Denn wie sollten Kleriker, die durch das Cölibat von dem Verkehr mit Frauen ausgeschlossen waren, und deren Stellung und Beruf eine ernstere Haltung und Beschäftigung gebot, sich ferner einer Dichtung widmen, worin Frauendienst und Minne den Mittelpunkt bildeten? Nur verstohlen besangen noch hie und da einige Kleriker Wein, Weiber und Liebe in lateinischen Gedichten, die nach dem angenommenen Namen eines der Hauptdichter, Golias, „goliardische" Lieder genannt und von den strengen Kirchenmännern verdammt und geschmäht wurden.

Dieser Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Poesie machte sich zuerst in dem Ritterdichter Heinrich von Veldeke bemerkbar. Wenn auch dieser gefeierte Dichter Anfangs noch dem bisherigen Geschmack huldigte und eine Heiligengeschichte „Servatius" zu Ehren des Schutzheiligen seiner niederländischen Heimath verfaßte (die sich jedoch nicht erhalten hat), so galt er wegen seiner „Eneit", welche, obwohl sie sich gleich dem Alexanderlied auf dem Boden altgriechischer Geschichts- und Heldensage bewegt, schon den Charakter der „Minne" vorwalten läßt, den Zeitgenossen als der Begründer der „höfischen" Poesie, als Vater des Minnegesanges. Zwar folgt Veldeke im Allgemeinen dem Gange der Aeneide Virgils, von der er jedoch nur eine französische Bearbeitung vor Augen hatte; allein während der römische Dichter der Beschreibung von Kämpfen und Stürmen den größten Fleiß zuwendet, macht uns der deutsche Rittersmann mehr mit der Empfindungswelt vertraut, die er mit Innigkeit und Lieblichkeit darstellt. Die Helden führen antike Namen, handeln und reden aber wie deutsche Ritter. In der Aeneide Heinrichs von Veldeke wurde zum erstenmale in Deutschland mit künstlerischem Bewußtsein neben regelmäßigem Versbau volle Genauigkeit, voller Gleichklang in den Reimen ein- und durchgeführt, während früher in Reimen große Willkür und Ungenauigkeit, oft bloße Assonanz geherrscht hatte, und in der sorgfältigen Ausmalung erotischer Gegenstände, besonders des mit sichtbarer Vorliebe behandelten Verhältnisses des Aeneas zur Lavinia, sah man den Weg betreten, den von nun an die deutsche Poesie wandeln sollte. So wurde die „Eneite", ein Epos ohne großen dichterischen Werth, über Gebühr gepriesen. Veldeke war von Geburt ein Niederdeutscher und scheint sich in den siebenziger Jahren des zwölften Jahrhunderts am Hofe von Cleve aufgehalten zu haben. Wenigstens gab er die gegen 1180 größtentheils vollendete Aeneide einer Gräfin von Cleve „zu lesen und zu schauen." Einige Jahre später begab er sich auf die Wartburg, wo er sein Gedicht auf Veranlassung des Landgrafen Hermann von Thüringen, seines Gönners, vollendete.

Herbort von Fritzlar.

Auf der Wartburg hielt sich auch Herbort von Fritzlar auf, der in ähnlichem Sinne wie Veldeke in der gemischten Mundart seines hessischen Heimathlandes ein „Lied von Troja" dichtete, gleichsam eine rückschreitende Vervollständigung der „Eneit". Als „gelehrter Scholare" wird Herbort die im Mittelalter vielgelesenen lateinischen Erzählungen des Dares und Diktys von diesem Krieg gekannt haben, wenn er gleich nach einem wälschen Vorbilde, das ihm durch die Vermittelung des Landgrafen Hermann von Thüringen zukam, arbeitete. Ein Dichter von mittelmäßigem Talent, stellt Herbort Antikes und Modernes, alte, rohe Kraft und neue Sentimentalität unverbunden neben einander. In seiner Ungleichheit und seinen innern Widersprüchen spiegelt sich daher eben so die Verwilderung der Zeit unter den Gegenkaisern Philipp und Otto, wie in der männlichen Kraft und Ruhe des Alexanderliedes die ehrwürdige Größe Deutschlands unter Friedrich Barbarossa.

§. 14. Umdichtung älterer Sagenstoffe durch fahrende Sänger. Als die geistliche Dichtung zu Ende ging und die Ritterpoesie mit ihrem gespreizten Minne-

dienst noch nicht zur vollen Blüthe gelangt war, lebte noch einmal eine volksthümliche Behandlung alter Sagenstoffe auf, in der sich „Legende und Heidenthum, alte ungeschlachte Tapferkeit und neue Verfeinerung, ernsthafte Auffassung und possenhafte Darstellung" wunderlich mischten und die nur in so weit der Zeitrichtung huldigte, daß sie mit fremdartigen Zusätzen erweitert und mit Constantinopel und dem Morgenlande in Beziehung gesetzt wurde. Doch wählte man zu dieser mehr komischen und scherzhaften als ernsten Bearbeitung nicht die altehrwürdige nationale Sagendichtung, sondern Stoffe untergeordneter Art, „die ursprünglich nichts bedeuteten". Es ist eine bekannte Sache, wie sich zu allen Festlichkeiten an die Höfe der Könige und an die Burgen der Fürsten und Ritter ein Schwarm von fahrenden Leuten zu drängen pflegte, die als Sänger und Spielleute, als Gaukler und Possenreißer von der Freigebigkeit und guten Laune der Vornehmen reichliche Spenden erhielten, aber auch oft durch ihren leichtfertigen Sinn und Wandel Anstoß gaben. Wir brauchen nur an Friedrichs II. unglücklichen Sohn Heinrich zu erinnern. Ein ähnliches Treiben hielt auch in dem fröhlichen Frankreich die ritterliche Gesellschaft in Bewegung: in Flandern und der Normandie, in Burgund und der Provence bildeten die „Jongleurs" eine zahlreiche Menschenklasse, welche in Städten und Burgen durch Gesang und Spiel, durch Erzählung und Gaukelkunst den Zuhörern und Zuschauern Ergötzen und Unterhaltung gewährte. Diese fahrenden Leute scheinen in der Uebergangszeit, da die Laien noch mit dem Klerus um die Herrschaft im Dienste der Musen rangen, die alten Volkssagen und Volkslieder im Gedächtniß bewahrt und sie mit neuen Erzählungen vermehrt in das öffentliche Leben eingeführt, auf Straße und Markt wie in der festlichen Halle vorgetragen zu haben. Daß die Pilgerfahrten den Hauptstoff zu dieser von Wackernagel als „byzantinisch-palästinische Dichtung" bezeichneten Literaturgattung lieferten, unterliegt keinem Zweifel: „die Fabeln, welche die Erdbeschreiber des Alterthums über die Völker fern in Asien vorgetragen hatten, gewannen frische Bedeutung; orientalische Sagen, byzantinische Romane begleiteten den Wanderer in das Heimathland zurück, und sie selbst hatten dort in Kampf und Liebe und Gefangenschaft die romanhaftesten Abenteuer überstanden." So wurde nicht nur das alte Volksbuch vom „Herzog Ernst" mit Abenteuern und Märchen der wunderbarsten Art vermehrt und mit dem Morgenlande in Verbindung gebracht; nicht nur in „König Ruother" eine ältere Volkssage umgearbeitet und durch eine Brautwerbung in Constantinopel und einen geistlichen Schluß der Richtung und den Interessen der Zeit näher geführt, nicht nur in der unvollendeten Ritterdichtung „Graf Rudolf" die Abenteuer eines deutschen Ritters und Kreuzfahrers im heil. Lande und seine Liebe zu der von ihm zum Christenthum bekehrten Tochter des Heidenkönigs von Haleb geschildert; sondern die ganze Volksdichtung erfuhr unter dem Einfluß der Kreuzzüge eine Umgestaltung im Geiste der Zeit. Wanderzüge und Brautfahrten, Verkleidungen, Entführungen, Zaubereien, Kämpfe mit Riesen u. drgl. bildeten wie in „König Orendel", in „König Oswald", in „Salomon und Morolf" die Lieblingsstoffe dieser Dichter zweiten und dritten Ranges. Auch das weltlich muthwillige Gedicht „Heraclius", welches Meister Otte, der sich selbst als einen „gelehrten Mann" bezeichnet, dem Französischen des Gautier von Arras nachbildete und worin die schon in der Kaiserchronik vorkommende Legende von der Wiederfindung des heil. Kreuzes durch Heraclius mit Liebessagen von der Untreue und Seitenliebe der Kaiserin Athenais verbunden ist, darf diesen byzantinisch-palästinischen Dichtungen beigezählt werden. „Eine große Regellosigkeit der Form, eine Menge haftender Alliterationen, hie und da unverwischt durchbrechende Strophen unter Reimparen, uralte Stoffe in offenbar verjüngter Gestalt machen diese Poesie sehr merkwürdig. Es scheint eine Spielmannspoesie gewesen zu sein, die im Lagerleben der ersten Kreuzzüge aufblühte und durch die geringe Kunst der Form sich bequem handhaben ließ, bequemer als die bald so geschniegelt einhertrippelnde Anmuth der höfischen Poesie. Allen ist stofflich eine Brautwerbung im Morgenlande gemeinsam, mehreren der mönchische Schluß." Bei einigen, wie in St. Oswalds Leben und in Salomon und Morolf (Marcolf) ist die religiöse

Legende mit so wenig Ehrfurcht behandelt, treten in Ton und Sprache so viele komische Züge, eine solche volksthümliche Derbheit und Ursprünglichkeit hervor, daß man leicht auf Parodie, auf einen ironischen Gegensatz gegen die aristokratische und hierarchische Gespreiztheit schließen möchte.

Im Herzog Ernst, der im 12. Jahrhundert mehrfach lateinisch und deutsch bearbeitet wurde und in der Folge als Volkserzählung weit verbreitet blieb, werden an die Geschichte eines deutschen Ritters, der bald als Konrads II. Stiefsohn, bald als Otto's I. Sohn auftritt und zur Sühnung eines an seinem Lehnsherrn begangenen Mords einen Kreuzzug unternimmt, die wunderbarsten Märchen und Abenteuer zu Wasser und zu Land angeknüpft. Man findet darin die Wundergeographie des Alterthums, wie die Homerischen Pygmäen und Cyklopen, ein Kranichvolk u. dergl., mit den orientalischen Märchen von den Riesen Palästina's, von einem Magnetberge im Lebermeer, der alles Eisenwerk aus den Schiffen zieht, von Greifen, welche Menschen rauben u. A. Nach diesen und andern Abenteuern gelangt er endlich nach Jerusalem, zieht dann wieder heim und erhält die Verzeihung des Kaisers. — Auch König Ruother läßt uns auf eine ältere Volkssage zurückblicken. In der skandinavischen Viltinasage, die, obwohl erst dem Ende des zwölften Jahrhunderts (1180) angehörend, in den wesentlichen Zügen mit König Ruother übereinstimmt, heißt der Held Osantrix (Oserich) und ist Vater der Königin Helke, Etzels erster Gemahlin. Er ist ein König vom Viltinaland (Wilzenland) und freit um Melias, die schöne Tochter des Hunnenkönigs, der an der Nordsee herrscht. Durch die Kreuzzüge wurde die Erzählung nach Constantinopel verlegt, die Namen verändert und König Ruother zum Ahnherrn Karls des Großen gemacht. „Der Erzähler des erhaltenen Textes, der Constantinopel gekannt zu haben scheint, war ein Niederrheiner; seinen Stoff mag er in erster Gestalt aus Nordosten, dem Schauplatz der Oserichsage, erhalten haben; umgestaltet hat er ihn in Tirol und Baiern, wo es ihm nahe lag, den Namen des Lombardenkönigs Rotharis zu seinem Helden zu machen und verschiedene Züge aus dem in Tirol heimischen Wolfdietrich zu entlehnen." In dieser Gestalt ist der Inhalt folgender: König Ruother, der zu Vare (Bari) in Apulien herrscht, läßt um die Tochter Constantins werben. Seine Gesandten werden ins Gefängniß geworfen. Da erscheint er selbst unter dem Namen Dietrich in Constantinopel und führt die Königstochter als Braut heim, nachdem er durch sie die Befreiung seiner gefangenen Gesandten bewirkt. Nach einiger Zeit wurde die Königin von einem Spielmann entführt und nach Constantinopel zurückgebracht, dort aber zum zweitenmal von Ruother und seiner Riesenschaar, unter harten Kämpfen mit dem König von Babylon, erworben. — Graf Rudolf, von einem deutschen Rittersmann verfaßt, ist ein lebendiges Gemälde aus den Zeiten der Kreuzfahrten, worin Züge aus dem Leben des Grafen Robert von Flandern oder, wie Andere meinen, aus dem des Hugo von Puiset aufgenommen sind. Das Gedicht „König Orendel" erzählt, wie im gelobten Lande ein kreuzritterlicher Held sich ein Weib und das Königthum des heil. Grabes und seiner Stadt Trier den ungenähten Rock Christi erworben. Im „König Oswald", worin die Ideen von „Dienstmannschaft und Herrenpflicht" den Kern bilden, ist die kriegerische Brautfahrt des heil. Helden um die schöne Tochter des Heidenkönigs Aaron unter dem Beistand eines redebegabten Raben mit einer Reihe von Wundern und Legenden in solcher Uebertreibung verbunden, daß man eine ironische Absicht vermuthen möchte, eine Vermuthung, die durch den mitunter neckischen Ton der Erzählung und viele „schnurrige Züge" bestärkt wird. Im „Salomon und Morolf" ist auf eine alte Spruchsammlung eine Erzählung von Entführungsabenteuern aufgebaut. Der sprichwörtliche Theil, der eine lateinische Quelle verräth, läßt in dem Gegensatz der derben, unanständigen, parodischen Spruchweisheit des plebejischen Morolf zu der erhabenen des Salomo auf eine Bekämpfung des hierarchischen Elements durch das volksthümliche schließen, ein Stoff, der noch öfters behandelt worden ist und immer dann am meisten Beifall gefunden hat, wenn im Volke eine Opposition gegen die herrschende Kirche hervortrat.

B. Die ritterliche Minnedichtung.

I. Blüthe der mittelhochdeutschen Poesie in der staufischen Zeit.

1. Der lyrische Minnegesang. Walther von der Vogelweide.

§. 15. Eindringen der fremden Poesie. Es wurde im Eingang erwähnt, daß das Ritterthum der Kreuzzugszeit und die mit ihr verbundene Dicht- und Tonkunst im südlichen und westlichen Frankreich, in dem normannischen England und sagenreichen Wales ihre wahre Heimath und Bildungsstätte hatten. Die Vermählung Friedrichs I. mit der Erbin von Burgund und Provence und seines großen Rivalen Heinrichs des Löwen mit der britischen Königstochter Mathilde erleichterte der fremden Kunst den Eingang in die deutschen Lande; unter dem Schutze und der Begünstigung beider fürstlichen Geschlechter, der Hohenstaufen und Welfen, verbreitete sie sich rasch im Süden wie im Norden; dort fand sie liebevolle Gunst und Pflege im gesangreichen Lande Oesterreich,

wo das babenbergische Herrscherhaus, insbesondere Friedrich und der sechste und siebente Leopold „aller Fröiden Herre" sich ihr mit Liebe zuwandte; hier bildete die Wartburg, wo der gefeierte Landgraf Hermann, „der Düringe Bluome" die berühmtesten Sänger der Zeit an seinem gastfreien Hofe um sich sammelte, einen viel gepriesenen Musensitz, der seine Strahlen nach andern Gegenden des nördlichen und nordöstlichen Deutschlands warf und Nacheiferung erweckte. Die von den Häuptern der beiden Herrscherhäuser gepflegten Keime des kunstreichen Gesanges gingen dann, mit neuen Gaben vermehrt, an ihre Erben über, indem sowohl Heinrich VI. als die Gegenkönige Otto und Philipp das überkommene Gut in treue Obhut nahmen und ausbildeten, bis es endlich, von Friedrich II. und seiner Umgebung zu üppiger Blüthe getrieben, zuerst in der provençalischen Heimath unter dem Gifthauche des religiösen Fanatismus hinstarb und in Deutschland dem verwildernden Einfluß der Anarchie in der kaiserlosen Zeit erlag. Denn was sich noch in die habsburgischen Zeiten erhielt, war nur eine hinwelkende Nachblüthe. Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts „neigt sich der sonnige Tag, und über den nächsten Jahrzehnten liegt nur noch ein langes Abendroth, dem dann ein noch längeres, von der herabsinkenden Nacht immer mehr überschattetes Zwielicht folgen sollte".

§. 16. Die deutschen Minnesänger. Von den letzten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts bis an das Ende des dreizehnten währte die Blüthezeit des deutschen Rittergesanges unter dem Einfluß der Minne. „Die Völker des westlichen Europa, in regen Wechselverkehr getreten, wetteiferten unter einander in den Künsten des Friedens, tauschten gegenseitig Sitten, Lebensformen und Anschauungen aus. Ueber die nationalen Besonderheiten und Gegensätze hinaus hob sich der höfische Stand, überall denselben geselligen Gesetzen unterthan, der gleichen Sitte huldigend, durch die gemeinsame Liebe zur Aventüre verbunden, von verwandten Bildern der Phantasie ergriffen und an nahegelegenen Quellen die poetischen Gedanken und Empfindungen schöpfend. Es war einer der seltenen Augenblicke der Weltgeschichte gekommen, wo die Menschheit auf einem Höhepunkt angelangt, sich als Einheit fühlt, wo wenigstens der Dichter und Künstler von seiner die Erde umfassenden Heimath träumen kann." Die Mehrheit der Dichter „an Reden reich, an Sinn erlesen", gehörte dem Herrenstande, dem höheren und niederen Adel an; nur eine geringe Zahl werden durch die Bezeichnung „Meister" als Leute bürgerlicher Abkunft mit gelehrter Bildung eingeführt. Viele Fürsten waren nicht blos Gönner und Förderer der Dichtkunst, sie verfaßten auch selbst Minnelieder. Es ist bekannt, daß fast alle Glieder des hohenstaufischen Hauses, von dem sechsten Heinrich bis auf den jugendlichen Konradin der heiteren Kunst oblagen; auch der mit dem schwäbischen Herrschergeschlecht so innig verflochtene Markgraf von Hohenburg übte in Italien den deutschen Gesang. Ein ähnliches Bestreben gab sich in andern Gegenden unter dem Fürstenstande kund: In Thüringen wetteiferten die Grafen von Henneberg mit dem Thüringer Hof in Gunstbezeigungen gegen die Dichter, und Poppo „der Weise" († 1245), ein Bruder des als Minnesänger gefeierten Otto von Botenlauben († 1244), wird von dem schwäbischen Spruchdichter Konr. Marner, der als ein alter blinder Mann ermordet ward, ein „Trost der fahrenden Sänger" genannt. Herzog Heinrich von Anhalt († 1252), der mit Irmengard, einer Tochter des gesangliebenden Landgrafen Hermann, vermählt war, hat in seiner Jugend die Klänge der Minne angestimmt, ehe ihn die politischen und kriegerischen Zeitereignisse in den Strudel des handelnden Lebens rissen; sein Neffe war Heinrich III. „der Erlauchte" von Meißen († 1288), als Kriegsmann, Sänger und Streiter im prachtvollen Turnier gefeiert, und Johann von Brabant († 1299), ein dem thüringischen Hause verwandter Fürst, hat in seinem vielbewegten Waffenleben noch Muße zu deutschen und französischen Liedern gefunden. Markgraf Otto von Brandenburg „mit dem Pfeile" († 1308) war nicht blos Förderer und Pfleger der Dichtkunst, sondern zeigte sich auch selbst als Minnesänger. Und wie die Wartburg zu Anfang des Jahrhunderts, so wirkte der Brandenburger Hof am Ende desselben anregend auf eine Reihe befreundeter Fürsten, auf Heinrich IV. von Breslau († 1290), auf König

Wenzel II. von Böhmen († 1305), auf Wizlav IV. von Rügen († 1305). — Die bedeutendsten Sänger gehörten jedoch dem niedern Adel, dem Stand der kleinen Lehnsritter und Ministerialen an, welche ihre Dienste den reicheren und mächtigeren Fürsten widmeten, die Hoffeste mit ihren Liedern verherrlichten, im Krieg und Waffenspiele sich dem fürstlichen Gefolge anschlossen, für Geschenke und Unterhalt, die ihnen gereicht wurden, das Lob und die „Milde" der Geber verkündeten, auch wohl ihre Gönner ins heil. Land begleiteten. Denn von vielen Sängern wissen wir aus ihren Liedern, daß sie an Kreuzzügen Theil genommen, einige schon unter der Fahne Friedrich Barbarossa's und Leopolds VI., wie Friedrich von Husen, der im Treffen von Philomelium den Tod fand, wie Hartmann von Aue im Breisgau, der wahrscheinlich mit seinem Lehnherrn Berthold von Zähringen in den Saladinskrieg zog, wie Reinmar der Alte, welcher, ein Elsässer von Geburt, aber am österreichischen Hofe lebend, seinem Gönner Leopold VI. folgte und auf dessen Tod (1194) ein schönes Klagelied dichtete. Er war ohne Zweifel „die Nachtigall von Hagenau", deren Tod um 1207 Gottfried von Straßburg beklagt. Auch Bligger von Steinach, dessen Stammburg in ihren malerischen Trümmern noch jetzt auf das Neckarthal niederschaut und dessen Gedicht „Umhang", wohl novellenartige Erzählungen unter dem Bilde eines Wandteppichs aneinander gereiht, von Gottfried gerühmt wird, mag seinen kaiserlichen Herrn, in dessen Umgebung er war, auf dem Pilgerzug begleitet haben. Andere waren im Gefolge der deutschen Fürsten, welche um 1217 die unglückliche Fahrt nach Palästina und Aegypten unternahmen, wie der erwähnte Otto von Botenlauben, der in der Folge der Welt entsagte und als Probst des von ihm und seiner Gemahlin Beatrix gestifteten Klosters Frauenrode im J. 1244 starb; wie der schwäbische Ritter Hiltbolt von Schwangau am oberen Lech und der Burggraf Heinrich von Lüenz in Kärnthen; wie der baierische Ritter Nithart (Neidhart), der sich nach einem von seiner Mutter ererbten Gute in Oesterreich „von Reuenthal" nannte, der Schöpfer der „höfischen Dorfpoesie", dessen Person und Name in der Folge sagenhaft ausgebildet ward. Auch unter den deutschen Kreuzfahrern, welche auf Friedrichs II. Ruf nach den apulischen Häfen zogen und dann zum Theil dem Kaiser über das Meer folgten, befanden sich manche ritterliche Minnesänger, unter ihnen Walther von der Vogelweide, der gefeiertste Lyriker der Zeit, und „Herr Rubin" aus einem tirolischen Adelsgeschlechte.

§. 17. Entwickelung der Minnepoesie. Unter der Pflege dieser fürstlichen und adeligen Sänger wurde die Poesie eine adelige Kunst, die aus den Händen der Geistlichen und der fahrenden Spielleute in die der vornehmen Gesellschaft überging, die aus der stillen Klosterzelle und von Markt und Straße ihren Weg zu den Burgen und Höfen suchte und die Sitten und Lebensformen der vornehmen Stände durchdrang, beherrschte und verfeinerte. So lange das hohenstaufische Haus in Macht und Herrlichkeit thronte, war Süddeutschland, vor Allen Schwaben, „das Land der Milde und aller Wohlgezogenheit", der Hauptsitz der Minnesängerkunst, daher auch die schwäbische oder „mittelhochdeutsche" Mundart die gewöhnliche Dichtersprache war. In der schwäbischen Mundart, welche die obersächsische an Reichthum wie an Wohlklang übertraf, dichtete der Westfale wie der Meißner, sang man am babenbergischen wie am thüringischen Hofe. Mochten die Sänger ihre Gefühle und Schilderungen in die Form von „Leichen" kleiden, die aus einfachen Reimpaaren ohne Strophen bestanden, oder in „Lieder" mit Strophen und künstlichen Reimverschlingungen, immer legten sie großen Werth auf melodische klangvolle Sprache, auf regelmäßigen Versbau, auf formale Glätte und Reinheit. Auch in den größeren epischen Gedichten eines Hartmann, Gottfried, Wolfram, die neben der lyrischen Dichtung herliefen, galt Gewandtheit und Correctheit in Sprache, Reim und Versbau für einen wesentlichen Vorzug. Als aber in den vornehmen Gesellschaftskreisen die höfische Bildung und die conventionellen Formen des Ritterthums abnahmen und das Interesse für die Minnedichtung zu schwinden begann, kam die Dichtkunst wieder in die Hände bürgerlicher Sänger, die zwar noch in der alten Weise fortdichteten, aber die

Kunst nicht mehr zu beleben vermochten. Sie wandten daher die erlernte Kunstübung und die ausgebildeten Dichtungsformen auf bürgerliche und bäuerliche Lebensverhältnisse an, bis schließlich die Ritterdichtung wieder in die Hände von Spielleuten und Fahrenden kam, die den letzten Rest von Adel und Würde verzettelten.

§. 18. Ihr Charakter auf deutschem Boden. Diese von dem adeligen Laienstande gepflegte Dichtung, die man die „höfische“ oder „romantische“ genannt hat, trug nicht wenig bei, das Ritterthum auf die unnatürliche Höhe zu steigern, auf der wir es in den Zeiten der Kreuzzüge erblicken. „In den Rittersängern überwand das Seelenleben mit all seinen Wundern das Wohlgefallen am Waffenleben, der Frauendienst trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen, die Turnierpreise vergaben diese, und man diente ihnen mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte. Dies reine Leben der Einbildung stellte bald das äußere Leben, That und Handlung, in Schatten, und daher verschwand jetzt im Epos die Schilderung von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelenzustände und Liebesempfindungen Raum zu machen; es flüchtete vor der Wirklichkeit; und es gab nichts Merkwürdigeres, als die ideale Höhe der Stellung des Weibes bei diesen Dichtern mit der untergeordneten zu vergleichen, die ihm die Wirklichkeit in Staat und Recht anwies.“ Diese Poesie der Liebe und Romantik wurde aus der Fremde eingeführt; aber wenn sich auch ihr Ursprung nie ganz verkennen ließ, so nahm sie doch auf deutschem Boden bald ein eigenthümliches, dem germanischen Charakter entsprechendes Gepräge, eine mehr dem Inneren, dem Natur- und Gemüthsleben zugekehrte Richtung. Während die provençalische Dichtung stets eine „frohe Kunst“ blieb, vorzugsweise der heiteren Seite des Daseins, dem Lebensgenuß, dem Frauendienst zugewendet war, erscheint in der deutschen Poesie die Freude mit Leid gemischt, tritt neben die heitere Stimmung zugleich ein Ton der Klage und Wehmuth. Wie in den heidnischen Religionsdiensten lehnt sich der deutsche Minnegesang zunächst an das Naturleben an. Man sang vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von süßer Maienblüthe und bitterem Reife, der sie tödtet, und knüpfte daran das innere Gefühlsleben, „der Liebe Lust und Leid“, bald in Uebereinstimmung, bald im Widerspruch zu der äußeren Welt. In diesem innigen Mitleben mit der Natur, wodurch dem Minnegesang die Anmuth der Jugendlichkeit verliehen ward, liegt der Reiz und das Wesen desselben. „Es war die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den rothen Blumen auf dem Anger und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert, und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht.“ Maifest und Winterklage, Liebesgunst und Verschmähen, „dieser einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens und Trachtens“ ist das Allgemeine und Gewöhnliche in diesen Liedern. Im Gegensatz zu der Selbstgefälligkeit der provençalischen Troubadours sieht man somit im Minnegesang neben den frohen Empfindungen auch „Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge Hand in Hand gehen“; und während jene mit dem erotischen Gesange zur Laute auch den Preis des Kriegslebens und ritterlicher Thaten verbanden, auch Kampfspiele, fröhliche Gelage und andere Freuden eines kräftigen Männergeschlechts feierten, wandte sich der deutsche Gesang fast ausschließlich der inneren Gefühlswelt zu, wodurch er allmählich in Weichlichkeit und Eintönigkeit ausartete und der ganzen Minnepoesie der Charakter der Weiblichkeit, einer „frauenhaften Kunst“ aufgeprägt ward. Zu dieser Verflüchtigung der erotischen Lyrik trug die wachsende Marienverehrung nicht wenig bei. Statt der Liebeshöfe der Provençalen sehen wir die deutschen Minnesänger den Altar der jungfräulichen Gottesmutter mit reichen Opfern bekränzen, ihre heilige und fromme Sängerliebe der Göttin weihen, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig ist“.

Doch unterscheiden sich nach Form und Haltung die älteren Minnelieder eines Kürenberger, eines Ditmar von Aist, eines Reinmar und Heinrich von Morungen, die im Allgemeinen noch einen einfacheren, kräftigeren Charakter tragen, die Geschlechtsliebe noch natürlicher und unschuldiger behandeln, dagegen an Glätte und Reinheit in Sprache und Metrik zurückstehen, von den späteren, bei denen sich die fortgeschrittenere Ritterbildung in der klangvolleren Sprache, in der größeren Regelmäßigkeit des Strophen- und Versbaues, wie in dem gesteigerteren Frauencult und der schärfer hervortretenden Sinnlichkeit und muthwilligen Lust erkennen läßt. Während bei den älteren Dichtern noch das natürliche Verhältniß der Geschlechter obwaltet, während die Liebende zu dem geliebten Manne als zu einem höheren Wesen emporblickt und um dessen Huld bittet und sich nach dem geschiedenen Manne sehnt, „der wie ein Falke von ihr gehegt und gepflegt, ihr treulos entflogen"; gestaltete sich unter dem Einfluß des gesteigerten französischen Frauencultus das Verhältniß anders. „Da läßt die Frau sich um ihre Huld bitten", heißt es bei Bartsch in der Einleitung zu seiner Auswahl deutscher Liederdichter, „und wehrt den Mann ab, der zu hohen Lohn für seinen Dienst begehrt; da beginnt das immer wiederkehrende Flehen um Gnade, um eine kleinere oder größere Gunst; von nun an finden wir jene oft edle und herrliche, oft aber überschwengliche Verehrung der Frauen im Allgemeinen wie im Einzelnen. Daß die Geliebte die Schönste in allen Landen, ist ein begreiflich oft wiederkehrender Gedanke. Aber nicht die Schönheit allein, auch die Anmuth (Liebe) wird hervorgehoben und Anmuth und Schönheit daher streitend eingeführt. Wie von Zauber wähnt der Liebende sich umfangen, die Welt erscheint ihm verwandelt und er selbst im Besitze übernatürlicher Kräfte. In Gegenwart der Geliebten ist er verstummt, während er sonst um Worte nicht verlegen. Sie ist sein Hort, sein Gold, seine Edelsteine; der Wind, der von ihr herweht, entzückt ihn. Er beneidet den Anger, auf dem ihre zarten Füße gewandelt, und das Kind, das sie vor seinen Augen geherzt, zieht er an sich heran und küßt es an dieselbe Stelle. Vergebens versuchte er ihr zu entfliehen, über Länder und Meer, sie hielt ihn fest und zog ihn immer wieder zurück. In Zweifel versunken mißt er den Halm, an ihm sein „sie liebt, sie liebt nicht, sie liebt" abzuzählen und Hoffnung daraus zu schöpfen. Die Natur ruft er zu Hülfe, den Mai, die Sommerwonne, den Klee, die Sonne, und klagt ihnen die Grausamkeit der Geliebten. Seine Sorge würde entschwinden, wenn ihr rosenrother Mund ihm ein Küßchen leihen wollte. Aber noch höher versteigen sich die Wünsche: in Gedanken hält er die allerbeste umfangen, und wenn sie ihn fragt was Minne sei, so verheißt er sie es zu lehren, wenn sie eine Weile mit ihm allein sein wolle."

§. 19. Licht und Schatten. Von der Art waren die Liebesergüsse jener deutschen Rittersänger. Sie selbst haben sich Nachtigallen genannt und gewißlich, versichert Grimm, „könnte man durch kein Gleichniß als das des Vogelgesangs ihren überreichen, nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen". Es ist nicht zu leugnen, daß diese Liebeslieder voll Harmlosigkeit und Naivetät einen großen Reiz besitzen, wie die Liebe selbst, wenn sie im jugendlichen Herzen zuerst Wurzel schlägt und sich still und schüchtern aus dem verschlossenen Heiligthum hervorwagt; allein der Gegenstand war zu begrenzt, und das Feld zu verfänglich, als daß nicht bald große Schattenseiten hätten hervortreten sollen. Wenn man bedenkt, daß die Minnelieder in der Regel verheiratheten Frauen galten, die der Dichter nicht bei Namen nennen, die er nur mit einem bildlichen Ausdruck bezeichnen darf, an die er, da sie von Hütern und Spähern umgeben sind, seine Lieder und Werbungen nur durch Boten gelangen lassen kann; so wird man versucht, an der Echtheit der Empfindungen zu zweifeln. Die Bilder und Gedanken, die Worte und Wendungen sind so allgemein gehalten, bewegen sich meistens in so herkömmlichen Redensarten und Gleichnissen, daß man kaum persönliche Verhältnisse voraussetzen darf, daß man bei sehr vielen Liedern den Eindruck einer conventionellen Phraseologie, einer affektirten Sentimentalität, eines künstlichen Spieles mit Gefühlen von Freud und Leid, von Klagen und Hoffen empfängt. Und mit wie lebhaften Zügen und warmen Empfindungen in den „Tageliedern" das Scheiden der Liebenden nach heimlichem Zusammensein geschildert ist, wenn der Wächterruf bei anbrechendem Morgen sie an die Stunde der Trennung mahnt, so lassen gerade diese das Minnewesen im ungünstigsten Lichte erscheinen, so lassen uns gerade diese in eine Welt voll unsittlicher Verhältnisse, voll lüsterner Frivolität blicken. Mag man auch in solchen Liedern nicht immer verbrecherische Beziehungen voraussetzen, mag man in den meisten Fällen nur das Spiel einer zügellosen Phantasie gelten lassen und die erotischen Ergüsse sinnlicher Art auf Verhältnisse von minder strafbarer Natur deuten; so geht doch aus dem ganzen Hof- und Ritterleben der hohenstaufischen Zeit hervor, daß die Minne von platonischem Idealismus weit entfernt war, daß man in den

höheren Ständen an geschlechtlichen Ausschweifungen wenig Anstoß genommen. Trägt doch selbst Walther von der Vogelweide, in welchem sich die gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit in allen ihren Zügen von der vortheilhaftesten Seite abspiegeln, kein Bedenken die genossene Liebesfreude in triumphirenden Siegestönen zu feiern, und bei den süddeutschen Minnesängern, einem Nithart, Tanhäuser, Hadlaub, welche aus der vornehmen Gesellschaft zu den geringeren Volksklassen herabstiegen und ihre Muse den ländlichen Festen im Kreise der Dorfschönen widmeten, nimmt die Minne einen sehr realistischen Charakter an. Daher ist denn auch die Klage über den Verfall der Minne, über die Entartung des Frauendienstes zu sinnlicher Lust, über Untreue, Wankelmuth und Täuschungen ein ständiger Zug in der ritterlichen Dichtung der besseren Art. Trotz dieser Mängel und theilweisen Entartung ist der Minnegesang dennoch für die Sittengeschichte von großer Bedeutung gewesen. „Dies Eine Gefühl der Liebe", bemerkt Gervinus, „diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem zarteren Geschlechte Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erste Freude in ein eintöniges Dasein; und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein mißbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward." In dem lyrischen Minnegesang der bessern Zeit spiegelt sich die reich und farbig glänzende Wirklichkeit des höhern Lebens ab.

§. 20. **Mannichfaltigkeit der Formen und Tonweisen.** So eintönig und gleichförmig die ritterliche Lyrik dem Inhalte nach erscheinen mag, so reich und mannichfaltig war sie an Formen und Tonweisen. Während in Griechenland die Strophenform, sagt Franz Pfeiffer, gleichviel ob mit dem Namen ihres Erfinders versehen oder nicht, Gemeingut des ganzen Volkes wurde, das jeder sich aneignen durfte, ja für gewisse Gattungen der lyrischen Poesie aneignen mußte, herrschte in Deutschland ein ganz anderes, geradezu umgekehrtes Gesetz. Hier war der Erfinder zugleich auch der Eigenthümer. Wer immer einen neuen Ton, eine neue Weise erfand, blieb im ausschließlichen, unantastbaren Besitz dieser seiner Erfindung, die von Anderen zwar nachgeahmt, d. h. umgestaltet oder erweitert, nicht aber unverändert zu eigenen Dichtungen verwendet werden durfte. Eine Uebertretung dieses Gebotes der Sitte und des Herkommens wäre wie ein Diebstahl betrachtet worden (das Mittelalter hatte dafür den Ausdruck Tönedieb) und so streng und unverbrüchlich wurde dies Gebot beobachtet, daß unter der ungeheuern Masse lyrischer Gedichte vom 12. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts die widerrechtliche Aneignung eines fremden, nicht selbst erfundenen Tones ohne Beispiel ist. Was das besagen will, mag man daraus ermessen, daß schon wenige Jahrzehnte nach dem Beginne der Lyrik die öftere Wiederholung eines und desselben Tones als ein Zeichen der Unkunst galt, und daß in der Regel zu jedem neuen Liede auch ein neuer Ton, eine neue Weise erfunden wurde. Daher der erstaunliche Reichthum an den mannichfaltigsten lyrischen Formen in der deutschen Liederpoesie. Walther von der Vogelweide allein weist unter zweihundert Liedern und Sprüchen nicht weniger als einhundert verschiedene Tonweisen auf, und Neidhart sagt von sich selbst, daß er zum Lobe seiner Herrin (der Weltsüße) achtzig neue Weisen gesungen habe. Noch in den späteren Meistersängerschulen des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte konnte, obwohl das alte strenge Gesetz längst aufgegeben war und jeder in schon vorhandenen Tönen singen durfte, keiner Meister werden, wenn er nicht zuvor eine eigenthümliche, bisher unerhörte Tonweise erfunden hatte. Es ist einleuchtend, daß diese Nöthigung zu stets neuer Erfindung neuer strophischer Formen der deutschen Liederdichtung keinen Vortheil gebracht hat: sie hat im Beginne schon den Todeskeim in dieselbe gelegt und sie rasch der Ueberkünstelung und gehaltlosen Formspielerei entgegengeführt.

Die niedere Minne. Je nachdem Umgebung, Charakter oder Landessitte einen bestimmenden Einfluß auf die Dichter übten, tritt somit auch in Ton und Haltung eine Verschiedenheit hervor. Wie bei den Romanen aus den Liebesverhältnissen ritterlicher Männer mit ländlichen Schönen sich die Pastourelle bildete, so entstand auch in Deutschland eine niedere und höhere Minne. „Neben die höfischen Lieder stellten sich bei den süddeutschen Dichtern Gottfried von Neifen, Ulrich von Winterstetten, Burkart von Hohenfels u. A. muthwillige Schwänke, neben die elegischen Liebesklagen frohe Tanzleiche und Reihenlieder, neben das Ritterliche das Ländliche, neben den anständigen Frauendienst im adligen Kreise Brunnenliebschaften, neben den zierlichen und feinen Ton ein derber und volksmäßiger." So knüpft Neifen bald mit einem Garn windenden Mädchen, bald mit der Flachs brechenden Schönen Gespräche und Scherze an, und Steinmar hat sich eine sûeze selderin erwählt, die nach Gras auf die Wiese geht, und eine kluge Dienerin, die hinterm Pfluge herschreitet. Am schärfsten tritt diese Neigung zum Realistischen im Gegensatz zu dem übertriebenen Idealismus der eigentlichen Minnepoesie in dem erwähnten Dichter Nithart (Neidhart) von Reuenthal hervor. „Angeregt durch die romantische Pastourelle", sagt Bartsch, „gestaltete er das lange vor ihm im Volke vorhandene Tanzlied zu einer Unterhaltung der höfischen Kreise um, in denen er selbst lebte; und welchen Beifall diese neue Gattung fand, sieht man am besten aus der zahlreichen namentlich österreichischen Nachfolgerschaft.

Seine Gedichte, die in zwei Gruppen, in Sommer- und Winterlieder, in Anger- und Stubentänze zerfallen, führen mitten in die bäuerliche Welt ein, die mit feinem Humor behandelt wird. Während die Sommerlieder des Dichters Minneglück besingen, am liebsten in Wechselgesprächen zwischen Mutter und Tochter, oder zwischen Mädchengespielen; erzählen die Winterlieder von seinen Mißgeschicken unter den „Dörpern", den groben Bauern, die ihn um sein Liebesglück beneiden und ihm nachstellen. Neid und Eifersucht grollt in dem Dichter, der sich dann über den Luxus der Bauern ergießt und sich freut, ihre Tölpelei dem Spotte preiszugeben, wenn ihre Rohheit zu Schlägereien unter ihnen selbst ausartet." Auch bei dem Tanhäuser, der aus einem edlen Geschlechte in Baiern entstammt, ein unstetes Wanderleben führte und in der Volkssage für den Aufenthalt im Venusberge durch reumüthige Buße die göttliche Gnade wieder erlangte, gleitet die Poesie aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft immer mehr in das gemeinere des reichen Bauernstandes und der „Tanzweisen" herab.

Eine eigene Gattung des Minnegesangs bildet das „Kreuzlied", bei welchem in die heitere Welt des Liebesliedes die ernsteren Töne der Zeit, die Verhältnisse des Lebens hineinklingen, Liebe und Leben verbunden erscheinen. Die feurige Begeisterung provençalischer Dichter vermissen wir allerdings in den deutschen Liedern dieser Art, aber sie thun wohl durch die Innigkeit der religiösen Empfindung und die sanfte Schwermuth, die aus ihnen athmet. Herz und Leib sind mit einander im Streite: während dieser zur Fahrt gegen die Heiden bereit ist, wird jenes von süßen Banden zurückgehalten. Der Dichter meint, er hätte wohl Ursache gehabt, in der Heimath zu bleiben, allein die Pflicht des Glaubens hat den Sieg davongetragen. Aber wenn der ziehende Sänger einerseits die Trennung von der Geliebten empfindet und den Wunsch ausdrückt, er möge bei der Heimkehr sie noch treu erfinden; so fühlt er auch die Nothwendigkeit, sich fortan nur der „Gottesminne" zu weihen und jede weltliche Liebe aus seinem Herzen zu bannen. „Der gottbegeisterte Sänger hat das Trügerische der Welt erkannt und erblickt in der Kreuzfahrt die Rettung vor der Sünde, die uns umfangen hält." Auf der Meerfahrt und in fernen Landen gedenkt er der Geliebten und der verlassenen Heimath und sendet im Lied seinen Gruß. *Das Kreuzlied.*

Von Anfang an trat neben die Liederdichtung eine Spruchpoesie. Bei der vorherrschenden Neigung des deutschen Volkes zur Beschaulichkeit und Lehrhaftigkeit errang diese Nebengattung der lyrischen Poesie eine wichtige Stellung. Die Spruchgedichte, die nicht wie die Lieder mit Musikbegleitung gesungen, sondern sprechweise vorgetragen wurden, sind zumeist ethischen, mitunter auch politischen Inhalts. „Sie ergehen sich in Betrachtungen über Menschen und Dinge, ertheilen Lehren und Ermahnungen, spenden Zuständen und Personen der Gegenwart Lob und Tadel." Diese Spruchdichtung hat nach dem Vorgange eines ältern Meisters, Spervogel, besonders Walther von der Vogelweide mit so viel Geschmack behandelt, daß er den späteren Lehrdichtern als Führer und Vorbild diente und daß die unter dem Namen Freidank bekannte Spruchsammlung von Wilh. Grimm ihm zugeschrieben werden konnte. *Spruchpoesie.*

§. 21. **Walther von der Vogelweide.** Wenige Dichter des Mittelalters haben sich von jeher einer so allgemeinen Gunst zu erfreuen gehabt als Walther, daher auch die Forschung der Germanisten sich ihm mit Vorliebe zugewandt hat. Schon Gottfried von Straßburg, selbst einer der ersten Minnesänger, hat, „seitdem die Nachtigall von Hagenowe verstummt", das Banner in seine Hände gelegt; und bis auf unsere Tage, da ihm Uhland, sein Geistesverwandter, ein würdiges Denkmal errichtet, hat es ihm nie an Verehrern gefehlt. Dennoch ist es trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, das Dunkel, das auf Walthers Heimath und Geschlecht, so wie auf der Zeit seiner Geburt und seines Todes liegt, völlig aufzuhellen. Nach der Ansicht des neuesten Herausgebers seiner Gedichte, Franz Pfeiffer, sprechen die gewichtigsten Gründe für die Maingegenden. Jedenfalls hat er in Franken längere Zeit gelebt, dort hatte er einen festen Wohnsitz, fühlte er sich heimisch und fand seine letzte Ruhestätte. Doch hat man seine Heimath auch nach Oesterreich verlegt, wo er so lange Jahre seines Lebens zugebracht. Daß er aus einem ritterbürtigen Geschlechte stammt, geht daraus hervor, daß die Zeitgenossen, an ihrer Spitze Wolfram von Eschenbach, der ihn persönlich gekannt hat, ihm das Prädicat hêr (Herr) beilegen, welches nur Leuten adeligen Standes zukam. Aber Walthers Geschlecht war weder vornehm noch begütert, es gehörte dem niedern, sogenannten Dienstadel an. Frühe muß er sein väterliches Haus verlassen haben. Schon kurz vor oder nach d. J. 1190 begab er sich als zwanzigjähriger Jüngling nach Oesterreich, um dort die Ausbildung in der edeln Sangeskunst zu suchen. Denn damals entfalteten in der durch Handel und Wohlstand blühenden Donaustadt Wien die babenbergischen Herzoge ihren glänzenden Hofhalt und „bildeten durch Pracht und verschwenderische Freigebigkeit für Poesie, Kunst und Wissenschaft einen Mittel- und Anziehungspunkt, wie es in Deutschland keinen zweiten gab". In diese Zeit seines ersten Wiener Aufenthaltes, die wohl mit dem

Tode Friedrichs I. (1198) ihren vorläufigen Abschluß fand, fällt ohne Zweifel der größte Theil der Frühlings- und Liebeslieder, der Wechselgespräche und Reihen, „welche durch leichte anmuthige Bewegung, durch Unmittelbarkeit der Empfindung, durch reizende Naivetät und eine Schalkhaftigkeit, die sich bisweilen bis zum Muthwillen steigert, deutlich verrathen, daß sie einer Zeit angehören, wo des Dichters Herz selbst noch in rascherem Takte schlug“. Zwar hat Walther auch noch in vorgerückten Jahren „der Minne gehuldigt und zu ihrem Preis gesungen“; aber die Wärme des Gefühls und der jugendliche Reiz litten unter dem gedankenvollen Ernst und den schweren Erfahrungen seines reiferen Lebens. Die Frische und Heiterkeit des lyrischen Gesanges verschwand unter den immer mehr sich häufenden Klagen „über die allgemeine Abnahme der Freudigkeit, über die Verdrossenheit der Jugend und der Frauen, über den Verfall der Zucht und Sitte“; ein lehrhafter Ton voll Reflexion, eine kühlere Betrachtungsweise, ja selbst spitzfindige Erörterungen schlichen sich in seine Lyrik ein und schwächten die erotische Kraft seiner Minnelieder. Ueberhaupt war diesem vielseitigsten der altdeutschen Liederdichter der Kreis des Minnegesanges zu enge, er fühlte das Bedürfniß einer umfassenderen Weltanschauung, er richtete das Lied auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Kirche, und bei diesen ist er mit voller Seele. Während der schrecklichen Jahre, die durch Philipps und Otto's Thronkämpfe über das Reich hereinbrachen, erkennt man aus seinen Gedichten, wie warm sein Herz für das deutsche Vaterland schlug, wie tief er die traurigen Folgen der inneren Zerrissenheit und die Schmach der ränkevollen selbstsüchtigen Politik des päpstlichen Stuhles empfand, und wie freimüthig er alle Schäden und Nachtheile tadelte, welche durch die wälsche Tücke und den Wankelmuth der deutschen Fürsten über Land und Volk hereinbrachen. „Muthig und unerschrocken setzte er für das kaiserliche Ansehen, für des Reiches Unabhängigkeit von fremden, unberechtigten Einflüssen sein gewaltiges Wort ein und zu Deutschlands Ruhm und Preis ließ er seine feurigsten Weisen erklingen.“ Im Gegensatz zu der „selbstgenüglichen Beschränktheit“ der meisten übrigen Minnesänger, zu der „flachen Allgemeinheit ihrer Kunst“, zu der „Enge ihres Gesichtskreises“ mischte sich der vielseitige Dichter in alle Lebensverhältnisse seiner Zeit, zog alle Erscheinungen und Richtungen in Staat, Kirche und Gesellschaft in das Bereich seiner dichterischen Thätigkeit. Er feiert den Dienst der Frauen, bei denen Zucht, Sitte und Treue wohnt und freut sich gelegentlich auch des errungenen Minnesoldes, aber er straft auch den Verfall und die Entartung; er eifert gegen die Verweltlichung, Hoffahrt und Gleisnerei des Klerus und es ist bekannt genug, mit welcher Schärfe und Ironie er gegen die herrschende Simonie und das ganze Unwesen des päpstlichen Hofes auftrat, und doch war er ein frommer, gläubiger Mann, der in dem geistlichen Leich den dreieinigen Gott anfleht, sich des schwachen sündigen Menschen anzunehmen, damit er der Bosheit und den Lockungen des Erzfeindes nicht erliege, und die jungfräuliche Mutter Christi um Fürbitte bei ihrem Sohne angeht, „daß er sich des Geschöpfes seiner Hand erbarme und die Reue, die von Sünden reinigende, in sein Herz sende“, damit Worte und Werke in Uebereinstimmung seien. Die großen Ereignisse des Reiches in Folge des Wahlstreits machten Walther zum politischen Dichter. Er begab sich an den Hof Philipps und erhob seine Stimme zu Gunsten des „jungen süßen Mannes“, und seine Verse machten dem Papste viele Tausende abwendig. Als aber der Königsmord in Bamberg den Welfen auf den Kaiserthron führte und zwei Jahre nachher der Papst den früher Begünstigten mit dem Bann belegte und das Reich verwirrte, da verfocht der Dichter Otto's Sache mit jugendlicher Frische und Kraft gegen die Machtsprüche und Intriguen Roms. Und wie wenig Dank ihm für seine Unterstützung zu Theil wurde, er hielt bei dem Welfen aus, so lange er ihn als rechtmäßiges Oberhaupt betrachten konnte; erst als Otto geschlagen und verlassen in Braunschweig seine letzten Tage in ohnmächtigem Trotze verbrachte, wandte sich auch Walther dem neu aufsteigenden Sterne zu, dem die Herzen der deutschen Patrioten mit freudiger Erwartung entgegen schlugen. Friedrich II. lohnte seine Verdienste: er gab dem Dichter ein Lehngut und blieb ihm stets hold und gnädig gesinnt. Und dieser

vergalt dem Kaiser mit Treue und wirkte für denselben mit allen Kräften, die ihm zu Gebote standen. Als Friedrich zur Kreuzfahrt rüstete, forderte Walther in einem „Kreuzlied" zur Theilnahme auf und man hat vermuthen wollen, daß er die Pilgerfahrt mitmachte. Wenigstens scheint er sich bei dem kleinen Kreuzheer befunden zu haben, welches im Juni 1228 nach den apulischen Häfen zog. Bald nach dieser Zeit ging Walthers vielbewegtes Wanderleben zu Ende. Er hatte nicht blos an den verschiedenen Kaiserhöfen und in Wien geweilt, auch in Kärnthen und Meißen hielt er sich auf und von seiner Anwesenheit am Thüringer Hof auf der Wartburg gibt die Sage von dem in Kunst und Poesie vielgefeierten „Sängerkrieg" Zeugniß. Zu Würzburg, in dessen Nähe ohne Zweifel das ihm von dem Kaiser verliehene Gut lag, hat Walther, wahrscheinlich zu Anfang der dreißiger Jahre, sein Leben beschlossen.

Der Wartburgkrieg. Nach dieser Sängermythe (die den Inhalt eines unter dem Namen **Wartburgkrieg** bekannten, aus dem Ende des 13. Jahrh. herrührenden Gedichtes bildet) soll einst am Hofe Hermanns von Thüringen, ein leidenschaftlicher Streit über die Palme der Minnesängerkunst zwischen **Heinrich von Ofterdingen**, der die süddeutsche Partei vertrat, und den Sängern am Hofe zu Eisenach entstanden sein. Zur Beilegung desselben wurde ein Wettkampf angeordnet, in dem zuerst H. von Ofterdingen siegreich gegen **Walther von der Vogelweide** auftrat, bis die Erscheinung der Landgräfin Sophie den erstern so verwirrte, daß er unterlag und zufolge der Uebereinkunft mit dem Strange getödtet werden sollte. Unter dem Schutze der Landgräfin entging jedoch Ofterdingen diesem Schicksale. Ein zweiter Wettstreit begann nun, in welchem **Klingsor** aus Ungerland, als Zauberer und Dichter weit berühmt, das Schiedsrichteramt übernahm, und nachdem er selbst mit vieler Kunstfertigkeit und tiefsinnigen Räthseln gestritten, endlich dem Ofterdingen gegen **Wolfram von Eschenbach** den Preis zuerkannte, worauf eine allgemeine Versöhnung erfolgte.

§. 22. **Der spätere Minnegesang.** Die Größe des Sängers aus Franken tritt noch mehr zu Tage, wenn man auf die Oede blickt, die bald nach seinem Tode sich über den Boden der deutschen Lyrik hinlagerte. Der Frauendienst in seiner schönen Zeit, wo er mit Sitte, Zartgefühl und Herzensreinheit gepaart war, hatte einen poetischen Zug und hielt das Interesse für Dichtkunst wach. Von der Ost- und Nordsee bis in die Alpen blühte deutscher Gesang an den Höfen und Burgen; und wenn Anfangs die süddeutschen Länder Oesterreich und Baiern, Schwaben und Franken, Elsaß und die Schweiz auf dem Felde der Lyrik das Uebergewicht besaßen, so konnte Meister Rumeland aus Sachsen, welcher Rudolfs Krönungsfest in Aachen besang, mit Stolz auf sein Heimathland hinweisen, wo schon lange vor ihm **Heinrich von Morungen** unter den ritterlichen Wartburggenossen durch Tiefe und Mannichfaltigkeit geglänzt. Aber bald nach dem Untergang der Hohenstaufen artete der Frauendienst aus und sank ins Derbe und Gemeine herab. Dies hatte auch den Verfall der Minnepoesie zur Folge, besonders seitdem die Habsburger und die übrigen deutschen Fürsten ihrer Zeit sich so gleichgültig und theilnahmlos dagegen zeigten, kein Hof mehr als Mittelpunkt und Sammelplatz poetischer Bestrebungen diente und der Adel zuletzt die Pflege des ritterlichen Gesanges den wenig geachteten Dichtern bürgerlicher Abkunft überließ. Ohne tiefern lyrischen Sinn verfielen die Dichter in mechanische Nachahmung und entlehnten ihren Vorgängern stehend gewordene Gefühle und Ausdrücke. „Die weltliche Dichtung ging an die Bauern und das niedere Volk über, in deren Händen sie wohl frisch und national blieb, aber zugleich, von der Theilnahme der gebildeten Welt verlassen, ins Rohe und Grobe verfiel. Diese Volksdichtung und ihre Träger, die Fahrenden und Spielleute, fanden von Seite des Adels gar keine Beachtung, die Geistlichkeit verfolgte sie sogar mit offen ausgesprochener Abneigung und Geringschätzung. Der früher so geachtete Stand der Sänger ward ein verachteter, und an den Spielleuten, weil sie aus der Kunst ein Gewerbe machten und Gut um Ehre nahmen (wie der mittelalterliche Ausdruck lautet), haftete der Makel, wenn nicht gerade der Ehrlosigkeit, doch der Unehrenhaftigkeit." Als die trüben Zeitverhältnisse des 14. Jahrhunderts den Sinn ernster stimmten und aufs Religiöse richteten, wurde manches weltliche Lied umgeändert. Wie sonst die Tochter gegen den Willen der Mutter zum Tanze eilt, so geht sie in einer solchen Ueberarbeitung fröhlich ins Kloster, ein rechtes Gegenstück zu dem Klagelied der Nonne von einem unbekannten Dichter, die mit

schwerem Herzen ihr junges Leben in die Klostermauern eingesargt sieht. Umsonst klagt bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts Reinmar von Zweter (gebürtig vom Rhein, in Oesterreich erwachsen und zuletzt am Hofe des Böhmenkönigs Wenzel ein eifriger Verfechter der hohenstaufischen Sache) in seinen Spruchstrophen („Frau Ehrenton") über die Entartung des Frauendienstes und Ritterthums und sucht durch ernste Rügelieder dem Verfall der Minnepoesie zu steuern; die Theilnahme war erloschen und das geringe Interesse konnte durch die mittelmäßigen Talente der nächstfolgenden Zeit nicht erhöht werden; auch die überkünstliche Versverschlingung und Reimfülle, womit der Kanzler, ein oberdeutscher Sänger, seine religiöse und moralische Spruchdichtung zu empfehlen suchte, vermochte der Lyrik kein frisches Leben mehr einzuhauchen. Umsonst will Ulrich von Lichtenstein († c. 1275), durch Uebertreibung die absterbende Kunst und Sitte erhalten — die Unnatur und Selbstquälerei seines „Frauendienstes" und seines „Frauenbuches" (worin sich der Dichter mit einer Edelfrau redend einführt) erzeugen nur Widerwillen und Spott, so daß bereits sein Zeitgenosse, der Zürcher Hadlaub, den feierlichen Minnegesang parodirt und wie schon vor ihm Steinmar aus Thurgau in Herbst- und Ernteliedern statt des Hoflebens und der Edelfrauen ländliche Festmahle und Dorfschönen besingt; umsonst hoffen die Minnedichter bürgerlicher Abkunft ihre Kunst zu halten, indem sie den Stoff erweitern und bald die scholastische Wissenschaft und die freien Künste in ihr Bereich ziehen, bald volksthümliche Sittensprüche (Priameln) einflechten, bald in dunkle Räthsel und geheimnißvolle Denksprüche (Gnomen) tiefsinnige Lehren einhüllen — die Produkte ihrer Dichtkunst sind eintönig und langweilig, und so heftig sie selbst in ihren Tenzonen unbedeutende Streitfragen wider einander verfechten, so gleichgültig bleiben die Leser dabei.

Einen solchen Streit führten im Anfang des 14. Jahrhunderts der Gelehrte Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, und der Schmied Barthol. Regenbogen in Mainz über den Namen „Frau" und „Weib", worin jener die Bezeichnung „Frau" über „Weib" stellte, im Gegensatz zu Walther, der wîp als den höchsten Namen bezeichnet hatte. Heinrich, ein fahrender Sänger bürgerlicher Herkunft, der sich an allen norddeutschen Höfen umhertrieb und endlich im J. 1318 von Mainzer Frauen zu Grabe getragen ward, ist ebenso dunkel, schwülstig und überschwenglich, wie sein überwundener Gegner Regenbogen einfach, schlicht und natürlich ist, und während jener die Poesie noch als Vorrecht der höheren Stände behaupten will, leitet der ehrliche und gemüthliche Handwerker auf die Meistersänger, in deren Hände die lyrische Poesie übergehen sollte. Das Lehrhafte, Spruchartige, Religiöse verdrängte mehr und mehr die weltliche Poesie der Minne.

2. Epische Dichtungen.

a) Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg.

§. 23. Charakter der höfischen Ritterdichtung. Seitdem Heinrich von Veldeke an einem wenig geeigneten Stoff die Minne in die Poesie eingeführt und die Dichtkunst zum Ausdruck des verfeinerten höfischen Ritterlebens gemacht, war seinen Zeitgenossen der Weg und das Verfahren vorgezeichnet, auf dem sie sich allein den Beifall der gebildeten Gesellschaft erwerben konnten. Es kam weniger darauf an, durch neue Schöpfungen zu glänzen, als aus der bekannten Sagenwelt einzelne Partien geschickt und eigenthümlich zu behandeln, die Sprache und Verskunst mit Anmuth und Leichtigkeit zu handhaben, den herrschenden Zeitideen und Gefühlen in Lied und Vortrag den rechten Ausdruck zu geben, die Leser und Zuhörer in die Zauberkreise zu bannen, mit welchen die Sitte und Mode des Tages, das idealisirte Ritterthum, das Beispiel der Fremde und der Höfe, die Macht conventioneller Formen die Geister umschlossen hatten. Die Gebiete, auf denen sich die Dichter bewegen mußten, waren bestimmt und abgegrenzt: Christenthum und Kirche, Ritterthum und Waffenehre, Frauendienst und Minne lieferten den Inhalt, und so sehen wir denn auch die namhaftesten Dichter der Zeit, die mit Heinrich von Veldeke und Walther von der Vogelweide um die Palme rangen, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach aus diesen Fundgruben die Stoffe zu ihren Werken hervorholen, die Einen mehr diese, die Andern mehr

jene Seite in eigenthümlicher Weise hervorkehrend. Diese Eigenthümlichkeit trat weniger zu Tage in ihren lyrischen Erzeugnissen, die im Ganzen mit mehr oder weniger Feinheit und Formgewandtheit dem Charakter des höfischen Minnegesanges, in dem sie sich alle versucht haben, treu blieben, als in ihren epischen Gedichten und Erzählungen.

§. 24. Artusromane und Gralsage. Die gefeiertsten Werke dieser Epiker sind auf den Sagenstoffen von König Artus und seiner Tafelrunde aufgebaut, die in Wales und in der von geflüchteten Briten bevölkerten Halbinsel Bretagne ihren Ursprung hatten und durch französische Ritterbücher ihren Weg nach Deutschland fanden. Durch den Zusammenstoß so vieler Völker in den Kreuzzügen wurden, wie in der Völkerwanderung, die Sagen und Erzählungen vertragen und verpflanzt, und da der Verkehr das Erlernen fremder Sprachen erleichterte, so läßt sich die Verpflanzung dieser fremdartigen Dichtungen, die dem Geiste der Zeit mehr zusagten, als die der Minne entbehrenden antiken Sagen oder das National-Epos auf deutschem Boden leicht erklären. Der Reiz der Neuheit und das durch die Kreuzzüge geweckte Interesse am Religiösen und Mystischen gaben ihnen Werth und Ansehen. Schon in den alten elegischen Bardengesängen, in denen sich das nationale Unglück in dem trüben Tone abspiegelt und die sich am reinsten in der Bretagne erhalten haben mögen, werden die Sagenkönige Owen (Uriens Sohn), Artus, Geraint gefeiert und in der einem Mönch Nennius zugeschriebenen Geschichte der Briten, die gleichfalls aus Volksüberlieferungen geschöpft ist, treten die meisten Namen der Artussage als geschichtliche Personen auf. *Entstehung der Arthursagen.* Diese poetische Sagengeschichte von dem aus Troja nach England gekommenen Britenkönig (Brut) an bis zu dem von den Waliser Barden besungenen Cadwaladr, hat zur Zeit der normannischen Invasion, an der viele Krieger aus der Bretagne Theil genommen, einen neuen Impuls erhalten, da der Zug des Eroberers Wilhelm gegen die Angelsachsen den altbritischen Abkömmlingen als ein Rache- und Vergeltungskrieg erscheinen konnte. Aus diesem erhöhten Interesse für die mythische Volksgeschichte der Briten mag die Chronik Gottfrieds von Monmouth „Geschichte der britischen Könige" hervorgegangen sein, welche die Hauptquelle für die britische Sagengeschichte geworden ist. Ursprünglich in der Bretagne aus altbritischen Volksliedern und Sagen zusammengestellt, dann in England ins Lateinische übersetzt, wurde sie für die walisischen Volkstraditionen eine ähnliche Fundgrube fabelhafter Geschichten wie Turpins Chronik für den karolingischen Sagenkreis. Von der Zeit an tritt der Name Artus, der in den älteren Geschichten hinter andern Königsnamen zurück steht, so sehr in den Vordergrund, daß er als der Mittelpunkt der ganzen Heldensage erscheint. Auch in Wales hatten sich seit den Tagen Taliesens altkymrische Volkslieder und Volkssagen (Mabinogion und Triaden) erhalten und die Chronik des Mönchs Carodoc von Llancarvan († 1156), eines Zeitgenossen von Gottfried, kennt auch schon Arthurs Zerwürfniß mit seinem ungetreuen Weib Ginevra; aber bei der landschaftlichen Abgeschlossenheit des Waliser Bergvolks und seines Bardenstandes behielt die Ueberlieferung einen einfacheren localen Charakter, während in der Bretagne durch die bald feindlichen, bald freundlichen Berührungen mit Franken und Normannen sich Sage und Poesie reicher gestalteten und mannichfaltiger entwickelten. An die Stelle der altkymrischen Elegien trat eine frische, gehobene Balladendichtung, worin die ritterlichen Thaten ihrer Stammfürsten gefeiert waren, eines Nominoi, der einst den Pflug geführt, eines Morvae Lerz-Breiz, der von seiner Mutter in der Einsamkeit erzogen, auf einen wandernden Ritter trifft, den er für einen Engel hält, und nun auszieht, um selbst ein Ritter zu werden, und des Arthur und Geraint, der Nationalhelden aus der verlassenen Heimath Cornwallis, „der Insel der Apfelbäume" (Avalon), die ihnen allmählich zu einem „Aufenthalt der Dämonen und Feen", zu einem „Elysium der Seligen" ward. Diese Sagen und Mährchen fanden dann mit der Zeit ihren Rückweg nach Wales und Cornwallis, und so wurde bald auch dort Arthur der bretagnische Sagenheld, an dessen Unsterblichkeit und Wiederkunft man glaubte, der gefeierte Name in der Waliser Dichtung. Bald nachdem die Herrschaft der Angelsachsen bei Hastings gebrochen worden, in den Tagen, da sich die Kreuzzüge vorbereiteten, da der spanische

Held Cid Campeador die Mauren bekämpfte, gab sich in Wales eine nationale Bewegung kund, sowohl im Süden, wo der alte Rhys ab Tewdor aus der Bretagne einzog, als im Norden, wo Gruffyd eine heimische Dynastie gründete, die sich lange in einer gewissen Selbständigkeit behauptete. Dieses Erwachen des nationalen Bewußtseins der britischen Völker auf beiden Seiten des Kanals war der Wiederbelebung der Volkstradition und des Volksgesanges sehr förderlich. Die Geschichte selbst war so reich an wunderbaren Schicksalswechseln, an romantischen Erscheinungen, daß Dichtung und Wirklichkeit in einander aufgingen. Eine einzige Schlacht hatte die angelsächsische Macht zu Boden geschmettert; in Apulien und Sicilien gründeten fahrende Ritter Herzogthümer und Königreiche; die christliche Welt schickte sich an, einen Riesenkampf gegen den Islam zu unternehmen. Unter solchen Umständen fanden die Lieder von Arthur und seiner Tafelrunde, welche der alte Rhys aus der Bretagne mitgebracht, einen günstigen Boden: der alte Sagenkönig schien wieder aus seinem Grabe auferstanden zu sein, um die Seinen in den Kampf zu führen: die Barden hielten Versammlungen und stritten um den Preis „wie zu Zeiten Arthurs". An den Fürstenhöfen in Wales und in der Bretagne wurde Gesang und Dichtkunst gepflegt. Selbst die Normannenkönige in England wurden von dem Strome fortgerissen: die alten Erzählungen von Rou (Raoul, d. i. Rollo), die Robert Wace oder Gasse um 1160 in einer Reimchronik sammelte, die Sagen von Robert dem Teufel, deren finsterer gespenstischer Charakter voll nächtlichen Geisterspuks auf nordische Abkunft deutete, gingen allmählich in die größeren und verbreiteteren Fabelkreise über, und wenn gleich die normannische Politik in der Folge, um dem Aberglauben an Arthurs Fortleben entgegenzuwirken, das Grab und die Gebeine desselben entdecken ließ, so erlangten die Artusromane doch die Herrschaft über die Geister und fanden ihren Weg nach Frankreich und Deutschland. Jener Graf von Glocester, der bei Gottfrieds Chronik die Hände im Spiel hatte, war ein Enkel des alten Rhys von Glamorgan.

§. 25. Erweiterung der Arthursagen. Diese Chronik nun, welche das vergessene Britenvolk dem lebenden Geschlechte aufs Neue in Erinnerung bringen, ihm durch Wiederbelebung seiner Vergangenheit einen Rang unter den großen Nationen verschaffen, den Muth und das Selbstgefühl wecken sollte, wurde die Quelle zahlloser Romane und Dichtungen. Und wenn auch die stolzen Hoffnungen des Britenvolks auf eine staatliche Wiedergeburt nicht in Erfüllung gingen, wenn auch sein „messianischer Glaube" sich so wenig verwirklichte, wie beim Volke Israel, so theilte es doch mit diesem den Triumph, daß die Erzeugnisse seines Geistes und seiner Phantasie die Welt beherrschten. Gottfrieds Werk, das bald in die Landessprache rückübersetzt oder in der ursprünglichen Form Walthers v. Oxford bekannt gemacht, von dem erwähnten Caradoc von Llancarvan fortgesetzt und in gebundener und ungebundener Rede lateinisch und wälsch verarbeitet wurde, erlangte eine unermeßliche Verbreitung. Der „Brut" des Meisters Wistace (Eustache) war nur eine poetische Bearbeitung des Gottfried'schen Werkes. Allein die Sitten und Lebensweise eines abgeschlossenen, in der Cultur zurückgebliebenen Volkes, wo die wilden Kämpfe des Königs Arthur und seiner Kriegsgefährten und die Mährchen von dem Zauberer Merlin, „einem Mittelding zwischen Engel und Teufel", den wesentlichen Inhalt bildeten, konnten dem fortgeschrittenen Ritterwesen der Zeit nicht genügen, daher gesellten sich bald in den französisch-normannischen und deutschen Bearbeitungen neue Elemente im Geiste der Zeit und der herrschenden Bildung hinzu. Die einförmigen Erzählungen von Waffenthaten und Abenteuern, von Helden- und Zaubergeschichten dienten nun als Unterlage für das verfeinerte Ritterthum mit seinem Frauendienst, seinen höfischen und kriegerischen Sitten, seinen sinnlichen und sinnigen Freuden, so daß Arthur und sein Hof bald zum Ideal alles höfischen Lebens, seine Tafelrunde, welche auf Merlins Rath Arthurs Vater, Uter zu Carduel (Carlisle), gestiftet, zu Musterbildern aller ritterlichen Eigenschaften ausgebildet wurden. Hohe Geburt, Stärke, Tapferkeit, Thätigkeit, Treue gegen den Fürsten waren die unerläßlichen Bedingungen der Aufnahme in die Ritterschaft der Tafelrunde, wo ein Leben voll heiterer Geselligkeit im Dienste der Liebe und der Frauen und im

Genusse des erworbenen Waffenruhmes winkte. Aber selbst dieses von Kriegsthaten und Minnedienst gehobene Ritterleben war noch unvollständig; es mußte noch ein drittes Element, das christlich-religiöse, die „Gottesminne“ hinzutreten, und dieses erhielt die bretonische Dichtung in der Sage vom heil. Gral, dessen Hüter, die „Massenie“, aus den Rittern der Tafelrunde gewählt wurden. Erst durch die Vereinigung religiöser Heiligkeit mit Tapferkeit und weltlicher Tugend kommt der Ritterkreis zur Vollendung. Gawan, der erste der Tafelrunde, „das sprichwörtliche Vorbild der Höflichkeit und alles Ritterthums“, strebt gleich Parcival nach dem ersten Preis der Ritterschaft; aber wie viel er auch durch die eigene Kraft und Männlichkeit erringt, das Höchste bleibt ihm doch unzugänglich. Die Siegeskrone wird nur dem durch religiöse Weihe geadelten Ritterthum zu Theil. Am reinsten scheint die Gralsage bei dem Dichter Guiot (Kiot) von Provins, dessen Roman nicht erhalten ist, ausgeprägt gewesen zu sein; wenigstens gibt ihm Wolfram von Eschenbach den Vorzug vor dem des Chrétien von Troyes, den er der Entstellung beschuldigt. „Die Apotheose des geistlichen Ritterthums der Tempelherren (auf welche schon der Name der Gralhüter, der Templeisen hinweist), die christliche Verklärung des Ritterdienstes, die ritterliche Verklärung des Gottesdienstes, die höhere Vereinigung des beschaulich-asketischen und thätig-kriegerischen Lebens, dies sind die Ideen, mit denen Kiot und Wolfram ihre Gedichte vom Gral durchdrungen haben.“

Unter dem heil. Gral dachte man sich eine kostbare Schale, deren sich Christus beim letzten Abendmahl bedient, und in der Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung das Blut des Herrn aufgefangen haben sollte. Mit Rücksicht auf die königliche Würde Christi wurde daher die Schale selbst sanguis regalis, Sang réal, sainct Graal genannt, wenn man nicht die Ableitung aus dem provençalischen Worte „Gragal“, d. h. Schale, vorzieht. Der ursprüngliche Hüter dieses Kleinods war Joseph selbst, und ein altes von der Kirche als apokryphisch ausgestoßenes Evangelium des Nicodemus erzählt bereits die wunderbare Rettung, welche Joseph durch jene Reliquie im Gefängniß erfuhr. Er sollte hierauf mit Maria Magdalena von seiner Heimath nach Frankreich und von hier nach Spanien und England zur Ausbreitung des Christenthums sich begeben haben. Der Gral, der allerlei wunderbare Eigenschaften hat, währt seine Hüter, die Templeisen selbst, und zwar blos aus den edelsten und frömmsten Rittern, und das Königthum desselben wird nur erlangt durch die reinste Gesinnung und die vollkommensten Rittertugenden. Das Gefäß, eine Reliquie aus dem Paradiese, ist mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet; es gewährt denen, die es anschauen, die reichste Fülle irdischer Güter und schützt sie vor den Leiden des Alters und den Schmerzen des Todes. Der runde Tempel, in dem der heil. Gral nach der Dichtersage aufbewahrt war, stand in der Mitte der prachtvollen, von Thürmen umgebenen, auf ehernen Säulen gewölbten und von Schwibbogen getragenen Gralburg, die der wunderbar geborene König Titurel auf dem unnahbaren Onyxberge Montsalvage in Spanien gegründet hatte und die von den Dichtern als Wunder aller Herrlichkeit geschildert wird, prangend von Gold, Edelgestein u. Kostbarkeiten in üppiger Fülle.

§. 26. Am vielseitigsten ist Hartmann von Aue, den wir oben als Kreuzritter im heil. Lande und als Minnedichter („Büchlein“) kennen gelernt haben. Die Zeitgenossen rühmen an ihm die Mâze, die schöne Tugend der Mäßigung, die sich sowohl in der harmonischen Form, in dem schlichten und klaren Vortrag, in der zierlichen Reimsprache kund gibt, als in der ruhigen Haltung seiner Gedanken und Betrachtungen und in der ungetrübten friedfertigen Gesinnung, womit seine epischen Gedichte durchzogen sind. Seine poetische Thätigkeit scheint er mit einer Erzählung aus dem britischen Sagenkreis „Erec“ (etwa um 1197) begonnen und mit einer andern aus demselben Gebiet, „Iwein“ (vor 1204), geschlossen zu haben. Diese Dichtungen, wohl beide aus dem Französischen des Chrétien von Troyes entlehnt, verrathen keine besondere Begabung, nur daß auch ihnen schon die dem Dichter eigenthümliche Kunst „der Aufstellung und Versöhnung sittlicher Gegensätze“ innewohnt. In größerem Maße tritt dieser Vorzug hervor in den legendenartigen Gedichten, die Hartmann zwischen jenen Romanen nach lateinischen Quellen bearbeitete und worin der Versuch gemacht ist, die kirchliche Sage im Geiste der ritterlichen Poesie zu behandeln, Rittersinn, Weltlust, Sünde durch die Macht des Glaubens, des Gebetes der Buße überwinden zu lassen. Es war ein unglücklicher Gedanke, dieses Problem des Widerstreits und der Ausgleichung von weltlicher Ritterschaft und religiösem Glaubensheroismus in einer Erzählung „Gregor vom Steine“ vorzuführen, welche die alte Oedipussage an Gräuel, Blutschande und Schrecklichkeit überbietet und dennoch den "guten Sünder",

Hartmann von Aue † zwischen 1210 u. 1220.

den Sprößling eines Geschwisterpaares, von der Schuld einer vieljährigen Ehe mit der eigenen Mutter durch das härteste Büßerleben auf einsamem Fels im wilden Meere Gnade vor Gott und den Menschen, Erhebung zur höchsten Ehre der Christenheit, zum Oberhaupte der Kirche, und endlich Wiedervereinigung mit seiner von aller Sünde rein gesprochenen Mutter und Gattin finden läßt. Die glatte Form in leichten gefälligen Versen vermag den grausigen, widerwärtigen Stoff nicht zu verhüllen; und wenn schon die Geistlichkeit in dieser Laiendichtung einen Triumph der Kirchenlehre erblickte und sie in lateinischer und deutscher Sprache zu verbreiten bemüht war; jedes reine natürliche Gemüth wird sich von dem Inhalt abgestoßen fühlen. Geeigneter für diesen anmuthigen Erzählungston und für die fromme, sanfte Gemüthsart des Dichters war die Legende „vom armen Heinrich“, eine Geschlechtssage seiner Lehnsherren, der schwäbischen Herren von Aue. Aber auch dieses Gedicht leidet an der Schwächlichkeit und Unnatur, die den meisten geistigen Erzeugnissen dieser Periode anhaftet. Wie schön auch die alte fromme Volkssage von Häuslichkeit und treuer Hingebung in Hartmanns gemüthlicher idyllischer Erzählungsweise hervortritt: der todesmuthige Heroismus der Jungfrau, der weniger in dem natürlichen Gefühl des Mitleids und der liebevollen Hingebung seine Quelle hat, als in dem Glauben, durch die Selbstaufopferung das eigene Seelenheil zu erringen, läßt jeden gesund angelegten Menschen kalt. Die asketische Tugend kann Bewunderung, aber kein poetisches Wohlgefallen erzeugen. Im Erec und Iwein betritt Hartmann das bretagnisch-französische Sagengebiet, mit dem schon früher Ulrich von Zazikoven (c. 1195) in seinem „Lanzelot vom See“ die Deutschen vertraut gemacht hatte. Wir kennen bereits jene Artusromane, womit die französische und deutsche Epik der Zeit sich fast ausschließlich befaßte, die Genesis der Sage und ihre allmähliche Erweiterung. Der ganz fabelhafte Boden der Erzählungen und das Gefallen der Zeit am Wunder- und Märchenhaften gestatteten die schrankenloseste Ausdehnung und die willkürlichsten Erfindungen einer ausschweifenden Phantasie. Kämpfe und Irrfahrten herumziehender und nach Abenteuern strebender Ritter, die meistens in der Fremde oder in der Einsamkeit erzogen und von der Heimath entfernt sind, Rettungen und Beschützungen bedrängter Frauen, Gefechte mit hohnsprechenden Rittern, ungethümen Riesen und boshaften Zauberern, weitläufige Beschreibungen von Anzügen, Schmuckwerk, Waffenstücken u. dergl. bilden den Hauptinhalt dieser sonderbaren Sagen, an denen die ausgezeichnetsten Dichter des Mittelalters ihr Talent verschwendet haben. Nicht heftige Leidenschaften oder mächtige Verhältnisse sind die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Convenienz der Gesellschaft. Vergleicht man den Inhalt dieser Gedichte voll unmotivirter Abenteuer mit dem deutschen Nationalepos oder selbst mit den Karolingischen Sagen, so stehen sie weit zurück. Welch ein Abstand zwischen Chriemhilde, Kudrun oder der keuschen Bertha und der buhlerischen Königin Ginevra, zwischen dem königlichen Helden Karl mit seinen Paladinen und dem Schwächling Arthur! Keie, das böse Princip, ist kein großartiger Verbrecher wie Hagen, kein von gewaltigen Leidenschaften getriebener Verräther, wie Ganelon; er ist ein Tadler, Neider, Prahler, ein Störer der guten Gesellschaft, der schon als stehender Charakter ohne alle Entwickelung in die Dichtung eintritt. Dagegen ist die psychologische Seite, die Welt der Gefühle und Empfindungen, die Macht der Liebe auf das Seelen- und Gemüthsleben in den meisten Dichtungen dieses Sagenkreises mit tiefer Seelenkenntniß erforscht und mit künstlerischem Talent geschildert. Häufig flechten auch die Dichter ihre eigenen Betrachtungen und Ansichten ein, so daß das Ritter-Epos nicht die objective Haltung der älteren Heldengedichte hat.

1. Der arme Heinrich. Ein an Gütern und Tugenden reicher Ritter ist mit einem unheilbaren Aussatze behaftet, von dem ihn nach der Aussage eines weisen Meisters in Salerno nur der freiwillige Opfertod einer unschuldigen Jungfrau zu retten vermag. Da er aber dieses Opfer weder hofft noch wünscht, so verschenkt er all sein Gut und begiebt sich in die Wohnung einer ihm zugehörigen Bauernfamilie, um unter ihrer Pflege sein Leben zu beschließen. Hier hört die fromme Pächterstochter die Bedingung, unter der die Heilung des geliebten Herrn möglich wäre, und läßt sich weder durch die Bitten und Thränen ihrer Eltern, noch durch die Vorstellungen Heinrichs abhalten, ihr Herzblut für ihn zu lassen. Sie begiebt sich nach Salerno. Schon werden Anstalten zu ihrem Opfertod getroffen, als

Heinrich denselben hindert und mit der Jungfrau die Rückkehr antritt. Aber auf der Reise wird durch ihr inbrünstiges Gebet eine wunderbare Heilung herbeigeführt, worauf Heinrich sich mit seiner Retterin vermählt und all' sein Gut wieder erlangt.

2. Erek, ein Ritter aus Arthurs Umgebung, verläßt wegen einer empfangenen Beleidigung den Hof, erwirbt sich im siegreichen Kampfe die schöne Enite, die Tochter eines „Edelarmen". Ueber den Freuden der Liebe vergißt er seiner früheren Heldenhaftigkeit, so daß endlich Enite selbst mit schwerem Herzen ihn aus der träumerischen Verweichlichung herausreißen muß, damit er nicht Ruhm und Ehre verliere. Er zieht nun auf neue Abenteuer aus, da er aber wegen jener Ermahnung Mißtrauen in die Geliebte setzt, so nöthigt er die Tadlerin ihm in den Wald zu folgen und verbietet ihr, ihn vor Gefahren zu warnen. Sie bricht jedoch wiederholt das Gebot, um ihn zu retten, und wird dann dafür jedesmal hart behandelt. Nachdem er in vielen Kämpfen und Gefahren seinen Heldenmuth, sie ihre Treue und liebevolle Geduld bewährt, feiern sie eine neue, nun um so reinere und festere Vereinigung. Er tritt seines Vaters Reich an und „verliegt" sich nicht wieder. Rittterehre und Frauentreue bilden die Grundlage.

3. Iwein, gleichfalls ein Ritter von Arthurs Tafelrunde, tödtet den Besitzer eines Zauberbrunnens im Walde, nach harten Kämpfen mit dessen Dienern, und vermählt sich mit dessen Wittwe, der schönen, an Land und Leuten mächtigen Laudine. Von Gawein zu weiteren Zügen aufgefordert, verläßt er dieselbe auf ein Jahr und geht neuen Kämpfen und Abenteuern nach. Als er aber nicht zu der bestimmten Zeit zurückkehrt, verliert er die Gunst seiner Gattin, fällt darüber in Wahnsinn und irrt im Walde umher. Endlich von drei Zauberfrauen geheilt, befreit er einen mit einem Drachen kämpfenden Löwen, der ihn nun aus Dankbarkeit als treuer Gefährte und Mitkämpfer überall begleitet. An dem bekannten Zauberbrunnen findet er Luneten, die ihn früher bei dem Kampf um den Besitz desselben mittelst eines Zauberrings gerettet hatte, eingeschlossen und befreit sie, indem er für ihre Unschuld kämpft, vom Feuertode. Mit Hülfe des Löwen besiegt er noch mehrere Riesen, rettet dreihundert gefangene Jungfrauen und kehrt endlich ruhmgekrönt an Arthurs Hof zurück, worauf ihm Lunete wieder die verlorne Gunst Laudinens erwirbt. Somit sind auch hier wieder Liebe und Heldenthum vereinigt.

§. 27. **Wirnt von Gravenberg † nach 1204.** Hartmann war kein genialer Dichter; und dennoch diente er vielen Zeitgenossen als Vorbild. Die fromme Gemüthsart und reine Gesinnung, die ihn von allem Niedrigen und Gemeinen fern hielt und ihn in seinen Dichtungen die Aufgabe verfolgen ließ „den Guten gute Lehren zu geben und den Trauernden süße Linderung zu schaffen", sagte den friedfertigen Dichtergemüthern zu und erweckte ihm viele Nachahmer. Der fränkische Ritter Wirnt von Gravenberg aus der Gegend zwischen Baireuth und Nürnberg, der am Hofe des Herzogs von Meran lebte und bei dessen Tod (1204) zugegen war, dichtete nach der mündlichen Erzählung eines Knappen den „Wigalois", die Geschichte eines Ritters, von seinem Helmschmuck „mit dem Rade" genannt, welcher nach Arthurs Hofe zieht, um seinen unbekannten Vater zu suchen, den er denn schließlich nach vielen wunderbaren Abenteuern, Kämpfen und Liebesgeschicken in Gawein entdeckt. Die Erzählung dient dem Dichter oft als Folie, um seine eigenen Betrachtungen und Lebenserfahrungen in lehrhaftem Tone anzubringen. Seiner Natur widerstrebt eigentlich der phantastische Stoff; aber er folgt der Mode. Er ist mit der Gegenwart unzufrieden und wirft einen sehnenden Blick in die gute alte Zeit. Daher ist auch die Erzählung ohne Reiz, aber in den eingestreuten Reflexionen drückt sich ein gesunder Sinn aus. „Wirnt ist erfüllt von dem herkömmlichen Sittengesetz einer sittenstrengen Nation, die damals schon einen Schatz von Lebensweisheit besaß, aus dem für das reichste Gemüth noch Bereicherung zu schöpfen war." Wie Walther von der Vogelweide klagt auch er, „daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Welt durch Reichthum und Ruhmsucht verändert ist". So wenig vergißt Wirnt über dem Stoff seine Person und die Zeitverhältnisse, daß er sogar einen deutschen Ritter, den Grafen Hoier den Rothen von Mansfeld, in die Erzählung einflicht.

§. 28. **Wolfram von Eschenbach c. 1200.** Die vollendetste Dichtung aus dem Sagenkreise der Tafelrunde und des Gral besitzen wir in dem Parzival des Wolfram, eines fränkischen Dichters aus dem in der Nähe von Ansbach gelegenen Eschenbach im baierischen Nordgau, von dessen Leben nicht viel bekannt ist. Er gehörte dem Ritterstande an, scherzt aber selbst über seine Dürftigkeit. Er schätzte Ritterleben höher als gelehrte Kenntnisse und gesteht unverhohlen, daß er weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte. Den Landgrafen Hermann von Thüringen, an dessen Hof er sich aufhielt und der im

J. 1215 starb, hat er überlebt. Wolfram von Eschenbach ist der ausgezeichnetste Dichter des deutschen Mittelalters, „voll Tiefe und männlicher Würde, der mit ganzer Seele in seinen Stoffen steht, ohne die sicherste Herrschaft über dieselben zu verlieren". Den strengen, feierlichen Ernst mildert oft ein rasch wechselnder Humor und eine gutmüthige Ironie, die er mitunter gegen sich selbst kehrt. Daß auch er französischen Quellen folgte, wurde früher bemerkt, doch bewahrte er sich eine freiere Selbständigkeit des Umgestaltens und des Erfindens. Auch flicht er häufig Persönliches und Heimisches in seine Erzählung ein. Außer dem Parzival besitzen wir von Wolfram noch den „Wilhelm von Oranse", ein unvollendetes Epos aus einem volksthümlichen französischen Sagencyklus, der mit der Zeit durch Verbindung verschiedenartiger Stoffe zu einem großen Umfang erweitert ward; und zwei Bruchstücke „Schionatulander", gewöhnlich nach dem Anfangsnamen des einen, „Titurel" genannt, in klangreicher Strophenform, einer der herrlichsten Reste mittelalterlicher Dichtung voll trefflicher Charakterschilderungen und zarter Seelenmalerei. — Wenn gleich auch der Parzival seinem Inhalte nach nicht frei von den Fehlern ist, die wir an den übrigen Rittergeschichten dieses Sagenkreises gerügt haben; wenn gleich auch hier oft Begebenheiten an Begebenheiten gereiht sind ohne innern Zusammenhang und Entwickelung, ohne Ziel und Beweggründe, wenn gleich auch hier nur das höfische Ritterleben verherrlicht wird, das Volk ganz zurücktritt, so liegt dem Gedicht doch ein tiefsinniger Ernst, ein epischer Plan, eine hohe Idee zum Grunde. Mit den überlieferten Fabeln verbindet es ethische Zwecke, und nirgends finden wir den Geist der Zeit, wo Weltlichkeit und Kirchlichkeit so innig verbunden sind, deutlicher veranschaulicht als hier.

Parzival, aus dem Geschlechte des Gralkönigs, wird von seiner Mutter in der Einsamkeit eines Waldes fern vom Geräusch der Waffen, denen sein tapferer, kühn vorstrebender Vater erlegen war, erzogen. Hier in stiller Natur werden durch den Gesang der Vögel und die Lehren seiner Mutter nur die sanften Regungen des Gemüths genährt, ohne jedoch die ererbte Thatenlust in ihm zu tilgen, die mit aller Stärke hervorbricht als sich ihm zufällig einige Ritter nähern, so strahlend hell wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt, und ihm den Rath geben, sich an Artus' Hof zu begeben, wenn er lernen wolle, was Ritterschaft sei. Umsonst kleidet ihn seine Mutter in Narrengewänder, aus Sacktuch und Kälberfell genäht, um ihn dem Spotte der Welt Preis zu geben und zur Rückkehr zu bewegen — seine Thaten verschaffen ihm bald die Aufnahme unter die Ritter der Tafelrunde. Als solcher zieht er, einem inneren Sehnen folgend, auf Kampf und Abenteuer aus, wovon ihn selbst seine Vermählung mit Konduiramur, deren Schloß er von einer drängenden Belagerung befreite, nicht lange abzuziehen vermag. Auf seinen Zügen kommt er zur Burg des heil. Gral, die der Priesterkönig Titurel auf Montsalvage in Spanien erbaut hatte, und wo gerade der kranke, durch eine vergiftete Lanze verwundete König Amfortas, Parzivals Oheim, seiner Befreiung entgegen harrt. Die Frage nach seinem Leid durch einen fremden Ritter war ihm als Zeichen seiner Erlösung verkündet worden. — Parzival, dem früher ein ehrwürdiger Greis gerathen, nicht zu viel zu fragen, unterläßt in dem entscheidenden Augenblick die Frage, die ihn in den Besitz der Gralsburg mit aller ihrer Herrlichkeit gesetzt hätte, und verscherzt so „in Tumpheit", in kindischer Einfalt und Unbeholfenheit das hohe Gut, das ihm bestimmt gewesen. Nun muß er durch schwere Prüfungen, durch Selbstentsagung und Läuterungen seines Innern zu solcher Vollkommenheit emporstreben, daß er ob seines Seelenadels und seiner innern Reinheit das verscherzte Königthum wieder erwirbt. Durch die furchtbare Fluchbotin des Grals aus Arthurs Ritterbund ausgestoßen, verbringt er zuerst einige Jahre des „Zweifels", des Zwiespalts mit sich selbst und der innern Verwilderung, bis er allen Weltsinn und Hochmuth ablegt und mit aller Kraft dem Himmlischen zustrebt. Damit beginnt für ihn ein höheres, durch ein heiliges Streben geadeltes Leben, in dessen Schilderung der Hauptwerth des Gedichts liegt. Parzival bringt den weltlichen Rittersinn und das sinnliche Treiben, dem er früher eben so gehuldigt, wie jetzt das Weltkind Gawan, dessen Thaten Wolfram als Gegensatz gleichfalls in sein Gedicht einflicht, dem Seelenleben und der innern Beschaulichkeit zum Opfer. Er wird von dem einsiedlerischen Weisen Trevrizent über Gott, das Erlösungswerk und die menschliche Bestimmung belehrt, überwindet den Zweifel und gelangt endlich, nachdem er noch seinen mit übernatürlichen Kräften ausgerüsteten Halbbruder Feirefiz durch sein Gottvertrauen überwunden, zu einer solchen geistigen Reinigung, daß er durch dieselbe Gralbotin für würdig erklärt wird, König der geheimnißvollen Gralburg zu werden. Er richtet nun an Amfortas die vorgeschriebene Frage und gelangt zu der höchsten Ehre. Seine Gattin Konduiramur und ihre beiden Söhne vereinigen sich mit ihm. Der älteste ist der berühmte Lohengrin. Feirefix bekehrt sich zum Christenthum und vermählt sich mit Konduiramurs Schwester, der Gralträgerin Urepansa. Ihr Sohn ist der Sängerpriester Johannes. — Ein geistreicher Literarhistoriker (Gervinus) stellt den Parzival mit dem Alexanderlied und mit Dante's göttlicher Commedia zusammen: wie Lambrecht die weltlichen Thaten eines von sinnlichen Eindrücken geleiteten Helden darstellt und da abbricht, wo derselbe in sich geht und seinen Sinn auf Höheres richtet, so schildert Wolfram das Seelenleben eines von christlicher Weihe berührten Helden, der durch Ueberwindung der Welt und ihrer

Freuden sich des Paradieses würdig macht. „Lambrecht wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist der Gegenstand der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunkt des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunkt des Dante'schen Gedichtes, nach dem alles Andere hinstrebt." — Der „Willehalm" wurde von Ulrich von Türlein nach vorn ergänzt und von Ulrich von Türheim weiter geführt, aber nicht im Geiste Wolframs, noch mit dessen Kunstgeschick. — Der jüngere Titurel, das Werk eines Dichters Albrecht (vielleicht Albrecht von Scharfenberg), zwischen 1255 und 1272 verfaßt, wurde lange Zeit für eine Arbeit Wolframs gehalten und war bis zum Schluß des Mittelalters eines der gelesensten Bücher. Das Wolfram'sche Bruchstück handelt besonders von der Jugendliebe Sigunens zu Schionatulander und ihrem Schmerz, als derselbe von Orilus im Walde getödtet ward. Lange hütete sie die einbalsamirte Leiche des Geliebten in den Zweigen einer Linde und klagte um ihn wie eine Turteltaube. So fand sie Parzival auf seinen Irrfahrten. Wie tief steht nun der jüngere Dichter unter Eschenbach! „Ohne Benutzung weiterer Quellen", bemerkt Wackernagel, „lediglich auf die zwei Gedichte Wolframs und die eigene unklar ausmalende Erfindungskraft gestützt, trug Albrecht noch einmal in aller Weitschweifigkeit vor, was er dort vom Gral, von Parzival, von Schionatulander erzählt fand; die alten Bruchstücke über letzteren reihte er gehörigen Ortes ein, aber umgearbeitet, um den Rhythmus regelmäßiger zu machen und neue Zwischenräume einzufügen." Noch hat sich eine an Ludwig den Strengen, Pfalzgraf und Herzog von Baiern, gerichtete Zueignung des Dichters Albrecht erhalten.

§. 29. **Gottfried v. Straßburg c. 1220.** Einen merkwürdigen Gegensatz zu Wolframs Parzival bildet „**Tristan und Isolde**" von **Gottfried von Straßburg**. Wie uns der erstere den Ernst des Lebens vorführt, in seinem Helden die sittliche Größe, die Charakterfestigkeit und den Adel der Gesinnungen und Bestrebungen preist, aber seinen gehaltvollen Inhalt nicht selten in mystisches Dunkel kleidet und durch seine gehobene feierliche Sprache das Verständniß seines Gedichts erschwert, so schildert **Gottfried** den Leichtsinn, die Charakterschwäche, die Sündhaftigkeit und die irdischen Freuden und Genüsse eines von der Liebe beherrschten, dem Sinnentaumel fröhnenden Paars, aber in zierlicher, gefälliger Sprache, in klarer und schöner Darstellung und mit einer bewunderungswürdigen Wahrheit der Beobachtung. „Meister" Gottfried, wahrscheinlich von bürgerlicher Abkunft, spricht sich selbst mißbilligend über Wolframs dunkle Manier und das träumerische Seelenleben seines Helden aus und theilt die Palme der Poesie dem **Hartmann** zu; aber wie sehr auch Gottfrieds Gedicht an Kunstfertigkeit und Vollendung der Form über dem Parzival steht — der sittliche Werth des Inhalts stellt das letztere dennoch höher. An gelehrten Kenntnissen übertraf der bürgerliche Dichter die Rittersänger.

Nachdem die Liebe und der Tod von Tristans Eltern geschildert, wird die Erziehung des Sohnes erzählt, wobei sich schon der Gegensatz gegen Parzival kund gibt. Tristan wird nämlich nicht in stiller Einsamkeit erzogen, sondern in der vornehmen Welt, lernt alle höfischen Künste und erwirbt sich die körperlichen und geistigen Eigenschaften, die einem feinen Ritter anstehen, aber selten einen großen Charakter bilden. Nachdem er erwachsen, erobert er sein Land wieder, besteht manche Abenteuer und kommt an den Hof seines Oheims Marke von Cornwallis, für den er die Werbung der schönen Isolde (Isot) von Irland übernimmt, deren Vetter er früher im Kampf erschlagen, und die er dann selbst, als Spielmann verkleidet, in der Musik unterrichtet hatte. In Irland tödtet Tristan einen Drachen und bringt dann bei Isold, die ihn erkennt und ihm Anfangs feind ist, Marke's Werbung an; diese geht auf den Antrag ein und begibt sich mit Tristan zu Schiffe, von der Mutter heimlich mit einem Liebestrank für Marke versehen. Auf der Seereise trinken beide unbewußt von dem Zaubertrank und entbrennen nun in heißer, unwiderstehlicher Liebe zu einander, deren Wirkungen auf die Gefühle und Handlungen der Liebenden mit erstaunungswürdiger Seelenkenntniß geschildert werden. Durch dieses in der Sage gegebene Mittel des Zaubertranks ist der Dichter der Mühe enthoben, die allmählich sich entwickelnde Leidenschaft in dem vorher feindlichen Paar näher zu schildern und zugleich wird durch das Hinzutreten eines äußerlichen Verhängnisses die Schuld der sündigen Liebe gemildert. Isold wird Marke's Gattin, vermag aber nicht ihr Herz von Tristan, der in ihrer Nähe bleibt, abzuwenden, sondern nimmt zu List und Betrug, zu Lüge und Meineid ihre Zuflucht, um hinter Marke's Rücken ihr Liebesverhältniß mit Tristan fortzusetzen. Sie täuscht die Lauscher; sie entgeht durch einen zweideutigen Schwur dem Gottesgericht, wobei noch dem Richter zu Tage kam, „daß der heil. Christ windschaffen wie ein Aermel ist", bis endlich der betrogene Gatte, der Isolden innig liebt, die Wahrheit ahnt und beide von sich stößt. Aber dadurch bewirkt er nur ihr Glück. In einem Walde finden sie eine Höhle, die sie zu ihrem Wohnorte wählen und nun ganz sich und ihrer Liebe leben, über der sie Alles vergessen, selbst wie der Dichter mit ironischer Laune hinzufügt, der Nahrung entbehren können, ein Zustand, der von dem Dichter mit bezaubernder Kunst, Zartheit und Lieblichkeit beschrieben ist. Marke, von Liebe gequält, sucht sie endlich wieder auf. Er findet ihr Lager durch ein bloßes Schwert geschieden und durch dieses Symbol ihrer

Unschuld aufs Neue von Isoldens Treue getäuscht, führt er beide an seinen Hof zurück, wo sie jedoch ihr früheres Verhältniß fortsetzen. Bei der Gelegenheit sucht der Dichter im Sinne des damaligen Minnedienstes darzuthun, daß Frauenhut vom Uebel sei, daß man der Liebe nicht wehren solle und daß das ganze weibliche Geschlecht seit der Uhranfrau Eva durch Verbote zum Uebertreten gereizt würde. Als Marke zuletzt nicht mehr hintergangen werden kann, verläßt Tristan den Hof und lernt nach einiger Zeit eine andere Isolde „mit den weißen Händen" kennen, welche allmählich die erstere aus seinem Herzen verdrängt, so sehr er es sich auch durch Selbsttäuschung zu verbergen sucht. Hier bricht das Gedicht ab, in dessen Natur es liegt, unvollendet zu bleiben, ob es gleich nach Gottfrieds Tod zwei Fortsetzer (Freiberg und Türheim) gefunden hat. Für die Erkenntniß jener Zeit der Minne ist dieses in Form vollendete und im Ausmalen und Schildern der Zustände eines auf Sinnlichkeit gegründeten Seelen- und Gefühlslebens unerreichte Gedicht höchst wichtig.

b) Nibelungen und Kudrun.

§. 30. **Das Nibelungenlied.** In der Blüthezeit der höfischen Poesie, da die Minne die ganze Dichtung beherrschte, erhielt unser altes Volksepos, die Nibelungen, seine heutige Gestalt in einer den Zeitbegriffen entsprechenden Umbildung (nach Lachmann um 1210), wenn es gleich zu dem Minnegesang den reinsten Gegensatz bildet. Denn wie dieser durch zarte Empfindung und kunstreiche Form hervorragt, aber durch Leerheit des Inhalts ermüdet und unbefriedigt läßt, so glänzt das Nibelungenlied durch die Großartigkeit seines Stoffes und die kräftige Charakterzeichnung, leidet aber an Eintönigkeit und Trockenheit der Sprache, an Armuth und Ungeschick in Reim und Versbau und an Ungefügigkeit und Kunstlosigkeit in Anlage und Form. Eben so verschieden ist es von dem höfischen Ritterepos, das wir in seinen bedeutendsten Erscheinungen so eben kennen gelernt haben. Denn während hier unnatürliche Verhältnisse durch Kunst und Talent interessant gemacht werden, erregen dort die mächtigen Heldengestalten und die großartige Natur des Gegenstandes ohne kunstvolle Einkleidung und Schilderung unsere innigste Theilnahme, unser tiefstes Mitgefühl. „In den Nibelungen folgen wir nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Interesse abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, sondern wir stehen in einer Welt von Menschen, die nicht die Minne bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Grillen im Kampfe liegen, sondern mit dem Schicksal, die nicht blind in Abenteuer stürzen, sondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden." Auch darin ist das Nibelungenlied von den romantischen Ritterdichtungen verschieden, daß keine Einmischung der Persönlichkeit des Dichters darin zu erkennen ist, daß es, wie die gegenständliche Kunst der Alten, durch die unmittelbaren Eindrücke auf die Sinne und die Phantasie des Lesers zu wirken sucht. Der Bearbeiter ist unbekannt. Ganz ohne Grund hat man früher den Minnesänger Heinrich von Ofterdingen dafür genommen. Nach dem neuesten Stand der „Nibelungenfrage", den wir sogleich andeuten werden, hat der Minnesänger Kürenberger, auf Grund der Volksüberlieferung und einer lateinischen Bearbeitung der Burgundersage durch Meister Konrad von Passau, das Nibelungenlied frei in einer von ihm erfundenen Strophenform gedichtet.

Inhalt und Gang der Dichtung. Aus der Sigfried-sage. Zu Worms am Rhein lebte der Burgunderkönig Gunther mit seinen Brüdern Gernot und Giselher und mit vielen auserwählten Rittern, die ihm dienten, wie Hagen von Tronek und sein Bruder Dankwart, wie Volker von Alzeie und Ortwein von Metz. Gunthers Schwester war die schöne Kriemhild, die unter der Obhut der Mutter Ute herrlich heranblühte. Noch ist die Liebe in ihrem Herzen nicht erwacht. Als sie einst träumte, sie habe einen Falken gezogen, der vor ihren Augen von zwei Adlern zerfleischt worden, und die Mutter die Deutung gab, das sei ein edler Mann, den sie verlieren werde, wenn ihn nicht Gott behüte, so will sie nichts wissen von der Liebe Lust und Leid; sie will ohne Ritterminne bleiben ihr Lebenlang. Da kommt Sigfried von Santen (Xanten) „niden by dem Rine", der Sohn Sigemunds und der Sigelinde, mit glänzendem Gefolge nach Worms. Er hat von der schönen Königstochter gehört und will um ihre Hand freien. Bei dem Einzug der fremden Ritter erzählt Hagen, Gunthers Dienstmann, die früheren Thaten Sigfrieds, daß er das Zwerggeschlecht der Nibelungen überwunden, einen reichen Schatz (Hort) nebst einem unsichtbar machenden Gewande (Tarnkappe), welches ihm die Stärke von zwölf Mann verleihe, erworben und einen Lindwurm erschlagen habe, durch dessen Fett und Blut, in dem er sich gewälzt, sein Körper hörnen und unverwundbar geworden. Einen so starken Recken, meint er, solle man gut aufnehmen. Ein ganzes Jahr verweilt Sigfried bei den Burgunden unter Ritterspielen und Festlichkeiten, ohne nur einmal die edle Jungfrau von Angesicht zu sehen.

Erst als er in einem Krieg wider die Sachsen und Dänen dem Gunther Hülfe geleistet und die beiden feindlichen Könige gefangen nach Worms geführt, wird ihm das Glück zu Theil, die Königstochter zu begrüßen. Wie das Morgenroth aus trüben Wolken hervorleuchtet, so tritt die holdselige Jungfrau dem herrlichen Manne, den sie im Stillen liebt, nach dem sie öfters verstohlen aus ihrer Kemenate geblickt, zum erstenmal entgegen. Und nun entfaltet sich die Knospe der Liebe immer schöner. Aber ihre Hand muß Sigfried erst durch eine neue Dienstleistung gewinnen. Gunther hat von der schönen Brunhild auf Isenland gehört und beschließt um sie zu werben. Aber sie ist mit wunderbarer Stärke begabt und nur derjenige kann sie gewinnen, der sie in drei Kampfspielen überwindet. Sigfried verheißt Gunther seinen Beistand, wenn er ihm dafür die Hand der Schwester verspreche. Von Kriemhilde und ihren Jungfrauen mit herrlichen Kleidern versehen, fahren die Ritter den Rhein hinab nach dem Isenstein, wo Sigfried sich als Gunthers Dienstmann ausgibt. Als das Kampfspiel angeordnet wird, holt Sigfried aus dem Schiff die Tarnkappe und vollbringt, unsichtbar neben Gunther stehend, so daß dieser nur die Geberden macht, den Speerwurf, den Steinwurf und den Sprung. Und so groß ist seine Stärke, daß er bei dem Sprung noch den König, ihn um den Leib fassend, an das Ziel trägt. Brunhilde erklärt sich nun für besiegt und heißt ihre Mannen dem Gunther huldigen. Sigfried aber trägt die Tarnkappe wieder ins Schiff und stellt sich dann, als erwarte er noch den Anfang des Wettkampfes. Verstärkt durch tausend Nibelungen, welche er auf einem Schiffe herbeiholt und für Gunthers Mannen ausgibt, fahren die Burgunder mit Brunhild nach Worms zurück. Sigfried wird vorausgesandt, um den Frauen die frohe Botschaft zu melden. Kriemhilde gibt ihm in der Freude ihres Herzens vierundzwanzig kostbare Armringe mit Edelsteinen besetzt zum Botenlohn, der Held aber vertheilt sie unter ihr Gesinde. Nach dem feierlichen Einzug der Heimkehrenden wird Kriemhilde mit Sigfried verlobt. Brunhilde ist traurig, daß die königliche Jungfrau mit einem nicht Ebenbürtigen vermählt werden soll. In der Brautnacht erwacht noch einmal Brunhildens Trotz; sie wehrt sich gegen Gunthers Minne, bindet dem Ueberwundenen mit einem Gürtel Hände und Füße zusammen und hängt ihn an einen Haken an der Wand; erst nachdem er versprochen, sie nicht zu berühren, wird er befreit. Am andern Tag klagt Gunther Sigfrieden sein Leid und dieser gelobt ihm abermals Hülfe. In seine Tarnkappe gehüllt folgt er in der nächsten Nacht beiden in das Brautgemach, ringt mit Brunhilden bis sie unterliegt und sich bereit erklärt, dem Willen des Mannes sich zu fügen. Da nimmt er der Königin Gürtel und Ring, aber ohne ihre Minne zu genießen, räumt den Platz dem Gunther und entschlüpft. Mit ihrer Jungfrauschaft verliert die Königin ihre übernatürliche Stärke und ist nun Gunthers Ehegenossin. Kriemhilde reicht hold verschämt, aber innerlich selig dem geliebten Manne die Hand und zieht nach einem glänzenden Hochzeitsfest, das vierzehn Tage dauert, mit dem Gemahl nach Niederland, wo er das väterliche Reich antritt. In einer vertrauten Stunde entdeckt er der geliebten Frau das Geheimniß und gibt ihr Brunhildens Gürtel und Ring. Zehn Jahre später, nachdem mittlerweile Kriemhilde einen Sohn geboren, der des Oheims Namen Gunther empfing, und auch Brunhilde ihrem Eheherrn einen Sohn geschenkt, der Sigfried genannt war, beredet die Burgundische Königin ihren Gemahl, die Anverwandten zu einem Feste nach Worms einzuladen. Sigfried und Kriemhilde nehmen die Einladung an und ziehen mit dem Vater Sigemund und mit stattlichem Gefolge an den Rhein, wo sie mit großen Festlichkeiten empfangen werden. Da gerathen die beiden Königinnen in Streit über den Rang und Vorzug ihrer Männer. Kriemhilde, stolz den Helden, der alle andere übertrifft, den Ihren zu nennen, fühlt sich beleidigt, daß Brunhild den Sigfried für einen Dienstmann Gunthers hält. Einst treffen sie mit ihren Frauen bei dem Münster zusammen; da verlangt Brunhilde den Vortritt, „da Eigenholdin nicht vor Königsweib gehen soll". Erzürnt wirft Kriemhilde der Gegnerin vor, daß sie ja nur durch den Beistand ihres Mannes Gunthers Gattin geworden; „wie mochte eines Mannes Kebse je werden Königsweib?" Zugleich zeigt sie ihr den Gürtel und Ring und geht dann stolz voran in das Münster, um zu beweisen, daß sie auch Königin sei. Wüthend über die Verhöhnung und noch mehr über den Betrug, von dem sie eine Ahnung hatte, und der ihr um so schmerzvoller war, als sie, wie man aus der Sigurdsage ersieht, früher den Sigfried geliebt, sinnt Brunhild auf Rache. Nach einer Unterredung mit Gunther und Hagen wird Sigfrieds Ermordung beschlossen. Der letztere übernimmt die Ausführung, wozu Gunther nach einigem Sträuben seine Einwilligung gibt. Er läßt eine falsche Kriegsbotschaft im Lande verbreiten; und als, wie er voraussah, Sigfried sich erbietet, wieder gegen die Feinde auszuziehen, begibt sich Hagen zu Kriemhilden, um sich zu verabschieden. Sie sagt ihm, wie leid es ihr sei, daß sie Brunhilde so tief gekränkt habe, worüber ihr Ehemann „zur Strafe ihren Leib zerbläuet", sie bittet Hagen, daß er doch ihre Schuld nicht den edlen Sigfried entgelten lassen möge und entdeckt ihm, als er sich mit erheuchelter Freundschaft erbietet, denselben zu beschützen, wenn er in seinem hohen Muthe sich allzu sehr der Gefahr aussetze, das Geheimniß, wo er verwundbar sei. Ein Kreuzchen auf seinem Waffenrock sollte ihm die Stelle bezeichnen, wo einst ein Lindenblatt das Blut des Drachen fern gehalten; dort möge er ihn mit seinem Schilde decken. So ward Sigfried verrathen. Nun mußten Friedensboten verkünden, daß die feindliche Heerfahrt aufgegeben sei. Statt des Kriegszugs wird ein Jagen im Waskenwalde (nach einigen Handschriften im Odenwalde) beschlossen. Sigfried nimmt Theil, wie sehr ihn auch Kriemhilde, durch Träume erschreckt, zurückzuhalten sucht, und erlegt Eber, Büffel, Bären und anderes Wild in Menge. Endlich versammelt man sich beim Feuerplatz, um zu speisen; da fehlt aber der Wein, den die Knechte aus Irrthum in den Spessart getragen haben. Doch Hagen weiß Rath; er kennt eine Quelle unter einer Linde in der Nähe und schlägt einen Wettlauf dahin vor. Sigfried ein Renner wie Achilles, stimmt gern zu und obwohl er Schild, Speer und Jagdgewand trägt, während die andern leicht gekleidet „wie zwei wilde Panther"

durch den Klee laufen, erreicht er doch früher den Brunnen. Er lehnt den Wurfspieß an den Lindenast und wartet, so sehr ihn auch dürstet, bis Gunther getrunken hat. Dann legt er sich auf die Erde, um seinen Durst zu stillen. Diesen Augenblick benutzt Hagen, um den Arglosen im Rücken an der verwundbaren Stelle zu durchbohren und dann schnell mit dessen Schwert davon zu eilen. Sigfried rennt ihm nach; er erreicht ihn, wirft ihn nieder und schlägt mit dem Schilde so heftig auf denselben los, daß der Schild zerbrach und das edle Gestein niederrieselte. Hätte er sein Schwert in Händen gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber durch die blutende Wunde geschwächt, sinkt er endlich bleich und ermattet in die Blumen, die Untreue der Mörder scheltend. Mit einer Wehklage um den Vater und mit der rührenden Bitte an Gunther, sich Kriemhildens in Treue anzunehmen, stirbt der edle Held. Die Gefährten beschließen einstimmig auszusagen, Sigfried sei von Räubern erschlagen worden; allein Hagen erwiedert, es kümmere ihn nicht, wenn die That bekannt werde. Darauf läßt er den Leichnam vor Kriemhildens Thüre tragen. Am Morgen will Kriemhilde in die Messe; da stößt ein Kämmerer auf den todten Ritter. Kriemhilde ahnt sofort, daß es Sigfried sei und wer ihn ermordet: „Brunhilde hat's gerathen, und Hagen hat's gethan." Sie hebt mit ihren weißen Händen das Haupt empor und wie sehr es auch durch Blut entstellt ist, sie erkennt es sogleich. Jammernd ruft sie aus: „Dein Schild ist nicht zerhauen, Dich fällte Meuchelmord." Sigemund kommt mit Sigfrieds Recken herbei; sie wollen zum Schwert greifen, aber Kriemhilde verhindert es. Nun wird die Leiche in einem kostbaren aus Gold und Silber geschmiedeten Sarg nach dem Münster getragen. Gunther begibt sich mit seinen Mannen dahin, um mit heuchlerischem Kummer sein Beileid zu bezeigen. Als Hagen der Leiche nahe kommt, fließen Sigfrieds Wunden so stark als je zuvor. Kriemhilde wacht an der Bahre und als der geliebte Todte endlich in die Erde gesenkt werden soll, läßt sie den Sarg noch einmal öffnen und drückt den letzten Kuß auf die bleichen Lippen des geschiedenen Helden. Ohnmächtig sinkt sie nieder und wird bewußtlos weggetragen. Trauernd kehrt Sigemund in sein Reich zurück, Kriemhilde aber läßt sich bewegen in Worms zu bleiben. Von der Zeit an tritt eine gänzliche Umwandlung in ihrem Charakter ein. Die schüchterne Weiblichkeit, die sie bisher geziert, muß herbem Groll und dem Gedanken der Rache weichen. Dieses Gefühl und die Trauer um Sigfried füllen Jahre lang einzig und allein ihre Seele. Die äußerliche Versöhnung mit Gunther bringt keine Sinnesänderung hervor; ihre Gedanken sind nur auf Rache gerichtet. Da fügt ihr der übermüthige Hagen noch eine Kränkung zu. Von ihren Brüdern beredet, läßt Kriemhilde den Nibelungenhort von rothem Gold und edlem Gestein, der ihr als Morgengabe gebührte, nach Worms kommen; sie schenkt davon mit freigebiger Hand, so daß Hagen Schaden befürchtet; er entreißt ihr daher unter Mitwissen des Königs mit Gewalt den Schatz und versenkt ihn in den Rhein, auf daß sie ihn nicht zum Verderben der Mörder ihres Gatten anwende. Seitdem führen die Burgunder selbst den Namen Nibelungen.

Aus der Dietrichsage. Dreizehn Jahre hat Kriemhilde um Sigfried getrauert. Da schickt König Etzel von Hunnenland, dessen Gemahlin Helge gestorben ist, den Markgraf **Rüdiger von Bechlaren** nach Worms, um Kriemhilde zu werben. Gunther bespricht sich mit den Seinen; Hagen räth ab, wird aber überstimmt. Kriemhilde weigert sich Anfangs auf den Antrag einzugehen: erst als ihr Rüdiger eidlich verspricht, er wolle sie für Alles entschädigen, was ihr je geschehen, gibt sie ihre Einwilligung. Die Aussicht, sich auf diese Weise an Hagen zu rächen, bestimmt sie, ihre Hand dem mächtigen König zu reichen und die Heimath mit einem freudelosen Leben in der Fremde zu vertauschen. Mit glänzendem Geleite wird sie zu den „Heunen" geführt; die ihr noch übrigen Schätze mitzunehmen verwehrt Hagen. Von Bischof Pilgerin (Pilegrim) von Passau festlich empfangen und eine Strecke geleitet, kommt die edle Frau über Bechlaren, wo sie bei der Markgräfin Gotelind und ihrer Tochter eine freudige Aufnahme findet, nach Etzels Burg an der Treisam. In Wien wird das Beilager gefeiert, das siebenzehn Tage dauert. Dann ziehen die Neuvermählten nach Etzelnburg, wo Kriemhilde neben dem Gemahl als gewaltige Königin thront. Im dreizehnten Jahre ihrer Ehe, nachdem sie einen Sohn Ortlieb geboren, bittet sie in einer Nacht den König Etzel, daß er Boten an den Rhein sende und ihre Verwandten zu einem Feste einlade. Sie hat ihre Rachegedanken nicht aufgegeben, darum schärft sie den beiden Spielleuten Swemmelin und Werbelin, welche Etzels Einladung an den Rhein tragen, nachdrücklich ein, Hagen sollte ja nicht zurückbleiben. Als die Boten in Worms ankommen, mahnt Hagen, der den Grund der Sendung alsbald erräth, von der Reise ab. Gernot und Giselher sehn darin ein Zeichen der Furcht und heißen ihn zurückbleiben. Er aber antwortet: ich werde euch folgen und keinem nachstehen an Muth. Nur räth er, mit großer Streitmacht die Fahrt anzutreten. Nachdem die Vorbereitungen getroffen, ziehen die Burgunder ab, ohne sich durch Ute's böse Träume zurückhalten zu lassen. Sie reiten durch Ostfranken und kommen am zwölften Morgen an die Donau. Von zwei badenden Meerfrauen erfährt Hagen, daß alle bis auf des Königs Kaplan bei den Hunnen ihren Untergang finden werden. Mit List lockt er den Fährmann über den Fluß und als dieser, erzürnt über die Täuschung ihn mit dem Ruder schlägt, tödtet er ihn und bemächtigt sich des Fahrzeuges, mit dem er dann die Burgunder nach einander übersetzt. Den Kaplan stürzt er in die Wogen, um die Wahrsagung zu erproben. Als dieser sich an das verlassene Ufer rettet und zu Fuße an den Rhein zurückkehrt, erkennt Hagen, daß das Meerweib gewisse Todesmähre verkündet. Er zertrümmert das Schiff, das nun für sie nutzlos ist. Des sichern Unterganges gewiß bietet er dem bevorstehenden Verhängniß kühn die Stirn. Seitdem ist er der eigentliche Held des Zuges, der Alles leitet und ausführt, eine großartige dämonische Natur, von einer Furchtbarkeit in den Mienen, die Rüdigers Tochter bleich macht, als sie ihn küssen soll, aber voll hingebender Treue gegen seinen Herrn und König und nicht ohne menschliche und ritterliche Züge. „In ihm liegt noch etwas vom Geiste des nordischen Högni, der lacht, als man ihm das Herz ausschneidet."

Noch einmal erfreuen sich die burgundischen Helden eines frohen, glücklichen Lebens auf Rüdigers gastlicher Burg. Der edle Markgraf empfängt die Gäste vom Rheine aufs freundlichste. Drei Tage dauert die festliche Bewirthung; auf Hagens Anregung wird Giselher mit Rüdigers Tochter verlobt. Beim Abschied empfangen sie herrliche Gaben, Gunther ein Waffenkleid, Gernot ein Schwert, Hagen einen Schild, den einst der Held Nudung getragen, Volker der „Fiedler" zwölf Armringe, und werden dann von dem Markgrafen begleitet. Es ist der letzte Sonnenstrahl eines heitern Daseins vor dem Todesringen im Heunenland. Dietrich von Berne reitet mit seinen Mannen den Gästen entgegen und warnt sie vor Kriemhilden, die noch immer um Sigfrieds Tod weine. Bei ihrer Ankunft am Hof nimmt die Königin ihren Bruder Giselher bei der Hand und küßt ihn; Hagen bemerkt, daß man die Gäste ungleich empfange und bindet seinen Helm fester; als ihn Kriemhilde fragt, ob er ihr den Nibelungenschatz mitgebracht, erwiedert er, er habe an seinem Schild und Schwert schwer genug zu tragen gehabt; man soll ihnen die Waffen abnehmen, er will aber Niemand die Mühe machen, sein Streitgeräthe wegzutragen. Etzel erkennt den Ritter vom Rhein wieder, der einst als Geißel in seinem Hof geweilt Immer gewaltiger tritt nun Hagens Heldengestalt in den Vordergrund. Ein treuer Gefährte und Hüter der Freunde zeigt er der Königin gegenüber stets den Trotz eines unversöhnlichen Feindes, der dem unvermeidlichen Geschick kühn entgegen geht, zugleich aber die alte Schuld mit neuem Unrecht, mit neuen Kränkungen, mit neuem Frevel mehrt, als wolle er seinen und seiner Heergenossen Fall so gewaltig als möglich machen. Absichtlich reizt er die Königin: er setzt sich mit Volker auf einer steinernen Bank nieder und als sie mit Gewaffneten zu ihnen tritt, weigert er sich vor ihr aufzustehen, legt das Schwert, das er einst dem Sigfried abgenommen, vor sich hin, und da sie bei dem Anblick zu weinen anhub, gesteht er offen, daß er ihren Gatten am Lindenbrunnen erschlagen habe. Am Abend begeben sich die müden Gäste zur Ruhe. Hagen und Volker halten Schildwache; der letztere spielt mit seinem Geigenspiel die Helden in Schlaf. Bewaffnete Hunnen wollen die Schlafenden überfallen, als sie aber die beiden Wächter erblicken, ziehen sie sich furchtsam zurück; Volker ruft ihnen nach, sie seien feige ehrlose Wichte. Am nächsten Morgen gehen die Burgunder und die „Heunen" zur Kirche, dann nach einem Turnier, worin Volker einen vornehmen Ritter aus Etzels Bann tödtet, zur Tafel. Während die Ritter im Saale sind, werden die Knechte, neuntausend an Zahl, sämmtlich von feindlichen Heerhaufen, die Etzels Bruder Blödel auf Kriemhildens Bitten und Versprechungen gegen sie führt, erschlagen. Dankwart erlegt Blödel und bahnt sich mit dem Schwert einen Weg bis zum Saal, wo die Fürsten an der Tafel sitzen. Als Hagen aus des Bruders Mund erfährt, daß die Losung zum Todeskampf gegeben, schlägt er dem jungen Ortlieb das Haupt ab: viele Heunen werden erschlagen; Dietrich bewirkt, daß Etzel, Kriemhild und Rüdiger unter dem Schutze seiner sechshundert Mannen den Saal verlassen dürfen. Die übrigen werden getödtet und ihre Leichen hinausgeworfen. Nun rüsten sich die Burgunder zur Vertheidigung gegen die feindlichen Schaaren, welche Etzel und Kriemhilde zum Angriff auffordern. Der tapfere Dänenfürst Iring wird nach langem muthigen Kampfe von Hagen niedergestoßen und die Thüringer und Dänen, die den Fall ihres Führers rächen wollten, sämmtlich getödtet. Umsonst verlangen die Burgunder, daß man sie ins Freie lasse; Kriemhild fordert Hagens Auslieferung, und als diese verweigert wird, läßt sie am Abend den Saal anzünden. Auf Hagens Rath trinken die durstenden Helden das Blut der Erschlagenen und stellen sich dicht an die Mauer, das Feuer mit ihren Schilden abwehrend. So ging die Nacht zu Ende. Am Morgen beginnt der Kampf von Neuem. Ein Heune macht dem trauernden Rüdiger den Vorwurf, daß er dem Kampf theilnahmlos zusehe und die Gnaden und Ehren, womit ihn der König überhäuft, schlecht vergelte. Erzürnt über den Vorwurf, schlägt ihn Rüdiger zu Boden. Er wird deshalb von Etzel getadelt und Kriemhilde erinnert ihn an den Schwur, den er ihr einst geleistet; jetzt sei die Stunde gekommen, ihr Leid zu rächen und zu wenden. Fußfällig flehen beide um seine Waffenhülfe. Dadurch kommt der treffliche Mann in einen ergreifenden Conflict zwischen seiner Diensttreue und seiner Pflicht der Gastfreundschaft; er will dem König Alles zurückgeben, was er jemals von ihm empfangen; nur möge er ihn nicht mit sich selbst in Zwiespalt bringen. Und als er sie nicht von ihrem Verlangen abbringen kann, da empfiehlt er sein Weib und seine Kinder ihrer Huld und stürzt an der Spitze von fünfhundert Gewappneten in den Kampf. Giselher glaubt, er käme als ihr Bundesgenosse, wird aber von Volker anders belehrt. Schon soll der Streit beginnen, da erbittet sich Hagen Rüdigers Schild, weil der seine zerhauen sei. Rüdiger willfahrt ihm und Volker und Hagen versprechen dafür, sich vom Kampfe mit ihm fern zu halten. Furchtbar entbrennt nun der Streit, Gernot empfängt von Rüdiger die Todeswunde, hat aber noch Kraft genug, mit dem Schwert, das ihm der Markgraf in Bechlaren geschenkt, des Gegners Helm zu zerschlagen, so daß beide todt niederstürzen; Rüdigers Leute werden sämmtlich getödtet. Da es still geworden, wähnt Kriemhilde, der Markgraf unterhandle mit den Gästen, aber bald wird die Leiche gezeigt und Wehruf und Klage erschallt. Dietrich von Berne schickt seinen Waffengefährten Hildebrand ab, um den Grund der Wehklagen zu erfahren; auf Wolfharts Anregung begleiten ihn alle Amelungen; sie fordern Rüdigers Leiche und als die Bitte verweigert wird, bringen sie mit Gewalt in den Saal. Nach hartem Kampf fällt Volker von Hildebrands Hand, Wolfhart und Giselher tödten sich gegenseitig. Dietrichs Mannen werden sämmtlich erschlagen bis auf Hildebrand, welcher, als Hagen mit Sigfrieds Schwert Balmung auf ihn eindringt und ihm eine Wunde schlägt, den Schild auf den Rücken nimmt und schnell entflieht. Dietrich wehklagt über den Untergang seiner Amelungen und geht dann bewaffnet mit Hildebrand nach dem Saal. Er fordert Gunther und Hagen auf sich zu ergeben. Als sie sich weigern, kämpft er zuerst mit Hagen, bezwingt ihn und übergibt ihn gefesselt der Königin, die ihn in ein Haftgemach führen läßt. Dann bezwingt er

auch Gunther, der gleichfalls in Gewahrsam gebracht wird. Nun tritt Kriemhild vor Hagen und verlangt den Schatz zurück; dieser sagt, er habe geschworen, denselben nicht zu verrathen, so lange noch einer der Könige am Leben sei. „Ich bring es an ein Ende", ruft sie wild aus. Darauf läßt sie ihren Bruder tödten und trägt sein blutiges Haupt an den Haaren vor Hagen hin. Er beharrt aber bei seiner Weigerung: „Du hast's nach Deinem Willen zu Ende nun gebracht", sagt er, „und es ist so ergangen, wie ich mir hatte gedacht. Nun weiß den Schatz Niemand als Gott und ich allein und er soll Dir, Schreckliche, auf immer verborgen sein." Darauf zieht sie ihm Sigfrieds Schwert aus der Scheide und schlägt ihm das Haupt ab. Empört über die entsetzliche That, tödtet der alte Hildebrand auch Kriemhilde. So war mit Leid geendigt des Königs Lustbarkeit, wie stets die Freude zu allerletzt Leid schafft. „Hie hat die Mähr ein Ende: das ist der Nibelungen Nôt."

§. 31. **Die Klage. Stand der Nibelungenfrage.** Als Fortsetzung schließt sich an das Nibelungenlied die „Klage" an, worin die Bestattung der an Etzels Hof Gefallenen und die Botschaft, die in der Heimath deren Tod verkündet, dargestellt wird, eine Dichtung, arm an Gehalt und reich an Reflexion, die nach Form und Inhalt weit hinter dem Nibelungenlied zurücksteht. In dieser wird auch erzählt, der Bischof Pilegrin von Passau (971—991) habe aus dem Munde von Spielleuten und fahrenden Sängern die Mähre, die den Untergang seiner Verwandten, der burgundischen Könige erzählt, zusammentragen und durch seinen Schreiber, Meister Konrad, in ein lateinisches Buch niederschreiben lassen Seitdem habe man es öfters in deutscher Sprache gedichtet. Der Verfasser der Klage scheint nur die zweite Hälfte des Nibelungenliedes, insbesondere die Sagen von Dietrich gekannt zu haben.

Die Nibelungenfrage. Ueber die Entstehung des Nibelungenliedes herrscht eine ähnliche Meinungsverschiedenheit, wie früher bei den Homerischen Gesängen. Seitdem Lachmann, durch Fr. A. Wolfs Homerische Forschungen angeregt, den Nachweis versuchte, daß das deutsche Nationalepos aus einer Vereinigung von 20 Volksliedern verschiedener Verfasser hervorgegangen, welche durch Sammler und Ordner verbunden, mit überleitenden Strophen oder Abschnitten und mit manchen unechten Stellen vermehrt worden seien, und aus diesem Gesichtspunkt die den kürzesten Text bietende Hohenemser Handschrift (A), dermalen in München, für die älteste und ursprünglichste, die ausführlicheren dagegen (die St. Galler B und die Laßberg'sche C) für Ueberarbeitungen mit erweiternden Einschaltungen von neuen Strophen erklärte; schieden sich die Germanisten in zwei Heerlager. Während die Einen nach Lachmanns Vorbild, wenn auch mit einigen Abweichungen und Modificationen und mit immer mehr hervortretenden Bedenklichkeiten mehrerer Forscher gegen das kühne, mitunter gewaltsame kritische Verfahren des genialen Philologen das ganze Epos als eine Zusammenstellung einzelner Volkslieder betrachten, deren Sammler und Ordner ohne dichterische Bedeutung gewesen und auf Inhalt und Charakter der Dichtung keinen Einfluß geübt hätten, lassen Andere, an ihrer Spitze A. Holtzmann, das Werk sogleich als ein Ganzes entstehen, doch auf Grund älterer mündlicher Sagen und Volkslieder, das dann im Laufe der Zeit wieder Ueberarbeitungen erfahren und namentlich in Sprache und Versbau sich nach den veränderten Gesetzen gerichtet habe, wobei aber dem Verfasser ein eigenes poetisches Schaffen zugestanden werden müsse. Nach dieser Auffassung hat die ausführlichere Handschrift (C) den größten Anspruch als die ursprüngliche und echte zu gelten, wogegen die Münchner (A) nur als eine Verkürzung zu betrachten sei. Noch einen Schritt weiter geht Franz Pfeiffer, der hauptsächlich auf Grund der kunstreichen strophischen Gliederung, da zu jener Zeit kein Dichter die Strophenform eines andern entlehnt, sondern nur in eigenen „Tönen" gedichtet habe, dem österreichischen Dichter Kürenberger die letzte Abfassung (c. 1190) nach Volksüberlieferungen und Liedern und mit Benutzung einer älteren lateinischen Bearbeitung des deutschen Volksepos beilegen will, dabei aber meint, „die epische Anordnung und Ausführung, die Schilderung und Gruppirung des Einzelnen, der rasche, unaufhaltsame Fortschritt im Ganzen, die Motivirung und psychologische Begründung, die meisterhafte Zeichnung und Durchführung der Charaktere, kurz alles das, was das Nibelungenlied zu dem poetischen Kunstwerk erhebt, als welches wir es bewundern", müsse dem deutschen Dichter, der sich in der Person des Volkes selbst gezeichnet habe, als volles freies Eigenthum zugeschrieben werden. Die Resultate seiner Untersuchung faßt er in folgenden Worten zusammen: „Die Nibelungenstrophe ist nicht das Product des schaffenden Volksgeistes, ist kein Nationaleigenthum, sondern das Kunstwerk einer bestimmten Person. Der Erfinder der Strophe ist auch der Dichter des Liedes. Dieser ist der Kürenberger, dessen Heimath Oberösterreich, dessen Hauptquelle ein lateinisches Buch war. Der Kürenberger ist wie der älteste lyrische, so auch der erste höfische Dichter adeligen Standes, er ist der Schöpfer des volksmäßigen strophischen Epos und zugleich der größte epische Dichter unseres Volkes. Sein Werk ist die erste herrliche Frucht der Betheiligung des Ritterstandes an der Poesie. Von ihm hat die nationale Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel empfangen." Dieser Ansicht trat auch im Allgemeinen C. Bartsch bei, nur daß er im Laufe des 12. Jahrhunderts eine wiederholte Umarbeitung annimmt, in welcher, den gesteigerten Ansprüchen der Zeit an größere poetische Gebundenheit und Formvollendung entsprechend, die alte freiere Assonanzform allmählich verschwunden und ein regelmäßiger Reim und die Strophenform an die Stelle getreten sei. Somit können wir den neuesten Stand der Frage über die Entstehung des Nibelungenlieds oder, nach der älteren Bezeichnung „der Nibelungen

Not" dahin bestimmen: die alte Sage, in Volksliedern und mündlichen Erzählungen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, erfuhr im Laufe der Jahre mancherlei den veränderten Zeitverhältnissen entsprechende Umwandlungen. Zuerst wurden die mythischen Gestalten der heidnisch-germanischen Götterwelt, die unter den alten Namen verborgen waren, allmählich ihres göttlichen Wesens entkleidet und zu sterblichen Helden umgeschaffen, deren einst göttliche Natur nur noch in einzelnen Zügen hervorleuchtet. Der mythologische Charakter trat mehr und mehr hinter dem historischen und ethischen zurück; die Helden der Völkerwanderung wurden mit dem Licht- und Sonnenheros Sigfried, mit der nordischen Walkyrie Brunhild, mit den Dämonen der Dunkelheit Hödur und Högni in Verbindung gebracht und die Treue, der heilige Kern des Ritterthums, in ihren verschiedenen Erscheinungen in den Mittelpunkt der Dichtung gerückt. Im 9. und 10. Jahrhundert, als die verheerenden Streifzüge der Ungarn bis an den Rhein das alte Hunnenreich Attila's in die Erinnerung zurückriefen, wurden die alten Burgunder- und Gothensagen nach mündlichen Traditionen lateinisch bearbeitet. Es liegt keine Ursache vor, die erwähnte Angabe der „Klage" zu bezweifeln, wenn auch die angebliche Verwandtschaft des Bischofs von Passau mit dem burgundischen Königshaus nur als einer der großen Anachronismen und unkritischen, leichtgläubigen Combinationen zu betrachten ist, die im Mittelalter so vielfach Eingang gefunden haben. Zur Zeit dieser Aufzeichnung war die Vereinigung der beiden Hälften, in welche das Nibelungenlied zerfällt, in der Volksüberlieferung schon vor sich gegangen und manche mehr dem nordischen Heidenthum angehörenden Bestandtheile mögen dem christlichen Bewußtsein bereits entfremdet gewesen sein. Die Andeutungen, wie Sigfried zur Hornhaut und Tarnkappe gekommen, die verhängnißvolle Bedeutung des Nibelungenschatzes, der am Ende der Dichtung noch einmal wie ein fremdes Mythengebilde als Motiv der Rache hereintritt, der Charakter der Brunhild u. A. lassen auf ältere Sagen schließen, die erst durch die Eddalieder in das rechte Licht treten. Aus den vorhandenen Elementen, der Volksüberlieferung und den lateinischen Bearbeitungen, schuf dann gegen Ende des 12. Jahrhunderts ein Dichter, vielleicht aus dem Geschlechte derer von Kürenberg, das jetzige Nibelungenlied, indem er aus der reichen Fülle des Stoffes dasjenige auswählte, was für den einheitlichen Plan geeignet war, dem Ganzen aber den Charakter des ritterlich-höfischen Lebens aufprägte. So kam es, daß den Heldengestalten, die ihrem eigensten Empfinden und Handeln nach einer weit entlegeneren Zeit angehören, Gedanken und Worte geliehen sind, wie sie in der ritterlichen Gesellschaft des 12. Jahrhunderts geläufig waren, daß zwischen dem inneren Gehalt und dem äußeren Auftreten ein Widerspruch obwaltet. „Sitten und Bräuche sind geschildert, wie sie auf den Burgen und an den Höfen des 12. Jahrhunderts herrschten, im Prunke höfischer Kleidung schreiten die Helden der alten Zeit an unsern Blicken vorüber." Namentlich wird in Markgraf Rüdiger von Bechlaren ein Spiegelbild edler Ritterlichkeit und Lehnstreue, geschmückt mit allen Tugenden der Gastfreiheit und „Milde" dargestellt. Auch in der Form zeigte sich der Dichter als ein Kind seiner Zeit. Er verlieh dem Ganzen eine Strophenform, die er aus Elementen des altepischen Verses von vier Hebungen gebildet hat, bestehend aus vier Zeilen, von denen jede durch eine Cäsur in zwei ungleiche Hälften von vier und drei Hebungen zerfällt; nur in der vierten erhielt auch die zweite Hälfte vier Hebungen, um einen Strophenabschluß zu gewinnen. In dieser Gestalt, die zwischen 1170 und 1200 verschiedene Umarbeitungen erfahren zu haben scheint, liegt nun nach Bartsch das Nibelungenlied am reinsten vor in der St. Galler Handschrift (B); die Münchner (A) sei eine nachlässig geschriebene und verkürzte Abschrift, die dritte (C), die eine Verbindung mit der von einem andern Dichter herrührenden „Klage" herzustellen suche, habe in den alten Text eine Anzahl von Strophen eingefügt, in denen die auch sonst hervortretende Tendenz sich kund gibt, Kriemhildens Treue gegen Sigfried als das eigentliche Motiv ihres Handelns hervorzuheben, und somit ihre eigene Schuld zu mindern und die des Hagen zu mehren.

§. 32. **Kudrun.** Auch die „Nebensonne" der Nibelungen, die Kudrun, ist aus Volksüberlieferungen und Volksliedern, die unter den seefahrenden Küsten- und Inselbewohnern der Nordsee, von Dänemark und Friesland bis nach Irland und der Normandie von Geschlecht zu Geschlecht fortlebten, und aus ältern Bearbeitungen der Nordlandssagen hervorgegangen, hat aber einen geschickteren „Zusammenfüger" gefunden. Nicht ganz mit Unrecht hat man die Kudrun die deutsche Odyssee, die Nibelungen die deutsche Ilias genannt. Nicht nur, daß der Schauplatz der Handlungen, dort das Meer mit seinen Gestaden und Eilanden, hier das Land, einen solchen Vergleich nahe führt; auch die größere Einheit des Erzählungsstoffes und die kunstmäßigere Verarbeitung der einzelnen Sagen und Lieder zu einem zusammenhängenden Ganzen hat die deutsche Dichtung mit der griechischen gemein. „Poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, sind vorzüglicher als in den Nibelungen. Die Erzählung ist lebendiger, die Charaktere sind theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen. Das Gedicht stellt sich so in eine eigenthümliche Mitte zwischen Kunst- und Volksepos." Wie in den Nibelungen die eheliche Treue und Liebe Kriemhildens den Mittelpunkt und die tiefere Grund-

lage bildet, so in der „Kudrun" die Treue der Braut zum Bräutigam; aber während dort das Gefühl der Rache die weibliche Milde und Ruhe gänzlich aus der Seele der Heldin drängt, bewahrt Kudrun stets die Seelenruhe und die weibliche Hingebung in ihr Schicksal; sie leidet und duldet in Herzensreinheit, während Kriemhilde handelt. Das Epos zerfällt in drei Theile: Hagen, Hilde, Kudrun, und hat folgenden Inhalt:

I. Hagen, der Sohn Siegebants, Königs von Eyrland (Irland), wird bei einem Feste von einem Greifen geraubt und auf eine ferne Insel getragen, wo er durch einen Zufall entkommt und von drei Königstöchtern, die durch gleiches Schicksal dahingekommen, kümmerlich ernährt, aber im Umgang mit wilden Thieren stark und gewandt wird. Nach Jahren werden alle von einem vorbeisegelnden Schiffe nach Eyrland gerettet, wo Hagen die Regierung erhält, und sich mit einer der drei nie alternden Jungfrauen, Hilde aus Indien, vermählt. II. Ihre Tochter, gleichfalls Hilde genannt, wird von dem Vater so geliebt, daß er ihr keinen Freier gönnt. Er tödtet die Boten und will nur den als Eidam anerkennen, der ihn im Kampfe besteht. Auch Hetel, König von Hegelingen (Friesland), wünscht sie zum Weibe. Die Werbung übernehmen drei seiner Edelleute, die in kaufmännischer Verkleidung als Geächtete nach Eyrland gehen, wo Wate durch seine Stärke, Frute durch seine Freigebigkeit und Horand durch die Lieblichkeit seines Gesanges, dem selbst die Vögel lauschen, Gunst erlangen. Horand findet endlich Gelegenheit, bei Hilden die Werbung seines Gebieters anzubringen und sie zur Flucht auf ihrem Schiffe zu bewegen. Hagen setzt ihnen nach und erreicht sie, willigt aber doch in die Vermählung und läßt seiner Tochter eine der drei Jungfrauen, die Hildburg, als Gespielin zurück. III. Hetel gewann zwei Kinder, Ortwein und die schöne Kudrun. Um die Hand der letztern werben viele Freier, darunter Hartmut von der Normandie, allein keinem gewährt sie der Vater, obgleich Hartmut der Tochter nicht mißfällt. Als aber Herwig, ein benachbarter Fürst, mit bewaffneter Macht in Hegelingen einfällt, scheidet Kudrun den Streit und wird mit ihm verlobt. Aber die Vermählung wird noch verschoben, weil Mutter Hilde zuerst die Ausstattung besorgen muß. Bald darauf benutzt Hartmut einen Kriegszug Hetels, um während seiner Abwesenheit die Kudrun zu rauben und nach der Normandie zu entführen. Umsonst eilt der Vater mit seinen Kämpfern den Flüchtigen nach. Auf dem Wulpewerth wird er von Hartmuts Vater, Ludwig, erschlagen und die Blüthe seiner Ritterschaft erliegt im Streit, der bis in die Nacht dauert. Die Hegelinger begraben ihre Todten nach christlichem Gebrauch und ziehen heim. Ein neues Geschlecht muß heranwachsen, ehe der Rachezug gegen die Normannen unternommen werden kann. Unterdessen wird Kudrun nach der Normandie abgeführt. Schon auf dem Meere erklärt sie aber, daß sie dem Herwig ihre Treue bewahren würde, worauf sie Ludwig in die See wirft, Hartmut sie aber an den Haaren wieder herauszieht. Da sie sich indessen standhaft weigert, dem Normannen ihre Hand zu reichen, wird sie während der Abwesenheit ihres Entführers auf einer langen See- und Raubfahrt von Hartmuts Mutter Gerlinde, „der Teufelin", aufs Schrecklichste gequält und zu den niedrigsten Diensten einer Magd und Wäscherin gezwungen, wobei ihr Hildburg treulich Hülfe leistet. Barfuß müssen die Armen um die kalte Osterzeit, da die Erde vom nächtlichen Schnee bedeckt ist, die Wäsche an den Strand tragen. Endlich kommt die Rettung. Ortwein und Herwig kommen an den Ort, wo die Jungfrauen waschen. Es folgt die schöne Erkennungsscene, worauf Kudrun stolz die Gewänder ins Meer wirft und dann wieder in die Burg zurückkehrt, weil ihre Retter sie nur durch siegreichen Kampf gewinnen wollen. Um der Strafe zu entgehen, verspricht sie hier Gerlinden, in die Vermählung mit Hartmut zu willigen. Aber während der Nacht umringen die Hegelinger die Burg und erheben einen mächtigen Kampf, in dem Ludwig durch Herwigs Hand fällt. Schon hat Gerlinde den Tod der Kudrun befohlen und hohen Lohn dem Thäter verheißen, als Wate, dessen Bart indessen ellenbreit geworden, die Burg erstürmt und die Königin erschlägt. Den Schluß bildet die Heimfahrt und eine dreifache Vermählung. Ortrun, Hartmuts Schwester, die allein gegen Kudrun theilnehmend und freundlich sich gezeigt, wird mit Ortwein verbunden, Kudrun mit Herwig und Hildburg mit Hartmut.

3. Lehrdichtung.

§. 33. **Uebergang zum Lehrgedicht.** Durch den Minnegesang und die höfische Ritterdichtung wurde der Ernst des Lebens und die tiefere Sittenlehre zurückgedrängt und abgeschwächt. Was nur zum Schmuck, zur Verschönerung des Daseins dienen sollte, wurde nicht selten als Ziel und Lebenszweck aufgestellt und durch verführerische Beispiele empfohlen. Dadurch kam die fürstliche und adlige Gesellschaft in Gefahr, über dem äußerlichen verfeinerten Ritterwesen die Bildung des Geistes und Herzens zu vernachlässigen, über den Regeln des Anstandes, der conventionellen Sitten, des höfischen Lebens die höheren Gebote der Tugend, der Sittlichkeit, des gottseligen Wandels zu vergessen. Wir wissen, wie sehr das wilde Kriegs- und Waffenleben der ritterlichen Burgherren, ihre Fehden und räuberischen Ueberfälle mit dem idealisirten Ritterthum der Dichtung contrastirte. Die weichliche Minnepoesie und die französisch-bretonischen Artus-Romane mit ihrem unnatürlichen und verschrobenen Ritterleben, mit ihrer Sinnenlust, Lüsternheit und

Buhlerei waren nicht geeignet, den Fürsten- und Adelstand innerlich zu heben, eine der glänzenden Außenseite entsprechende Tüchtigkeit der Gesinnung zu erzeugen, den eleganten Formen der vornehmen Gesellschaft auch einen gediegenen sittlichen Gehalt zu schaffen. Je phantastischer die Ritterdichtung sich gestaltete, je größer der Abstand zwischen der Traumwelt der Dichter und der unerfreulichen Wirklichkeit hervortrat, desto fühlbarer mußte der Mangel einer kräftigen praktischen Lebensbildung, solider Sittenlehre und ehrenhafter Grundsätze ins Auge springen. Wenn die gelehrte Bildung das Sondergut des Klerus ward, wenn die Ritterbildung nur die Oberfläche glättete, wenn die Poesie sich bald in einer von den Anliegen des Tages abgewandten Welt bewegte, bald in weichen Gefühlen, Tändelei und süßen Liebesgenüssen schwelgte, so stand die Laienwelt in Gefahr, in ihren geistigen und sittlichen Gütern verkürzt zu werden, auf einen Boden zu gerathen, wo sie nothwendig Schaden nehmen mußte an ihrem Seelenheil, an ihrer moralischen Kraft. Es konnte daher nicht fehlen, daß nüchterne und besonnene Männer an den fremdartigen Phantasiegebilden Anstoß fanden und der herrschenden Geschmacksrichtung entgegenwirkten. Der Weg, den Wolfram von Eschenbach einschlug, die herrschende Modedichtung als Gefäß für höhere Ideen zu benutzen, schien nicht zum Ziel zu führen; nicht indem man den fremdartigen, ungesunden und unkräftigen Gestaltungen unvermerkt einen religiösen und sittlichen Inhalt unterschob, sondern indem man ihnen direkt entgegentrat und der Gesellschaft eine solidere geistige Nahrung reichte, glaubten Manche dem verderblichen Einfluß der Zeitbildung entgegenwirken zu können.

§. 34. **Thomasin Tirkler.** In diesem Sinne dichtete schon Walther von der Vogelweide, dessen verständiger, mit Welt- und Menschenkenntniß gepaarter Sinn jede Verschrobenheit und Entartung in Kirche und Staat wie im geselligen Leben schnell bemerkte und scharf rügte. Direkter bekämpfte die leichtfertige Richtung der Zeit und der herrschenden Poesie **Thomasin Tirkler** (Zerkläre) aus Friaul (1216) in seinem „**wälschen Gast**“, einem Buche, das im Geist der alten griechischen Philosophen, mit denen der Verfasser bekannt war, und mit echt deutscher Gesinnung geschrieben ist, wenn gleich die Sprache hie und da den Fremdling verräth. Ohne hervorragendes Talent bedient sich der Friauler der dichterischen Sprache und Darstellung, um den Ritter- und Laienstand durch eine kräftige Sitten- und Tugendlehre zu heben, ihm den Werth gediegener Bildung und Erkenntniß für das Leben darzuthun und ihn mit festen Grundsätzen zum Kampf gegen das Laster auszurüsten.

Die Beispiele und Lehren für seine stoische Lebensanschauung schöpft Thomasin aus den Werken der Alten, aus der Bibel und den kirchlichen Schriftstellern und aus den eigenen Beobachtungen und Erfahrungen. In den großen Conflikten seiner Zeit steht er auf Seiten der Kirche, und derselbe Mann, der so vielfach Milde und Duldsamkeit predigt und in seiner eigenen Gesinnung bekundet, ist doch von Glaubenswuth nicht frei „und kann sich an dem Eifer freuen, mit dem Leopold von Oesterreich die Ketzer sieden und braten ließ“. Nach ihm haben die Ritterpoesien nur für die Jugend als Bilder und **Beispiele des Guten** Werth, Erwachsene bedürften einer ernsteren Form der Belehrung; daher wollte er darthun, „was das Gute, Frommheit, Tugend und Zucht **dem Wesen nach sei**“. Als Grund aller Tugend erscheint ihm die **Stetigkeit**, d. h. Sittlichkeit aus Grundsatz und consequentes Handeln darnach; das Gegentheil ist die Unstete oder das Schwanken und Zweifeln, woraus Laster, Unzufriedenheit und Unglück hervorgehe. Er lehrt, daß nur derjenige wahren Adel besitze, dessen Herz und Gemüth dem Guten zugewendet sei, daß nicht Geburt, sondern Tugend den Menschen hochstelle und daß nur das Streben nach dem Höhern, nicht aber äußere Vorzüge, die nur zu oft den Hinanstrebenden von der Himmelsleiter herabzögen, wahres Glück bewirken könnten.

§. 35. **Freidanks Bescheidenheit. Winsbeke. Cato.** Der Form nach verschieden, aber der Gesinnung nach ähnlich ist das Spruchgedicht „**Bescheidenheit**“, das den wirklichen oder angenommenen Namen eines Dichters (Bernhard?) **Freidank** an der Stirne trägt. Es wurde oben erwähnt, daß die Sammlung von Lehren und Denksprüchen, worin der Dichter sein reiches Denken und Wissen von den Dingen dieser und jener Welt, von Gott und Natur, von Staat und Kirche und von den Sitten der Menschen niedergelegt hat, sich dem Geiste nach so enge an Walther von der Vogelweide anschließt, daß namhafte Germanisten denselben für den Verfasser zu halten geneigt sind. Freidanks „Bescheidenheit“ (so genannt, weil sie über die verschiedensten Lebensbedürfnisse

Bescheid d. i. Unterweisung gibt und zu verständigem Benehmen anleitet) ist das trefflichste Sitten- und Lehrgedicht des Mittelalters, das in einer Reihe von Betrachtungen über Religion, Moral, Politik die reichste Lebensanschauung entfaltet und in kernigen Sentenzen, Gleichnissen, volksthümlichen Sprichwörtern, Fabeln u. drgl. einen unerschöpflichen Schatz von Lebensweisheit mittheilt. Wie Walther eifert der freidenkende Verfasser, welcher Friedrichs II. Kreuzzug mitgemacht und einen Theil des Gedichts auf der Pilgerfahrt nach Ptolemais (1229) gedichtet hat, gegen die Hoffahrt des Adels, gegen die Entartung des Klerus, gegen den Verfall aller Zucht, Gesetzlichkeit und Ordnung im Reich; er lehrt, daß Gott dienen der Anfang aller Weisheit sei, und empfiehlt Reue und Besserung in Zeiten. „Ueberall treffen wir dieselbe kernige, durch und durch gesunde, aus dem edelsten Boden der deutschen Nation aufgewachsene Gesinnung, den echten volksmäßigen Ernst, der aus unbefangener Heiterkeit, und den echten, edlen volksthümlichen Scherz, der aus tiefernster Gesinnung hervorgeht." — Derselben Zeit scheint auch die unter dem Namen

Winsbeke. „Winsbeke" erhaltene Belehrung und Ermahnung eines Vaters an seinen Sohn anzugehören. Jedenfalls sind die darin enthaltenen Worte eines greisen Ritters, der mit dem Leben abgeschlossen hat und keinen andern Wunsch mehr hegt, als daß sein Name und seine Ehre auch im Sohne erhalten werde, der besten und ehrenhaftesten Zeit der Ritterschaft und Ritterdichtung entstammt. Gervinus hält das Lehrgedicht für einen der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, weil die darin aufgestellten Lebensregeln „nicht nur dem Schönsten zur Seite gesetzt werden dürfen, was über Sittlichkeit und würdiges Leben gesagt ist, sondern auch dem Allgemeingültigsten, da sie das Gleichgültige der äußern und standesmäßigen Sitte verschmähend den Blick auf das Ewige zu lenken trachten". Die „Winsbekin" oder die Lehre einer Mutter an ihre adelige Tochter ist eine schwä-

Cato. chere Nachbildung. Verwandt damit ist der „Cato", ursprünglich eine Sammlung lateinisch abgefaßter Lebensregeln, die in der ritterlichen Zeit wiederholt in deutsche Verse gebracht und mit den Ideen und Interessen der Zeit in Uebereinstimmung gesetzt wurden. Neben der inneren Sitte wird darin auch die äußere Anstandsregel berücksichtigt.

Lehrdichtung in den Städten. Alle diese Lehrgedichte wandten sich vorzugsweise an den Ritter- und Adelstand, von dem sowohl das öffentliche Leben als der herrschende Ton der Gesellschaft bestimmt ward; als aber in den letzten Jahrzehnten der hohenstaufischen Herrschaft und während des Interregnums die deutschen Städte so bedeutend in die Höhe kamen, folgte auch die Dichtkunst der Zeitströmung. Wir haben gesehen, wie bereits mehrere Minnesänger, Nithardt, Hadlaub u. a. sich in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen mit Vorliebe bewegten; noch ergiebiger war dieser Boden für die didaktische Poesie, da die große Mehrheit der städtischen Leser in der Dichtung weniger auf Unterhaltung als auf Belehrung ausging. Die lehrhafte Poesie war somit das gemeinsame Gebiet, auf dem alle Stände sich begegneten. Und so sehen wir denn am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Lehrdichtung immer mehr Raum gewinnen, während die höfische Ritterpoesie von ihrer Höhe herabstieg, das „Singen, Sagen und Saitenspiel" zerging.

II. Die epische Dichtung im Sinken.

1. Gottfrieds und Wolframs Dichterschule.

§. 36. Gottfrieds Schule. Schon die häufigen Klagen der Minnesänger über den Verfall des Ritterthums, über die Entartung der höfischen Sitten und der feineren Lebensformen, über die Vernachlässigung ritterlicher Zucht und Bildung, über das Schwinden der Gastfreiheit, der Freigebigkeit und „Milde" gegen den Sängerstand geben Zeugniß von dem schwindenden Interesse der höheren Stände für die Dichtkunst. Daß diese ungünstigen Verhältnisse bald eine verderbliche Rückwirkung auf den Gehalt und die Richtung der Poesie ausübten, war ganz natürlich. Dazu kam noch, daß sich die poetische Kraft erschöpft hatte, daß die epische Ritterdichtung sich auf den von Gottfried und Wolfram gebrochenen Bahnen fortbewegte und anstatt neue Wege und Richtungen zu suchen oder

neue Vorbilder aufzustellen, sich begnügte die schon bekannten und so oft behandelten Stoffe in ähnlicher Weise neu zu bearbeiten, zu erweitern, zu ergänzen und fortzusetzen. Und wenn auch die hohe Vollendung, welche die höfische Poesie unter den Händen dieser begabten Dichter erfahren hat, noch eine Nachblüthe hervorzubringen vermochte, so war doch die Triebkraft im Schwinden. Die meisten der jüngeren epischen Dichter nahmen Gottfrieds Manier an, dessen heiterer Weltsinn, sinnliche Lüsternheit und leichte Moral, verbunden mit der Schönheit der Form und der Klarheit der Behandlung, der Zeit mehr zusagte als der feierliche Ernst des Parzival. Je mehr in der Wirklichkeit der religiöse Rittersinn der Kreuzfahrer einem wilden Raub- und Fehdewesen wich, je mehr der Frauendienst von seiner ursprünglichen Unschuld und Reinheit sich entfernte und ins Gemeine und Frivole ausartete, desto mehr Gefallen fand man an den üppigen Schilderungen und dem leichtfertigen Tone, den Gottfried mit Talent und Takt angestimmt, den aber seine Nachahmer übertrieben. An Zierlichkeit und Glätte in der Form, an Reimfertigkeit und Sprachgewandtheit blieb Gottfrieds Schule ausgezeichnet; aber das Festhalten bei den alten Stoffen und Sagenkreisen, die man nur durch Erweiterung und Aufhäufung alles Bekannten, durch Ausmalen einzelner Situationen und durch Verweilen beim Schlüpfrigen und Sentimentalen neu und interessant zu machen hoffte, beweist sowohl die Armuth der Dichter im Erfinden und Schaffen, als den Mangel sittlichen Ernstes und männlicher Charakterfestigkeit. Alles war auf Unterhaltung und müßigen Zeitvertreib abgesehen.

§. 37. Der Aventiure Krone. Als Muster dieser Gattung kann „der Abenteuer Krone“ betrachtet werden, ein Gedicht von 30,000 Versen, das Heinrich vom Türlin (c. 1220) nach französischen Originalen übersetzte oder bearbeitete, eine Masse von Abenteuern in der bekannten Manier, deren Mittelpunkt Gawan ist. Die Liebesgeschichten sind von lüsterner Sinnlichkeit, die schlüpfrigen und unzüchtigen Scenen mit behaglicher Breite ausgemalt, die Gralsage ohne höhere Auffassung behandelt. Wenn das höfische Leben solchen Schilderungen entsprach, waren die häufigen Klagen über Verfall aller Zucht, Sitte und Ehrbarkeit nur zu sehr gerechtfertigt. Selbst in solchen Erzeugnissen, worin die deutsche Gemüthlichkeit und Herzenswärme noch hervorleuchtet, erkennt man die schlimmen Wirkungen von Gottfrieds Liebesschilderungen. So in dem bei allen Völkern verbreiteten, in allen Sprachen bearbeiteten Gedicht Flore und Blanscheflur von dem schwäbischen oder schweizerischen Dichter Konrad Fleck, worin mit großer Lieblichkeit, Zartheit und Gemüthlichkeit die einfache Geschichte vom Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder dargestellt ist, welche getrennt und nach einem gefahrvollen Abenteuer, bei dem ihre Treue sich herrlich bewährt, wieder verbunden werden, „mit vielem Schmuckwerk in Beschreibungen und Schildereien, mit manchen Eigenthümlichkeiten spanischen Geschmacks, mit manchen Beziehungen auf den Verkehr von Christen und Heiden, so daß man gerne die Provence für die erste Pflegerin des Gedichts ansehen mag“. Die Unnatur und Verweichlichung, zu denen der ausgebildete Minnedienst führte, lassen sich trotz der Schönheit im Einzelnen in dieser epischen Blumenspielerei nicht verkennen. „Der Dichter steht ganz unter jenen sinnigen, wohlwollenden, harmlosen und edelgesinnten Männern, die achtlos auf der Welt Beifall und den Ruhm der Erde aufs Gute, auf Tugend und Herzenseinfalt gerichtet sind, allein der Geist seiner Dichtung trägt auch ganz das Gepräge jener Schwächlichkeit, die schon im Tristan mißfällt.“ — Wie diese Erzählung von Blume und Weißblume, die bis in die neueste Zeit begabte Dichter zur Wiederholung und Wiederbearbeitung angeregt hat, wurde auch der nach einer französischen Quelle bearbeitete „Wilhelm von Orlens“ des Rudolf von Ems, eines Schweizers († zwischen 1250 u. 1254), mit überschwänglichem Lob belegt. Und doch trifft man bei diesem Dichter wie bei seinem Zeitgenossen, dem Stricker, auf Stellen, worin er mit sich zu Rathe geht, ob es nicht besser sei, das Dichten aufzugeben, ein Beweis, wie wenig poetischen Beruf er und seines Gleichen in sich fühlten. Sie zehrten vom Dagewesenen, bemerkt Gervinus, ohne im Stande zu sein, es zu erreichen. Rudolf besaß zwar einen offenen

Flore und Blanscheflur.

Wilhelm v. Orlens.

Sinn für die Dichtkunst, aber wenig schaffendes Talent. Mit einem ungünstigen Seitenblick auf Wolfram erklärt er, daß er sich Gottfried von Straßburg zum Muster gewählt.

Mit dem „Wilhelm von Orlens", der die Liebe eines Fürstensohns zu der englischen Königstochter Amalie, mit der er erzogen wird, seine Trennung, seine Thaten im Ausland unter dem Gelübde der Schweigsamkeit und seine endliche Vermählung mit der Geliebten zum Inhalt hat, beginnt eine neue Klasse von Ritterromanen, worin das Abenteuerliche zurücktritt und Alles mehr einen natürlichen und gewöhnlichen Verlauf hat. Der Ursprung der Dichtung ist wahrscheinlich in Flandern oder Brabant zu suchen.

So wenig Beruf übrigens auch Rudolf zum Dichten in sich fühlte, so hat er doch zahlreiche Werke verfaßt, aber lauter Nachbildungen älterer Dichtungen. So die alte Erzählung „Barlaam und Josaphat", so eine unvollendete und noch ungedruckte „Alexandreis", worin er nach Curtius und andern Quellen mit großer Breite und vielen fremdartigen Einschaltungen die Kriegs- und Eroberungszüge des macedonischen Königs im Geist und in der Sprache der Ritterdichtung ohne allen poetischen Schwung darstellt; so eine „Weltchronik", nach dem Muster der Kaiserchronik, größtentheils gereimte biblische Geschichten, die in der Folge mehrfach überarbeitet und fortgeführt wurden und eine außerordentliche Verbreitung erlangten. Alle übertrifft jedoch an Werth die legendenartige Erzählung „der gute Gerhard", worin ein innerer Friede und eine sittliche Reinheit durchleuchten.

Der Held der anmuthigen Novelle vom guten Gerhard, die an Hartmanns „armen Heinrich" erinnert und den Kaiser Otto von seiner Selbstüberschätzung heilen sollte, ist ein Kölner Kaufmann, der eine große Ladung Waaren gegen gefangene Christensclaven hingibt und diese ohne Entgelt in Freiheit setzt, mit Ausnahme der Gemahlin des Königs Wilhelm von England, von dem keine Kunde zu erlangen ist. Die Fürstin zeigt sich endlich bereit, dem Sohn Gerhards ihre Hand zu reichen. Schon sind die Hochzeitsgäste beisammen, da erscheint plötzlich der todtgeglaubte Gemahl als armer Pilger, erhält von Gerhard seine Gattin wieder und kehrt unter dessen Beistand und Geleite in sein Land zurück. Gerhard verschmäht allen Lohn und bleibt Kaufmann wie zuvor.

§. 38. **Konrad v. Würzburg.** † 1285. Einer der fruchtbarsten Dichter unter den Epigonen der ritterlichen Poesie war Konrad von **Würzburg**, so genannt von seinem Hause in Basel, wo er sein Leben verbrachte. Er war, wie Gottfried, bürgerlichen Standes und galt bei seinen Zeitgenossen und lange nachher für einen Dichter ersten Ranges. Man bewunderte die Leichtigkeit und Gewandtheit, womit er sich in allen poetischen Formen bewegte, die Reinheit seiner Reime und den kunstvollen Bau seiner Verse, man rühmte die Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit, die sich in seinen Werken kund gibt. Trotz dieser Vorzüge kann er höchstens an den Anfang der sinkenden Kunst gesetzt werden. Seine lyrischen Gedichte verrathen die geschraubte Ueberkünstelung, die wir früher kennen gelernt und die durch Frauenlob, welcher den Tod Konrads in einem Liede betrauerte, auf ihrer Höhe erscheint; in seinen epischen Gedichten, worunter der „trojanische Krieg", ein Riesenwerk von 60,000 Verszeilen und dennoch unvollendet, den ersten Rang einnimmt, ist er Nachahmer Gottfrieds; aber die Tiefe der Menschenkenntniß und die Kunst der Seelenbeobachtung, welche den Straßburger Meister auszeichnet, geht dem Baseler Genossen ganz ab; die Armuth an neuen Gedanken und den Mangel an schöpferischer Kraft sucht er durch Ausschmückung, durch breite Beschreibungen und Malereien, durch Reflexion und Gelehrsamkeit zu verdecken. „Sein Blick beherrscht keinen weiten Gesichtskreis und dringt nicht in den innersten Kern menschlicher Dinge." Wenn er über die Ungunst der Zeit klagt, daß sich die Welt von Rede und Gesang abwende und Unwürdige mit falscher „Milde" lohne, sich aber mit der inneren Befriedigung tröstet, welche die Kunst selbst ihren Bekennern und Verehrern gewähre, so zeugt dies von einem poetischen Sinn und von einem edlen Verständniß des Sängerberufs, aber weder die richtige Einsicht in das Wesen der Dichtung, noch die formale Gewandtheit und Kunstfertigkeit können den Mangel der Genialität und inneren Begabung ersetzen. Auch im „Schwanritter", in dem nur in Bruchstücken vorhandenen Gedicht „Partinopier und Meliur", der Bearbeitung der altgriechischen Sage von Amor und Psyche, die in der Provence oder in Spanien in einen Ritterroman umgewandelt

worden war, und in der Erzählung „Engelhard und Engeltrut“, einem Denkmal der Freundestreue, welche die Prüfung durch Frauenliebe und Kindesliebe siegreich besteht, ist der Einfluß der Gottfried'schen Schule nicht zu verkennen. Nur in einigen kleineren Erzählungen wie „Otto mit dem Barte“; „Herzmähre“, wobei er keine Gelegenheit zum Ausschweifen in ungehörige Bahnen hatte, wo er einen schlichten Stoff in lebhafter und gewandter Sprache und leichten Versen darstellen konnte, hat er mit Recht große Anerkennung gefunden, so daß sein Name mitunter zur Empfehlung fremder Arbeiten, wie „die Biene“, gebraucht ward. Neben diesen kürzeren Erzählungen, die in der Zeit der sinkenden epischen Dichtkunst zur Unterhaltung als „Wendunmuth“ überhaupt mit Glück und Vorliebe bearbeitet wurden, haben sich Konrads Legenden, von denen sogleich die Rede sein wird, eines besondern Beifalls zu erfreuen.

§. 39. Wolframs Schule. Denselben Gang und Verlauf hatte auch die ernstere Gattung der Ritterpoesie, welche Wolfram von Eschenbach zum Vorbild nahm; und wenngleich seine Dichterschule der Zeit nach länger andauerte, so besaß sie dagegen nicht einmal die Kraft zu einer Nachblüthe, wie wir sie bei Gottfrieds Schule gefunden haben. Der Parzival erschien der ganzen Folgezeit in dem Lichte heiliger Weihe, so daß die epische Dichtung sich aufs Engste an Wolfram anlehnte und auch die Lyrik mehr und mehr seinem Beispiel folgte. So hoch stand der fränkische Dichter in der Verehrung, daß sein Name, wie der des Homer bei den Griechen, zum Gattungsbegriff wurde und daß man die gesammte Heldendichtung, welche sich mit der Gral- und Arthursage befaßte, ja sogar das deutsche Volksepos der späteren Zeit ihm zuschrieb. Wir haben oben das langweilige und geschmacklose Gedicht „Titurel“ kennen gelernt, das ein gewisser Albrecht aus Wolfram'schen Bruchstücken, aus zerstreuten Fetzen der Artussage, aus Andeutungen und Reminiscenzen anderer Dichter zusammengestellt und mit priesterlicher Gesinnung und prunkender kirchlicher und weltlicher Gelehrsamkeit im Geiste der herrschenden Hierarchie und Scholastik durchflochten hat, und das unter dem Schilde des Dichters aus dem bairischen Nordgau durch das ganze Mittelalter als Muster aller Ritterbücher gepriesen und bewundert ward, bis ein natürlicher und kräftigerer Geschmack es der verdienten Vergessenheit übergab. Auf gleiche Weise wurde der „Lohengrin“, ein Gedicht aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, worin die altlothringische Sage vom Schwanritter mit der Tafelrunde und dem Gral in Verbindung gesetzt und aus dem Wartburgkrieg und andern Dichtungen manches Fremdartige eingefügt ist, dem Wolfram zugeschrieben, um ihm größere Verbreitung zu verschaffen, so sehr auch der muthwillige, scherzhafte, hie und da satirische Ton, der auf Flandern und einen niederländischen Dichter bürgerlicher Herkunft schließen läßt, mit dem Parzival und noch mehr mit dem Titurel contrastirt. Auch ein Alexanderlied von einem Dichter Ulrich von Eschenbach, worin mit unendlicher Breite alle Sagen und Erzählungen aus dem Heldenleben des macedonischen Königs in phantastischer und geschmackloser Weise gehäuft sind, und mehrere andere Epopöen wurden mit Wolframs Namen gedeckt.

Titurel.

Lohengrin.

Lohengrin, Parzivals Sohn, kommt in einem von einem Schwan gezogenen Fahrzeuge nach Brabant, wo er die verwaiste und von Feinden bedrängte Herzogin Elsan befreit und zu seiner Gattin macht, aber mit dem Verbot, nach seinem Namen und Ursprung zu forschen. Hierauf zieht Lohengrin mit dem Kaiser gegen die Ungarn und die den Papst bedrohenden Sarazenen, thut Wunder der Tapferkeit und kehrt hochgeehrt nach Deutschland zurück. Als sich aber Elsan durch die Spottreden einer Herzogin, daß man nicht wisse, woher Lohengrin geflossen, bewegen läßt, ihn nach Geschlecht und Namen zu fragen, holt ihn wieder das Schiff zum Gral ab.

§. 40. Der Stricker. Je mehr die Ritterdichtung durch die Theilnahmlosigkeit der höheren Stände siechte und hinstarb; desto mehr sah sich die Poesie genöthigt, einen Weg einzuschlagen, der zu den bürgerlichen Kreisen führte, einen Ton anzustimmen, der im Herzen des Volkes wiederklang. Wir wissen, daß der lyrische Minnegesang, der am wenigsten einer breiteren Unterlage, eines allgemeinen Interesses entbehren kann, zuerst diesen Weg fand, zuerst in das Lehrhafte und Spruchartige überging. Aber auch den epischen Dichtern wurde es bald klar, daß die Begriffe und gesellschaftlichen Interessen

sich geändert, daß, wenn sie für ihre Worte und Lieder Herzen und Ohren finden wollten, sie nicht mehr auf den alten verstimmten Saiten spielen durften. Daher sehen wir zunächst eine Zeitlang bei denselben Dichtern die didaktische Poesie neben der epischen hergehen. Der „Stricker", ein österreichischer Dichter, dessen Hauptwerke zwischen 1230 und 1240 gesetzt werden, hat weniger durch die äußerliche Ueberarbeitung des „Rolandslieds" und durch den Roman „Daniel von Blumenthal" aus dem Sagenkreise der Artusritterschaft dichterischen Ruhm erlangt, obgleich es ihm nicht an Gewandtheit der Sprache gebricht, als durch die komische Erzählung vom Pfaffen Amis im Geiste der späteren Schwänke und Volksbücher und durch seine „Beispiele" d. h. Fabeln, Gleichnisse, Anekdoten und kleine Erzählungen mit Nutzanwendungen gleichsam „Sermonen in Versen". Die Ehe, das Haus, die kleineren niederen Verhältnisse bilden den Mittelpunkt der meisten dieser Beispiele. Die Moral oder Lebensregel ist ihm die Hauptsache und er zerarbeitet sich oft in wunderlicher Weise, sie der bereits fertig vorgefundenen Fabel abzugewinnen. Die kleineren Gedichte „Frauenehre" und „Klage" enthalten Sittenschilderungen der Zeit, worin die Entartung des Ritterthums und der höfischen Gebräuche, die Sittenlosigkeit der höheren Stände und die wachsende Verderbniß in scharfen Zügen gezeichnet sind, und Buße, Reue und Beichte als Mittel der Besserung und Erlösung empfohlen werden. Damit berührt der Stricker die Saite, die zu Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts am lautesten durchklang und die weltliche Kunst und ritterliche Lust, das Gefallen an den alten Heldensagen wie an den romantischen Phantasiegebilden übertönte.

2. Heiligengeschichten und Reimchroniken.

§. 41. Uebergang zur geistlichen Dichtung. Schon Konrad von Würzburg gibt den Rath, „die Welt fahren zu lassen, um die Seele zu bewahren", und kehrte der frivolen Ritterdichtung den Rücken zu, Rudolf von Ems blickte in seinen späteren Jahren reumüthig auf seine weltlichen Dichtungen und die „lügenhaften Mähren" zurück und suchte die Schuld zu sühnen, indem er Stoffe aus der Heiligengeschichte bearbeitete, und der Dichter eines Ave Maria beklagt es, daß er jemals von Natur und Liebe gesungen. Dies sind nur einzelne Beispiele des asketischen Zuges, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Welt durchdrang, welcher in Italien zu den Flagellantenzügen anregte, welcher in Frankreich manchen Troubadour in die Klosterzelle führte, welcher die Menschen antrieb, durch Büßungen und Kasteiungen, durch Werkheiligkeit und kirchliche Handlungen die Angst der Seele zu tilgen. Der Untergang des staufischen Herrscherhauses und seiner Anhänger, der Triumph der Kirche und ihrer erwählten Rüstzeuge, die Niederwerfung der kirchlichen Opposition durch die Ketzergerichte bewirkten eine Sinnesänderung, die sich in der Poesie wie im Leben bemerklich machte. Es ist scharfsinnig angedeutet worden, daß mit dem Sinken der Kaisermacht, mit der Theilung der monarchischen Universalgewalt an kleinere Dynasten auch die göttliche Allmacht des himmlischen Regenten zurücktrat, die Heiligsprechungen sich mehrten, die Gebete der Gläubigen sich in nächster Linie an die mittleren Mächte wandten, welche den menschlichen Anliegen näher standen und zugleich am Himmelsthron eine vielvermögende Stellung einnahmen. Insbesondere trat die Gottesmutter Maria wieder in die heilige Ehrenstellung zurück, die durch die Minnepoesie abgeschwächt worden war. Hatte der Frauendienst in der bessern Zeit das Bild der Himmelskönigin verklärt, und hatte dadurch wieder die Minne eine ideale Richtung und höhere Weihe empfangen; so war auch die Entartung nicht ohne Rückwirkung geblieben. In französischen und deutschen Dichtungen wurde das himmlische Reich im Spiegel des höfischen Lebens angeschaut, und die Maria theils mit Naivetät, theils mit muthwilliger Keckheit in das Verhältniß einer gebieterischen Geliebten gestellt, die über Gott Vater und Gott Sohn Gewalt übt und allen, die sich mit Gebeten und Lippendienst an sie wenden, durch ihre Fürsprache und Verwendung Hülfe und Erlösung gewährt. Hat doch Gottfried selbst den heil. Christ „windschaffen wie ein Aermel" genannt; wie viel Gunst

und Gnade ließ sich erst in der Zeit des Minnecultus von der gutmüthigen, weitherzigen und so einflußreichen Herrin des Himmels erwarten! Diese verschiedenen Elemente wirkten zusammen, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts der Poesie wieder die Richtung zu geben, die sie zu Anfang der Kreuzzüge gehabt, die ritterlichen Dichter wieder auf die Bahn zurückzuführen, wo sie die Dichtkunst der Geistlichkeit abgenommen hatten. Es war ein Akt der Bekehrung und Bußfertigkeit, wobei derselbe Hof von Thüringen, an welchem ein Geschlechtsalter vorher der weltliche Minnegesang seine höchsten Triumphe feierte, mit ermunterndem Beispiel voranging. Es ist ja bekannt, wie ganz anders der Geist und gesellschaftliche Ton auf der Wartburg sich gestaltete, als die heil. Elisabeth, der Ketzermeister Konrad und der „Pfaffenkönig" Heinrich Raspe in denselben Räumen walteten, in denen der Landgraf Hermann und seine Gemahlin die Zierden der deutschen Minnesängerschaft zu Saitenspiel, Wein und Gesang um sich versammelt hatten.

§. 42. Konrad von Würzburg. Rudolf von Ems. Reinbot. Wie einst Heinrich von Veldeke, der Begründer der Minnepoesie, von der Legende zur höfischen Dichtung überging, so vertauschen jetzt Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems die Ritterpoesie mit der Legendendichtung und mit der damit verwandten historischen Erzählung der „Reimchronik", in welcher der Niederländer Maerlant, nachdem er sich von den „lügenhaften Dingen" abgewendet, vorangegangen war. Von Konrad besitzen wir drei Legenden: „der heil. Silvester", eine schon in der Kaiserchronik enthaltene Sage aus dem Leben dieses Papstes und des Kaisers Constantin; „der heil. Pantaleon", eine aus dem Lateinischen bearbeitete Heiligengeschichte von einem wunderthätigen christlichen Arzt und freiwilligen Märtyrer, und „Alexius", die Geschichte eines Heiligen, „der mitten aus Jugend und Reichthum und von der Stufe des Ehebettes weg sich der Armuth und keuschen Selbstpeinigung ergibt und sich pilgernd, und dann als Bettler in dem reichen Hause seiner Eltern und seiner Braut durch das Leben hindurch darin erhält, der, wie Konrad sagt, von der wahren Gottesminne entzündet wird, in dem Augenblick, wo die weltliche Minne ihr Fest feiern sollte; eine Sage, recht gemacht zum Symbol des merkwürdigen Ueberganges dieser Zeit von weltlicher zu geistlicher Ueppigkeit und Uebertreibung." Derselben Uebertreibung begegnet man in dem lyrischen Hauptwerk dieses Dichters der „goldenen Schmiede", einer Anhäufung von Lobpreisungen, Bildern und Gleichnissen zu Ehren der göttlichen Jungfrau Maria. Man hat diese Sammlung von psalmenartigen Liedern, die wie Edelsteine zu einem goldenen Geschmeide aneinander gereiht sind, mit einem Rosenkranz zum Absingen und Abbeten verglichen. Aus diesen Gedichten wie aus der neuen Bearbeitung der erwähnten Legende von „Barlaam und Josaphat" durch Rudolf von Ems leuchtet nicht das Feuer einer natürlichen religiösen Andacht hervor, sondern die Gluth einer künstlich erzeugten Begeisterung. Ueberdruß an der weltlichen Dichtung, die keine Anerkennung mehr fand und keine Befriedigung mehr gab, führte die Laiendichter auf die geistlichen Stoffe zurück. Und wie im Allgemeinen als charakteristische Eigenthümlichkeit der literarischen Thätigkeit dieser Periode ein Bestreben hervortritt, die behandelten dichterischen Stoffe zusammenzufassen, zum Abschluß zu führen und durch neue Episoden und Einschaltungen zu erweitern, so gilt dies insbesondere auch von der Legendendichtung der Laien. Wie in dem Alexander- und Trojanerlied, wie in dem erwähnten „Titurel" des Dichters Albrecht, wie in den immer häufiger bearbeiteten Reimchroniken eine redselige Ausführlichkeit zu Tage tritt, so auch in diesen Legendendichtungen. Schon „der heil. Georg", den Reinbot von Durne auf Aufforderung Otto's des Erlauchten von Baiern vielleicht nach einer französischen Quelle im Wolfram'schen Geiste bearbeitete, erzählt mit großer Ausführlichkeit die ritterlichen Kriegsthaten des kappadocischen Helden und Drachentödters, und mit gräßlicher Genauigkeit die Marterscenen, die er und die von ihm bekehrte Kaiserin Alexandra durch Diocletian zu erdulden hatten. Doch wird man dafür auch wieder entschädigt durch idyllische Bilder, wenn der Heilige in einer armen Hütte erscheint und bewirkt, daß die dürren Balken grünen und

blühen, der leere Tisch mit Speisen sich füllt und ein todtes Kind wieder lebendig wird, und durch eine gewisse Begeisterung, womit er den christlichen Kämpfern seinen Brüdern die Seligkeiten des Himmels vorführen läßt, wo man am Sitze der hehren Frau der wahren Minne pflege im Gegensatz zu dem nichtigen Vergnügen, das Gesang, Tanz und Frauen auf dieser Welt gewähren.

§. 43. Hugo von Langenstein. Viel weiter aber in dieser sammelnden und umfassenden Richtung geht Hugo von Langenstein, der seine noch nicht vollständig gedruckte Legendengeschichte von der heil. Martina durch Lehren, Schilderungen und episodische Einflechtungen aller Art auf beinahe 33,000 Verse brachte und der Verfasser des großen „Passional", eines Sammelwerks von mehr als 100,000 Versen in drei Büchern, wozu sich, nachdem er im ersten von Jesu und Maria, im zweiten von den Aposteln und Evangelisten, im dritten von 75 Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahrs gehandelt, noch ein viertes Buch vom „Leben der Väter" in 30,000 Versen anschließt, ein kolossales Werk, in welchem der unbekannte Dichter mit großer Belesenheit und „Umsuche" in den kirchlichen Schriften eine Menge von Heiligengeschichten, Legenden Wundererzählungen u. drgl. in fließender und gewandter Sprache und verständigem Urtheil zusammenstellte, „um der Menschen Andacht zu reizen und ihre tugendliche Sitte zu stärken". Es sind gleichsam Predigten in Versen, bei denen man an die Predigten des Franciscanerbruders Berthold von Regensburg erinnert wird, welcher um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Baiern, Böhmen und Oesterreich umherziehend, oft hundert Tausende von Zuhörern um sich sammelte, die seinen mit gemüthlicher Breite und herzlichem Tone vorgetragenen Predigten zuhörten.

§. 44. Reimchroniken. Schon im Lohengrin ist eine Reimchronik der sächsischen Kaiser eingeflochten. Diese Reimchroniken, worin Fabeln und Dichtungen mit geschichtlichen Erzählungen verbunden sind, nehmen mit dem Verfall der Ritterdichtung immer mehr zu und zwar so, daß das Historische zuletzt über das Dichterische die Oberhand behält und man sieht, daß nur der Mangel einer ausgebildeten deutschen Prosa die Verfasser bestimmte, ihren unpoetischen Stoff in Verse einzukleiden. Diese Dichtungsart wurde bald die Lieblingsbeschäftigung der Zeit. Nach dem Vorgange von Rudolf von Ems reimte auch Enenkel, ein Wiener Bürger, außer einem Fürstenbuch von Oesterreich eine Weltchronik. „Beide gehören noch dem dichterischen Gebiete mehr an, als dem geschichtlichen; das Fürstenbuch ist für die östliche Sagengeschichte von Oesterreich so interessant wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; es ist voll von angenehmen Geschichten, Anekdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung." Dasselbe ist auch der Fall mit seiner Weltchronik, worin mit dem biblischen und geschichtlichen Stoffe auch noch manche poetische Sage verflochten ist. Zu Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts begegnen wir dieser Literaturgattung in allen Gauen Deutschlands, von Flandern und Köln bis nach Steiermark und Livland. Die österreichische Chronik des Ottokar von Steiermark, eines Mannes von niederer Geburt, der in Diensten Otto's von Lichtenstein stand, ein breites Werk von beiläufig 100,000 Versen, so wie die Livländische Chronik Dietliebs von Alnpeke, wohl eines Ordensritters aus Reval, können in manchen Dingen als Geschichtsquellen dienen. In ähnlichem Geiste ist die Chronik des deutschen Ordens verfaßt, welche Nicol. von Jeroschin nach einem lateinischen Geschichtsbuch, doch mehr mit religiöser Salbung als Ottokar, bearbeitete.

§. 45. Anfänge der deutschen Prosa. Wenn die geschichtliche Darstellung in Deutschland sich immer noch der lateinischen Sprache oder der gebundenen Rede bediente; so wurde dagegen die deutsche Prosa hie und da zur Abfassung schriftlicher Predigten gewählt. Man weiß, wie thätig die Bettelorden, sowohl die Franciscaner als die Dominicaner, in das Volksleben eingriffen. Sie waren die Säulen des Papstthums, die Verkünder der Kirchengebote, die Eiferer gegen Häretiker und Gebannte, die feurigen

Prediger für die Kreuzzüge. Dabei lag ihnen aber auch die Belehrung und Besserung des Volkes am Herzen. Gleich den Propheten des A. Test. drangen sie auf Reinigung des Herzens, auf sittliche Läuterung und Erhebung, auf werkthätigen Glauben; und wie eifrig sie den Ketzern entgegentraten, so stimmten sie doch darin mit ihnen überein, daß sie der Hoffahrt und Sündhaftigkeit der Welt das arme, opferfreudige Leben des Heilands und der Apostel entgegenhielten. Den größten Ruf als Volksredner erlangten um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zwei Franciscanermönche aus dem südlichen Deutschland, Bruder David, der im J. 1271 zu Augsburg im Kloster starb, und sein Schüler und Gefährte, Bruder Berthold von Regensburg. Von dem letzteren sagt Wackernagel: „Ein Lehrer nicht sowohl des Glaubens, als der sittlichen Bethätigung desselben, wahrhaft ein Redner, doch ohne Bewußtsein von den Künsten der Rhetorik und recht ein Redner des Volkes, predigte er seit dem Jahre 1250 wandernd durch ganz Deutschland hin, weshalb man ihn auch den „lantbrediger" nannte, in einer Sprache, die mit Beflissenheit sich der angebornen mundartlichen Schranken entäußerte, meist, da um ihn sich gar Tausende sammelten, im Freien, von einem Baum wohl oder einem Thurme, damit ihn alle die Tausende sehen und verstehen könnten, und so groß war die Liebe und die Verehrung, die ihm ward, daß man ihm selbst die Gabe der Weissagung und wunderthätige Kraft beilegte, daß seine Anwesenheit an dem und jenem Orte und dann sein Tod zu Regensburg im J. 1272 ein chronikwürdiges Ereigniß schien, daß Frauenlob noch lange nach seinem Tode ihn im Gedicht feierte, daß noch die spätere Zeit ihn mit dem heil. Antonius von Padua verglich, daß seine Predigten endlich in Schrift gefaßt und gesammelt und immer wieder abgeschrieben und selbst in die lateinische Sprache übertragen wurden." Er war ein Redner voll Schwung und Phantasie. „Sprach er vom jüngsten Gericht, so zitterten alle Hörer, wie das vom Wind bewegte Rohr." Bruder David faßte mehr das Gemüthsleben des Volkes ins Auge und kann als Vorläufer der Mystiker angesehen werden.

§. 46. Gottesfreunde und Mystiker. Der Verfall der Kirche und des Klerus im 14. Jahrhundert, der mit Krieg und Pestilenz zusammentraf, führte viele von Zerknirschung und Erlösungsbedürftigkeit erfüllte Seelen dem Mysticismus in die Arme. Unwillig über die Sündhaftigkeit der Welt und die Entartung des Priesterstandes flüchteten sich religiöse Naturen und „Gottesfreunde" in ihr Inneres und strebten sich im Gefühle unmittelbar mit der Gottheit zu vereinigen. Sie setzten den Lastern der Welt die Ertödtung der Sinnlichkeit und Kasteiung des Fleisches, der Genußsucht und Verweltlichung des Priesterstandes die Nachahmung des armen Lebens Christi entgegen und bekämpften die trockene Scholastik und ihre Spitzfindigkeiten und Grübeleien durch Gefühlswärme, Beschaulichkeit und Vertiefung in die göttliche Liebe und Weisheit und durch Erforschung der innersten Regungen und Empfindungen der Seele. Abgewendet von der hierarchischen Kirche suchten sie in gänzlicher Verleugnung des Menschen und der Welt die Seligkeit in dem vollkommenen Untergehen in Gott. Der Mysticismns hat mächtig auf Literatur und Leben eingewirkt; und wenn gleich die Lehre von der Demuth und Selbsterniedrigung die Thatkraft lähmte, das Gemüths= und Gefühlsleben hie und da Schwärmerei erzeugte, so war doch der Einfluß auf die versunkene Menschheit von wohlthätigen Wirkungen. Der Mysticismus erschütterte die abergläubische Werkheiligkeit durch Tiefe und Innigkeit des Glaubens, setzte an die Stelle des ganz äußerlichen Cultus, des Marien= und Heiligendienstes, eine Religion des Herzens und die unmittelbare Verehrung des dreieinigen Gottes und wies auf die durch Legenden und Heiligengeschichten fast ganz verdrängte Bibel als Quelle des Glaubens hin. Dadurch veranlaßten die Mystiker deutsche Bibelübersetzungen, deren Zahl sich bereits auf fünfzehn belief, als die Lutherische erschien und durch ihre Vortrefflichkeit die übrigen in Vergessenheit brachte. So ähnlich indessen das Ziel ihrer Bestrebungen war, so verschieden waren die Wege dazu. Die Einen (wie der Dominicaner Meister Heinr. Ekkard, † 1329, „der mit seinem Gefühle der Gottesnähe und mit seiner heiligen Liebesgluth gleichsam schwindelnd auf einer Höhe

steht, auf welcher der Unterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Christus und Christ, zwischen Gut und Böse verschwindet") vertieften sich in philosophische Speculationen und kamen auf pantheistische Grundsätze, die von der Kirche als häretisch verdammt wurden; Andere pflegten eine mystisch-allegorische Art von Poesie (wie das Buch der sieben Grade, das Buch der Maide u. a.), worin sie das Streben der Seele nach einer Vermählung mit Gott sinnbildlich darstellten; die Bedeutendsten aber, wie der geist- und gemüthvolle Kanzelredner Jo. Tauler (Dominicanermönch in Straßburg, † 1361), der durch „geistige Armuth und Demuth ein Herzenserschütterer wurde und mit neuen Zungen zur geistlichen Armuth als der rechten Gottgleichheit und zur Wollust des Todes in Gott reizte", und der von göttlicher Liebeswärme durchglühte Heinrich der Seuße (Suso, † 1365), der abwechselnd in Konstanz, Köln, Ulm u. a. Städten lebte und von Jugend auf „ein minnereiches Herz" besaß, „das sich um aller Creatur Trauer kümmerte", wirkten durch Predigten und Erbauungsschriften und bildeten die deutsche Prosasprache aus, die vor ihnen blos in einigen Gesetzbüchern angewendet worden war und bald nach ihnen auch in einigen Chroniken gebraucht ward. Taulers „Nachfolge des armen Lebens Christi" und Suso's „Büchlein von der ewigen Weisheit" in Gesprächsform standen bei ihren Jüngern und Anhängern, die eine eigene Brüderschaft (die Jünger der ewigen Weisheit) bildeten, in hohem Ansehen. Auch Joh. Rusbrock († 1381), der nach langem Kirchendienst ein Stillleben im Augustinerkloster Grünthal bei Brüssel suchte, stellte in seinen einfachen und doch schwungvollen Schriften das in Gott und die göttliche Liebe versenkte Leben als den „Zustand des höchsten Seins" der Veräußerlichung des religiösen Elements entgegen. Wenn gleich die Kirche Bann und Verfolgung über die Mystiker und ihre Lehre verhängte, so dauerten sie doch fort und nahmen von Zeit zu Zeit einen neuen Aufschwung. So besonders im 15. Jahrh. in den Niederlanden durch die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens.

Unter den Mitgliedern und Jüngern dieser Brüderschaft verdienen eine besondere Auszeichnung Thomas von Kempen († 1471) und Johann Wessel aus Gröningen († 1489). Jener, der „durch seine Schriften voll freundlicher, oft spielender Bilder, wie durch seine Rathschläge aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens, in den stillen Umgang mit Gott und Jesu einführte", gilt für den Verfasser des weitverbreiteten, in alle Sprachen übersetzen lateinischen Andachtsbuchs von der Nachfolge Christi, worin gelehrt wird, daß die wahre innere Nachfolge Jesu im Ertödten der Selbstsucht und in unbedingt sich hingebender Gottesliebe bestehe; der letztere, ein ebenso frommer als geistvoller und mit glänzender humanistischer Wissenschaft ausgerüsteter Mann, kann in Vielem als Vorgänger Luthers gelten. Er unterschied strenge das innere Christenthum von dem äußern Kirchenthum und stellte auf mystischer Grundlage den christlichen Glauben „als etwas rein Innerliches" dar, „das zwischen dem Herzen und Gott allein abgemacht werde".

3. Gang und Ergebniß der mittelalterlichen Dichtung.

§. 47. Wie die Institutionen der Kirche, des Feudalwesens, der Ritterschaft in dem französisch-normannischen Volksstamme ihre hauptsächlichsten Träger gefunden und von dort aus die Kreuzzüge ihren Ausgang genommen haben; so ist auch für die Art der Dichtung, welche sich an die Vorstellungen und Ideenkreise der Wirklichkeit anlehnte, und welche man als die romantische zu bezeichnen pflegt, im westlichen Europa, im provençalischen Süden und im französisch-normannisch-bretagnischen Norden die eigentliche Heimath zu suchen. Die religiöse Poesie, die im Anfang unserer Periode dort wie in Deutschland von Geistlichen gepflegt die dichterische Thätigkeit fast ausschließlich in Anspruch nahm, trat unter dem Einflusse der treibenden Zeitideen bald in den Hintergrund: die Dichter mußten entweder die Interessen und Vorstellungen, welche das lebende Geschlecht fesselten, in ihren Kreis ziehen und den weltlichen Stoffen eine religiöse Unterlage geben, oder sie mußten den fremden Sagen- und Phantasiegebilden den Platz räumen. So kam es, daß man zunächst die in der Volkstradition erhaltenen Heldensagen aus Karls des Großen Zeiten im Sinne der herrschenden Anschauungen bearbeitete, indem man bald die inneren Conflicte des königlichen Herrschers und seiner getreuen Paladine gegen eine trotzige Lehnsaristokratie poetisch gestaltete und großartige Heldencharaktere sich entwickeln

ließ, bald seinen Kampf gegen die Ungläubigen, die Sachsen wie die Saracenen, im Geiste der Kreuzzüge darstellte. Als aber das verfeinerte Ritterthum und der Frauendienst in den Vordergrund traten und das gesellschaftliche Leben der adeligen Kreise zu beherrschen anfingen, verlor sich der Geschmack für die derben, in naturwüchsiger Kraft und altgläubiger Frömmigkeit auftretenden Heldengestalten aus einer fremdartigen Vergangenheit; die Ritter und Frauen sehnten sich nach einer Unterhaltung, die mehr ihren Sitten und Neigungen entsprach; sie wollten von Personen und Verhältnissen hören, in denen sich ihr eigenes Dasein, die „höfische" Bildung der Zeit, abspiegelte, deren Thaten und Schicksale, deren Bestrebungen und Lebensziele mit ihren eigenen Interessen und Seelenrichtungen, mit ihren eigenen Anliegen und Erlebnissen in Beziehung und Uebereinstimmung standen. Einen solchen Boden fand die Dichtkunst in den Sagengebilden eines halberstorbenen Volksstammes, der, seit Jahrhunderten aus dem öffentlichen Leben ausgeschieden, ein stilles, wenig geachtetes Dasein verbracht hatte, bis er in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts durch ein großes weltgeschichtliches Ereigniß wieder aus der Verborgenheit hervortrat. Es waren dies die Sagen von Arthur und seiner Tafelrunde, die bei den keltischen Volksresten der Altbriten in Wales, Cornwallis und Bretagne sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten und durch den Eroberungszug des Normannenherzogs Wilhelm an dem sich viele Ritter aus der Bretagne betheiligten, einen neuen Impuls erhielten und die Aufmerksamkeit anderer Nationen erweckten. So wenig auch diese wunderlichen Sagen von Irrfahrten und Abenteuern, von Kämpfen und Schlachten ohne geschichtliche Unterlage, ohne Plan und Ziel den Anforderungen der Poesie genügen konnten, in ihrer losen Gestalt, in ihrer Unbestimmtheit, in ihrem fahrigen, unausgebildeten Wesen reizten sie das Kunsttalent begabter Dichter. Aus diesem uncultivirten Boden konnten schöpferische Hände fruchtbare Gefilde erzeugen; der rohe Stoff schien zu künstlerischen Gebilden sich zu eignen; die abenteuerlichen Helden der Tafelrunde, die fast alle einander gleich waren, forderten die Bildungskraft zur Lösung psychologischer Charakterentwickelungen heraus. So wurden denn diese bretonischen Kämpfer in ihrer ungeschlachten Kraft und Derbheit und mit ihren wunderlichen, fremdklingenden Namen von den französischen Dichtern zu Helden ihrer epischen Gedichte und Romane gewählt und zu Trägern der Zeitideen, zu Mustern und Vorbildern aller Ritterschaft erhoben. Zunächst wurde der Frauendienst als treibendes Element herbeigezogen: an die Stelle der Gottesminne trat die Geschlechtsliebe; die Helden, deren Erziehung und ritterliche Heranbildung den Dichtern schon Gelegenheit zur Charakterentwickelung und Seelenmalerei bieten mußte, erliegen der zwingenden Gewalt der Liebe, handeln im Dienste der Frauen. Lanzelot und Tristan sind über dieses Stadium nicht hinausgetreten; ihnen ist ein höfisches Ritterleben im Genusse des Waffenruhmes und des Minnesoldes Zweck des Daseins, und die Kunst, womit französische und deutsche Dichter dieses Liebeleben ausmalten, das ganze Lebensinteresse um die einzige Leidenschaft sich bewegen ließen, die Liebe als ein „so seliges Ding" hinstellten, daß darüber alle übrigen Güter und Tugenden zurücktraten, hat diese Namen zu den Lieblingsgestalten des ganzen Mittelalters erhoben. Auf dieses Feld konnte die im Cölibat lebende Geistlichkeit der Poesie nicht folgen, und so sehen wir denn die ritterliche Laienwelt an ihrer Stelle in den Dienst der Musen treten. Nicht nur, daß die Lyrik, die bisher vorzugsweise als Volksgesang ein wenig beachtetes Dasein geführt, nun unter den Händen ritterlicher und adeliger Troubadours und Minnesänger vorzugsweise zur Verherrlichung der Liebe und Frauen, zur Belebung und Verschönerung der vornehmen „höfischen" Gesellschaftskreise, zur Knüpfung zarter oft unsittlicher Liebesbande gebraucht wird; auch die erzählende Poesie fiel gänzlich der Pflege weltlicher Dichter anheim. Und so sehr wuchs das Interesse für diese Literaturgattung, daß die Rittergeschichten an Zahl und Umfang fort und fort zunahmen, daß man der leichteren Abfassung und Verbreitung wegen die metrische Form und den Reim allmählich aufgab und zu breiten Prosaerzählungen fortschritt, bis endlich diese sich zuletzt wieder in Volksbücher verkürzten. Wenn neben dieser weichen Poesie der Minne in Deutschland

auch noch die alte Volksdichtung fortlebte und die überlieferten Sagenstoffe von den Nibelungen und der Kudrun von kunstfertiger Hand überarbeitet wurden, so lagen die Motive dieser Thätigkeit weniger in der Zeitrichtung, als in der gesunden Natur einiger Dichter, denen über dem conventionellen Ritterwesen der Sinn für die nationalen Gebilde des germanischen Geistes noch nicht abhanden gekommen war. — Aber man stand in Gefahr, über dem Liebesgetändel und dem Sinnenrausch der Minnedichtung den Ernst des Lebens, die höheren sittlichen Interessen aus dem Auge zu verlieren: darum mußte der Poesie wieder ein tieferer Inhalt gewonnen, mußte ihr wieder der rechte religiöse Geist zurückerobert werden. Und auch dazu wußte man die bretonischen Artusromane anzuwenden; sie wurden als Gefäß und Rahmen für die zuerst in Südfrankreich und Spanien ausgebildeten mystisch-religiösen Erzählungen vom heiligen Gral benutzt. Die alte geistliche Dichtung vom Leben Jesu und der Maria, von den Geschichten der Märtyrer und Heiligen hatte das ehemalige Interesse verloren; man mußte wie in den Kreuzzügen Religion und Leben in Verbindung setzen; dies geschah durch die „Massenie des heiligen Gral", ein seliges Fürstengeschlecht mit seinem Hofgesinde, den Templeisen, die wie die Ordensritter alle Tugenden und Eigenschaften der höheren Stände, der Geistlichkeit und des Waffenadels in sich vereinigend, Burg und Tempel des Grals als fromme Hüter schützen sollten. Durch dieses dritte Element, das in dem Helden Parzival seinen vollendetsten Ausdruck fand, traten die Artusromane in eine Entwickelungsstufe, die jedoch nicht allen zusagte. Gottfried von Straßburg hielt sich fern davon, gab in Tristan und Isolde den Liebesgefühlen den reizendsten Ausdruck und schalt auf die Dichter, „die in Mähren wildern". Er zog es vor, mit der Welt zu schwimmen, während Wolframs Parzival ihr entgegensteuerte. Auf dieser Entwickelungsstufe des Epos kamen die Laiendichter der Geistlichkeit wieder nahe; die Heldendichtung nahm einen lehrhaften, allegorischen Charakter an und schlug dadurch in eine Richtung ein, wo sich beide Stände aufs Neue die Hände reichen konnten. Aber die poetische Schöpfungskraft hatte bereits ihre höchste Ausbildung erreicht: während die ritterlichen Dichter noch eine Zeitlang fortfuhren, von dem Baum der Minnepoesie einige Früchte zu brechen oder wie früher die Geistlichkeit auf den wenig anziehenden Gebieten der alten Geschichte, des Trojanerkriegs, der Alexandersage, der Legenden und Heiligengeschichten sich herumtrieben; während bekehrte Laiendichter die trockene Spruch- und Lehrdichtung der verwelkenden Blume der Minnepoesie entgegenstellten, oder die romantische Fabelwelt des Ritterepos durch „Reimchroniken", durch geschichtliche Werke in Versen halb geistlichen, halb weltlichen Inhalts und Wahrheit mit Dichtung vermischend zu verdrängen suchten, wuchs allmählich der Bürgerstand zu Bildung, Wohlstand und Ansehen empor und fing an, die Hand auch nach dem Füllhorn der Poesie auszustrecken. Hierarchie und Ritterschaft hatten am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihre glänzendsten Zeiten bereits hinter sich; aus den Formen, die noch ein Jahrhundert fortbestanden, war bereits der belebende Odem entwichen: die Bewohner der Städte strebten mit jugendlicher Kraft empor und suchten nach einer Nahrung, die den Bedürfnissen ihres Geistes, der Sehnsucht ihres Herzens, dem Erwachen ihres religiösen Gefühles entspräche und den Forderungen ihrer wachsenden Einsicht Genüge leistete.

Zweiter Theil.

Vom Mittelalter zur Neuzeit.

1. Verfall der epischen Ritterpoesie.

a) Das Heldenbuch.

§. 48. Die politische Zerfahrenheit des deutschen Reiches im vierzehnten Jahrhundert führte die epische Ritterdichtung rasch ihrem Verfall entgegen. Die Fürsten und Feudalherren wurden karg gegen die Sänger, die Welt wandte sich im Allgemeinen von der Dichtkunst ab. Dieser Verfall der höfischen Poesie traf nicht nur die fremden Sagenkreise, deren Schicksale wir früher angegeben, auch die heimischen Sagen des deutschen Nationalepos hatten unter der Ungunst der Zeit zu leiden. Die fremden Stoffe verfielen, „indem sie ins Verfeinertste überbildet, ins Riesenmäßigste erweitert und in Prosa aufgelöst wurden, die deutsche Heldensage dagegen, indem sie nach einer mäßigen Ausbildung in Rohheit zurückfiel, aber die poetische Form behauptete". Während also die fremden Sagenstoffe an zu großer Fülle und Erweiterung leiden und mittelmäßige Dichter sich abmühen, die wachsende Masse zu bewältigen und in Eins zu verbinden, sehen wir umgekehrt die Sagen von Dietrich und Siegfried immer mehr abnehmen, bis sie zuletzt wieder zu einzelnen Liedern zusammenschwinden, die durch Bänkelsänger noch im Gedächtniß des Volkes erhalten werden. Das deutsche Nationalepos, das ursprünglich aus einzelnen rhapsodischen Gesängen bestand, macht also einen vollkommenen Kreislauf durch und kommt zuletzt wieder auf das fragmentarische Hildebrandlied zurück, von dem es ausgegangen. Die einzelnen diesen Sagenkreisen angehörenden Erzählungen, die aus älterer Zeit stammend in den neuen Bearbeitungen immer mehr in den Volkston übergehen und kürzer und roher werden, je näher sie der Zeit rücken, wo die Poesie wieder in die Hände des Volkes gelangt, sind im fünfzehnten Jahrhundert in etlichen Sammelwerken vereinigt worden, die den Namen „Buch der Helden" führen. Das reichhaltigste darunter ist das „Heldenbuch", welches K a s p a r v o n d e r R o e n in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (1472) aus älteren ächten Sagendichtungen in verkürzte Gestalt gebracht hat, roh und geistlos, aber treu an der Ueberlieferung haltend. Die bekanntesten Sagengeschichten des „Heldenbuches", die vorzugsweise von den Ahnen Dietrichs und von der Jugendgeschichte dieses Helden handeln, sind Ortnit, Hug- und Wolfdietrich; sodann der Rosengarten, dessen Schauplatz eine Rheininsel bei Worms ist; Dietrichs Flucht und die Rabenschlacht, die Sage vom Zwergkönig Luarin, Ecken Ausfahrt; der hörnene Siegfried u. a. Der poetische Werth dieser Dichtungen, in denen Riesen und Zwerge, Drachen, Feen, Elfen und andere Wundergeschöpfe der nordischen Mythologie eine hervorragende Rolle spielen, ist theilweise sehr gering, die ewigen Wiederholungen ermüden, zumal da die unkünstlerische Form und der eintönige Versbau (die Nibelungenstrophe oder der „Berner Ton") keinen Ersatz für die Dürftigkeit des Inhalts bieten. Eine Anzahl deutscher Heldensagen wurde in Prosa übertragen und in der nordischen Viltinasage gesammelt. Einige wurden später auch in Volksbücher umgewandelt. Die dichterische Kraft war

erschöpft; Alles, was die ältere Zeit geschaffen, wurde in rohen, verkürzten Nachbildungen den Spätergeborenen als Lesestoff dargeboten. „Es war die Periode gekommen, wo die romantische Kunst, nachdem sie die Wunder der fernen Welttheile, des Thierreichs, der geheimen Naturkräfte, der Zaubergewalt des menschlichen Geistes erschöpft hatte, sich nun in das Reich der Geister und der Hölle noch wagt, um von dorther alsdann in der Zeit der Reformation im schroffsten Gegensatze in Haus und Heimath und in den gewöhnlichen Kreis unserer Umgebungen zurückzukehren. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverschreibungen und Erscheinungen, Elfen- und Feengeschichten, die gleichsam wieder auf die uralten britischen Lieblingsfiguren zurückführen, Zwergsagen u. dergl. sind daher nun ein Lieblingsgegenstand der Novelle und Legende."

Ortnit. Hug- und Wolfdietrich.

Ortnit. Hug- und Wolfdietrich. Ortnit, der Lombardenkönig am Gardasee, läßt um die schöne Tochter des heidnischen Königs Nachaol von Muntenbur freien. Der Vater gönnt sie jedoch keinem Manne und pflanzt die Köpfe der Werber auf der Mauer seiner Burg auf. Da zog Ortnit wider ihn aus. Mit Hülfe des Zwergkönigs Alberich, den er im Walde überwindet und der ihm dann einen unverwundbar machenden goldenen Harnisch und das Zauberschwert Rose gibt, gewinnt er das schöne Heidenkind, das nach der Taufe den Namen Sydrat empfängt, und nach einer glänzenden Hochzeit, wobei Alberich unsichtbar die Herzen der Frauen durch die süßen Töne seiner Harfe entzückt, glücklich an der Seite Ortnits am Gardasee lebt. Aber ihr Vater, voll unversöhnlichen Grolles, schickte den wilden Jäger Velle mit zwei jungen Drachen ins Gebirge von Trient, die, als sie herangewachsen waren, alles Land verwüsteten und Alles verschlangen, was in ihren Weg kam. Schon waren viele Ritter, die zum Kampf wider sie ausgezogen, das Opfer ihres Muths geworden. Da entwand sich auch Ortnit den Armen der schönen Frau, um die Ungethüme zu bekämpfen. Gegen Alberichs Rath überließ er sich ermüdet dem Schlaf und wurde von dem Lindwurm in die Steinhöhle getragen und dort von den Jungen desselben aufgesogen. Groß war die Trauer im ganzen Lande. Drei Jahre jammerte die Königin; dann sollte sie einem andern Manne die Hand reichen; sie aber wollte nur den wählen, der den Drachen getödtet; deshalb wurde sie des Reichs verwiesen und in einen Thurm eingeschlossen. — Von da an geht das Gedicht in die Sage von Wolfdietrich über, den Urahnen Dietrichs von Bern: Als Hugdietrich, König von Konstantinopel, zu den Jahren gekommen war, daß er sich vermählen sollte, hörte er von der schönen Hildburg, Tochter des Königs Waligund von Salnek (Saloniki), die, in einem hohen Thurm eingeschlossen, niemals einen Mann heirathen sollte. Da verkleidet sich Hugdietrich als Mädchen, gewinnt Zutritt bei Hildburg und entläßt sie, als er auf Berchtungs Ruf in sein Reich zurückkehrte, gesegneten Leibes. Nach einiger Zeit gebar Hildburg einen Sohn, den sie, um ihn vor ihrem Vater Waligund zu verbergen, an einem Seile vom Thurm herabläßt. Da kam eine Wölfin und trug das Kind zu ihren Jungen, mit denen sie es säugte. Auf einer Jagd entdeckt und dem König Waligund gebracht, wurde der Knabe Wolfdietrich getauft und im Schlosse erzogen. Der König gewann ihn sehr lieb und als er von seiner Tochter Hildburg, die ihren Sohn an einem rothen Kreuz zwischen den Schultern erkannte, den Zusammenhang erfuhr, versöhnte er sich mit derselben, ließ den Hugdietrich zurückrufen und feierlich mit Hildburg vermählen. Sie zog mit ihm nach Konstantinopel, wo sie noch zwei Söhne gebar. — Wolfdietrich war noch ein Kind, als sein Vater starb. Herzog Berchtung von Meran nahm ihn in sein eigenes Land, wo er ihn ritterlich erziehen ließ. Während seiner Abwesenheit bemächtigten sich seine zwei Brüder Bogen und Wasmuth des Reichs. Als Berchtung dies erfuhr, bot er alle seine Mannen auf und zog mit seinen sechzehn Söhnen und mit Wolfdietrich nach Konstantinopel. Bald kam es zum Kampf, in welchem Berchtungs Mannen sämmtlich erschlagen wurden. Nur er selbst entkam mit zehn seiner Söhne und Wolfdietrich in einen Wald. Dem Königsohne machte die Verbannung solchen Kummer, daß er sich in sein Schwert stürzen wollte. Da erschien ihm die rauhe Else, ein wildes Zauberweib, die wie ein Bär auf allen Vieren ging, und heischte seine Liebe. Er wies sie schaudernd zurück; da entführte sie durch Zauberei sein Schwert und sein Roß; nach langem Umherirren gelangte er an einen Baum, wo er dasselbe wilde Weib traf; da ihre Bitten auch jetzt nichts fruchteten, versenkte sie ihn in Schlaf und schnitt ihm zwei Haarlocken ab. Dadurch verlor er den Verstand und irrte wie ein Wahnsinniger ein halbes Jahr im Walde umher, Berchtung aber und seine Söhne gingen, als sie den Wolfdietrich nicht fanden, nach Konstantinopel und dienten den Brüdern. Nun nahm sich ein Engel des Wolfdietrich an, indem er der Else seine Heilung gebot. Sie begab sich mit ihm in ihr Land, dort sprang sie in den Jugendbrunnen, aus dem sie, nunmehr getauft, als wunderschöne Frau Sigwine wieder emporstieg. Nun ließ sich Wolfdietrich leicht bereden, sich mit ihr zu vermählen. Darauf folgt eine Reihe wunderbarer Abenteuer: er kämpft mit Ortnit und versöhnt sich dann mit demselben; als er auf einer Jagd ein seltsames Thier verfolgt, verliert er sein Weib Sigwine, welche ein Riese Drasian übers Meer entführt. Da hüllte er sich in eine rauhe Kutte und zog, von Ortnit begleitet, aus, die Geraubte zu suchen. Nach langen Irrfahrten ließ er sich vor einer Burg im Schatten einer Linde nieder. Es war dieselbe Burg, in welcher der Riese die geraubte Sigwine eingeschlossen hatte. Die Trauernde erkennt den Gatten und beredet Drasian, ihn in das Gemach zu führen. Hier entspann sich ein Kampf, in welchem Wolfdietrich den Riesen erschlägt, die Burg in Brand setzt, wobei Drasians Gehülfen, die feindlichen Zwerge, in den Flammen umkommen, und dann nach allerlei andern wunderbaren Schicksalen

mit Sigwine in die Heimath zurückkehrt. Dort starb sie nach einem halben Jahr. Gerade damals war sein früherer Geselle Ortnit im Kampf mit dem Drachen erlegen. Er zog aus, denselben zu rächen. Aus der späteren Bearbeitung durch Kaspar von der Roen erfahren wir nun, daß Wolfdietrich die Lindwürmer erlegte und nach vielen Kämpfen mit Heiden, Zauberern und Riesen Ortnits Wittwe befreite und zum Weib nahm. Darauf zog er gen Konstantinopel, befreite die gefangenen Söhne des getreuen Berchtung, der mittlerweile gestorben war, nahm seine feindlichen Brüder gefangen und lebte dann mit Sydrat vereinigt mehrere Jahre glücklich in seinem Reich am Garda. Als sein Weib starb, übergab Wolfdietrich die Herrschaft seinem Sohne und wurde Mönch in einem Kloster. Dort bestand er noch viele glückliche Kämpfe gegen die Heiden, bis er endlich als Greis starb, worauf Engel seine Seele heimführten. — Einzelne Züge dieser Wunder- und Zaubersagen finden sich mit andern Abenteuern vermischt in der Erzählung „Wolfditrich und Saben" wieder. Wie Golo in der Genofeva begehrt Saben der Königin, die seiner Hut anvertraut ist. Als sie sich weigerte, ihm zu Willen zu sein, beschuldigt er sie bei dem Gatten der Untreue. Dieser gibt Befehl, ihr neugebornes Kind Wolfditrich zu tödten. Puntung, der Königin Bruder, soll den Befehl vollstrecken; aber als das Kind im Walde lächelnd die Hände zu ihm erhob, fühlte er Mitleid und schonte des jungen Lebens. Unter dem Schutze eines Wilderers und seiner Frau wuchs Wolfditrich im Walde heran und gelangte zu wunderbarer Stärke. Saben aber bemächtigte sich der Herrschaft und als Wolfditrich, von Puntung unterstützt, sein Reich zurückerobern wollte, wurde er besiegt und zur Flucht genöthigt. Er suchte Hülfe in Ortnits Land, tödtete die Drachen und erlebt dann eine Reihe der wunderlichsten Abenteuer. Endlich überwindet er den Saben, der dann getödtet und verbrannt wird. Auch in dieser Erzählung endet Wolfditrich als Mönch im Kloster, wo er noch viele Anfechtungen glücklich besteht und endlich standhaft und selig stirbt. — In den beiden Sigenot Heldengedichten „Sigenot" und „Ecken Ausfahrt", welche, wie auch das fragmentarische Gedicht und Ecken von dem Zwerge „Goldemar", von einigen Literarhistorikern einem und demselben Verfasser, Albrecht Ausfahrt. von Kemenaten, zugeschrieben werden, bilden die Kämpfe und Abenteuer Dietrichs von Bern und seines Waffengenossen Hildebrand wider die Riesen Sigenot und Ecke den Inhalt. „Beide Gedichte gehören zu den roheren Erzeugnissen der Volkspoesie, die schon in das Bänkelsängerische auszuarten beginnt, aber selbst in ihrer rohen Form durch die Wahrheit und Kraft der Darstellung und echt poetische Momente gefällt." An innerem Werth steht übrigens das Eckenlied weit über dem Riesen Sigenot. Insbesondere ist der Kampf Dietrichs mit Ecken vortrefflich geschildert. In Gripiar (Colonia Agrippina) saßen einmal drei Helden, Fasolt, Ecke und Eggenot, und sprachen von Dietrich von Bern und priesen dessen Tapferkeit. Aergerlich über das Dietrich gespendete Lob, beschließt Ecke, mit dem Schwerte die nähere Bekanntschaft dieses Helden zu machen. In diesem Vorsatze wird er von drei Königinnen, die „zu Jochgrimme Kronen trugen", bestärkt, indem namentlich eine derselben den Wunsch äußert, sie möchte den Helden von Bern mit eigenen Augen sehen, und zwar besiegt von Ecke's Händen. Von ihr mit den herrlichsten Waffen, unter andern mit Ortnits Panzer, den Wolfditrich erstritt, ausgerüstet, zieht Ecke gegen Dietrich aus und trifft nach verschiedenen Zwischenabenteuern mit ihm zusammen. Anfangs weigert sich Dietrich, mit ihm zu kämpfen. Da reizt ihn Ecke durch höhnische Worte und ruft ihm endlich zu: sein Gott möge ihm helfen! Erst durch diese, wohl spöttische Hinweisung auf die Hülfe des Christengottes wird Dietrich so aufgebracht, daß er mit dem heidnischen Ecke den Kampf beginnt. Anfangs ist Ecke im Vortheil. Da ruft Dietrich seinen Gott an und von Stund an wird er mächtig über den Riesen. Er schlägt ihn mit dem Schwerte zu Boden. Vom Schwerte kommts zum Faustkampf. Ecke unterliegt, und da er sich nicht überwunden geben will, so durchbohrt ihn Dietrich und schlägt ihm das Haupt ab, das er an seinen Sattel bindet. Darauf folgen weitere Kämpfe mit Ecke's Bruder Fasolt, mit Eggenot, mit der Riesenmutter Birkilt u. s. w. Endlich gelangt er in die Burg der drei Königinnen, wirft ihnen unter Vorwürfen Ecke's Haupt vor die Füße, so daß sie mit Blut und Gehirn bedeckt wurden und kehrt Dietrichs dann wieder nach Bern zurück. — In dem Gedichte „Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Ahnen. Hunnen" hat der Dichter einzelne Sagen aus Dietrichs Kämpfen gegen König Ermenrich von Rom Rabenna-nach älteren Erzählungen benutzt, sie aber, besonders zu Anfang, nach Art der höfischen Dichter der schlacht. Blüthezeit durch eigene Zusätze erweitert und ausgeschmückt. — Demselben Sagenkreise aus Dietrichs Rosen-Jugendgeschichte ist auch der „Streit vor Raben" oder die Rabennaschlacht beizuzählen, worin garten. zwei Dichter von verschiedenem Werthe zu erkennen sind, ein begabterer, welcher den älteren Volksgesang mit künstlerischem Sinne bearbeitete, und ein weniger geübter, der den überlieferten Stoff in bänkelsängerischer Weise behandelt. Der Inhalt ist in Kurzem folgender: Etzel schickt ein Heer zu Dietrichs Hülfe, als dieser zum Kampf wider Ermenrich vor Raben auszieht. Etzels beide Söhne und Dietrichs junger Bruder Diether sind auch bei dem Heer, obwohl die Königin Helche einen warnenden Traum gehabt hatte. Sie sollen jedoch in Verona zurückbleiben. Als es zur Schlacht geht, entfliehen sie aber mit List ihrem Hüter, dem starken Ilsan, greifen auf einsamer Heide den Verräther Witegen, der von Dietrich zu Ermenrich abgefallen war, an, werden aber von demselben alle drei erschlagen. Nach der Schlacht von Rabenna, welche elf Tage dauert und woran alle bekannten Helden Theil nehmen, erfährt Dietrich von Ilsan den Tod der Knaben; er beklagt sie und will Rache nehmen; aber der Mörder flieht und wird von einem Meerweib, seiner Ahnfrau Waghild, in den Grund der See gerettet. Als Helche durch Rüdiger den Tod der Kinder erfährt, bricht sie in die schmerzlichste Klage aus; verflucht Dietrich und ihre Milde gegen ihn und zürnt sehr. Erst als Rüdiger ihr den großen Schmerz und Kummer des Berners meldet und seine Unschuld betheuert, läßt sie sich erweichen. Dietrich wird an Etzels Hof von den hunnischen Rittern freudig begrüßt. Nur der König zürnt noch immer. Als aber

Dietrich sein Haupt zu Etzels Füßen beugt und ihn bittet, sein Leid an ihm zu rächen, hebt der ihn auf und versöhnt sich mit ihm. — Auch die Erzählung „Luarin“ (Laurin) oder „Der kleine Rosengarten“ gehört in den Sagenkreis Dietrichs von Bern, vielleicht aus älteren Volkssagen „in eine andere Familie übertragen“. Der Zwergkönig Luarin von Tirol raubt einst, durch seine Tarnkappe unsichtbar, Similda, die Tochter des Herzogs Biterolf von Steyermark, als sie mit ihrem Bruder Dietlieb lustwandelte. Auf die Bitte des letztern zog Dietrich von Bern mit Hildebrand, Wittich und andern Helden aus, das geraubte Mädchen zu retten. Wittich findet zuerst Luarins Rosengarten, der nur mit einem seidenen Faden umzogen ist und zertritt darin die Blumen. Luarin überwindet ihn mit Zauberkunst und will ihm Hand und Fuß abhauen. Hildebrand aber raubt mit List dem Zwergkönig seine Waffen und nun überwindet ihn Dietrich und will ihn tödten. Dietlieb verhindert ihn daran, wegen seiner Schwester. „Man stiftet nun Frieden und Luarin ladet die Helden in sein unterirdisch Schloß ein. Als aber Similde hier ihrem Bruder erklärt, sie wolle nimmermehr des Zwerges Weib werden und dieser ihr zur Flucht helfen will, schläfert Luarin seine Gäste durch einen Zaubertrank ein, läßt sie fesseln und hängt sie in einer finstern Höhle an einer eisernen Stange auf. Aber Dietrich schmilzt die Ketten durch seinen Feuerathem und Dietlieb, der seine Schwester heimlich befreit hat, bringt den Helden ihre Waffen. Darauf kämpfen sie mit den Zwergen und erschlagen sie, den Luarin aber nehmen sie mit, damit er ihnen als Gaukler durch seine Possen Spaß mache.“ Dieses Elfenwesen, bemerkt Gervinus, der Uebermuth der Zwerge, ihre neckische Sinnesart, ihre Stärke, ihre Zauber- und Wundergärten in den Bergen, all dies scheint in Deutschland lange geruht zu haben und erst in diesen Zeiten zu mehrerer Verbreitung gekommen zu sein, wo man mit der Emporbildung der unteren Volksklassen gleichsam eine neue deutsche Geschichte beginnen kann und wo sich dann Alles, was in der germanischen Urzeit die Mythe von übermenschlichen Wesen wußte, in schwächerer Form wiederholt. An einzelnen Stellen ist die Sprache blühend und nett, es ist häufiger von höfischen Sängern und höfischer Würdigkeit die Rede. Dem Ausgange des 14. Jahrhunderts scheint auch die beliebte in Drucken, in Umdichtungen, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfensage anzugehören, in welcher der Ritter Dieringer von Staufenberg Liebschaften mit unsichtbaren Schönheiten in netter gefälliger Bearbeitung besingt — Dem vereinten gothischen und burgundisch-fränkischen Sagenstoff gehört an: Der Rosengarten. Kriemhild hält in einem schönen Rosengarten zu Worms ihren Hof und entbietet Etzel und Dietrich mit ihren Mannen nach Worms zu kommen, um zu ihrer Vermählungsfeier die burgundischen Helden (ihren Vater Gibich, ihre Brüder und ihren Verlobten Siegfried) im Zweikampf zu bestehen. Auf Hildebrands Betreiben entschließt sich Dietrich, dem Rufe zu folgen. Auch Hildebrands Bruder, der starke, derbe Mönch Ilsan, eine komische Figur, der auch im Kloster die Kampflust und die rohen Kriegsmanieren nicht ablegte, zieht mit und kämpft mit Volker. Die Burgunder unterliegen, nur mit Siegfried weigert sich Dietrich den Kampf zu beginnen, wegen dreier Dinge. Erstens weil er das Schwert Balmung habe, dann den Panzer der Zwerge und endlich weil er hörnen sei. — Dietrichs Dienstmann Hildebrand sucht ihn umsonst durch Zureden und endlich durch Vorwürfe und Spott zum Kampfe zu bewegen, erst als er ihn schlägt und einen ehrlosen Mann nennt, wirft Dietrich ihn zu Boden, und Hildebrand hat seinen Zweck erreicht, Dietrichs Zorn aufzuregen; grimmig schreitet der Berner jetzt zum Kampf mit Sigfried. Als Hildebrand sieht, daß Dietrich vor Siegfried zurückweicht, läßt er ihm die Kunde von seinem eigenen Tod zurufen und da erst entbrennt Dietrichs Zorn so heftig, daß er Siegfried überwindet und ihm erst das Leben schenkt, als Hildebrand lebendig vor ihn tritt. Der Rosengarten gehört zu den besten Erzeugnissen der volksthümlichen Epik des 14. Jahrhunderts. „Die Darstellung ist frisch und lebendig, die Charaktere sind kräftig und wahr gezeichnet, und wenn auch die Form mangelhaft ist, so wird der schöne Gehalt durch sie doch nicht zurückgedrängt.“ In der komischen, derben Persönlichkeit des Mönchs Ilsan kann man schon den zunehmenden Einfluß des bürgerlichen Elements wahrnehmen.

b) Lehrhafte Dichtungen.

§. 49. Als im vierzehnten Jahrhundert dem entarteten, nur auf Raub und Wegelagern bedachten Ritterthum das Städtewesen mit seinem frischen frohen Leben, seiner bürgerlichen Freiheit und seinem häuslichen Wohlstand siegreich gegenüber trat, erlag auch bald die ritterliche Dichtung der bürgerlichen. An die Stelle der Klage über den Verfall des Ritterwesens und Minnedienstes tritt allmählich die heitere Lust des Volkes, und der entarteten Ritterpoesie lagert sich das Lehrgedicht, die Fabel und der Schwank gegenüber, und verdrängt jene mit der Zeit. Wenn in dem erwähnten didaktischen Werk des Oesterreichers Stricker noch Beziehungen zur Minne und zum Ritterthum enthalten sind, so ist dagen im Renner des Hugo von Trimberg (c. 1300) und im Edelstein des Ulrich Boner, eines Berner Predigermönchs (c. 1335), Belehrung und Besserung des Volkes einziger Zweck. Hugo von Trimberg, Schulrektor zu Bamberg, ein schriftgelehrter Mann von großer Belesenheit und gesunder Lebenserfahrung, eifert, gleich den Mystikern seiner Zeit, gegen die Verderbniß der Welt, aber nicht mehr, wie der Stricker und Freidank,

Der Renner

in wehmüthiger Klage über das gesunkene Ritterthum, sondern im Geiste der alten Franziscanerprediger David und Berthold von Regensburg als strenger Sittenrichter, der alle Stände und Verhältnisse ins Auge faßt. Er selbst bezeichnet sein Gedicht als eine Predigt in ungeistlichem Gewande. Der Grund alles Verderbens liegt ihm in Hoffahrt, Habgier und Unmäßigkeit (Fraß), die er daher mit Ernst bei allen Ständen rügt. Besonders ist die bei allen Klassen herrschende Erwerbsucht, woraus Unzufriedenheit, Neid und andere Uebel entstehen, der Hauptgegenstand seiner Angriffe. Praktische Belehrung der Laien durch Beispiele, Gleichnisse, Fabeln, Geschichten, Bilder und directe Vermahnung ist der Zweck dieses moralischen Sammelwerkes, das er Renner nennt, „weil es soll rennen durch die Lande", und das er selbst einem Pferde vergleicht, das mit seinem Reiter durchgegangen und nun nach eigener Wahl dahinrenne. Sein Sinn ist aufs Religiöse gerichtet. Wie die Mystiker weist er auf die Bibel als die Quelle und den Mittelpunkt aller Weisheit hin, eifert nicht nur gegen die Ritterromane als Lügenwerk, sondern findet auch in den Büchern der alten Heiden mancherlei Gift. Alle Kunst dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heil. Schrift im Einklang steht. Anlage und Ausführung sind kunstlos, die Verse ohne die alten Hebungen und Senkungen nähern sich schon den Regellosigkeiten der späteren Volkspoesie; aber wegen seines gesunden verständigen Inhalts war das Buch, trotz seiner Breite und Geschwätzigkeit, in den bürgerlichen Kreisen sehr verbreitet. — Neben dem Renner war das gelesenste Buch der Edelstein des Predigermönchs Ulrich Boner (Bonerius), eine Sammlung von Fabeln, Sprüchen und Erzählungen, die in einfacher, klarer Sprache einen Schatz von gesunden Lebensregeln, von Welt- und Menschenkenntniß enthalten. Der „Edelstein" war das erste deutsche Buch, das im Druck erschien (1461). Der ehrliche Fabeldichter, der seinen Stoff größtentheils dem Alterthum entlehnt, ist wie Hugo von Trimberg ein Feind der eiteln Gelehrsamkeit und züchtigt, wie er, die weltlichen Triebe, die von dem inneren „geistlichen" Leben ablenken, den Uebermuth und die Gewaltthat der Großen, die Erwerbsucht und den nur aufs Irdische gerichteten Sinn des Volkes; doch sind die Lehren seiner Fabeln mehr allgemein gehalten. „Selten trifft man hier jene halbwahren, schwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit schiefer Spitze; fast niemals eine andere als eine moralische Beziehung und nur zuweilen die besondere Anwendung auf Zustände der näheren Umgebung." Bei Boner stehen Sprichwort und Fabel in inniger Verbindung und Wechselbeziehung. Diese didaktische Poesie, besonders unter der Form der Beispiele, dauert durch das ganze vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fort. Man benutzte allerlei im Volke vorhandene Stoffe, um moralische Lehren und Nutzanwendungen daran zu knüpfen. So bediente sich Konrad von Ammenhusen im Thurgau (1337) des Schachspiels, um in seinem nach einem lateinischen Werke bearbeiteten Schachzabelbuch sprichwörtliche Redensarten, Anekdoten, Geschichten und andere Dinge zu Nutz und Lehr unterzubringen. Auch das erwähnte mittellateinische Spruchgedicht „Cato", das schon sehr früh durch Uebersetzungen und Bearbeitungen unter dem deutschen Volke verbreitet war, wurde erweitert und zu Nutzlehren über innere Sitte und äußeren Stand gebraucht. Besonders aber liebte man es, die Erzählungen, Anekdoten und Novellen der alten Welt und des Orients für die Sittenlehre zu benutzen, und bearbeitete daher die in dem ältesten Märchen- und Legendenbuch „Gesta Romanorum" enthaltenen Geschichten mehrfach in Prosa und Versen. Häufig ist damit auch das aus dem Morgenlande stammende Volksbuch „Die sieben weisen Meister" verbunden. Die Gesta Romanorum, ursprünglich von Mönchen aus verschiedenen alten Schriftstellern lateinisch abgefaßt und angeblich meistens der Geschichte der römischen Kaiser entnommen, erlangten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine große Verbreitung. „Die Lieblingsgegenstände aller Novellen, kitzliche Rechtsfälle, gute Verantwortungen und sophistische Ausreden, Belistungen, Schalkstreiche, würzige Ehegeschichten u. dergl. nehmen auch hier eine breite Stelle ein; die Legende liefert nicht geringe Bestandtheile, die alte Geschichte und Mythologie ihre gefälligeren Stoffe in zum Theil seltsamer Entstellung."

Boners Edelstein.

Gesta Romanorum.

Die Einkleidung der sieben weisen Meister, eines in allen Ländern und Sprachen verbreiteten Volksbuches, das während des fünfzehnten Jahrhunderts durch Hans von Bühel (der Büheler) in Versen („Diocletians Leben oder von den sieben weisen Meistern"), dann mehrfach in ungebundener Rede bearbeitet ward, ist bekannt genug: „Ein Kaiser hat einen Sohn, den er von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Gestirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erscheint also und redet nicht. Seine Stiefmutter, erst in Liebe zu ihm entbrannt, dann verschmäht und wüthend, dringt auf seine Hinrichtung, bewegt den Kaiser jedesmal mit einer bezugvollen Geschichte, daß er den Tod seines Sohnes befielt, einer der Meister aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Frist. So vergehen sieben Tage, nach denen die Gefahr verschwunden ist und nun entdeckt der Prinz die Schmach seiner Stiefmutter. In den verschiedenen alten und neuen, einheimischen und fremden Bearbeitungen wechseln sowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meister, des Kaisers und des Prinzen." Von demselben Hans von Bühel rührt auch das Gedicht „Von eines Königs Tochter von Frankreich" her, eine warscheinlich einem französischen Vorbild nachgedichtete rührende Geschichte einer bedrängten und verfolgten Königstochter. — Diese Lehrdichtung wurde Anfangs hauptsächlich von Geistlichen gepflegt. Sie empfahl sich in Deutschland noch durch die Art und Weise, „wie hier der äußeren Welt der Rücken gekehrt, wie des Menschen Größe in Abgeschiedenheit gesucht wird und in der Genügsamkeit an Dem, was Gott und Obrigkeit ausgegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübseligkeit des Irdischen und in Bereitung eines unfurchtsamen ruhigen Gemüthes". Mit der Zeit ging sie in die Hände der Meistersänger über, unter denen vor Allen Hans Sachs sie mit Glück und Erfolg ausbildete. Dadurch führte dieser die alte Welt dem Volke näher, zu einer Zeit, wo durch die Bemühungen der Gelehrten die humanistischen Studien einen Aufschwung nahmen und die Cultur des Alterthums auf einem anderen Wege zugänglich machten.

c) Ausgang der höfischen Dichtung.

§. 50. Während in der bürgerlichen Dichtung sich ein gehobenes, zuversichtliches Gefühl ausspricht und der Leser den Eindruck erhält, daß eine neue Zeit mit neuen Interessen und Anliegen im Werden sei, schlägt die spätere Ritterdichtung einen Ton des Mißmuths, der Verstimmung, der gebrochenen Hoffnung an. In den fünfzehn Gedichten des österreichischen Ritters Seifried Helbling, denen er den Namen des kleinen Lucidarius („Lichtgeber") beilegt, in Nachahmung einer ältern lehrhaften Dichtung unter diesem Titel, Unterredungen zwischen Meister und Jünger enthaltend, legt der Verfasser seine bitteren Klagen über die Zustände der österreichischen Lande am Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinem Knecht in den Mund, „der mit seiner dreisten aber weisen Rede zu des Landes Ehre über des Landes Schmach den ängstlichen Herrn in Verlegenheit und Erstaunen setzt". Der Sprechende ergeht sich in freimüthiger Rede über die Gebrechen der Zeit, über die Gesunkenheit der Ritterschaft, über die mit Luxus und Ueppigkeit verbundene Rohheit des Hofes, über das Eindringen fremder Sitten und Trachten, über die Verdorbenheit der Gerichte, und preist dagegen die alte goldene Ritterzeit, „wo die Welt voll Freude, die Herren freigebig, die Frauen in Ehren, Tracht und Gebaren der Ritter zierlich und edel waren." Der Knecht sieht den Hoffesten zu, mit seinen Gedanken auf Parzival und Gamuret, während die Hofleute um ihn her von Kühen, von Korn- und Weinwucher reden. Denselben Klagen, mitunter mit Spott und Satire vermischt, begegnet man bei einem anderen ritterlichen Dichter aus Oesterreich, Heinrich der Teichner genannt, einem rechtschaffenen Manne in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, der, wie sein Freund Suchenwirt von ihm rühmt, „mit Keuschheit seinen Leib bis an sein Ende bewahrt und sein Gut mit Kirchen und Spitälern und mit der Armen Schaar in Milde vertheilt". Aus seinen zahlreichen Spruchgedichten, in denen er mit sittlichem Ernst die Mängel und Gebrechen seiner Zeit in allen Lebensverhältnissen rügt, erkennt man, daß bei ihm schon alle Hoffnung auf das Hofwesen und die Ritterzucht geschwunden ist. Er spottet der schwärmenden Minnedichter, welche von Liebe singen und dabei Nichts zu essen haben. Heinrichs Zeitgenosse und Landsmann Peter der Suchenwirt, ein österreichischer Wappendichter, der als Dichter und Herold bei Turnieren und als Wappenkenner und Wappendeuter mit dem Adel verkehrte, ist gleichfalls ein Tadler des gesunkenen höfischen Lebens, doch giebt er nicht alle Hoffnung auf, daß sich dasselbe wieder heben könne, und dazu sollten seine Spruchgedichte beitragen. Als

fahrender Sänger, der sich bald in Wien aufhielt, bald in den Landen umherritt und die Höfe der Fürsten und die Burgen der Edlen besuchte und seine Reden und Gedichte vortrug, war er mit dem Leben und Treiben der Vornehmen wohl vertraut, daher auch seine Schilderungen von besonderem Werth sind. Aus seinen „Reden“ tönen bittere Klagen hervor, daß die echte Minne mit ihrer Treue, daß Rittersinn und Edelmuth aus der Welt geschwunden, daß an die Stelle der alten Kraft und Biederkeit Raubsucht, Wucher, Spielsucht und weichliches „Verliegen“ getreten sei; zugleich erzählte er aber auch in „Ehrenreden“ die rühmlichen Thaten verschiedener österreichischer Herren und anderer Edlen im Geiste der alten Heldengedichte, um einen neuen Rittergeist zu wecken. Aber sein reformatorisches Bestreben war erfolglos. Umsonst suchten im fünfzehnten Jahrhundert einzelne Fürsten, wie Mathilde von Oesterreich, Albrecht von Baiern, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, die schwindende Ritterpoesie zu halten und vor gänzlichem Untergang zu bewahren — die Richtung der Zeit und die Macht des Bürgerstandes waren stärker als ihre Bemühungen. Michael Beheim, ein Weber von Weinsberg, dessen Vorfahren aus Böhmen nach Schwaben übergesiedelt waren, ist ein sprechendes Beispiel, wie tief die Dichter mit dem Verfall der Kunst selbst sanken. Als charakterloser Wohldiener und Schmeichler der Großen zog er von einem Fürstenhof an den andern, ohne Lohn oder einen dauernden Lebensunterhalt zu erlangen. Nachdem er bei Albrecht von Brandenburg, bei Christian von Oldenburg-Dänemark, bei Herzog Albrecht von Baiern länger oder kürzer verweilt, ohne Ehre oder Dank zu finden, wurde er selbst vom österreichischen Hofe, wo er sich am längsten aufhielt und die Türkenkriege, die Belagerung von Wien, die Vorgänge in Ungarn unter König Ladislaus in Reime brachte, weggewiesen und fand zuletzt Aufnahme bei Friedrich dem Siegreichen in Heidelberg, dessen Kriegsthaten er zu besingen unternahm. Hunger, Noth, Elend und Verachtung ist das gemeinsame Loos aller fahrenden Sänger dieser Zeit; ist es daher zu verwundern, daß die epische Ritterpoesie gänzlich erlag und sich jedes Talent der mannichfaltigen bürgerlichen Dichtung zuwandte? — Als der Rittergeist vor seinem Erlöschen in Kaiser Maximilian und anderen gleichzeitigen Fürsten noch einmal aufleuchtete, fand auch das ritterliche Heldengedicht noch eine letzte Bearbeitung Maximilian, der mit einer ganz bürgerlichen Natur und einem prosaischen Sinn Gefallen an großartigen Unternehmungen und ritterlichen Thaten verband, wünschte seine Geschichte, Schicksale und Abenteuer in den Glanz eines alten Heldenbuchs gerückt zu sehen und entwarf daher den Plan zu den zwei allegorischen Ritterromanen, dem Theuerdank und Weißkunig, wovon der erstere in Versen, der andere in Prosa abgefaßt ist. „So vornehm und dürftig die Allegorie ist, welche diese Dichtung dem Verständniß der Menge entziehen sollte, so durfte das Buch unter dem damaligen Geschlechte doch auf manchen geduldigen Leser rechnen. Man arbeitete es später um, es fanden sich Leute, die sich damit beschäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateinische Verse und fremde Sprachen zu übersetzen“.

Der Theuerdank, den nach des Kaisers Angabe der Nürnberger Propst Melchior Pfinzing ausarbeitete, hat hauptsächlich die Brautwerbung Maximilians um Maria von Burgundien und die Thaten und Schicksale, durch die er zu ihrem Besitze kam, zum Gegenstand. Nach dem Geschmack der Zeit sind die Personen allegorisirt, z. B. Maximilian als Theuerdank („weil er von Jugend auf seine gedankhen nach tewerlichen, d. i. abenteuerlichen, Sachen gericht“); Maria als Ehrenreich; Karl von Burgund als „König Romreich“; „Fürwittig“ die Jugend u. s. w. Die Grundlage ist geschichtlich, doch ist viel Didaktisches eingeflochten. Es ist ein mattes, langweiliges Gedicht, und mehr ausgezeichnet durch seine typographische Ausstattung als durch seinen Inhalt. Es wurde im Jahr 1517 als Prachtwerk gedruckt. — Von noch geringerem Werth ist der in Prosa geschriebene Roman Weißkunig, den der kaiserliche Geheimschreiber Max Treizsauerwein nach Maximilians Entwurf und Angabe ausführte und worin des Kaisers Thaten und Geschichte bis zum venetianischen Krieg in verhüllter Form und mit allegorischen Namen erzählt sind (z. B. „Weißkunig“ Maximilian und sein Vater Kaiser Friedrich; der „blaue König“ der König von Frankreich; „die braune Gesellschaft“ die Niederländer u. s. w.).

2. Uebergang zur bürgerlichen Dichtung und Volksliteratur.

a) Städtisches Leben.

Machtstellung der Reichsstädte.

§. 51. Seit den Zeiten des Interregnums war die Macht und Blüthe der deutschen Städte fortwährend im Steigen. In unserer Periode, dem scheidenden Mittelalter, waren die bedeutenderen, dem Reich unmittelbar unterworfenen Städte zugleich mit dem Zerfall der Reichsgewalt und der Ausbildung der fürstlichen Territorialhoheit, factisch unabhängige republikanische Gemeinwesen geworden. Ihre Streitmacht konnte sich mit manchen Fürsten messen, und der Stolz der reichen Handelsherren und großen Patriziergeschlechter dünkte sich nicht schlechter als fürstliche oder adliche Art. Als berühmtes Beispiel bürgerlicher Größe stehen die Fugger in Augsburg da. Dies Geschlecht von einem armen Weber abstammend, erhob sich zu einem solchen Reichthum und Einfluß und zog so viele Handelshäuser in sein Interesse, daß Fuggerei Bezeichnung von Handelsvereinen, und Unmuth über dergleichen rege wurde. Nach Außen ein festes Bollwerk bürgerlicher Freiheit gegen fürstliche Herrschsucht und ritterliche Gewaltthat, boten die Städte im Innern das Schauspiel langwieriger heftiger Kämpfe um das städtische Regiment. Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Rathsstühle umwarf. Den Altbürgern oder Geschlechtern (Patriziern) trat das demokratische Element der Zünfte oder Handwerksinnungen entgegen. Die streitbaren Zunftgenossen, die ihre Waffen gegen äußere Feinde so meisterhaft zu brauchen wußten, drängten auch die „Stadtjunker" mehr und mehr aus dem Alleinbesitz der Aemter und setzten in gar vielen Städten eine Zunftregierung an die Stelle der patrizischen.

Deutsches Städteleben. Häuser und Straßen.

Lange Zeit waren die Wohnhäuser in den Städten aus dem einfachsten Material, aus Holz, Stroh, Lehm gebaut, und es ragten nur die öffentlichen Gebäude, die prachtvollen Domkirchen, die Rathhäuser, die Kaufmannshallen, Zoll- und Münzhäuser u. A. als mächtige Steinbauten empor. Erst im 14., noch mehr im 15. Jahrhundert wurden auch steinerne Privathäuser errichtet. Mit dem zunehmenden Handel und Reichthum änderte sich auch das Aussehen der deutschen Städte; mehr und mehr fanden Einrichtungen, ohne die sich ein genügsames Geschlecht lange beholfen, wie Schornsteine, Straßenpflasterung, Glasfenster, Röhrbrunnen u. A., allgemeinen Eingang. Von einer planmäßigen Anlage der Städte ist jedoch nirgends die Rede; das allmähliche Entstehen und Wachsen, die Nothwendigkeit, zum Schutz gegen feindliche Angriffe auf möglichst engem Raume, in dem knappen Kreis einer Ringmauer zusammenzuwohnen, ließ jene wirklichen Gassen, jenes Gewirre hochragender Häuser entstehen, das uns noch jetzt in den alten Städten am Rhein und anderwärts entgegentritt. Die tiefen Gräben, die Wälle und Mauern mit Warten und Thürmen, die festen Thore mit Zugbrücken mahnen an eine eiserne Zeit, da der friedliche Bürger und Handelsmann beständig gegen feindlichen Ueberfall auf der Hut sein mußte. Im Innern aber ließ die fortschreitende Blüthe von Handel und Gewerbe jene stolzen Patrizierpaläste reicher Kaufherren entstehen, die mit ihrem starken Mauerwerk, der zierlichen Architectur der Erker und Fenster, mit dem Getäfel und Schnitzwerk und der reichen, soliden Einrichtung der Zimmer noch heute ein Bild der guten alten Zeit bürgerlicher Größe und städtischen Wohlstandes gewähren. Konnte doch Aeneas Silvius, der in Begeisterung geräth über die Herrlichkeit deutscher Städte, sagen: die Könige von Schottland würden sich glücklich preisen, so zu wohnen, wie mittelmäßige Bürger in Nürnberg. — Mit der bequemeren und schöneren Art des Bauens ging die Fürsorge für Reinlichkeit und Gesundheit Hand in Hand. Wenn gleich die großartigen Institute moderner Humanität bei Weitem nicht erreicht wurden, so finden wir doch Hospitäler, Armen- und Findelhäuser und andere Anstalten der Wohlthätigkeit in den mittelalterlichen Städten. Mancher Fürst oder reiche Patrizier, der in frühern Zeiten ein Kloster ausgestattet hätte, verwendete das Geld jetzt heilsamer zu praktischer Menschenliebe. Freilich that der Aberglauben der Zeit, religiöse Nebenzwecke

(die „Seelhäuser"), engherzige Ausschließung der Fremden, den Werken reiner Nächstenliebe oft Eintrag. Die entsetzlichen Krankheiten, die der Verkehr mit dem Orient auf die abendländische Erde gebracht, wie der Aussatz („Miselsucht"), die Pocken, die Pest in ihren mannichfachen furchtbaren Erscheinungen, mahnten um der eigenen Sicherheit willen gebieterisch an Fürsorge für die Kranken. Der praktische Sinn der damaligen Zeit zweifelte mehr und mehr an Erfolg von Gebeten und Prozessionen und baute statt dessen Siechenhäuser und Badestuben, errichtete Apotheken und stellte öffentlich Aerzte an. Allmählich wurde die Heilkunde den Geistlichen und Juden, welche letztere die Kenntnisse der Araber in dieser Kunst dem Abendlande übermittelt hatten, entzogen und dem wissenschaftlichen Studium übergeben. Und wie für Gesundheit, so sorgten die städtischen Obrigkeiten für öffentlichen Anstand, für Ruhe, Bequemlichkeit und Sicherheit. Zahllos sind die Verordnungen der Magistrate für das Verhalten nicht blos im öffentlichen, selbst im privaten Leben. Der Verkauf von Lebensmitteln und Waaren, Preise und Arbeitslöhne, Maaße und Gewichte, die nächtliche Ruhe und der Straßenverkehr waren durch peinlich genaue Vorschriften geregelt, aber auch die Trachten und Moden, das Behandeln der Dienstboten u. A., bis hinab zu Verordnungen, wie viel Gäste zu einer Hochzeit geladen und wie viele Schüsseln gereicht werden durften. Der Gewerbfleiß und Handel brachte Reichthum und in seinem Gefolge Wohlleben und Ueppigkeit. Trotz polizeilicher Vorschriften gegen den Aufwand in Kleidern und Mahlzeiten ging es bei Tänzen und Schmäusen, bei Hochzeiten und Fastnachtslustbarkeiten wild und toll genug her. Das kraftstrotzende Geschlecht hielt sich nicht immer in den Schranken der Sitte und Zucht; manch häßlicher Zug von Rohheit und Wüstheit ist uns überliefert. Der stille Frieden der Straßen, wie die Ehrbarkeit der Sitten ward nur zu häufig von Ausbrüchen wilder ungezügelter Kraft zerstört. Dem altgermanischen Laster des Trunks wurde in den Trinkstuben der Zünfte nicht minder gefröhnt, als in den Ritterburgen und Fürstenhöfen. Auch das Spiel mit Würfeln und Karten fehlte nicht; wird uns doch aus Frankfurt von einer förmlichen Spielhölle berichtet, die der Rath verpachtete oder selbst verwaltete. Dazu kam die Unsittlichkeit und Schamlosigkeit in dem Verkehr der Geschlechter als ein trübes Nachtstück. Doch das waren nur die Ausbrüche einer überkräftigen Rohheit; das städtische Leben zeigt uns auch erfreulichere Bilder, harmlosere und edlere Vergnügungen und ehrbarere Festfreude. Die Schützenfeste, wo die städtischen Schützengilden mit der Armbrust oder später mit der Feuerwaffe um Preise schossen, Maifeste, Tänze und Jahrmärkte gaben Gelegenheit zu Scherz und Heiterkeit. Wenn die reichen Patrizier Geschlechtertänze veranstalteten, wozu die Stadtpfeifer mit Schalmeien und Trommeln, Querpfeifen und Dudelsäcken lustig aufspielten, oder Turniere und Ringelrennen, Maskeraden und Schlittenfahrten, so verschmähten selbst Könige und Fürsten die Theilnahme nicht. Der galante Sigmund und Kaiser Maximilian haben gar manches Mal mit den schönen Bürgerstöchtern von Augsburg und Nürnberg sich im Reigen gedreht. Die prunkvollen Feste der reichen Fugger in Augsburg und anderer Fürsten des Handels waren weltberühmt. Und welch buntes lustiges Treiben mit Gauklern und Marktschreiern, mit Bärenführern und Seiltänzern, mit Glückstöpfen und Sehenswürdigkeiten aller Art entfaltete sich an den Messen und Jahrmärkten; wie strömten Gäste herbei und fahrendes Volk aller Art, „die rechtlosen Kinder der Landstraße". Oder wie sperrte das schaulustige Volk die Augen auf, wenn bei Reichstagen oder Krönungsfesten der glänzende Zug der Fürsten mit dem reisigen Gefolge durch die engen Gassen der alten Städte ritt. War nach harter Tagesarbeit der Feierabend gekommen, da besprach man in den Rathskellern oder Trinkstuben die Ereignisse des Tages, die Vorgänge in der Stadt und das Kriegstreiben draußen, bis die städtische Trinkglocke zur Nachtruhe mahnte. An gemüthlich heitern und ernsten tüchtigen Zügen ist das Bürgerleben der deutschen Städte reich. Vor Allem war es die emsige Arbeitslust, die rührige Thätigkeit, die den deutschen Bürger und Handwerker auszeichnete. „Die deutschen Handwerksleute waren um ihrer Geschicklichkeit im Bergbau, ihrer Verfertigung von Waffen und anderen Metallwaaren, von Mobiliar, Tuch- und Leinwand-

Gesundheitspflege

Polizeiliche Aufsicht.

Unarten.

Lichtseiten.

Feste.

Arbeitsamkeit.

stoffen, um ihrer Scharlachfärberei und Drahtzieherei willen in aller Welt berühmt. Nicht nur war die deutsche Handfertigkeit, die sich namentlich in der Goldschmiedsarbeit in die Region der Kunst erhob, überall anerkannt, sondern auch die deutsche Erfindungsgabe, die sich in der Einführung oder wesentlichen Verbesserung der Feuergewehre, der Taschenuhren, der Mühlwerke, des Kompasses, der Glas- und Oelmalerei, der Kupferstecherei, des Prägstocks, der Diamantenschleiferei, der Orgel und vieler mechanischer Instrumente so tüchtig bewährt hat." Besonders aber gereichte die Erfindung der Buchdruckerkunst dem Geiste deutscher Bürger zur ewigen Ehre. Schon wurde auch das Schulwesen gepflegt und der geistlichen Bevormundung entzogen; fahrende Mönche und Studenten, auf eine bestimmte Zeit gedungen, versahen zuerst das Amt städtischer Schulmeister; Lesen und Schreiben, selbst Latein war bald keine Seltenheit mehr unter den gebildeteren Bürgern. Davon zeugen auch die städtischen Chroniken, wie des Meisters Gottfried Hagen Reimchronik der Stadt Köln (13. Jahrhundert), die Chronik von der heiligen Stadt Köln, die Chronik von Limburg an der Lahn (1336—1402, wichtig für Sitten- und Trachtengeschichte und durch die vielen citirten alten Reime und Lieder für Sprach- und Literaturgeschichte; wie die elsassische und straßburgische Chronik des Jakob Twinger von Königshofen († 1420) und die etwas ältere des Fritsche Closener († 1384), wie die Nürnberger Chroniken des Ulman Stromer (14. Jahrhundert), und Sigmund Meisterlein, des Erhard Wahraus, die Augsburger des Burkard Zink († c. 1474), die Breslauer des Peter Eschenloer († 1471), Zorns Wormser Chronik, die Magdeburger Schöppenchronik und andere städtische Geschichtswerke, wie sie zu Constanz, zu Speier und allerwärts in den deutschen Reichsstädten verfaßt wurden.

Erfindungen. Geistesleben. Städtechroniken.

b) Historische Lieder. Prosaromane. Volksbücher.

§. 52. Historischer Volksgesang. In diesen Städten mit ihrem tiefbewegten bunten Leben und Treiben war kein Platz mehr für die herabgekommene Ritterpoesie. Wenn auch einzelne ritterliche Sänger die alte verstimmte Leier im Dienste der Frau Minne und Aventiure noch einige Zeit forttönen ließen und in trübseliger Klage sich ergingen, daß sich die Zeiten so sehr zum Schlimmen gekehrt; die elegische Trauer über die entschwundene Herrlichkeit legte sich allmählich, als sie ohne Wirkung blieb. Nur selten ist der Sänger in der Lage, daß er singen kann wie der Vogel, und daß das Lied, das aus der Kehle dringt, den reichsten Lohn in sich selbst trägt; in alter und neuer Zeit mußte der Dichter und Künstler häufig nach Brot gehen und nach Gunst und Lohn streben. So erging es auch dem ritterlichen Saitenspiel und Gesang. Die Versuche des österreichischen Spruchdichters Peter Suchenwirt, die Ritterpoesie wieder zu Ehren zu bringen, waren eben so fruchtlos wie die Bemühungen des Wappen- und Turnierdichters Mich. Beheim, der trotz seiner Verehrung für den Adel von diesem vor die Thüre gestoßen wurde. Darum gibt schon, wie erwähnt, Suchenwirt's Zeitgenosse und Landsmann Heinrich der Teichner alle Hoffnung auf Wiederbelebung des entarteten Hof- und Ritterlebens auf und spottet sogar des Minnegesangs und des Frauendienstes, der äußern Eleganz bei geschwundener Kraft, innerer Rohheit und niedriger Erwerbssucht, und der Turniere, die durch Scheingefechte den untergegangenen Heldenmuth ersetzen sollten. Und als nun gar die Kriege der Schweizer und Ditmarsen wider Fürsten und Adel, die Hussitenschlachten und die Kämpfe der deutschen Städte gegen den Ritterstand die siegreiche Kraft der Bürger und Bauern bewährten, da stimmten endlich alle Dichter und Sänger in den muntern Ton des Volks ein und suchten ihre Gedichte in Form und Inhalt den Bedürfnissen und Wünschen desselben anzupassen. „Mit Leidenschaft griff man die kurzen historischen Anekdoten aus der alten Welt, die Novelle und die Fabel auf, das verkörperte Sprichwort voll gedrungener Weisheit. Das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Literatur nicht in so schöner Muße obliegen wie der Adel; was es lesen sollte, mußte kurz zusammengefaßt, lehrvoll für den Verstand, erbauend für Herz und Gemüth, faßlich für den praktischen Sinn, lebensvoll für die Einbildungskraft sein; und was es singen

sollte, konnte kein Epos mehr von tausend Strophen sein, sondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebendiger Erinnerung." Darum bildete sich wieder, wie in den ältesten Zeiten das historische Volkslied aus; zunächst an den Grenzen, in der Schweiz und bei den Ditmarsen in Holstein, wo großartige Kämpfe um Freiheit und heilige Volksrechte gefochten wurden und wo wahre Begeisterung zur Schlacht wie zum Liede beseelte. So verherrlichte eine Reihe von Liedern (von Suter aus Zürich u. A.) die Kämpfe bei Näfels und Sempach in schlichter volksthümlicher Sprache und voll Gefühl für Freiheit und Vaterland. So athmen die Volksgesänge auf die Schlacht bei Hemmingstedt die Vaterlandsliebe, den Freiheitssinn, das Gottvertrauen und das Selbstgefühl, welches die Bauern in Ditmarschen gegen die adeligen Unterdrücker in den Kampf führte. Diese Kriegs- und Siegeslieder fanden am Ende des 15. Jahrhunderts noch einen kunstreichen und gewandten Dichter in Veit Weber aus Freiburg im Breisgau; aber wie die Burgunderkriege, die er besingt, nicht mehr aus so reinen Beweggründen geführt wurden, als die Freiheitskämpfe gegen Oesterreich, so stehen auch seine Lieder an innerer Begeisterung hinter den frühern zurück, und der rohe Uebermuth und Trotz auf den alten Ruhm der in den Kämpfen selbst so widerwärtig hervortrat, mischte sich auch unwohlthätig in die Dichtung ein, bis die ganze kriegerische Poesie zu bloßen ruhmredigen Beschreibungen historischer Begebenheiten herabsank. In Deutschland waren die geschichtlichen Ereignisse weniger großartig und daher auch das historische Lied weniger nachhaltig. Doch ersieht man aus dem Wappendichter Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer (Schwätzer), daß auch hier bei den Kämpfen der Reichsstädter gegen die Ritter die Dichter mehr Sympathie für jene als für diese fühlen; denn wie sehr auch dieser höfische Dichter, der wie Suchenwirt als wappenkundiger Herold und Turnierordner an den Höfen und Burgen herumzog, in einer Ehrenrede auf Ludwig den Reichen von Landshut Adel und Ritterschaft feierte, so nimmt er doch sichtlich Partei für den Bürgerstand; die Verherrlichung Nürnbergs, seiner Vaterstadt, sticht gegen den scharfen Tadel, den er über Adel und Priesterstand ergießt, mächtig ab und auch die derbe Manier seiner Poesien, besonders seiner Schwänke und Fastnachtsscherze, seine „Weingrüße" und „Weinsegen" bezeichnen ihn als Volksdichter. Ein wahrheitsliebender, volksfinniger Mann ergeht sich Rosenblüt in scharfer Rüge gegen die elende Haltung der deutschen Ritterheere in den Hussitenkriegen; und das Gedicht „vom Schweißtropfen des Arbeiters", worin er die Arbeit als den göttlichsten Orden der Erde preist, kann als einschneidende Satire gegen den hohlen Formalismus und die Ordensspielerei des entarteten Ritterthums gelten.

§. 53. Prosaromane und Volksbücher. Als die begabteren Dichter sich der neuen Richtung zuwendeten und die Ritterpoesie verließen, suchte man an einigen süddeutschen Höfen, wo der Geschmack für Ritterthum und adeliche Art und Kunst am längsten aushielt, durch prosaische Bearbeitungen britischer, französischer und selbst antiker Romane und Erzählungen auch den Sinn für mittelalterliche Romantik zu erhalten. So wurden die meisten Stoffe der ritterlichen Epopöen, wie die karolingischen Vasallensagen, die bretonischen Romane von Lanzelot, Wigalois und Tristan, die provençalischen Erzählungen Fierabras, Flore und Blancheflur u. a. m., die Sagen von Alexander, dem Trojanerkrieg, die Erzählungen aus der Kaiserchronik u. dergl., in Prosa übersetzt und mit allerlei Zuthaten erweitert, wodurch sie zu großer Breite anwuchsen. Auch die der griechischen Oedipussage verwandte Geschichte des Appolonius von Tyrus, im vierzehnten Jahrhundert durch Heinrich von Neuenstadt poetisch behandelt, wurde jetzt durch Steinhöwel in ungebundener Rede bearbeitet und 1471 gedruckt. Johann Hartlieb, der die wunderbarlichen Reisen des heiligen Brandanus übersetzte, verfaßte auch eine prosaische Geschichte Alexanders mit allem Fabel- und Wunderwesen der mittelalterlichen Romantik, die als „Fürstenspiegel" gelten sollte. Das einzig Eigenthümliche und geschichtlich Bedeutsame in diesen Prosaromanen (zu denen auch noch die ansprechenderen Erzählungen von Pontus und Sidonia und von Lother und Maller zu rechnen

sind) liegt nach Gervinus Bemerkung darin, daß sie theilweise in einer Verbindung und in einem Verhältnisse zu der Zeit ihrer Erscheinung stehen. „So eng und schroff sich die nachdenkliche Liebe der Minnesänger im Kreise des Standes gehalten hatte, so sehr ist es die Eigenschaft der heftigen leidenschaftlichen Neigung, über Rangverhältnisse hinwegzuspringen. Wir sehen daher, daß jetzt die Romanhelden sich über die Stände wegsetzen. Liebschaften zwischen Unebenbürtigen (wenn sie es auch nur scheinbar sind) werden jetzt ein Lieblingsgegenstand.“ Von der Art ist auch die weitverbreitete Geschichte der Griseldis, jener treuen aus dem Bauernstand emporgehobenen, von ihren Manne so hartgeprüften und so geduldig und gehorsam bewährten Gattin. Diese gedehnten Prosaromane wurden später in Volksbücher verkürzt, in welcher Gestalt sie noch heut zu Tage viel gelesen werden. Die bekanntesten darunter sind, außer den vier Haimonskindern, die Erzählung von Fortunatus mit seinem Glücksäckel und Wünschhütlein, und von den sieben weisen Meistern. Ferner Kaiser Octavianus, die heilige Genofeva, die schöne Magelone, Melusine u. a. — Aus den deutschen Sagenkreisen gingen nur die Sagen vom hörnenen Siegfried und Herzog Ernst in Volksbücher über. Das Buch der Liebe (herausgegeben 1578) enthält eine Sammlung solcher Volkserzählungen. Die prosaischen Ritterromane erhielten sich kaum bis ins 16. Jahrhundert, wenn schon die Amadisromane noch im 17. Jahrhundert gedruckt und sogar von Opitz bewundert wurden. Die auf Ebenbürtigkeit und Standeshoheit haltende ritterliche Minne mußte im Leben und in der Dichtung einer über Stand und Verhältnisse sich wegsetzenden Liebe des Herzens weichen. Die Mischung und der größere Verkehr der Stände unter einander führten Liebschaften zwischen Unebenbürtigen herbei, die bald auch in den Roman übergingen und die Ritterabenteuer und die verschrobene Minne verdrängten. Die Erzählungen der italienischen Dichter, eines Boccaccio, Poggio, u. A., in denen die natürlichen Regungen des Herzens und die Empfindsamkeit der Liebe wahr und anziehend geschildert sind, wirkten auf die deutsche Poesie ein. Als Vermittler diente der hochgebildete Aeneas Sylvius, der in einer den italienischen Novellisten nachgebildeten lateinischen Erzählung Euryalus und Lucretia die „wundersame Liebschaft“ des deutschen Kanzlers Schlick mit einer edlen Bürgerin aus Siena anziehend und lebendig darstellte und zugleich durch Witz, Spott und Satire die höheren Stände in Deutschland aus ihrem Stumpfsinn und ihrer Trägheit aufrüttelte und zur Theilnahme an der Literatur und dem geistigen Leben aufmunterte. Die gelungene Schilderung des Herzens- und Gemüthslebens der Liebenden voll glühender Sinnlichkeit in dieser und andern ähnlichen Erzählungen (Guiscard und Sigismunde u. a.) interessirte weit mehr als die geschraubten Ritterromane ohne Begeisterung und Wahrheit und bewirkte, daß die italienische Art bald vorherrschend wurde, und daß Niclas von Wyle, Rathschreiber in Nürnberg und Eßlingen und zuletzt Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg, die Erzählungen ies Aeneas Sylvius, des Poggio u. A. ins Deutsche übersetzte und in zahlreichen Schriften die praktische Lebensweisheit des Alterthums der verkehrten Romantik entgegenstellte. Neben ihm wirkten Albrecht von Eyb (aus Würzburg, † 1475) und Heinrich Steinhöwel von Ulm für Verpflanzung dieses Geschmacks und für die Ausbildung der deutschen Prosa, die bei Niclas von Wyle noch sehr mit Latinismen überfüllt ist. Die italienische Literatur führte dann zu den Werken des klassischen Alterthums, die somit zu einer und derselben Zeit von verschiedenen Seiten der Nation zugeführt wurden.

3. Die Volksliteratur im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

1. Der Meistergesang.

§. 54. Als die Dichtkunst von den höheren Ständen vernachlässigt und von den Fürstenhöfen verstoßen wurde, flüchtete sie sich in die Städte zu den Bürgern und Handwerkern. Doch geschah dies nicht ohne einiges Sträuben, daher die Uebergangsperiode, die man am besten aus dem von der Augsburger Nonne Clara Hätzlerin (c. 1470) aus

den bekanntesten Dichtern ihrer Zeit gesammelten Liederbuche beurtheilen kann, theils solche Poeten aufweist, die wie Hugo von Montfort aus Vorarlberg († 1423) und der Tiroler Abenteurer und Heidenjäger Oswald von Wolkenstein († 1423) den Ton der Ritterdichtung noch festhalten, zum Theil mit einem frischen Duft aus der Natur und Wirklichkeit, theils solche, die wie Muscatblüt (c. 1437) in seinen Marien- und Minneliedern, wie in seinen zeitgeschichtlichen, sittenrichterlichen Lehr- und Rügeliedern schon ganz die bürgerliche Weise der Meistersänger annehmen, nur mit stärkeren Ausfällen auf die entartete Zeit und die Gebrechen und Laster unter allen Ständen. — Als Kunst ist der Meistergesang von untergeordnetem Werthe. Die bürgerlichen Sänger, die gleich den Handwerkerzünften in Genossenschaften und Schulen getheilt waren, besaßen nicht die Befähigung, eine neue Poesie zu begründen. Sie mußten aus den vorhandenen Stoffen wählen, und da ihnen die ritterliche Dichtung fern lag, das Gassenlied des Pöbels und die Buhllieder der Bänkelsänger aber den ehrsamen Bürgern zu gemein und frivol waren, so blieben ihnen nur die religiösen Stoffe und die Spruchgedichte. Diese bilden daher vorzugsweise den Inhalt ihrer Lieder, bei denen, da sie zum Absingen bestimmt waren, die Erfindung eines neuen Tons als die Hauptsache galt. Jede Meistersängerschule hatte eigene Vorsteher (Merker), die nach gewissen Gesetzen und Regeln (Tabulaturen) die Gesänge prüften, ihren Werth bestimmten und die Preise zuerkannten. Da es hierbei besonders aufs Formelle, auf Reim, Versart und Melodie ankam, so konnte es nicht fehlen, daß diese Dichtung zuletzt in bloße Reimerei, Reimhäufung und Versspielerei ausartete. Zum Inhalt wählte man anfangs aus den zahllosen Legenden, Marien- und Heiligengeschichten, Wundersagen, Sprüchen u. dergl. das Beliebige aus, oder lehnte sich an die Speculationen der Mystiker, an die gelehrten Deutungen und Auslegungen der Scholastiker, an die dunkeln Räthsel, Streitfragen und Sinnbildnereien der Zeit an; als aber die Bibel mehr unter dem Volke verbreitet ward, bildeten die evangelischen Lehren und Erzählungen den Mittelpunkt ihrer Gedichte. Bei ihren Hauptsingen saßen die Merker oder Sangesrichter in dem verhängten Gemerke am Tisch vor einem Pulte, und der älteste hatte Luthers Bibel vor sich, schlug die von dem Sänger behandelte Stelle auf und gab fleißig acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift, als auch mit Luthers reiner Sprache übereinstimme. Erst in der Folge wählte man auch weltliche Stoffe aus der Geschichte, aus dem Gestenbuch, aus den alten Sagen und Romanzen oder man reimte Fabeln, Sprüche, Schwänke. — Wie gering man auch immer von der Meistersängerkunst, die besonders in den Reichsstädten Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Ulm, Mainz u. a. O. blühte, und von ihren lächerlichen Regeln und Benennungen (z. B. der blaue und der rothe Ton, die Schneckenweis, die Gelbveielenweis, die verschlossene Helmweis, die fröhliche Studentenweis u. s. w.) denken mag, so muß man doch das Streben dieser ehrsamen Bürger, denen derartige Beschäftigungen gewöhnlich fern liegen, in hohem Grade achten. Es verräth eine kräftige Natur und einen tüchtigen Sinn, daß Handwerker, die sonst so sehr vom Zunftneide und von kleinlichem Haß beherrscht werden, sich in die Genossenschaft der Sänger aufnehmen ließen und diese dadurch zu einem gemeinsamen Bande der Bürgerschaft machten. Ist es nicht höchst ehrenwerth, daß Gewerbsleute ihre Feierstunden und Feiertage, die gewöhnlich in der Schenke zum Verderben der Häuslichkeit vergeudet werden, einem höhern Streben zuwendeten, daß sie nach des Tages Last und Hitze neue Lieder dichteten, neuen Tönen nachsannen, oder die alten einübten, den jüngeren Genossen Unterweisung gaben und alle ihre Erzeugnisse als gemeinsames Gut in große Bücher einschrieben? Wahrlich, diese Sängergesellschaften, deren Zweck jeden Eigennutz, jede Niedrigkeit der Gesinnung ausschloß, die nur durch Freundschaft und gemeinsames Bestreben zusammengehalten wurden, sind ein schöner Beweis von der Tüchtigkeit, dem Gemeingeiste und der kräftigen Anlage des Bürgerstandes der Reichsstädte. Mit edler Hingebung widmeten die Meister der Sängerschulen ihre, wenn gleich geringen Kräfte der Ausbildung einer Kunst, die bei aller Steifheit doch für Veredlung der Sprache und für Erhaltung der Sitte und Bildung unter dem Gewerbstande von den

segensreichsten Folgen war; mit rührender Aufopferung bildeten sie ohne allen Entgelt Lehrlinge und Schüler mühsam zu gleicher Kunstfertigkeit und Kunstliebe heran und retteten die Poesie aus der Erniedrigung und Verachtung, in die sie bei den Höfen und dem Adel gesunken war. Sie bewiesen, daß der Sängerstand die Unterstützung Mächtiger entbehren und selbständig bestehen könne. Der Kranz, der dem Meistersänger als Preis zuerkannt ward, war der Stolz der ganzen Familie und Verwandtschaft.

2. Das Volkslied.

§. 55. Wie zur Zeit der Völkerwanderung, als von Deutschland aus der große Kampf gegen das römische Reich unternommen ward, die Dichtung unter dem ganzen Volke verbreitet war und hauptsächlich aus Liedern bestand, die sich von Mund zu Mund fortpflanzten, so auch im Anfang des 16. Jahrhunderts, als der große geistige Kampf gegen die römische Kirchenmacht von Deutschland aus geführt ward. Der Wohlstand in den Städten, wo Handel und Gewerbe blühten, erfüllte den Bürger mit Lust und heiterem Sinn, der Hauptquelle des Gesanges, zu dem die deutsche Natur sich so leicht aufgelegt fühlt. Daher bildete sich neben dem auf Kunstregeln beruhenden Meistergesang das freiere Volkslied aus, das sich bald unter den verschiedenen Ständen und Berufsarten verschieden gestaltete und in bunter Mannichfaltigkeit auf unsere Zeit gekommen ist. Wie der Meistergesang entwickelte sich auch der Volksgesang aus dem Minnelied. Man sang zuerst von der lieben Sommerzeit, vom Mai, vom Vogel und Wald, von Blumen und Anger; bald aber verließ man das allgemeine Thema und griff kecker in das Leben und die Wirklichkeit. Das Volkslied wurde eine Männerpoesie, wie der Minnegesang eine Frauenpoesie war. Doch blieb die Liebe und die Empfindung des Herzens der Hauptinhalt; nur gab man das Nebelhafte, Geschraubte und Feierliche des Minnegesanges auf und wendete sich der Natur und einer wahren Innigkeit und Empfindsamkeit zu. Häufig wurden alt überlieferte Sagen in heimischen Weisen und im echten Volkston umgedichtet. Die deutsche Wanderlust gab dem Liede Nahrung. Der Reiter, der über die Haide weg der Fremde zujagt, der Jäger, der unter Hörnerschall Feld und Wald durchstreift, der Landsknecht, der seinen gefahrvollen Beruf in heiterem Leichtsinn vergißt und die Beschwerden des Kriegslebens bei lustiger Gesellschaft in Wein ertränkt, der Handwerksbursche, der ein unstetes Wanderleben führt, der Student, der bald weilt, bald wegzieht, der Beitler, der als Bänkelsänger von Thür zu Thür geht — Alle haben ihre Lieder, von eben so mannichfaltigem Inhalte, wie die Schicksale der Singenden selbst. „Wir stehen unter einem Geschlecht von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buche, nichts mit dem Gedanken zu thun haben, die, was sie besangen, nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher durchdringen oder errathen.“ Daher sind die Wander- und Scheidelieder, in denen sich die Wehmuth und Tiefe der Empfindung so lebendig ausspricht, und wobei Text und Melodie meistens in wunderbarer Harmonie stehen, so zahlreich und ergreifend; und trotz der rohen Form und der hie und da herrschenden Derbheit liegt in diesen natürlichen Dichtungen mehr Poesie, als in dem kunstvollen Minnelied. Darum haben die Volkslieder mit ihrem „kecken Wurf“ auch die begabtesten Männer neuerer Zeit, Herder und Goethe, so angezogen, daß jener die erste Sammlung davon veranstaltete, dieser sie bei manchen seiner Lieder zum Vorbild nahm. Bei der Zerrissenheit Deutschlands, bei dem Mangel großer Nationalkämpfe und Nationalhelden konnten die Volkslieder nicht wie bei den Engländern und Spaniern historische Stoffe zur Grundlage haben. Die Sagen des alten Nationalepos lebten nur in Volksbüchern fort; die fremdartigen Gedichte von der Tafelrunde wurden vergessen. Die innerliche Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter machte, daß auch der lyrische Volksgesang hauptsächlich auf das Innere gerichtet war und die wehmüthigen oder freudvollen Stimmungen des Menschen und die poesiereichen Stamm- und Volkssagen mit ihrem ergreifenden Trübsinn und ihrem düstern Liebesgram zum Inhalte

nahm. Je verschiedener diese sich aber äußern, desto mannichfaltiger gestalteten sich auch die Volkslieder, die daher eben so abwechselnd sind, wie das Minnelied eintönig war, und in denen eben so die ungebundene, frische Natur herrscht, wie in dem Minnegesang eine geschraubte Convenienz. Trink- und Tanzlieder, Soldaten- und Jägerlieder, Wanderlieder der Handwerker, Kinderlieder und Kindersprüche, Gelegenheitsgedichte, — Alles trägt den eigenthümlichen Charakter seiner Bestimmung, eine überraschende Natürlichkeit und Wahrheit an sich, so daß man z. B. bei vielen Jagdliedern den Ton des Waldhorns zu hören glaubt. Wie bei aller Volkspoesie findet man darin häufig Refrains, Wiederholungen von Versen und Strophen, Alliterationen, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Versen und ganzen Strophen, und überall ist die Musik mit dem Inhalte des Liedes in fühlbarer Uebereinstimmung.

3. Komische Volksliteratur.

§. 56. Schwänke und Volksbücher. Die tiefbewegte Zeit vor und während der Reformation, in der die untern Stände mit den obern im Kampfe lagen, die Handwerkerzünfte dem adeligen Ritterthum entgegen traten, die Bettelmönche gegen den vornehmen Prälatenstand ankämpften, die neubearbeiteten Werke des klassischen Alterthums die scholastische Gelehrsamkeit verdrängten, brachte die komische Volksliteratur, die zur Ritterpoesie in geradem Gegensatz steht, zur Ausbildung. An die Stelle der feinen, auf Convenienz beruhenden Sitte der vornehmen Welt trat die grobe Ungeschlachtheit des Volksverkehrs, und gegenüber der verschrobenen Weisheit nnd Schulgelehrsamkeit dünkelhafter Theologen und Philosophen „bildete man die natürliche Schlauheit, den gesunden Menschenverstand und den Mutterwitz aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter dem Schein von Dummheit oder Thorheit". Sogar an den Höfen machte sich diese Richtung geltend in den Hofnarren, die durch ihre Schalkheiten die ernste Ritterdichtung vollends untergruben. Eine große Anzahl komischer Volksbücher, in denen Landstreicher, muthwillige Studenten, Possenreißer und Bauern die Hauptrollen spielen, suchen die Naturtriebe und die ursprüngliche Rohheit des Menschen gegen Verfeinerung und Anstand zu Ehren zu bringen und setzen die Lebensweisheit der Sprichwörter, Volkswitze, Schnurren und Fabeln der hochtrabenden Gelehrsamkeit und tiefsinnigen Weisheit entgegen. Das Volk, das sich seiner Kräfte bewußt geworden und seinen gesunden Verstand und seine derbe Natur achten gelernt, strebte nach Vereinfachung der verwickelten und unnatürlichen Verhältnisse des Mittelalters, um den Naturzustand, freilich oft in einer allzugroßen Nacktheit und Rohheit, zurückzuführen und eine neue Cultur darauf zu gründen. — Die ältesten Bücher der Art sind der Pfaffe Amis von dem erwähnten österreichischen Dichter Stricker und das auf einer uralten, wahrscheinlich morgenländischen Volkserzählung beruhende und in der Mitte des 15. Jahrhunderts umgearbeitete Gedicht Salomon und Morolf (Marcolf). Berühmter und verbreiteter jedoch war das Volksbuch vom „Till Eulenspiegel", mit dem der griechische Fabeldichter Aesop, dessen Leben selbst zur Fabel sich gestaltete, im Volksmunde viel Aehnlichkeit hatte, und das „Lalenbuch" oder die „Schildbürger". Ueberall sieht man den Gegensatz gegen die höfische Bildung. Thorheit, Unsitte und Rohheit werden gepriesen und Bauern, Narren und Landstreicher sind die Lieblinge des Volks. Selbst der Teufel macht den Schalksnarren und bildet ebenso den Gegensatz gegen die Heiligengeschichten, wie der Volkswitz gegen das vornehme Ritterwesen.

In dem Amis wird ein englischer Priester dargestellt, der anfangs ein weiser, freigebiger Mann ist, aber um seiner Tugenden willen Neid und Druck von seinen Obern zu leiden hat. Er muß vor dem Bischof ein Examen bestehen, worin er die ihm vorgelegten Fragen, die unauflösbaren Räthseln gleichen, z. B. wie viele Tage seit Adam verflossen, in Eulenspiegelischer Weise oder wie der Schäfer in Bürger's „Abt von St. Gallen" mit Geschicklichkeit und List löst. Als er aber am Ende einsieht, daß Tugend nur zu Schaden führt, ergibt er sich der Gaunerei und einem Strolchenleben und betrügt bald als Reliquienkrämer, bald als Kaufmann, bald als Maler durch schalkhafte Streiche Hoch und Niedrig, bis ihn zuletzt die Reue ergreift und er in ein Kloster geht. — In dem Marcolf (mit welchem Namen man die

Hofnarren fortan belegte) wird der bäuerische Mutterwitz als Wahrheit und Weisheit, die sich in Thorheit kleiden muß, der höfischen Bildung, die Salomo repräsentirt, entgegengestellt. Morolf, der häßliche, plebejische Gegensatz zu dem königlichen Weisen Salomo, verspottet dessen Weisheit in schalkhafter und gemeiner Art und macht sie zu Schanden. Dieses Schelmenbuch bildet den zweiten Theil einer ernsten epischen Erzählung von Salomo, der im Krieg mit Pharao, dem Entführer seiner Gattin vermittelst eines Zauberrings, in Gefangenschaft geräth und von Morolf gerettet wird.

§. 57. Der Eulenspiegel und Aehnliches. Ein anderes vielgelesenes Buch ist der Pfaffe von Kalenberg, worin die Schwänke eines Mannes geschildert sind, der sich zuerst als Student am Hofe des Herzogs von Oesterreich durch einen Scherz eine Pfarre, dem Thürsteher aber eine Tracht Prügel verschafft, im Verlaufe seines vielgestalteten Lebens Alle, die in seine Nähe kommen, foppt und prellt, und zuletzt als Hofnarr Otto's des Fröhlichen († 1339) endet, desselben Enkels Rudolfs von Habsburg, der auch den Nithard als lustigen Rath um sich hatte. Pater Leu, der „andere Kalenberger", eine jüngere Nachahmung, ist ebenfalls auf eine wirkliche Persönlichkeit gegründet. — Am bekanntesten aber ist der **Till Eulenspiegel**, ein Volksbuch, das unzähligemal bearbeitet und gedruckt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Eulenspiegel ist der letzte der fahrenden Leute. Er treibt sich als Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler u. s. w. umher und arbeitet auf jedem Handwerke. Er verrichtet alle Aufträge, aber nicht dem Sinne, sondern dem Wortlaute nach, und macht es dadurch Niemand recht; er parodirt die Sprichwörter, indem er sie nach Art unserer krähwinkler Karikaturen wörtlich nimmt; er ist dreist im Handeln und Disputiren und die Wahrheit sagen ist sein Gewerbe, nur daß es in einer groben Manier und nicht selten mit sichtbarer Schadenfreude geschieht. Sein Witz ist der „Witz der Landfahrer und wandernden Handwerksgesellen, der, nicht gemacht und nicht erfunden, sondern mit dem Handwerk selbst erzeugt, wirklich erlebt und erfahren ist".

Eine Menge ähnlicher Schwänke, Anekdoten und Schelmenstreiche schrieb man dem Fabeldichter Aesop zu, dessen erdichtete Lebensgeschichte im 15. Jahrhundert aus dem Lateinischen übersetzt wurde. An seinem im Narrengewande auftretenden Mutterwitze und natürlichen Verstande wird alle Philosophie und Gelehrsamkeit zu Schanden. Auch das Volksbuch von dem Erzschwarzkünstler Doctor Johann Faust gehört wegen seiner komischen Zauberspäße hierher, wenn gleich die Sage auch eine ernstere, tiefere Bedeutung hat, wie sie Goethe auffaßte. — In dem Finkenritter wird, wie in unserm Münchhausen, Lüge und Unsinn aufgetragen; im „Grobianus", einer zuerst lateinisch von Dedekind, dann deutsch von Kaspar Scheidt aus Worms bearbeiteten volksthümlichen Dichtung, werden die groben Manieren geschildert, in der Absicht, daß der Leser „das Widerspiel davon thue"; und im Lalenbuch, oder, wie der ursprüngliche Titel lautet, in den „Schildbürgern", einer Sammlung uralter, im Volke lebender und schon frühe lateinisch bearbeiteter Schwänke, waren die Narrheiten einer ganzen Gemeinde dargestellt. Die Lalenbürger sind anfangs so weise, daß sie an alle Höfe berufen werden. Während ihrer Abwesenheit aber sinkt ihr eigenes Gemeinwesen unter den Händen der Frauen, daher ergeben sie sich der Thorheit und begehen eine Menge toller Streiche. —

4. Satirische Volksdichtung.

§. 58. Brant's Narrenschiff. Bisher hatte die didaktische Poesie vorzugsweise die Entartung der höhern Stände, den Verfall des Frauendienstes, die Erwerbsucht des Adels, die Hoffahrt der Geistlichkeit gerügt; jetzt aber, als die niedern Stände in die Höhe gekommen waren, als das Volk die ursprüngliche natürliche Rohheit wieder zur Geltung gebracht hatte, als die derbe Volksliteratur sich breit machte, mußte dieser rohen Naturkraft ein Damm entgegengestellt werden. Dies that der Rechtsgelehrte Sebastian Brant (Titio) von Straßburg in seinem „Narrenschiff oder Schiff aus Narragonien", das trotz seiner unpoetischen Form ein epochemachendes Werk ward und nicht nur eine Menge Herausgeber, Erklärer und Nachahmer fand, sondern auch in die meisten

Seb. Brant. 1458 — 1521.

europäischen Sprachen übersetzt wurde. „Brants ganze Natur war wesentlich von dem Streben nach praktischen Zielen durchdrungen. Er stand von Anfang an mitten in der Bewegung seiner Zeit und erfaßte in ihr, im geraden Gegensatze zu Erasmus, die volksthümliche, politische und sittliche Seite. So entstanden sein Narrenschiff als ein echtes volksthümliches Lehrgedicht und seine Carmina an den Kaiser Maximilian voll patriotischen Sinnes." Zuerst in Basel als Rechtslehrer wirkend, wo auch 1494 sein Narrenschiff erschien, siedelte er, verstimmt daß sich jene Stadt vom Reich getrennt, im J. 1500 nach seiner Vaterstadt Straßburg über und erhielt daselbst auf die Empfehlung seines Landsmannes **Geiler von Kaisersberg** das Amt eines Stadtschreibers, das er bis an seinen Tod am 21. Mai 1521 beibehielt, ungeachtet ihn Kaiser Maximilian zu seinem Rath und zum Pfalzgrafen und Beisitzer des Reichskammergerichts ernannte. Brant blieb der Jurisprudenz treu und verfaßte mehrere praktische Rechtsbücher, unter denen sein „**Klagspiegel**", ein Seitenstück zu Tenglers Laienspiegel, eine große Verbreitung erlangt hat. Beide Werke waren durch das ganze sechzehnte Jahrhundert die bedeutendsten Vertreter der populären Jurisprudenz. Wie mächtig der Eindruck des Narrenschiffs auf die Zeitgenossen war, geht schon daraus hervor, daß einer der stärksten Geister seiner Zeit, der genannte Geiler von Kaisersberg, geboren in Schaffhausen, im Elsaß und Basel erzogen und in Straßburg, dem Hauptsitz dieser ironischen Lebensauffassung als vielgefeierter Prediger wirkend, den Inhalt der einzelnen Kapitel des Buches zu Predigttexten benutzte. Geiler von Kaisersberg war in Glauben und Lehre conservativ, aber der entarteten Geistlichkeit abhold, ein Sittenverbesserer mit einer Neigung zur Satire und zum volksthümlichen Humor, geehrt und einflußreich bei Hoch und Nieder, aber auch angefeindet von Allen, die seine freimüthige Kritik empfindlich traf.

Geiler v. Kaisersberg. 1445—1510.

Brant geißelt mit Ernst und Strenge die Laster und Gebrechen aller Stände — und zwar in Ton und Manier der Volksdichtung, gegen die er doch zu Felde zieht. Er bekämpft zuerst die neue Literatur „des heiligen Grobianus", die da lehre, daß man die höfische Sitte umstoßen und den Trieben einer ungezähmten Natur freien Lauf lassen solle, was zu Narrheit und Sünde führe. Doch will er nicht die frühern Sitten zurückholen, er ist kein Lober des Alten und Tadler des Neuen, sondern er stellt ein höheres Prinzip der Moral auf, die **praktische Tugend der alten Welt**, und von diesem Standpunkt aus bekämpft er alle widerstrebenden Richtungen. Er behandelt die Laster nicht als Sünden, die Gott strafe, sondern als Thorheiten, die der menschlichen Vernunft widerstreben und die man daher schon im Gefühl der Menschenwürde ablegen müsse. Er preist Kirchlichkeit, religiöse Gesinnung und Strenggläubigkeit; rügt aber die Entartung des Klerus, die verderbliche Werkheiligkeit und die träge Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit ohne eigene Anstrengung. Er eifert gegen nutzlose Vielwisserei, gegen Schreib- und Druckwuth und gegen die einreißende Büchermasse — ihm hat nur **die Weisheit** Werth, die der Seele Ordnerin ist und den Menschen zum Menschen macht. Darum ist die **Selbsterkenntniß** der Mittelpunkt seiner Lehre; darum weist er beständig auf die Griechen hin, deren praktische Weisheit, vor Selbstsucht und Eigennutz geschützt, edle Freundschaft, gute Kinderzucht und Vaterlandsliebe erzeugt habe, indeß jetzt unter dem herrschenden Egoismus die öffentliche Wohlfahrt zu Grunde gehe. An den untern Klassen rügt er den Uebermuth und die Hoffahrt, die Jeden antreibe, sich über seinen Stand zu erheben, die Kleiderpracht und die Genußsucht, die wieder Habgier, Neid und Unmoralität erzeugen, den Verfall der Sitten unter den Bauern, von denen jetzt der Städter Betrug und Wucher lerne. Er preist die Armuth als die Mutter der Tugend, stellt das Glück der Zufriedenheit und Bedürfnißlosigkeit dem weltlichen Jagen und Treiben und der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber und weist auf die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Gleichheit aller Menschen im Grabe hin.

§. 59. **Thomas Murner.** Der Franziscanermönch **Th. Murner** war ein Landsmann und Nachahmer von Seb. Brant, stand aber an Charakter und sittlicher Würde demselben weit nach. Murner war eben so unbeständig, unruhig und leidenschaftlich, wie Brant ruhig und besonnen, und während dieser die Ausbrüche einer ungebändigten Natur in Literatur und Leben zu hemmen suchte, gefiel sich Murner in der Gemeinheit und bereicherte die „grobianische" Literatur mit rohen, plebejischen Ausdrücken, mit Flüchen und Schimpfwörtern. Von vielseitigen Kenntnissen, aber ohne Tiefe und Gründlichkeit, hat er sich in allen Wissenschaften versucht, in Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und in Volksdichtung; aber wie er sich im Leben unstet bald im Elsaß, bald in der Schweiz, bald in England, bald in Deutschland (Heidelberg) umhertrieb, nirgends geliebt und vielfach verfolgt, so war er auch in seinen Ansichten eine unstete

Thomas Murner 1475—1536.

Wetterfahne. Anfangs galt er, wie Reuchlin, Hutten u. A., für einen Anhänger der neuen Richtung und in diesem Geiste sind auch seine ersten Werke, die Narrenbeschwörung und die Schelmenzunft (1512), gedichtet. Später änderte er seine Gesinnung und ward ein Feind Luther's und der Reformatoren, die er nun mit Schmähungen überschüttete und in Spottgedichten angriff („von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat"), wofür er aber von seinen ehemaligen Meinungsgenossen mit gleicher Münze bezahlt wurde. In seinem Gauchmat wiederholen sich die frühern Witze mit wenig Abwechselung.

In der Narrenbeschwörung verhöhnt er aufs Derbste die unpraktische Gelehrsamkeit, die Habsucht, Unwissenheit und Entartung des Klerus, die Verkehrtheit der Regenten und Fürsten, die Rabulisterei der Advocaten; in der Schelmenzunft (worin Sprichwörter das Thema zu den Satiren abgeben) züchtigt er die Laster und Gebrechen des geselligen Verkehrs, die Unsitte der Schelmerei, die Thorheit der politischen Kannegießerei.

§. 60. Ulrich von Hutten. Brant und Murner gehörten den Humanistenkreisen an, welche sich um Reuchlin und Erasmus gebildet hatten. In diesen Kreisen bewegte sich
Ulrich v. Hutten. 1488 – 1523. auch Ulrich von Hutten, einem angesehenen, fränkischen Rittergeschlechte angehörend. Er war der kühnste und kräftigste Kämpfer für die neue Bildung und für die Unabhängigkeit Deutschlands von jeder fremden Macht. Er verlor die Gunst seines rauhen, eigensinnigen Vaters, weil er das Klosterleben in Fulda floh, zu dem ihn dieser bestimmt hatte, und mußte dann, „ein zweiter Ulysses", unter Gefahren und Entbehrungen, unter Mühsal und Armuth lange umherirren, bald in Deutschland von Unterstützung lebend, bald in Italien sein Brod mit dem Schwerte in den Heeren Karls V. erwerbend, immer den Studien obliegend und geistig thätig; und als ihn nach des Vaters Tod die liebevolle, zärtliche Mutter mit Thränen anflehte, die Vortheile seines Standes zu genießen, da entsagte er freiwillig dem Besitz und einer gesicherten Existenz auf dem alten Stammschloß Stackelberg, um ein freies Dichterleben zu führen und ungehemmt die ganze Kraft seiner starken Seele der Befreiung seines Vaterlandes von den mancherlei Ketten, die es umstrickt hielten, zuzuwenden. Unter den Leiden einer drückenden Krankheit, unter der Last der Armuth, der Mißachtung, der Verfolgung schritt er ohne Wanken auf seiner Bahn voran. In Gedichten, Satiren und Flugschriften geißelte er die Juristen und das römische Recht, den rohen Adel und die Tyrannei der Fürsten, insbesondere des Herzogs Ulrich von Würtemberg, des „neuen Phalaris", welcher des Dichters verwandten Hans von Hutten auf der Jagd im Böblinger Walde aus Eifersucht ermordet hatte, die Unsittlichkeit und geistige Versunkenheit der Priester und Mönche und die Albernheit der unpraktischen Schul-Gelehrten. Schon war sein Ruhm weit erklungen und der Dichterlorbeer, von Peutingers schöner Tochter geflochten und von Kaiser Maximilian zu Augsburg ihm aufgesetzt (1517), umkränzte bereits sein Haupt, als ihn der um Künste und Wissenschaften hochverdiente Erzbischof Albrecht von Mainz auf Anregung des wackern Kanzlers Eitelwolf von Stein an seinen Hof berief. Allen Warnungen zum Trotz nahm Hutten die Einladung an und entsagte dem freien Literatenleben zu derselben Zeit, als Luthers Kampf gegen Rom anhub und in Huttens Seele die stärksten Anklänge fand. Nicht lange konnte er dem Drange widerstehen, seine freudige Theilnahme für die Reformation zu beurkunden und in Luthers Ton einzustimmen. Dies machte seine Stellung unhaltbar, besonders seitdem er den Kölner Professor und „Ketzerrichter" Jacob von Hoogstraten auf offener Straße angefallen. Papst Leo X. forderte seine Auslieferung; Albrecht von Mainz entzog ihm seine Gunst und seinen Schutz; Mörder trachteten ihm nach dem Leben. Da begab sich Hutten zu seinem Freund Franz von Sickingen auf die Ebernburg bei Kreuznach, die Zufluchtsstätte verfolgter Reformationsfreunde, eines Aquila, Bucer, Oecolampadius, und schleuderte von dort aus heftige Gedichte, Sendschreiben und satirische Gespräche in die Welt, nun nicht mehr in lateinischer, sondern in der deutschen Volkssprache. Unter diesen sind besonders die in Gesprächsform eingekleidete „Klag und Vermahnung wider die übermäßige, unchristliche Gewalt des Papstes", „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit" und „die Anschauenden" zu bemerken, Schriften voll des beißendsten Witzes und der heftigsten Invectiven, die gerade

zu der Zeit erschienen, als der Reichstag zu Worms die Gemüther in Aufregung hielt, daher sie von der größten Wirkung waren. Durch seine Schriften wie durch sein Leben geht ein Sturm, „der aus einem tief leidenschaftlichen Gemüth stammt, und was in demselben brennt, ist nicht das weiße, stille Gaslicht der Idee, sondern die brausende, rothe Flamme, welche auf derbere Nahrung hinweist". — Von da an war Huttens Bahn eine gefahrvolle. Statt des geistigen Kampfes will er nun Kampf mit dem Schwerte; die Freiheit und die nationale Einheit in kirchlicher und politischer Hinsicht soll mit Gewalt erkämpft werden; die unruhigen Bewegungen, die sich hie und da unter den Bauern zeigen, scheinen ihm nicht unwillkommen zu sein — da starb sein Beschützer Sickingen in einem Kampfe gegen den Erzbischof von Trier auf seiner Burg Landstuhl, 7. Mai 1523. und Hutten mußte sich, um der Rache seiner Feinde zu entgehen, nach der Schweiz flüchten, wo Elend, Krankheit und der ungestüme Drang seiner Feuerseele ihn in ein frühes Grab stürzten. Er starb im 36. Jahr seines Lebens auf der Insel Ufnau im Zürichersee, August 1523. wohin er sich auf Anrathen Zwingli's zu ärztlicher Pflege begeben hatte. „Hutten war ein kleiner, schmächtiger, unscheinbarer Mann mit blondem Haar und dunkelm Bart, dessen blasse Gesichtszüge, in welchen etwas Strenges, ja Wildes lag, dem Gedächtniß eines Jeden sich einprägten, der ihn einmal gesehen hatte. Ein scharfer und herber Geist, war ihm Ruhe und Milde versagt und so verlief auch sein Leben ohne Ruhe von der Wiege bis zum Grab." Sein Wahlspruch war: „Ich hab's gewagt!"

§. 61. Reinecke Fuchs. Am Ende des 15. Jahrhunderts erhielt auch die niederländische allegorisch-epische Thiersage vom Reinecke ihre jetzige Gestalt. Wer aber der Bearbeiter des im Jahr 1498 zum erstenmal in Lübeck gedruckten niederdeutschen Reineke Vos war, ob Heinrich von Alkmar oder Nicolaus Baumann, ist ungewiß. Wir haben die Entstehung und Bedeutung des Thierepos vom Fuchs und Wolf oben (§. 12.) kennen gelernt. In dem merkwürdigen, aus tiefer Welt- und Menschenkenntniß hervorgegangenen Gedichte werden die Eigenschaften der gemeinen Menschennatur, Eigennutz, Hab- und Genußgier, Selbstsucht, woraus Betrügerei und Uebervortheilung des Einfältigen und Dummen durch den Klugen, Unterdrückung und Bewältigung des Schwachen durch den Starken hervorgehen, niedrige Denkart und ungebändigte Triebe und Leidenschaften versinnlicht dargestellt an dem Leben und Treiben der Thiere, in deren instinctivem Wesen sich die Naturanlage getreuer abspiegelt als bei den Menschen, und insbesondere wird an dem Beispiel des Fuchses (Reineke), der durch seine Schlauheit, seine Verlogenheit, seine Heuchelei und seine beredte Frechheit über seine Feinde, den Wolf (Isegrim) und den Bären (Braun), stets den Sieg davon trägt, die Lehre begründet, daß geistige Ueberlegenheit, List und Talent in der großen Welt mehr vermögen, als Macht, Stärke, hohe Geburt und andere Eigenschaften, und daß Schwachheit und Einfalt stets den Kürzeren ziehen. Man wollte geschichtliche Beziehungen zu dem herzoglichen Hofe von Lothringen darin finden.

Inhalt: Nobel, der König, hat einen allgemeinen Landfrieden für alle Thiere geboten. Aber Reinecke hat sich vieler Uebertretungen schuldig gemacht; er hat alle Gesetze verachtet, mit Völkerrecht und Religion seinen Spott getrieben, durch Lüge und Heuchelei, durch List und Betrug, durch Falschheit und Wortbruch die größten Frevelthaten ausgeführt, Mord und Raub verübt, die Ehe geschändet, die ärgsten Laster mit Hohn und Uebermuth begangen. Alle Thiere treten als Kläger wider ihn auf. Vergebens sucht Grimbart, der Dachs, ein geschickter Advocat und Reinecke's Verwandter, den Verklagten zu rechtfertigen; kaum hatte er seine Rede geendigt, so wird auf einer Bahre von einem Trauergeleite die Henne herbeigebracht, welche durch die Nachstellungen und Heimtücke Reinecke's das Leben verloren. Nun wird der Frebler vor Gericht geladen. Braun, der Bär, einer seiner größten und mächtigsten Widersacher, überbringt die Ladung, Reinecke weiß aber sowohl ihn, als den zweiten Boten, Hinze, den Kater, durch lügnerische Vorspiegelungen ins Verderben zu stürzen, indem er ihre Gier und Gefräßigkeit reizt, so daß sie geschändet und schrecklich zugerichtet nach Hof zurückkehren. Nun übernimmt Grimbart, der Dachs, die Ladung. Ihm folgt Reinecke. Nachdem er dem Begleiter auf dem Wege seine Sünden gebeichtet und eine leichte Absolution erhalten, trifft er mit dem Neffen bei Hof ein. Hier wächst die Zahl der wider ihn vorgebrachten Klagen zu solcher Höhe, daß keine Vertheidigung sie zu entkräften vermag. Reinecke wird zum Tode verurtheilt. Schon steht er auf der Leiter, schon schickt der Kater sich an, ihm den Strick um den Hals zu schlingen, da fleht er, daß ihm noch einmal gestattet werde, zu reden.

Und nun schildert er, wie er einst eine Verschwörung entdeckt und vereitelt habe, deren Zweck gewesen sei, den Löwen vom Throne zu stoßen und Braun, den Bären, an dessen Stelle zu setzen. Sein eigener Vater, der alte Reinecke, sei in die Verschwörung verflochten gewesen. Er habe sie belauscht und das Unternehmen dadurch vereitelt, daß er den reichen Schatz des Königs Emerich, worauf die Verschworenen ihre Hoffnung gesetzt, an eine andere Stelle getragen; seinem Vater sei dies so zu Herzen gegangen, daß er sich aus Aerger und Scham erhängte. Nun legt die Königin, die lüstern war nach dem reichen Königsschatze, Fürbitte für Reinecke ein. König Nobel spricht Reinecke frei und läßt ihn von der Leiter herabsteigen, zum großen Verdruß der übrigen Thiere. Er soll nun den König nach dem verborgenen Schatz geleiten, aber der Bann des Papstes, den sich Reinecke wegen Isegrim zugezogen, drückt ihn sehr, er will sich ohne Aufschub als Pilger nach Rom begeben und die Absolution erflehen. Der König billigt seinen Entschluß und nimmt ihn wieder zu Gnaden an; zu seiner Pilgerreise gibt er ihm ein Ränzel vom Felle des Bären und zwei Paar Schuhe von dem Wolf und der Wölfin. Mit einem Ehrengeleit versehen und von dem Widder Bellyn, dem Kaplan des Königs, gesegnet, zieht Reinecke ab; auf seine Bitte begleiten ihn Lampe und Bellyn nach Malepartus. Der letztere bleibt auf der Weide vor der Pforte. Lampe aber folgt dem Fuchs in die Burg. Dort erwürgt ihn Reinecke und verzehrt das Fleisch mit Weib und Kind, den Kopf aber steckt er in das Ränzchen, schließt es fest zu und gibt es Bellyn mit dem Auftrage, es dem König zu überreichen, es seien wichtige Briefe darin; würde Bellyn dem König sagen, daß er dazu seinen Rath gegeben, so würde er sich dadurch in hohe Gunst setzen. Aber er möge ja den Knoten des Täschchens nicht öffnen. Der bethörte Widder richtete den Auftrag aus. Nobel gerieth in Zorn und Betrübniß und gibt dann auf den Rath des Leoparden den verrätherischen Diener den gekränkten Baronen Braun und Isegrim zur Sühne. — Wiederum wird ein großes Hoffest gefeiert, wozu alle Thiere geladen sind. Da stören die Klagen des Kaninchens und der Krähe über neue Frevel und Nachstellungen Reinecke's die Tafelfreuden des Königs und seiner Barone. Nobel schwört bei seiner „ehelichen Treue", daß er den Frevler und Heuchler bestrafen werde. Umsonst warnt die Königin vor Uebereilung, das Geschlecht sei groß und angesehen; der König ruft seine Vasallen unter die Waffen; sie wollen Malepartus belagern. Da eilt der Dachs voll Angst zu Reinecke, um ihn von dem bevorstehenden Sturm zu unterrichten. Reinecke nimmt scheinbar die Sache leicht, beschließt aber doch, mit dem Neffen nach Hofe zu gehen, um die drohende Gefahr womöglich abzuwenden. Unterwegs beichtet er dem Dachs seine Sünden, meint aber dabei, am Hofe machten sie es eben so, auch der König und seine Barone raubten und mordeten und Niemand wage ihnen die Wahrheit zu sagen; kleine Diebe hänge man, die großen verwalteten Land und Schlösser. Eben so schlimm sehe es in der Kirche aus: die Prälaten suchten ihre unehelichen Kinder zu erhöhen und zu bereichern, in den Klöstern herrsche Wohlleben und Scheinheiligkeit; überall heiße es: Gebt mir das Eure und laßt mir das Meine! Grimbart mahnt ihn, nicht fremde Sünden zu beichten! Sie treffen Martin, den Affen, der im Begriff ist, nach Rom zu reisen; er verspricht Reinecken seine Fürsprache und Beistand, daß er von dem Banne gelöst werde, und verweist ihn an sein Weibchen Riechgenau, welche bei der Königin und bei dem König viel gelte. Unterdessen werde man in Rom, wo Geld Alles vermöge, wo Kardinal Nimmersatt alle Macht in Händen habe, sein Schreiber Johann Partei und der päpstliche Notar Krümmsrecht sammt den Richtern Moneta, Nummus und Denarius im Namen des alten und schwachen Papstes das Recht sprächen und er an seinem Oheim Simon und an einer Freundin des Kardinals einflußreiche Gönner besitze, Reinecke's Sache zu einem guten Ende führen. Voll Zuversicht tritt nun Reinecke vor den königlichen Richterstuhl, preist die Gerechtigkeit und Weisheit des Königs, weist die Verbrechen, deren man ihn angeklagt, als verleumderische Verdrehungen des wahren Sachverhalts zurück und erbietet sich, durch einen gerichtlichen Zweikampf seine Unschuld zu beweisen. Die Krähe und das Kaninchen, neben dem Wolfe und dem Bären die Hauptkläger, schlichen sich nun vom Hofe weg und wagten nicht in Reinecke's Gegenwart, ihre Anklage aufrecht zu halten. Isegrim und Braun verlangten jedoch den Tod des Verräthers und Mörders und der König war entschlossen ihnen zu willfahren. Er zürnte sehr wegen der Ermordung Lampe's. Riechgenau, die Aeffin, wußte indessen mit kluger Rede seinen Zorn zu beschwichtigen: sie führte dem König zu Gemüthe, wie ihm Reinecke durch klugen Rath oft aus der Verlegenheit geholfen, wie groß dessen Anhang und Verwandtschaft seien, die er sich durch seine Bestrafung zu Feinden mache, wie roh, gewaltthätig und eigennützig der Wolf und der Bär bei allen Gelegenheiten zu handeln pflegten. War der Löwe schon durch diese Fürsprache milder gestimmt, so wußte Reinecke durch neue Lügen und heuchlerische Reden die Umstände noch günstiger zu gestalten. Er jammerte über Lampe's schreckliches Schicksal, von dem er jetzt erst Kunde erhalte. Bellyn müsse ihn auf dem Wege ermordet haben, um sich die herrlichen Schätze anzueignen, die Reinecke beiden mitgegeben als Geschenke für den König und die Königin. Darunter sei gewesen ein Ring von wunderbaren Kräften und Eigenschaften; Meister Abryon von Trier, der gelehrte Jude, der alle Sprachen kenne, die von Poitou und Lüneburg gesprochen würden, und alle Kräuter und Steine, habe ihm die Wunderkräfte erklärt; sodann für die Königin ein Kamm, worauf in köstlichen Bildern das Urtheil des Paris dargestellt, und ein Wunderspiegel, der jedem, der sich in demselben besah, volle Schönheit und Klarheit des Angesichtes gab und alle Flecken vertilgte und auf dessen Rahmen in trefflicher Bildnerei allerlei Geschichten aus dem Thierleben zu schauen gewesen. Er erinnerte den König an manche Dienste, die sein Vater und er selbst geleistet. Nobel läßt sich besänftigen und ordnet ein Gericht an, wo die Anklagen durch unbescholtene Zeugen bewiesen werden sollten. Darauf erzählen der Wolf und die Wölfin verschiedene Begebenheiten, wobei Reinecke sie geschädigt, beschimpft und ins Verderben geführt; Reinecke

weiß der Anklage immer eine solche Wendung zu geben, daß die Schuld auf der klagenden Seite liegen bleibt. Da erklärt endlich Isegrim, er sei nun des Lügens und Prahlens müde, nennt Reinecke einen Mörder, Verräther und Dieb und fordert ihn zum Kampfe heraus. Dieser nimmt die Forderung an, beide stellen Bürgen, daß sie sich zu rechter Zeit zum Zweikampf einfinden wollten. Frau Riechgenau gibt Reinecke den guten Rath, mit seinem Wasser des Gegners Augen zu netzen und ihm sein Gesicht zu verdunkeln, liest ein Zaubergebet über ihn und bestreicht einzelne Theile seines Körpers mit Oel und Fett. So tritt er in die Schranken des Kampfplatzes ein, wo Isegrim ihn erwartete. Dieser hält seine Beschuldigung aufrecht, Reinecke sei ein Verräther, Dieb, Mörder, der Fuchs schwur, er sei sich keines Verbrechens bewußt. Nun beginnt der Kampf; Reinecke weicht dem stürmischen Anfall des stärkeren Gegners behende aus und schlägt ihm seinen mit dem ätzenden Wasser und mit Sand und Staub bedeckten Schwanz über die Augen, daß ihm Hören und Sehen verging. Dies setzt er fort, bis der andere ganz geblendet ist; dann springt er mit heftigen Sprüngen auf ihn und zerkratzt und zerbeißt ihn, reißt ihm ein Auge aus dem Kopfe und richtet ihn arg zu. Endlich faßt ihn der ergrimmte Wolf mit seiner ganzen Stärke, drückt ihn auf den Boden und droht ihn zu tödten, wenn er sich nicht alsbald ergebe. Reinecke legt sich aufs Bitten und Schmeicheln. Er will Isegrims Lehnsmann werden mit Allem, was er besitzt, will für ihn als Pilger ins heil. Land gehen und ihm Ablaß holen, will ihn verehren, als wär' er der Papst, will ihm das Beste bringen von Allem, was er erbeute; seine Frau, seine Kinder, seine Verwandten sollten ihm alle Ehrerbietung erweisen. Der Wolf weist die Anträge mit Verachtung zurück, nur durch den Tod des falschen Verräthers könne er versöhnt werden. Da faßt der Fuchs mit der einen Vordertatze, die er noch frei hat, plötzlich die empfindlichsten Theile des Wolfes zwischen den Schenkeln und zerrt ihn so grausam, daß derselbe vor Schmerzen laut aufschreit. Dadurch bekommt Reinecke die Vorderfüße frei und mißhandelt den Gegner entsetzlich, bis dieser vor Pein mit dumpfem Geheul sich im Staube wälzt. Nun gebietet der König, den Kampf aufzugeben. Reinecke wird als Sieger erklärt und Alle, auch solche, die ihm früher feind waren, schmeicheln ihm und verherrlichen seinen Sieg. Der König nimmt ihn wieder in seinen Rath auf, macht ihn zum Kanzler und vertraut ihm die Siegel des Reichs. Während der Wolf geblendet, schwer verwundet und beschimpft sich schmerzhaft auf seinem Krankenlager umherwälzt, zieht Reinecke im Triumphe in seine Veste Malepartus, geleitet von großem Gefolge und von dem König mit Zeichen der Gnade und Huld entlassen.

§. 62. **Fabeln und Sprichwörter.** Auch die äsopische Thierfabel, zu deren Bearbeitung Luther aufforderte, wurde in dem Reformationszeitalter gleich dem Reinecke Fuchs auf die Zustände der Gegenwart in Kirche und Staat angewendet. Der Erste, der sich mit Glück damit befaßte, war **Burkard Waldis**, ein gelehrter, in der alten und neuen Literatur belesener und durch große Reisen praktisch gebildeter Mann voll gesunder Ansichten, Charakterstärke und patriotischer Gesinnung. Er benutzt die Fabel, um die Selbstsucht, die ihm die Quelle alles Uebels ist, zu bekämpfen und Armuth und Bescheidenheit zu preisen. Heftiger in seinen Angriffen, aber weniger vollendet in Form und Darstellung ist der für die Verbreitung der Reformation so thätige Erasmus Alberus, der in seinen Fabeln eben so gegen Ablaßhandel, Klerus und Papstthum, wie gegen Wiedertäufer, Schwärmer, Sectirer und das Interim eifert. — Mehr aufs Weltliche und auf den Staat gerichtet erscheint die Satire in dem der griechischen Batrachomyomachie nachgebildeten **Froschmäusler** des Georg **Rollenhagen** (aus dem Brandenburgischen). Sein Vorbild ist der Reinecke Fuchs und seine Absicht, mit Lachen die Wahrheit zu sagen.

Burkard Waldis c. 1530.

Erasmus Alberus † 1553.

Rollenhagen 1542 bis 1609.

Bröseldieb, der Sohn des Mäusekönigs Parteckfresser, kommt an den Hof des Froschkönigs Seyholt Bausback, wird freundlich aufgenommen, erzählt den Fröschen Mancherlei vom Treiben der Mäuse und läßt sich von den Fröschen erzählen. Bei einer Wasserfahrt auf dem Rücken des Froschkönigs kommt Bröselbieb ums Leben, was einen blutigen Krieg zwischen den Mäusen und Fröschen verursacht. Das Gedicht ist in drei Bücher getheilt. In dem ersten erzählt die Maus, wie es in ihrem Staat zugehe und scheint die Lehre begründen zu wollen, daß Alles seine natürlichen Feinde habe. In dem zweiten werden an die Fabel vom Könige der Frösche Untersuchungen über die Vortheile der Republik, Aristokratie und Monarchie angeknüpft und dabei gelehrt, wie nothwendig es sei, den Storch (Kaiser Karl V.) und den Beißkopf (den Papst) fern zu halten. Das dritte behandelt das Kriegswesen in der epischen Darstellung der Kämpfe zwischen den Fröschen und Mäusen. — Anfangs mehr in der Art eines Thierepos gehalten, mit treuem Anschmiegen an die Natur, nimmt das Gedicht im Verlauf immer mehr den Charakter einer Satire an.

Auch die Sammlungen deutscher Sprichwörter durch Johann Agricola, den Mitverfasser des Interim, und durch Seb. Franck aus Donauwörth, einen vielseitigen Schriftsteller und Geschichtschreiber von wiedertäuferischen Ansichten, gehören in die Klasse der Volksliteratur dieser Zeit. Ihren Fußstapfen folgte der Heidelberger Jul.

Agricola † 1566.

Seb. Franck † 1545.

Zinkgref 1591 bis 1635. Wilh. Zinkgref durch seine Sammlung deutscher Witzreden, Sentenzen und Anekdoten („Apophthegmata, scharfsinnige Sprüche der Deutschen“), die von Opitz ihrer vaterländischen Tendenz wegen gepriesen wurden. Auch als lyrischer Dichter hat sich Zinkgref durch seine Lieder ausgezeichnet.

Johann Fischart † 1589. §. 63. Johann Fischart (geb. zwischen 1545 und 1550, gest. 1589). Fischart (aus Mainz, lebte lange in Straßburg und starb als Amtmann in Forbach) ist der fruchtbarste und witzigste Schriftsteller in der satirischen Volksmanier. Die Zahl seiner verschiedenartigen Werke beläuft sich auf mehr als fünfzig. Er war bewandert in der alten und neuen Literatur aller civilisirten Völker und besaß eine merkwürdige Sprachphantasie, durch die er sich zu den verwegensten Wort-, Satz- und Tonbildungen, zu den ausschweifendsten Gedankenverbindungen, zu den komischsten Verdeutschungen fremder Wörter, zu einem wahren Sprachgewirre verleiten ließ. Im Uebermuthe seiner Einbildungskraft und im Vertrauen auf seinen Witz und seine Gewandtheit überschritt er auf die keckste Weise die soliden Grenzen der Sprach- und Wortbildung, die Luther gesteckt. Eben so ließ er sich auch von dem Reichthum seines Wissens und der Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse zu dunkeln und unverständlichen Anspielungen verleiten. Das ganze Volksleben seiner Zeit mit allen hervorragenden Namen und Erscheinungen ist in seinen Satiren abgespiegelt. Seine Hauptwerke sind folgende: 1) Das glückhafte Schiff, „ein Lobspruch von der glücklichen und wolfertigen Schifffahrt einer bürgerlichen Gesellschaft aus Zürich auf das ausgeschriebene Schießen gen Straßburg“, ein erzählendes Gedicht, das die Mitte hält zwischen dem niedern Volkston und der ernsten Sprache der Heldendichtung. Es ist ein Ehrengedicht auf ein Schützenfest, das im Jahr 1576 die Straßburger anstellten und wobei die Zürcher sich vermaßen, die viertägige Wasserfahrt nach Straßburg in Einem Tage zu machen und einen in Zürich gekochten Hirsenbrei noch warm zu überbringen, zum Beweis, daß sie ihren Freunden in der Noth beistehen könnten. Solche Ehrengedichte von bestellten Pritschmeistern oder Spruchsprechern waren damals bei jeder Volksbelustigung üblich, aber Fischart's schöne Beschreibung, die hie und da einen echt poetischen Schwung hat und seine Bekanntschaft mit den Alten verräth, übertrifft alle ähnlichen Gedichte.

2) Der satirische Heldenroman Gargantua, dessen Titel schon Fischart's übertriebene Witz- und Sprachverschwendung bezeichnet*). In dieser dem französischen Satiriker Rabelais nachgebildeten „Geschichtklitterung“ stellt Fischart derbe Natur und gesunden Verstand der verschrobenen Unnatur der Helden- und Ritterromane entgegen. Sie dient ihm als Rahmen, um deutsche Sitten, Irrthümer und Verkehrtheiten zu schildern und zu verspotten, die Weisheit im Gewande der Thorheit auftreten zu lassen und den Werth höherer humanistischer Bildung und aufgeklärter Religiosität zu zeigen. Fischart „übergießt darin nach einander mit beizender Lauge die Thorheiten der Genealogien und Stammbäume, die Schwelgerei und die Trunksucht, die Kleiderpracht und unvernünftige Kindererziehung, die superkluge Gelehrsamkeit, die Händel- und Prozeßsucht und so fortan; alles in den lebendigsten, wahrsten, wärmsten Gestalten, voll des frischesten, unmittelbarsten Lebens“. Auch die witzige Satire auf die damalige Mode der Astrologie, des Nativitätstellens, des Prognosticirens und Kalendermachens, die unter folgendem Titel herauskam: „Aller Praktik Großmutter, das ist, die dickgebrockte pantagruelische betrugdicke Prockdick oder Pruchnastikatz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein, auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht, durch den wohlbeschickten Mäusstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt“, ist dem Rabelais nachgebildet.

*) Der Titel lautet: Affentheuerliche Naupengeheuerliche Geschichtklitterung. Von Thaten und Rahten der vor kurtzen Langenweilen volln wol beschreiten Helden vnd Herren Grandgusier Gargantua vnd Pantagruel, Königen von Utopien vnd Nienenreich. Etwan v. M. Rabelais französisch entworfen, nun aber vberschrecklich lustig inn ein teutsches Model vergossen vnd vngefährlich obenhin, wie man den Grindigen laußt vertiret durch Huldrich Elloposcleron (ellops Fisch und scleros hart) Reznem (Menzer).

3) Eine Reihe von satirisch-didaktischen und polemischen Schriften, wovon wir folgende

hervorheben: a) Flohhatz, Weiber Tratz*), eine niedrig-komische Satire voll witziger und treffender Wortbildungen (z. B. die Namen der Flöhe Pfetzfilind, Zwickfi, Zupffikek u. a.), neu geschaffener Sprichwörter und gewandter Reim- und Wortspiele. Unter den vielen komischen Zügen liegt die Lehre, daß sich Niemand über seinen Stand erheben solle.

*) „Der Wunder vnrichtige und spottwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der Mücken und des Flohes Strauß mit der Laus“ u. s. w. — Ein Floh klagt der Mücke sein Leid wegen der Verfolgung der Weiber; der Rechtshandel kommt vor Jupiter, die Weiber vertheidigen sich und erhalten ein günstiges Urtheil. Dieses von Derbheiten und Natürlichkeiten strotzende Schriftchen wurde von den lachlustigen Zeitgenossen mit der größten Begierde gelesen.

b) Die burlesk-satirischen Schriften gegen die Mönchsorden und Jesuiten („Jesuwider, die Schüler des Ignaz Lugiovoll“), wobei er den Franziskaner Johann Nasus in Ingolstadt, einen gewesenen Schneidergesellen, zum Stichblatt seines Witzes machte. Dahin gehören: „das vierhörnige Jesuiterhütlein“, „der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit“ (worin Fischart die gereimte Erklärung eines Holzschnittes voll Laune und reicher Composition gibt, wie der heil. Franziscus von den Stiftern der verschiedenen Secten seines Ordens, den Capuzinern, Minoriten, Observanten rc. gemartert und zerrissen wird); ferner der Bienenkorb, eine Umarbeitung aus dem Holländischen, dessen Inhalt und Sprachwitz man wieder aus dem Titel ersehen kann*):

*) Bienenkorb des h. röm. Imenschwarms, seiner Hummelzellen oder Himmelszellen, Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß. Sampt Läuterung der h. röm. Kirchen Honigwaben; Einweihung und Beräucherung oder Fegfeuerung der Imenstöcke, und Erlesung der Bullenblumen, der Dekretenkreuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiter) Säudisteln, der Saurbonischen Säubohnen des Magisnostrischen Liripipefenchels und des Imenplatts der Plattinen, auch des Meßthaues u. H. Saffts von Wunderbäumen cet. cet. alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna justirt und mit Mentzerkletten durchziert. Durch Jesuwalt Pickhart u. s. w.

4) Das Ehezuchtbüchlein, eine satirisch-didaktische Schrift, in welcher sich neben vielen komischen und scherzhaften Zügen auch eine treffliche Abhandlung über Haus- und Familienleben befindet. In dieser schildert der größte deutsche Satiriker „mit Zartheit und Freisinnigkeit das Glück und den Frieden des häuslichen Lebens, die stille Eingezogenheit, die unermüdliche Thätigkeit, die ruhige Milde der wahren Hausfrau“. — Wie Fischart in dem Ehezuchtbüchlein das Verhältniß der Ehegatten zu bessern sucht, so in seiner: „Anmahnung zu christlicher Kinderzucht“ das Verhalten der Eltern zu den Kindern. Auch in dieser kleinen Schrift sind goldene Worte enthalten. 5) Podagrammisch Trostbüchlein*).

*) Podagrammisch Trostbüchlein. Innhaltend Zwo artlicher Schutz Reden von herrlicher Abkunft, Geschlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit vnd tifgesuchtem Lob des Hochgeehrten, Glidermächtigen und zarten Fräuleins Podagra. Nun erstmals zu kitzeligem trost vnd ergezung andächtiger Pfotengrammischer personen, oder Handkrämpfigen vnd Fusverstrickten kämpfern lustig vnd wacker (wie ein Hund auf dem Lotterbett) bossirt und publicirt durch Huldrich Elloposcleron a. 1577.

4. Hans Sachs. Dramatische Dichtung.

§. 64. Hans Sachs, ein Nürnberger Schuster, war einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Schriftsteller dieser reichen, regsamen Zeit, der Alles dichterisch darzustellen wußte, was bis dahin im deutschen Volke lebendig gewirkt hatte. Geboren in einer Stadt, die damals der Mittelpunkt des geistigen Verkehrs war, wo Künstler (Albrecht Dürer u. A.) und Dichter (Celtes, Rosenblüt, Folz) lebten, wo gebildete Patrizier, wie Pirkheimer, gelehrte und talentvolle Männer unterstützten und an sich zogen, wo Handel und Gewerbfleiß Wohlstand schufen und eine gute städtische Verfassung bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit begründete, kann Hans Sachs als Repräsentant des ruhigen, patriotischen und ehrsamen Bürgerstandes angesehen werden. Er war ein Volksdichter mied aber die plebejische Gemeinheit und den rohen Ton der herrschenden Literatur; er war ein Freund der Kirchenreformation, und begrüßte schon um 1523 in der „Wittenberger

Hans Sachs 1494—1576.

Nachtigall" Luther's Auftreten als den Anbruch eines neuen Tages, der Religion und Kirche von vielen Mißbräuchen reinigen werde, aber er stimmte nicht in den leidenschaftlichen Ton der himmelstürmenden Neuerer ein und sprach in der Klagrede über Luther's Tod seine Mißbilligung aus über die Streitigkeiten der Theologen und über die „Maulchristen"; er tadelte die Gebrechen des deutschen Reiches, geißelte das Gebahren der Römlinge und Juristen, durch welche Eintracht und Gemeinsinn untergraben werde, und strafte die Selbstsucht der obern Stände als die Hauptquelle des Verfalls des Reiches; aber er schrieb keine geharnischten Reden und Aufrufe voll Feuer und Heftigkeit wie Hutten und verlor nie seine Stellung als bürgerlicher Dichter und Handwerker aus dem Auge. Sein Streben ist vorzüglich auf die Belehrung und Besserung seiner Standesgenossen gerichtet. Er stellt eheliche Treue, Nächstenliebe und häusliche Tugend als Grundlage jedes bürgerlichen Glücks dar; er eifert gegen Eigennutz, Neid und Egoismus als die Quelle alles Unheils und preist Einfachheit, Ruhe und Zufriedenheit als Gegensatz gegen die herrschende Hoffahrt und Erwerbsucht. Als Quelle der Belehrung dienten ihm die Uebersetzungen der alten Schriftsteller und die Bibel, deren Verständniß er dem Bürgerstande erschloß. In populären Erzählungen legte er dem Volke die kräftigen Züge von Freundschaft, Vaterlandsliebe, Bürgertugend und Seelenadel der Griechen und Römer ans Herz, und an die Geschichten und Gleichnisse der Bibel knüpfte er passende Lehren fürs Leben. — In seiner spätern Periode bildete Hans Sachs mehr die spaßhafte Gattung, Schwänke und Fastnachtsspiele, aus und traf darin so den richtigen Ton, daß er der ganzen folgenden Zeit Muster und Vorbild wurde. Unter Scherzen und Späßen, unter Laune und Muthwillen schildert er das Treiben und Thun der untern Volksklassen, der Handwerker und Bauern, der Soldaten und Landstreicher, der Zigeuner und Gauner mit einer Natürlichkeit und Lebendigkeit, wie sie in den niederländischen Bildern herrscht; doch überall liegt eine Lehre, eine Sittenpredigt zu Grunde, überall leuchtet ein ehrsamer Sinn, eine derbe, aber redliche Natur hervor. Seine zahlreichen Schriften, von denen viele noch nicht gedruckt sind, setzen durch die Mannichfaltigkeit der Form in Erstaunen. Erzählungen, Fabeln, Geschichten, Legenden, Schwänke, Gedichte, dramatische Volksstücke, Fastnachtsspiele u. A. dienten ihm als Formen für seine unterhaltende und belehrende Schriftstellerei.

Die von ihm selbst in drei Foliobänden veranstaltete Ausgabe von 1558—1561 enthält Erzählungen aus der Geschichte und Mythologie (über 480); biblische Erzählungen, Legenden und geistliche Betrachtungen (210); Fabeln und Schwänke (286); Psalmen, Meistergesänge, Gespräche, Anekdoten, Allegorien, vermischte Gedichte und endlich noch eine große Anzahl dramatischer Stücke, Tragödien (56), Komödien (68) und Fastnachtsspiele (62).

§. 65. Schauspiele. a) Mysterien und mittelalterliche Narrenfeste. Die Poesie des 16. Jahrhunderts mit ihrer Derbheit und ihrem natürlichen Mutterwitz bildet auch darin zu der künstlichen romantischen Ritterdichtung den Gegensatz, daß sie ihren Blick eben so auf die Gegenwart richtet, wie diese auf die Vergangenheit, und sich darum in demselben Maße dem Drama zuwendet, wie die Ritterdichtung dem Epos. Die Anfänge unseres Schauspiels sind in der kirchlichen Liturgie zu suchen. Die um Ostern von verschiedenen Personen mit Gesang vorgetragene Leidensgeschichte Jesu führte leicht auf den Gedanken, Action und Dialog damit zu verbinden. Bald wurden solche Darstellungen (Mysterien) auch an den übrigen Festtagen aufgeführt und sowohl durch Einschaltungen anderer biblischen Geschichten als durch Beifügung redender und erzählender Personen und Lustigmacher (Joculatoren) erweitert und belebt. Die letztern führten in der heitern Fastnachtzeit komische Zwischenscenen auf und bildeten so einen Gegensatz gegen den Ernst der Osterfeier. Mit der Zeit wurden diese Mysterien aus der Kirche, wo gewöhnlich auch die Spiele und Aufzüge der Gaukler, Seiltänzer und Minstrels stattfanden, auf den Markt und ins öffentliche Leben eingeführt und zum Ergötzen des schaulustigen Volks allerlei Possen und Mummereien hinzugefügt. Trotz des wiederholten Verbotes von Rom aus betheiligten sich an solchen Spielen und Luftaufzügen die Geistlichen. Im Mittelalter stand das ganze Volksleben mit der Religion und Kirche in vielfacher

Wechselbeziehung und erlitt durch die Kirchengesetze mancherlei Zwang und Hemmung; dafür rächte sich das Volk von Zeit zu Zeit durch Spott und Muthwillen, ohne damit der Heiligkeit der Religion zu nahe zu treten. Von der Art waren die besonders in Frankreich ausgebildeten Narrenfeste, die aus einer Verspottung heidnischer Gebräuche (wahrscheinlich der Saturnalien) allmählich in eine christliche Narrentheidung übergegangen zu sein scheinen, indem man irgend eine Begebenheit aus dem Leben Jesu in Festaufzügen darstellte, die dann mit einem lustigen Schmaus schlossen. So ritt jedes Jahr am Palmsonntag der Bischof von Halberstadt, Christus vorstellend, in Quedlinburg ein, vorauf acht Männer als Palmbrüder, Zweige hauend und ausstreuend, und im Gefolge Geistliche, Mönche und Volk in großer Menge.

§. 66. b) Das Fastnachtsspiel. Dies erleichterte im 15. Jahrhundert, als man besonders auf Befriedigung der Lachlust des Volks ausging, die Lostrennung des komischen und spaßhaften Theils der Mysterien, als Fastnachtsspiel, von dem ernsten. Zur Zeit des Carnevals, wo sich von jeher das Volk dem Scherz und der Laune überließ, sammelten sich einige muthwillige Leute in der Wohnung irgend eines freigebigen Bekannten und setzten durch allerlei Mummereien, derbe Scherze, handgreifliche Späße und lustige Einfälle denselben in so gute Laune, daß er sie mit einer gastlichen Bewirthung belohnte. Als Bühne dienten einige über Bänke gelegte Bretter. Was anfangs nur Erguß augenblicklicher Laune (Improvisation) war, wurde später nach einem gewissen Plan angelegt und in Dialoge gebracht, wobei Jahrmarktscenen, Prozesse, Ehezwiste u. dergl., in denen sich derbe Witze und Anspielungen anbringen ließen, den Hauptinhalt bildeten. Solche Fastnachtsspiele waren besonders in Nürnberg üblich, wo im 15. Jahrhundert die Meistersänger Hans Folz nnd Rosenblüt eine Reihe solcher Farcen dichteten. Im Reformationsjahrhundert nahmen dieselben einen polemischen Charakter gegen den Papst und die römische Kirche an, in welcher Haltung besonders der Berner Maler Nic. Manuel († 1530) ausgezeichnet ist. Seine „sterbende Beichte" ist ein muthwilliges Spiel voll Witz und Spott in der Volksmanier. Auch Hans Sachs und Jac. Ayrer dichteten solche volksthümliche Fastnachtsspiele.

§. 67. c) Die deutsche Volkskomödie. Im Lauf des 16. Jahrhunderts bildete sich durch den Einfluß des antiken Drama's das regelmäßige Schauspiel in Deutschland aus. Dies geschah 1) dadurch, daß die Zöglinge humanistischer Lehranstalten zur Einübung der lateinischen Sprache Stücke von Plautus und Terentius aufführten und zum bessern Verständniß deutsche Einleitungen und Einschaltungen beifügten, bis sie zuletzt die gelehrte Sprache ganz aufgaben und so die Verlegung des Schauspiels aus der Schule unter das Volk herbeiführten; 2) dadurch, daß die antiken Dramen übersetzt und Jedermann zugänglich gemacht wurden; und endlich 3) dadurch, daß einige Humanisten, wie Celtes und Reuchlin, einheimische volksmäßige, oder auch religiöse Stoffe in der gebildeten Sprache und Form des Terenz bearbeiteten und zur Vorstellung brachten (wie denn bereits im J. 1498 zu Heidelberg im Hause des berühmten Dalberg eine solche regelrechte, von Reuchlin bearbeitete lateinische Komödie aufgeführt ward).

Solche lat. Stücke, unter denen sich die des Würtembergers Nicod. Frischlin aus Waiblingen († 1590 bei einem Fluchtversuch aus der Bergfestung Hohen-Urach durch einen Sturz über die Felsen) durch Reiz der Erfindung und Witz auszeichnen, wurden dann, wie Frischlin's Rebecca, Susanna u. a. behufs der Aufführung übersetzt, was endlich die Gelehrten (in deren Hände die Volksliteratur am Ende des Jahrhunderts übergegangen war) bewog, sich bei der Abfassung ihrer Schauspiele sogleich der deutschen Sprache zu bedienen.

Zu gleicher Zeit gab Hans Sachs der deutschen Volkskomödie einen großen Aufschwung, indem er sich nicht mehr blos an religiöse Gegenstände hielt, sondern auch die alte Geschichte und Mythologie, die mittelalterlichen Sagen und Erzählungen, kurz den ganzen Stoff des Lebens und der Geschichte in den Kreis seiner dramatischen Dichtungen zog; und so unvollendet auch noch Form und Anlage der meisten Stücke sind, wo die Erzählung oft nur in einen Dialog umgewandelt erscheint, so ist er doch als der Schöpfer des kunstmäßigen Drama in Deutschland anzusehen, indem sein Verfahren für

Ayrer † 1606. die folgenden dramatischen Dichter (unter denen der Nürnberger Notar *Jacob Ayrer* der bedeutendste ist) maßgebend blieb*). Wäre man auf Hans Sachsens und Ayrer's Spur fortgeschritten, so hätte sich im 17. Jahrhundert, wo der Herzog *Heinrich Julius von Braunschweig* bereits eine Hofbühne hatte und selbst Schauspiele dichtete, in Deutschland eben so leicht ein Nationaltheater bilden können, wie in England durch *Shakespeare* und in Spanien durch *Lope de Vega*; aber theils der niedrige Culturzustand des Volks, theils der Mangel einer gebildeten Hauptstadt und eines bedeutenden Dichters hemmte das Begonnene und hielt den rohen Volkston fest, dessen Organ besonders der *Hanswurst* oder die „lustige Person", eine Art Eulenspiegel, war.

*) Die Stücke von Ayrer, wie alle gleichzeitigen dramatischen Producte, sind zwar mit Zügen von roher Grausamkeit und blutiger Barbarei angefüllt, entbehren aber keineswegs tragischer Kraft und dramatischer Anlage. Eine *englische Schauspielertruppe*, die im J. 1600 Deutschland durchzog und mit großem Beifall ihre blutigen Tragödien aufführte, übte darauf einen unverkennbaren Einfluß.

§. 68. d) *Die Oper.* Während des dreißigjährigen Krieges, wo alle Volksbelustigungen aufhörten, wurde das Volksschauspiel vergessen. *Opitz*, der Vater der neuen Kunstpoesie, führte auch das Drama wieder ein, indem er außer der Antigone des Sophokles auch einige *Tragödien* des *Seneca* und einige italienische *Sing-* und *Schäferspiele* übersetzte, aber nicht für die Bühne, sondern zur Lectüre. Und wie denn Opitz in Allem maßgebend war und Nachahmer fand, so auch hier. *Gryphius*, *Lohenstein* und *Weise* schritten auf seiner Bahn fort; die *Pegnitzdichter* bildeten die mit Musik begleiteten dramatischen *Sing-* und *Schäferspiele* aus, die nach dem Westfälischen Frieden, als an den Höfen und beim Volke die Lust an Schaugepränge einriß, in die *Oper* übergingen. Diese letztere Gattung, die aus Italien eingeführt wurde und zuerst in Sachsen, dann in den Reichsstädten (Nürnberg, Augsburg, Hamburg) in Aufnahme kam, wurde bei der immer mehr zunehmenden Schauwuth bald so mächtig, daß sie das Drama ganz verdrängte. Alle Künste, Musik, Malerei, Architektur und Dichtung, wirkten hier zusammen, und um die Sinnenreize eines verwöhnten Geschlechts noch zu mehren, wurden Maschinenkunst, Tanz, Feuerwerk u. dergl. hinzugefügt. Dies war der Anfang des Theaterprunkes, der in unsern Tagen so zugenommen hat, daß „die Bühne die Handlung in sich hineinschluckt und sie gewissermaßen blos zur Staffage der Decoration herabsetzt". Das ganz sinnliche Gaukelwerk ohne Natur und Gehalt erfuhr im 18. Jahrhundert von drei Seiten her einen Widerstand, der seinen wuchernden Uebergriffen einen Damm setzte, von den Geistlichen, von dem großen Musiker *Händel* und von *Gottsched*.

5. Luther's Einfluß auf die deutsche Literatur. Das Kirchenlied.

§. 69. a) *Deutsche Prosa.* Luther war nicht nur der Gründer einer neuen Kirche, er war auch der *Schöpfer der neu-hochdeutschen Prosasprache* und des für das kirchliche Leben der Protestanten so wichtigen *Kirchenliedes*. Seine in apostolischem Geiste verfaßte *Bibelübersetzung*, die in die Hände des Volks überging und eine beispiellose Verbreitung erlangte, wurde eben so die Grundlage der Sprache wie der evangelischen Gesinnung. Tiefes religiöses Gemüth, Kernhaftigkeit des Ausdrucks, Wärme und Kraft der Sprache beurkundeten eine innere Seelenverwandtschaft des Uebersetzers mit den gottbegeisterten Verfassern der alt- und neutestamentlichen Schriften und verliehen dem Bibelwerke auf Jahrhunderte ein gesetzgebendes Ansehen für deutsche Sprache, wie für deutsche Denkweise und für deutsches Gefühl. Nächst der Bibel waren Luther's *didaktische Werke*, wozu seine *Predigten*, seine *Katechismen*, eine Anzahl *Trostschriften*, *Tischreden* u. dergl. m. gehören, sowie *Briefe* und *Gutachten*, *Streit-* und *Flugschriften* für deutsche Sprachbildung von höchster Bedeutung. Diese letztern waren in der Regel der Erguß einer kräftigen, von Religiosität und Vaterlandsliebe durchdrungenen Gesinnung, so sehr auch hie und da der Feuereifer des Reformators sich in leidenschaftlichen Ausfällen kund gab und die Kraft seiner Natur ihn zu zornigen, derben,

ja rohen Aeußerungen fortriß. Charakter und Bildung der Zeit waren derb und rauh; wie sollte Luther, in dessen Natur sich alle Vorzüge und Fehler jener kräftigen Zeit vereinigt fanden, fein und rücksichtsvoll gegen die Widersacher erscheinen?

Von der Art sind seine Streitschriften gegen König Heinrich VIII. von England, gegen Heinrich von Braunschweig „*wider Hans Worst*" und die zornige Flugschrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern. Zu den besten in gemäßigter Sprache verfaßten Streitschriften gehört die Aufforderung „An den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung" und „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche".

Luther's Streitschriften wurden von den zanksüchtigen Theologen der Reformationszeit nur zu sehr nachgeahmt und überboten, indeß seine religiöse Tiefe und Innigkeit und seine bibelfeste Sprache unter dem Streit über unerklärbare Glaubenssätze und symbolische Rechtgläubigkeit zu Grunde ging, bis die in gemüthlicher und herzlicher Rede abgefaßten *vier Bücher vom wahren Christenthum* von *Joh. Arnd* und die Wirksamkeit Arnd
Spener's und der *Pietisten* der deutschen Nation die lutherische Bibelsprache und 1555 bis 1621.
mit ihr die Gefühlswärme und freie Schriftforschung zurückgaben. — Die durch Luther begründete deutsche Prosa kam bald in *Geschichtswerken* und in einzelnen *wissenschaftlichen Schriften* zur Anwendung. Zwar blieb für die ernstere Geschichte auch im 16. und 17. Jahrh. die *lateinische* Sprache noch die gewöhnliche, wie wir aus Sleidanus, Thuanus, Grotius, Seckendorf's Reformationsgeschichte u. a. ersehen; aber neben dieser gelehrten Geschichte wurden gleichzeitig *historische Werke in der Volkssprache* bearbeitet, die, wenn sie gleich durch die unkritische Darstellung und mancherlei fabelhafte Zusätze für die Geschichtsforschung von geringer Bedeutung sind, doch als Volksbücher wegen ihrer gemüthlichen und ansprechenden Sprache und Erzählung hohen Werth haben.

Von der Art sind die *Schweizer Chronik* von *Aegidius Tschudi* (1505—1572), die *bayerische* Tschudi.
Chronik und die *Chronika* vom Ursprunge des alten Teutschlands von dem Bayern *Turnmeyr von* Aventinus.
Abensberg (*Aventinus*; † 1534) und die *Chronika, Zeytbuch und Geschichtbibel* von Anbegyn Sebast.
bis 1531 von dem vielverfolgten Wiedertäufer *Sebastian Franck* (1500—1545); auch die etwas rohe Franck.
Selbstbiographie des bekannten fränkischen Ritters *Götz von Berlichingen* († 1562, verdient eine Erwähnung. Derselbe Sebastian Franck gab auch eine Sammlung *deutscher Sprichwörter* nebst Erklärung ihres Sinnes („Schöne weise herrliche Clugreden und Hoffsprüch") heraus, worin ihm der als Mitverfasser des *Interims* bekannte Johann *Agricola* von Eisleben († 1566) vorangegangen war. Agricola.
Auch bei wissenschaftlichen Werken bedienten sich einige nicht dem Gelehrtenstande angehörige Männer der deutschen Sprache, wie Albrecht Dürer (Unterweysung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheydt in Linien, ebenen und ganzen Corporen u. s. w.), *Jacob Böhme* u. A., doch blieb bis auf *Thomasius* bei gelehrten und wissenschaftlichen Werken und Vorträgen die lateinische Sprache die allein gültige und gebräuchliche.

§. 70. b) *Kirchenlied.* In der bewegten Zeit der Glaubenserneuerung ist das Anstimmen eines neuen Kirchenliedes häufig das Signal zur Einführung der Reformation geworden. Diese tiefe Bedeutung des religiösen Gesanges auf das Gemüth der Menschen erkannte der musikalisch gebildete und mit poetischer Natur begabte deutsche Reformator sehr bald; er machte darum den deutschen Kirchengesang zu einem wesentlichen Bestandtheile des evangelischen Gottesdienstes und regte durch That und Wort zur Abfassung geistlicher Lieder an. Er übersetzte ältere lateinische Kirchengesänge, bearbeitete Psalmen und dichtete geistliche Lieder, wobei er den kühnen Schritt und den gedrungenen Ausdruck des mehr im Süden einheimischen *Volkslieds* beibehielt und einfache, leicht faßliche *Melodien* theils selbst componirte, theils den Hussiten entlehnte. Sein Beispiel und seine Anregung erweckte Nacheiferung. Dichter und Sänger, hingerissen von dem gewaltigen Geiste der Zeit, widmeten ihre Kräfte dem geistlichen Liede und bahnten dem Evangelium den Weg zum Volke, dessen Gemüth und Phantasie durch die neuen religiösen Gesänge mächtig ergriffen ward. Während man auf Reichstagen und in Religionsgesprächen über die evangelische Kirchenlehre stritt, führte das deutsche Kirchenlied mit seinen ernsten, einfachen *Chorälen* Tausende dem Evangelium zu. In Kirche und Haus, im stillen Kämmerlein und auf der lauten Gasse erschallten Psalmen und geistliche Lieder. Ein neuer Volksgesang, an kunstloser Form und einfachem Bau dem alten *Volkslied* verwandt, aber mit reli-

giösem Inhalt, in dem sich Zuversicht und heiteres Gottvertrauen aussprach, brach sich breite Bahn. Das Kirchenlied weckte in den Herzen des Volks religiöse Empfindung; es gab der Stimmung und dem Gefühle Ausdruck, es riß die Menge zur Begeisterung hin. — Die ältesten und kräftigsten Lieder waren der Erguß einer augenblicklichen Empfindung, einer herrschenden Stimmung; sie waren Gelegenheitsgedichte, in denen sich häufig die kirchlichen und politischen Zustände der Zeit, die religiösen Meinungen, die geistigen Kämpfe abspiegelten. In der Noth erflehen sie Hülfe vom Himmel; in Kummer und Trübsal gewähren sie Trost durch Erweckung der Hoffnung und Zuversicht in Gott; im Glück athmen sie Gefühle des Dankes. Die ältesten Kirchenlieder ahmten in Ton und Haltung, ja nicht selten auch in der Melodie Volkslieder der Zeit nach, z. B.: „O Welt, ich muß dich lassen"; „Herzlich thut mich verlangen"; u. a. m. Anfangs war die geistliche Dichtung vorzugsweise in den Händen der protestantischen Geistlichen (Erasmus Alberus, † 1553; Paul Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her!"; Nic. Decius: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!"; Mich. Weiß, † 1540, der die Hussitischen Lieder übersetzte); als aber die religiösen Angelegenheiten so vorherrschend wurden, daß sie alle anderen Interessen und Gefühle zurückdrängten, versuchten sich Leute aus allen Ständen darin. Hatte dies einerseits die Wirkung, daß der Volksgesang durch das Evangelium geheiligt und geläutert ward, so führte es auch andrerseits eine massenhafte Vermehrung der geistlichen Lieder herbei, wodurch dann bald eine Scheidung in eine gemüthlich weltliche und eine feierlich kirchliche Richtung eintrat.

Die eine, mehr weltliche Gattung, als deren Vertreter Nic. Hermann († 1561), Cantor in Joachimsthal, und Ringwaldt gelten können, lehnte sich an das Volkslied an und war mehr für das Haus als die Kirche geeignet, indem sie in traulichem, einfachem Tone die Empfindungen des Menschen bei den Wechselfällen des Lebens aussprach, sich allen Ständen anpaßte, auf alle Lagen einging; die zweite, mehr feierliche und darum beim Gottesdienst angewendete Gattung schloß sich an die Psalmen an und wurde vorzugsweise von Gelehrten und Geistlichen gepflegt. Die schlichte und natürliche Uebertragung des ganzen Psalter von Burk. Waldis wurde am Ende des Jahrhunderts durch die mehr kunstgerechte des Königsberger Lobwasser verdrängt, der zuerst von der lutherischen Bibelsprache abging und den Uebergang zu Opitz bildete.

Auch im 17. Jahrh. war das Religiöse noch so vorherrschend, daß das Kirchenlied ein Hauptbestandtheil der Dichtkunst blieb; doch nahm dasselbe in Ton und Behandlungsart verschiedene Gestalten an. (Paul Gerhard 1606—76.) **Paul Gerhard** aus Sachsen, eine Zeit lang Prediger in Berlin, folgte Luther's Vorbilde und bewahrte in seinem frommen Gemüthe die Heiterkeit, die Zuversicht und das Gottvertrauen der ältern Lieder. „Als er sein Lutherthum in Berlin gefährdet sah, befahl er Gott seine Wege und wanderte ins Elend." Seine 120 Lieder in einfacher, kräftiger Sprache waren „eine helle Stimme des christlichen Volksgesangs in allen Beziehungen des Menschenherzens zur Gottheit". („Befiehl du deine Wege"; „Sollt ich meinen Gott nicht singen"; „Wach auf mein Herz und singe"; „O Haupt voll Blut und Wunden" u. a.) Dagegen gingen Andere auf Tauler und die Mystiker zurück, führten das alte Bild von Christus als Bräutigam und der Seele als Braut in unzähligen Wendungen durch und verbanden mit einem Reichthum an Bildern und sinnlichen Anschauungen eine Weichheit des Gefühls, die hie und da ins Süßliche und Mattherzige überging. (Spee 1591—1635.) Dazu gehört der katholische Liederdichter Friedrich von Spee („Trutz Nachtigall") und der von ihm angeregte Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius, der später zur katholischen Kirche übergetretene Verfasser des „Cherubinischen Wandersmann", einer Sammlung geistlicher Sprüche und Sinngedichte, nicht ohne Tiefe des Gefühls und dichterischen Schwung. (Angelus Silesius 1624—77.)

Die Verschiedenheit der Gesinnung und Schreibart, die sich in den übrigen Schriften des zelotischen Convertiten Joh. Scheffler von der sanften Mystik des Angelus Silesius kundgibt, hat neuere Forscher zu der Meinung geführt, daß jener heftige Feind des Protestantismus nicht der Verfasser des „Cherubinischen Wandersmann" sei.

Eine dritte Gattung wurde von den schlesischen Dichtern ausgebildet, die eine vollendetere Kunstform anstrebten, dabei aber entweder, wie Opitz, das tiefere religiöse Gefühl und den frommen Sinn der älteren Zeit entbehrten oder, wie der schwermüthige,

von harten Schicksalsschlägen heimgesuchte Andr. Gryphius, die Heiterkeit und Zuversicht eines Luther und Gerhard fallen ließen, die Erde als ein Jammerthal ansahen und ihre Phantasie mit Grab- und Kirchhofsbetrachtungen füllten („Die Herrlichkeit auf Erden muß Staub und Asche werden").

Auch Neumark († 1681, „Wer nur den lieben Gott läßt walten"), Paul Fleming („In allen meinen Thaten"), Knorr von Rosenroth (1636—1689), der fruchtbare, einen feierlicheren Ton anstimmende Johann Rist und der seichte Schmolke dichteten Kirchenlieder.

Um die Mitte des 18. Jahrh. erlitt das Kirchenlied eine wesentliche Veränderung, indem man ihm eine feinere Gestalt und gebildete Sprache verlieh und an die Stelle der alten Einfalt Würde und Schwung setzte. Der berühmteste unter diesen Dichtern ist der kirchlich-fromme Gellert, in dessen Liedern, die bis auf den heutigen Tag den Hauptbestandtheil der protestantischen Gesangbücher bilden, religiöses Gefühl und ein gottergebenes Gemüth, aber weder die alte Freudigkeit und gesunde Kraft, noch die Stärke und Lebendigkeit der gläubigen Empfindung, wie bei Luther und Paul Gerhard, sich vorfinden. Durch Klopstock kam auch in das Kirchenlied ein höherer Flug und ein feierlicherer Ton, die dasselbe aber nur dem Herzen des Volkes noch mehr entfremdeten.

6. Gang und Ergebniß der deutschen Volksliteratur.

§. 71. Wir haben gesehen, wie die deutsche Poesie im Anfang Gemeingut des ganzen Volkes gewesen, wie sie dann unter den Händen der Geistlichkeit eine christlich-religiöse Färbung angenommen, bis sie durch die adeligen und ritterlichen Minnesänger zu einer Kunstpoesie, zu einer Beschäftigung der vornehmen Stände und der gebildeten Weltleute wurde, welche sie zur Trägerin der romantischen Zeitideen machten und sich ihrer zum Schmuck und zur Verschönerung des höfischen und ritterlichen Lebens bedienten. Einen ähnlichen Gang sahen wir auch die deutsche Dichtung in ihrer zweiten mit der Reformationszeit und ihren Vorboten beginnenden Periode durchschreiten. Als sich die ritterliche Minnepoesie überlebt hatte, entstand in den Städten der bürgerliche Meistergesang unter der Pflege der Handwerker und daneben das Volkslied, das überall heimisch, besonders der theure Schatz der fahrenden Leute ward, der Studenten und Wandergesellen, der Soldaten und Jäger, der fröhlichen Zecher, der heitern Spieler und der kummervoll Trauernden. Waren die Meisterlieder der ehrbaren Sängerzunft in den deutschen Reichsstädten gleich den Minneliedern, an deren Stelle sie traten, eintönig und ohne Schwung und wahre Poesie, nach gewissen Regeln und Weisen (Tabulaturen) eingerichtet, so herrschte dagegen in den deutschen Volksliedern eine frische Natur, Wahrheit und Tiefe der Empfindung und ein echtes Gefühl, sei es der Wehmuth, wie bei den Abschiedsliedern, oder des Liebesgrames, sei es der Freude und der Lebenslust. Auch die Volksliteratur haben wir kennen gelernt, sowohl die alten Sagen, Märchen und Geschichten, die sich bei dem Verfall der Ritterdichtung und Romantik in einzelnen prosaischen Volksbüchern erhalten haben, wie die Erzählungen von den vier Haimonskindern, dem gehörnten Siegfried, Herzog Ernst von Schwaben u. a. m., als die komische und satirische Volksliteratur voll Witz und Humor, wie Till Eulenspiegel u. a., worin ein Landstreicher, Gauner, einer jener fahrenden Leute, von denen es damals in Deutschland wimmelte, den Helden abgab und den Mutterwitz und die Naturtriebe der unteren Volksklassen gegen die steife Convenienz und Höflichkeitsformen der Vornehmen zur Geltung brachte. Auch die Erzählungen von dem Erzschwarzkünstler Doctor Johann Faust sind in einem solchen Volksbuch enthalten. Die Sage hat ihn dann zum Repräsentanten der geistigen Ueberhebung und des vermessenen und frevelhaften Forschungstriebes ausgebildet, wie den Don Juan zum Träger der unbezähmten sündhaften Sinnen- und Liebeslust, bis beide dem bösen Feinde anheimfallen. Der fruchtbarste Schriftsteller in dieser Gattung spaßhafter und zugleich belehrender Volksliteratur war der Nürnberger Schuhmacher und Meistersänger Hans Sachs, der den reichen Vorrath von Volkserzählungen, Schwänken, Fabeln, Volksschauspielen, Anekdoten und dergl. benutzte, um die unteren und mittleren

Kreise zu unterhalten und zu unterrichten. Damals liebte man es, die Gebrechen und Fehler der Gesellschaft als Narrheiten darzustellen, die Weisheit im Gewande der Thorheit auftreten zu lassen. In dieser ironischen Haltung hat Seb. Brant, dem Beispiele des gefeierten Humanistenführers Erasmus folgend, in seinem „Narrenschiff“ ein unsterbliches Werk geschaffen, das Vielen als Vorbild diente. Einige Jahrzehnte nachher hat der geniale Nachahmer des französischen Dichters Rabelais, Johann Fischart in einer Menge humoristischer Schriften und Gedichte alle Richtungen und Verkehrtheiten der Zeit im Spiegel des Momus mit witziger zuweilen phantastischer Sprachkünstelei dargestellt. Unterdessen hatte sich der Sinn des deutschen Volks den religiösen und kirchlichen Interessen mehr zugewendet, die seit Luthers Auftreten in den Vordergrund der menschlichen Anliegen gerückt worden. Da nahm auch die lyrische Poesie eine andere Richtung, indem sie das Volkslied zum Kirchenlied umwandelte, den alten Formen einen religiösen Inhalt gab, eine Richtung die noch das folgende Jahrhundert hindurch andauerte.

Dritter Theil.

Neuere Literatur.

A. Die Periode der Nachahmung.

§. 72. Charakter der Zeit. Der dreißigjährige Krieg, der das deutsche Staatswesen fremden Einwirkungen preisgab, begründete auch in der Literatur die Herrschaft des Auslandes. Diese Fremdherrschaft läßt sich sowohl in dem Charakter der Sprache, als in den gelehrten Genossenschaften und in Form und Inhalt der deutschen Dichtungen erkennen. — Die deutsche Sprache verlor den kräftigen, einfachen Charakter, den ihr Luther verliehen, und wurde durch Einmischung vieler den alten oder den romanischen Sprachen entlehnten Fremdwörter entstellt; und wie in Italien und Frankreich Akademien, so wurden in Deutschland gelehrte Gesellschaften zur Reinhaltung und Ausbildung der Sprache und zur Hebung der Dichtkunst errichtet.

So die der italienischen „Kleiengesellschaft“ (academia della Crusca) nachgebildete **fruchtbringende Gesellschaft** oder der Palmenorden in Weimar und Köthen (gestiftet 1617), dessen vornehme, theils hochgeborne, theils hochgelehrte Mitglieder Beinamen aus dem Pflanzenreich trugen, was zu Affectationen und lächerlichen Spielereien führte; die von Zesen gebildete **deutschgesinnte Genossenschaft** (gegründet 1643), die in ihrem Eifer für Sprachreinheit (Purismus) sich zu unsinniger Verdeutschung von Fremdwörtern verleiten ließ; der von den Nürnberger Dichtern Harsdörfer und Klai 1644 gestiftete Pegnitzer Blumenorden, dessen Mitglieder Hirtennamen annahmen; der von Joh. Rist 1656 gegründete **Schwanenorden** an der Elbe u. a.

Zu Vorbildern nahmen die deutschen Dichter besonders den schwülstigen, bilderreichen Italiener Marini und die glatten französischen Schriftsteller, von denen sie die schleppende „heroische“ Versart, den Alexandriner, sowie die Regeln der Sprach- und Dichtkunst entlehnten. Von dieser Zeit an blieb über ein Jahrhundert die in Sprache und Form vollendete, aber kalte und steife Literatur der Franzosen Muster und Vorbild der deutschen Dichtung. — Selbst das Studium der altklassischen Literatur

war für die deutsche Poesie dieser Periode unheilvoll, indem man nur ihre Kunstregeln befolgte und ihre Formen nachahmte, aber für den hohen Geist derselben kein Verständniß hatte. Kraft, Freiheit und Selbstgefühl gehen diesen Dichtern gänzlich ab; sie kriechen vor allem Vornehmen und spenden den hochgebornen Schützern und Gliedern des fruchtbringenden Ordens endlose Lobpreisungen und Schmeicheleien. In der Poesie dieser Zeit herrscht der Form nach die Lyrik, dem Inhalt nach das Religiöse vor; und so künstlich und geziert diese Dichter in ihren meisten Erzeugnissen waren, im Kirchenlied hielten sie sich an die überlieferte Form und blieben daher volksthümlich und herzlich. Der Hauptsitz ist nicht mehr wie früher der Süden, sondern der protestantische Norden; die zwei einzigen süddeutschen Dichter von Bedeutung, der Würtemberger Gg. Rud. Weckherlin († 1651), ein kräftiger Odendichter (Trauergedicht auf Gustav Adolf), der nach dem Vorbilde der ausländischen Literaturen, die er auf größeren Reisen in Frankreich und England kennen gelernt, die neuhochdeutsche Gelehrtendichtung zu heben und auszubilden bemüht war, und der Heidelberger Zinkgref lebten an protestantischen Höfen.

1. Die schlesische Dichterschule.

§. 73. Opitz und Paul Fleming. Der Schlesier **Martin Opitz** galt den Zeitgenossen als „Vater und Wiederhersteller der Dichtkunst", weil er die herabgekommene Poesie wieder zu Ehren brachte, weil er eine neue, auf die Gesetze des Alterthums gegründete Kunstform schuf und weil er, auf dem Boden des Humanismus stehend, die altklassische Literatur als Vorbild empfahl und zu dem Zweck die Antigone des Sophokles und andere griechische und lateinische Werke übersetzte. — Während der Reformation war das weltliche Volkslied verstummt, Gelehrte hatten sich der Poesie bemächtigt und ihre Gedanken gewöhnlich in lateinische Verse gekleidet; die weltliche Dichtkunst war Bänkelsängern und Gelegenheitspoeten anheimgefallen und ganz in Verachtung gerathen. Es war daher ein großes Verdienst, daß Opitz, der als Mitglied des Palmenordens und als gelehrter, gebildeter Mann in hohem Ansehen stand und mit den bedeutendsten Gelehrten des Auslandes, wie Heinsius, Hugo Grotius, de Thou u. A. befreundet war, seine Kräfte der deutschen Poesie zuwandte, und dadurch den gesunkenen Dichterstand wieder hob. Vertraut mit der altklassischen Literatur und mit den modernen Dichtungen des Auslandes, ward Opitz der Schöpfer einer neuen poetischen Kunstform, indem er den Tabulaturen der Meistersänger eine auf den Grund des Alterthums aufgebaute Poetik entgegensetzte („von der deutschen Poeterei", 1624), den bisher üblichen Knittelvers durch eine geregelte Metrik verdrängte und durch das Gesetz, daß der Accent eine Silbe lang mache, und daß man im deutschen Verse mit Hebung und Senkung eben so regelmäßig abwechseln müsse, wie im antiken mit Länge und Kürze, die neue Prosodie begründete.

Opitz 1597—1639.

Wie hoch übrigens auch Opitz bei den Zeitgenossen in Ansehen stand, so war er doch weder durch seinen Charakter, noch durch seine Dichtungen eine bedeutende Erscheinung. Durch Schmeicheln und Wohldienen wußte er sich die Gunst der Vornehmen zu erwerben und benutzte dann seinen Einfluß, um mittelmäßige und geringe Talente zu heben und durch sie gelobt und verherrlicht zu werden; auf seinen Reisen drängte er sich zu den Gelehrten des Auslandes und bediente sich ihres Namens zur Erhöhung seines Ruhms. Er ward in den Adelstand erhoben (von Boberfeld) und weithin gepriesen, und doch sind seine poetischen Erzeugnisse von geringem Werth. Ohne Schwung, Phantasie und Tiefe der Empfindung legte er auf die Vollendung der Form, auf die Reinheit und Glätte der Sprache und des Versbaues, auf witzige, überraschende Wendungen das größte Gewicht; seine Poesie ist eine Poesie des Verstandes, die, verglichen mit der herzlichen Gemüthlichkeit Luther's und mit der phantasie- und gemüthvollen Volksdichtung, kalt und platt erscheint. Opitz wagte sich weder an das Epos, noch an die dramatische Poesie; nur

die lyrische Dichtkunst wurde in geilstichen und weltlichen Liedern und die didaktische in beschreibenden Gedichten (Versuvius), in Trost= und Lehrgedichten („Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs"; „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths"; „Vielgut oder vom wahren Glück") gepflegt und ausgebildet. Opitzens ästhetische Grundsätze, daß die Poesie, indem sie ergötze, zugleich nützen und belehren müsse, und daß die Dichtung eine lebendige Malerei sei, gaben der didaktischen Poesie den Vorzug vor jeder andern Gattung. Diese an sich trockenen Gedichte sind durch die Anwendung des schleppenden Alexandriners fast ungenießbar. In seinen spätern Jahren widmete Opitz seine Muße vorzugsweise der geistlichen Dichtung. Er dichtete Kirchenlieder, übersetzte Psalmen, das Hohe Lied u. A. und verfaßte einen Lobgesang auf die Geburt Christi nach der Art der antiken Hymnen; da er sich dabei nicht an die lutherische Bibelübersetzung hielt, sondern die geistlichen Stoffe in eine neue kunstgerechte Sprache und Form kleidete, so wurde er dadurch der Schöpfer einer neuen Richtung, die in Milton's verlornem Paradiese und Klopstock's Messiade in höchster Vollendung erscheint. Noch kurz vor seinem Tode gab er das altdeutsche „Annolied" heraus.

Paul Fleming 1609 – 40 Während Opitz durch Klugheit und Weltkunst einen Ruhm erlangte, der weit über seine Verdienste ging, war sein Zeitgenosse **Paul Fleming** (geb. 1609 in Sachsen, † 1640 in Hamburg), der an Talent, Gesinnung und Charakter jenen weit übertraf, nicht im Stande, eine Schule zu gründen oder zu hoher Auszeichnung zu gelangen. Große Reisen im Gefolge einer Gesandtschaft nach Rußland und Persien, auf denen er den Keim eines frühen Todes einsog, entfremdeten ihn der Heimath. Seine Lieder erinnern durch ihre Gemüthlichkeit und durch ihren treuherzigen Ton an Walther von der Vogelweide; Gelegenheitsgedichte und geistliche Lieder bilden den Hauptinhalt seiner poetischen Werke. Das bekannte Sonett „an sich" und seine eigene, drei Tage vor seinem Tode verfaßte Grabschrift gehören zu seinen besten Dichtungen und geben Zeugniß von seiner „hellen, starken Dichterfreudigkeit".

§. 74. Die lyrischen Dichter nach Opitz. Opitz gründete in Schlesien und Norddeutschland eine Pflanzschule von lyrischen und didaktischen Dichtern; aber je größer ihre Zahl wurde, desto schwächere Leistungen kamen zum Vorschein. Die Unterstützungen freigebiger Fürsten, das gegenseitige Heben und Herausstreichen, die Dichtergesellschaften, in denen ein pedantischer Kunstrichter („Pfalzgraf") über den Werth oder Unwerth eines Gedichts entschied, begünstigten die unkrautartige Mehrung mittelmäßiger Producte und talentloser Poeten. Da die Form als Hauptsache galt, so richtete man die ganze Aufmerksamkeit auf eine planmäßige, klare Anlage, auf Reim und Versbau und auf wohltönende Worte; Gemüth und Phantasie verschwanden aus der Dichtung; Plattheit und Gemeinheit hüllten sich in eine fremde prunkvolle Kunstform, bis zuletzt die ganze Poesie in ein Reimgeklingel und in Spielerei ausartete. Zu den bedeutendsten, größtentheils der

Dach 1605 – 59 „fruchtbringenden" Gesellschaft angehörenden Dichtern sind zu rechnen: 1) Simon Dach in Königsberg, um den sich eine Anzahl gleichgesinnter Jünglinge (Rob. Roberthin, Hein. Albert) zu einem Dichterbund mit Schäfernamen vereinigten. Ein Geist der Schwermuth und des Ernstes herrscht in den Liedern dieser zum Theil kränklichen und früh verstorbenen Jünglinge. Ihre düstern Ansichten vom Leben als einem Jammerthale und ihre Sehnsucht nach dem Tode kleideten sie in Naturgesänge, Kirchenlieder, Gelegenheitsgedichte u. s. w. Dach's „Aennchen von Tharau" ist noch jetzt ein Lieb=

Zesen 1619 – 89. lingslied des Volks. 2) Philipp von Zesen (in Hamburg, Hauptsitz der damaligen Dichtkunst) war ein Gelehrter und Vielschreiber (historische Romane, wie Ibrahim's und Isabella's Wundergeschichte, Sophonisbe, Simson u. s. w.), der die Dichter des Auslandes übersetzte und nachahmte, sich aber besonders durch seinen übertriebenen Eifer für Reinigung der deutschen Sprache von allen Fremdwörtern (Purismus) berühmt oder vielmehr berüchtigt und lächerlich machte. Sein Geist lebte fort in der von ihm gegründeten

deutsch gesinnten Genossenschaft. Neid und Verleumdung von Seiten anderer Dichter verbitterten ihm das Leben. 3) Johann Rist, Pastor in Wedel, war der Rist 1607–67. fruchtbarste und seichteste von Opitzens Nachahmern. Obschon seine zahlreichen Gedichte und Kirchenlieder größtentheils nur wässerige breite Reimereien sind, in die er seine gottseligen Betrachtungen kleidete, so hatte dieser „nordische Apoll" doch einen mächtigen Anhang, wurde Pfalzgraf der fruchtbringenden Gesellschaft und Stifter des Elbschwanenordens und galt für einen unfehlbaren Geschmacksrichter. Durch vielfache Verbindungen, durch Loben, Schmeicheln und Gunstbezeigungen erwarb er sich eine Menge Freunde, die ihn verherrlichten. Ein religiöser Eiferer, scheute er sich doch nicht, auf seinen Gegner Zesen Verleumdungen und Verdächtigungen zu häufen. 4) Ph. Harsdörfer, Klaj und der auch als Geschichtschreiber bekannte Birken, die Stifter der Gesellschaft der Birken 1625–81. Pegnitzschäfer oder des gekrönten Blumenordens. Dieser Dichterbund dauerte am längsten aus, weil er in Nürnberg, dem Hauptsitz des Meistergesangs, auf volksthümlichem Boden ruhte. Hirtenpoesie und Schäfergedichte, worin ihnen theils Opitz (in seiner Hercynia), theils die italienischen Dichter Vorbild waren, galten ihnen als höchste Gattung der Poesie, die sie daher in verschiedenen Formen, als Schäfer-Romane, Allegorien, Sinngedichte, Parabeln, Fabeln u. s. w. ausbildeten. Eine Dichtungsart, bei der alle Handlung wegfiel und der Stoff wenig Interesse einflößte, mußte auf Abwege gerathen; sie setzte ihren Werth auf Ueberladenheit und Schwulst und in Künsteleien mit Klingreimen und Naturlauten, wozu die deutsche Sprache weniger geeignet ist, als die romanischen. Die dramatischen Sing- und Schäferspiele dieser Dichter gaben, wie erwähnt (§. 68 d), der Oper ihre Entstehung.

§. 75. Zweite schlesische Schule. Gryphius, Hoffmannswaldau, Andr. Gryphius 1616–64. Lohenstein. **Andreas Gryphius** aus Glogau war der begabteste und vielseitigste unter den schlesischen Dichtern. Herbe Schicksalsschläge, die ihm nach einander Vater, Mutter und zwei Geschwister raubten und ihn selbst aufs Krankenlager warfen, erzeugten in seiner Seele eine schwermüthige Stimmung, die sich in dem düstern Ton seiner Gedichte, in seinem Hang zu Schwärmerei und Aberglauben und in seinem mystischen Gefühlsleben kund gab und durch seine großen Reisen in die meisten europäischen Länder nicht getilgt ward. Ernst und Tiefe des Gefühls hielten ihn fern von dem Reimgeklingel der Pegnitz-Dichter wie von der Verstandespoesie der Opitzischen Schule, und war auch er von Fehlern und Verirrungen nicht frei, so flossen diese doch aus einer poetischen Natur. Er führte Gemüth und Phantasie in die Dichtung zurück und beschränkte sich nicht auf die geistliche Dichtung („Kirchhofsgedanken") und weltliche Lyrik (Oden, Sonette u. a.), sondern bildete auch das **Drama** aus, sowohl die Tragödie („Ermordete Majestät oder Carl Stuart", „Leo der Armenier", der „sterbende Papinian" u. a.) als die Komödie (Peter Squenz; Horribilicribrifax u. a.), und in seinen kernhaften und gedrungenen Satiren hält er den „titelsüchtigen, lügenhaften, modeverderbten Sitten der Gegenwart" die Einfalt der alten Zeit treffend entgegen.

Gryphius war von der Natur mit allen Gaben ausgerüstet, das deutsche Drama umzubilden; aber theils der Mangel einer deutschen Bühne, theils die Gleichgültigkeit und mangelhafte Bildung des Volks, theils seine eigene Weltverachtung standen ihm im Wege. Statt die Welt und die Menschen in der Wirklichkeit des Lebens zu beobachten und sich an nationale Stoffe zu halten, schöpfte er aus Büchern und arbeitete nach gelehrten Vorbildern, wobei er unglücklicher Weise auf Seneca verfiel, dessen hochtrabende, sententiöse Sprache und Uebertreibungen seinem ernsten Sinne zusagten, und anstatt in Handlung, Lebendigkeit und Charakterzeichnung seine Größe zu suchen, führte er Declamation, Wort- und Redereichthum ein, gefiel sich im übertrieben Tragischen, in unnatürlichen Leidenschaften und Tugenden und suchte durchs Gewaltige und Schreckliche Effect zu machen. Auch den dem neuern Drama fremdartigen Chor (Reigen) entlehnte er den antiken Vorbildern. Sein Peter Squenz (eine dem Sommernachtstraum des Shakespeare entnommene Rolle) ist eine gelungene Persiflage der „eingebildeten Bettelpoeten und hochnasigen Schulmeister" seiner Zeit. Im Horribilicribrifax verspottet er die prahlerischen Kriegsleute, die sich damals überall zeigten, die Eisenfresser und Bramarbas. Beide sind ein Fortschritt aus der alten Fastnachtsposse zur höhern Komik.

In beiden Gattungen fand Gryphius Nachahmer; in der Tragödie folgte ihm der

als Verfasser eines historischen Romans (Arminius oder Hermann und Thusnelda) und als schwülstiger Lyriker bekannte Breslauer **Kaspar Lohenstein**; in der Komödie Christ. Weise († 1708 in Zittau). Jener behandelte in seinen Dramen die schrecklichsten Gräuel und Mordscenen aus der römischen und türkischen Kaiserzeit in einer den Italienern entlehnten kunstgerechten Form mit einer Masse ungeeigneter Gelehrsamkeit. Der „Mordspektakel", der in Ayrer's Volksstücken mit Widerwillen erfüllt, kehrt in Lohenstein's Sophonisbe, Agrippina, Kleopatra, Ibrahim Bassa u. a. in aller Rohheit und Gemeinheit wieder und verletzt um so mehr, als er in einer pomphaften, sententiösen, mit Bildern und Gleichnissen überfüllten Sprache auftritt. Das Gegenstück bildet der Lustspieldichter Weise; denn wie jener sich zu einem unnatürlichen Pathos versteigt, so sinkt dieser oft in den gemeinen Ton der Volksdichtung herab. Allein wie sehr auch zuweilen in Weise's Lustspielen und Possen die Derbheit und rohen Witze verletzen, so muß man es doch billigen, daß er wieder zur Natur zurückkehrte, die steife Kunstform und Regelmäßigkeit verschmähte und seine Studien im Leben, nicht im Buche machte. Innig befreundet mit Gryphius, wenn gleich von entgegengesetztem Charakter, war **Christ. Hoffmann von Hoffmannswaldau**, Rathsherr in Breslau. Hoffmann war eben so heiter und lebensfroh, wie Gryphius schwermüthig und ernst. Seine Liebeslieder „Heldenbriefe" (Heroiden, oder Briefe von Liebenden in Ovid's Manier) sind fließend und elegant, wenn gleich nicht ohne Leichtfertigkeiten und Unzüchtigkeiten; Frohsinn und Lebensgenuß, hie und da mit Lüsternheit verbunden, sprechen sich in seinen Gedichten aus, die zum Theil, da er keinen Ehrgeiz besaß, ohne sein Zuthun von seinen Freunden herausgegeben wurden. Uebrigens leidet Hoffmannswaldau, wie Lohenstein und die meisten Dichter der zweiten schlesischen Schule (Asmann von Abschatz, Christ. Gryphius, Sohn des Andreas) an Schwulst, Uebertreibung und Künstelei, die sich besonders in gesuchten und abgeschmackten Bildern und Beiwörtern kund geben und die sie von ihren italienischen und französischen Vorbildern entlehnten.

(Margin: Lohenstein 1635—83. — Hoffmannswaldau 1618—69.)

§. 76. Epigramme und poetische Satiren. In den Gedichten von Opitz und seinen Nachahmern traten Verstand und Witz an die Stelle der Phantasie und Empfindung. Das führte natürlich zur epigrammatischen Dichtung, wo ein überraschender Gedanke oder eine Anekdote mit einer witzigen Wendung (Pointe) eben so gebraucht wird, wie in der didaktischen Poesie die Fabel mit der moralischen Nutzanwendung. Der bedeutendste, aber erst von den folgenden Geschlechtern erkannte und gewürdigte Epigrammendichter dieser Zeit ist **Friedrich von Logau**, in dessen Sinngedichten sich Witz, gesunde Lebensansichten und ein freier Geist aussprechen. Sein Freimuth äußert sich besonders in den mannichfachen Beziehungen und Anspielungen auf die damaligen öffentlichen Zustände und Sitten. — Satiren betrachtete man nur als erweiterte Epigramme. In dieser Gattung zeichneten sich neben Andreas Gryphius aus: Wilhelm Laurenberg aus Rostock durch seine in hohem Alter verfaßten vier Scherzgedichte im Volkston und plattdeutscher Sprache und Joachim Rachel.

(Margin: Logau 1604—55.)

Laurenberg's Satiren, in denen er „die Veränderlichkeit in allen menschlichen Dingen und das Nichtige des Modewesens der Zeit" (die Kleidertracht, die Sprachmengerei, die neumodische Dichtung u. dergl.) lächerlich macht, sind reich an Mutterwitz, Lebenserfahrung und gesunden Ansichten.

(Margin: Rachel 1617—69)

Der Satiriker Rachel aus Schleswig steht an Correctheit und Regelmäßigkeit der Form und an feiner und verständiger Beobachtung eben so weit über Laurenberg, als er an Natur und Lebendigkeit hinter ihm zurückbleibt.

§. 77. Simplicissimus. Philander von Sittewald. Der 30jährige Krieg hatte bei Manchem einen großen Glückswechsel und eine Umkehrung seiner bisherigen Verhältnisse zur Folge; mancher Arme wurde reich, mancher Bauernsohn stieg durch Kriegsthaten zu Rang und Reichthum auf, indeß mancher Edelmann zum Bettler wurde, und mancher Wohlhabende sein Vermögen verlor. Nach Beendigung des Kriegs durchzogen Massen von Soldaten als Landstreicher, Vagabunden und Räuber das Land, führten ein ausschweifendes Leben und ergaben sich den rohesten Genüssen der Sinnlichkeit. Diese Zu-

stände der Wirklichkeit gaben Veranlassung zu den in Spanien zuerst ausgebildeten Picarischen oder Schelmenromanen, wobei ein Abenteurerleben, Uebergänge aus den niedrigsten Ständen in die höchsten, eine freie Mischung von Vornehm und Gering und ein vertrauter Verkehr zwischen Herr und Knecht den Mittelpunkt bilden. Die Helden sind Glücks- oder Unglückskinder, die aus den untern Ständen empor oder aus den obern herabkommen, in der Welt umhergeworfen werden, alle Lebensverhältnisse durchmachen, sich durch Schelmereien aus bedrängten Lagen helfen, durch die Noth klug und gewürfelt, aber selten weise werden. Die Denkwürdigkeiten des Hans von Schweinichen, der am Ende des 16. Jahrhunderts als Abenteurer im Reiche umherzog, können als erstes Beispiel dieser Gattung gelten. Berühmter ist der **Simplicius Simplicissimus** von Christoph v. Grimmelshausen, genannt **Samuel Greifenson von** Hirschfeld (geb. zu Gelnhausen, gest. zwischen 1673 und 1683 als Amtmann zu Renchen im Schwarzwald), in dem das ganze Leben jener Zeit mit Witz, Laune, Lebendigkeit und heiterer Gemüthlichkeit dargestellt ist.

Der Held, der seine Geschichte selbst erzählt, ist der Sohn eines Bauern aus dem Spessart, der durch die Gräuel des Kriegs vom elterlichen Hause getrennt und von einem Einsiedler auferzogen wird. Dann kommt er in das Haus eines Commandanten, wo er durch seinen Mutterwitz und Eulenspiegeleien allerlei Streiche spielt, die den Commandanten auf den Gedanken bringen, ihn zum Narren auszubilden. Gewarnt narrt er die, die ihn narren sollen, entflieht dann und wird nach allerlei Gaunereien und Schalkheiten, wobei er aber immer eine ehrliche Haut bleibt, ein Kriegsmann; hier zeichnet er sich aus, erlangt Glück und Ehre und wird Freiherr. Nun geht es aber wieder abwärts. Seine Ehe schlägt übel aus; er verliert sein Geld, die Blattern rauben ihm seine Schönheit, er wird von den Soldaten Bernhard's von Weimar gefangen und macht nun eine Reihe der buntesten Abenteuer durch, bis er zuletzt sich bekehrt und Einsiedler wird, nachdem, wie er selbst bekennt, sein Leib müde, sein Verstand verwirrt, seine Unschuld dahin und seine edle Zeit verschwendet war. — Man hat in diesem merkwürdigen Roman bald eine Parodie, bald ein Seitenstück zum Parzival des Wolfram von Eschenbach erkennen wollen; und es ist nicht zu leugnen, daß ein bestimmtes Verhältniß obwaltet. „Beide Werke haben in dem innersten Gedanken, der sie gestaltet, ihren Berührungspunkt; beide stellen in dem Leben ihrer Helden dar den Kampf zwischen Geist und Welt, Glaube und Leben, der zuletzt mit dem Frieden des Kämpfenden endet." Der Simplicissimus hält die Mitte zwischen dem Parzival und Goethe's Faust. „Der eine kämpfend verliert den Glauben, der andere die Sittenreinheit und der dritte in dem rastlosen Suchen nach Befriedigung entsagt dem Glauben und überspringt die Schranken der Sitte."

Dieser Roman rief eine Reihe ähnlicher hervor, die dann von den gelehrten Dichtern benutzt wurden, um ihre Kenntnisse in Geographie, Geschichte, Antiquitäten u. dergl. darin niederzulegen. Besonders liebte man, Beschreibungen ferner Länder und Sitten, Schilderungen fremder Völker anzubringen, in welcher Gattung die asiatische Banise, oder blutiges doch muthiges Pegu von Anselm von Ziegler und Klipphausen lange berühmt war, bis im Anfang des 18. Jahrhunderts die Robinsonaden nach dem Vorbilde des Engländers Defoe dieselbe verdrängten. Auch der Roman: „Octavia, römische Geschichte", von dem in hohem Alter zur katholischen Kirche übergetretenen Herzog Anton Ulrich von Braunschweig war wegen der vielen eingestreuten Anekdoten und Erzählungen aus der Hofgeschichte jener Zeit lange ein vielgelesenes Buch.

Neben dem Roman fand auch die prosaische Satire Bearbeiter. Zu dieser Gattung gehört das einem spanischen Werke nachgebildete und für die Sittengeschichte des dreißigjährigen Krieges höchst wichtige Buch des Joh. Mich. Moscherosch (aus dem Hanauischen) „Wunderliche und wahrhafte Gesichte **Philanders von Sittewald**", worin der Verfasser unter der Form von Visionen oder Träumen die Hauptgebrechen seiner Zeit lebendig darstellt. Moscherosch 1600—69.

Diese Gebrechen bestehen nicht in Lastern einer rohen, derben Natur, wie Habsucht, Unzucht u. dergl., sondern in einer falschen Bildung und in Verirrungen des Kopfes. Er kämpft daher nicht in der Sprache des Gemüthes gegen Unmoralität, sondern in der Sprache des Verstandes und Witzes gegen Verkehrtheiten und schlechte Sitten. In der Vision Todtenheer macht er die verkehrte Gelehrsamkeit der Rechtsgelehrten und ihr juristisches Rothwelsch, die Quacksalber, Astrologen u. a. lächerlich; in einer andern wird die französische Kleidertracht, Perrücken, Schminken, u. dergl. und die deutsche Bastardsprache, woraus auch auf eine unpatriotische Bastardnatur geschlossen werden könne, mitgenommen; auch gegen

die Schelmenromane und die darin gelehrte Grundsatzlosigkeit, gegen die sogenannte Ehre oder „Reputation", die über Gewissen gehe und zu den verkehrtesten Handlungen führe, richtet er den Stachel seines Spottes. Am bekanntesten ist das Kapitel vom Soldatenleben, das man oft als Gemälde der barbarischen Rohheit jener Kriegszeiten ausgezogen hat. Auch seine mit lateinischen Versen und französischen, italienischen und spanischen Worten und Redensarten angefüllte Sprache und Darstellungsart ist ein charakteristisches Bild der Zeit.

Auch Geistliche, protestantische wie katholische, schrieben im 17. Jahrhundert Satiren. Schupp 1610–61. Abraham a Sancta Clara 1642–1709. Unter jenen ist am bedeutendsten Balth. Schupp, zuletzt Prediger in Hamburg, der in seinen in Gesprächsform geschriebenen lehrreichen Schriften als ein Mann von Witz, Menschenkenntniß und Verstand und als Feind jeder Pedanterie erscheint; unter diesen hat sich der Pater Abraham a Sancta Clara einen bleibenden, aber keineswegs beneidenswerthen Ruf erworben durch seine Schriften und Predigten, die mit Schnurren, komischen Gleichnissen, Anekdoten, Possen und Schwänken in der alten Volksmanier, eingestreuten lateinischen Brocken und andern drolligen Zuthaten ausgestattet sind.

Unter Abraham's zahlreichen Schriften ist Judas der Erzschelm, in 4 Quartbänden und Merks Wien am bekanntesten. Seine Manier ist in der Kapuzinerpredigt von Schiller in Wallenstein's Lager nachgebildet.

Weise 1642–1708. §. 78. Die Gegner der schlesischen Dichtung. Im Anfang des 18. Jahrhunderts erlitt die schlesische Dichterschule von drei Seiten heftige Angriffe. Christian Weise ging wie im Drama, so auch in der Lyrik zur Natur- und Volksdichtung zurück und stellte das „Naturelle" als Grundsatz dem „Galanten" des Hoffmannswaldau entgegen. Allein sein niederer Begriff von der Dichtkunst, die er nur als Dienerin der Redekunst ansah und aus der er alles Heroische und Erhabene verbannte, raubte der Poesie jede Bedeutung und bewirkte, daß Flachheit und prosaische Nüchternheit in die nur als Nebensache betrachtete Dichtkunst einkehrten und Mittelmäßigkeit als wahre Poesie galt. — Ein zweiter Stoß ging von den Hofpoeten aus, welche die französischen Dichter zum Vorbild nahmen, die Poetik des Horaz und Boileau der Opitzischen entgegenstellten und in Oden, Fest- und Gelegenheitsgedichten, Satiren u. s. w. die glatte Form und gebildete Gesellschaftssprache den Franzosen nachahmten. Ihre Dichtungen fanden um so günstigere Aufnahme, als damals gerade die französische Bildung und Sprache an den Canitz 1654–99. Neukirch 1665–1729. Günther 1695–1723. Höfen und beim Adel vorherrschend zu werden anfing und der französische Geschmack als maßgebend galt. — Die bedeutendsten unter diesen Dichtern sind Fr. R. L. v. Canitz ein angesehener, feingebildeter Staatsmann in Berlin; Neukirch, Besser, Drollinger aus Baden u. A. Auch der talentvolle **Joh. Chr. Günther** strebte nach dem Range eines sächsischen Hofdichters, verscherzte aber Gunst und Glück durch ein wüstes Leben und rohe Sitten. Schon als Student gerieth er auf Irrwege, die ihm seines Vaters dauernden Haß zuzogen und ihn ins tiefste Elend stürzten; seine Reue vermochte dessen hartes Herz nicht zu versöhnen; Armuth, Hoffnungslosigkeit und Ausschweifung zerstörten die guten Anlagen und bereiteten ihm ein frühes Grab. An Gemüth und schöpferischer Einbildungskraft übertraf er die meisten seiner Zeitgenossen.

Wernike † c. 1720. Ein dritter Angriff gegen die schlesischen Dichter ging von Hamburg aus, wo Christ. Wernike, der geistreichste Anhänger der Dichtungstheorien des Horaz und Boileau, seine „Ueberschriften" oder Epigramme den Logau'schen Sinngedichten entgegensetzte und die Schlesier und ihre italienischen Muster mit beißenden Satiren verfolgte.

Wernike war ein feingebildeter Weltmann, vertraut mit der Lebensphilosophie der Franzosen und Engländer, klug und witzig und mit Menschenkenntniß ausgerüstet. Er übertraf Logau eben so sehr an Feinheit, Schärfe und Witz, wie er an Offenheit und Geradheit des Charakters und an Reinheit der Gesinnung ihm nachstand. — Zugleich versuchte sich daselbst Postel an dem Epos, und so lächerlich auch seine poetische Uebersetzung des 14. Buchs der Ilias und sein Wittekind (1724) erscheinen mögen, wies er doch auf die höhere Gattung hin und wurde bahnbrechend für Klopstock.

Brockes 1680–1747. Der bedeutendste unter den Hamburger Dichtern war Barth. Heinr. **Brockes**, der nicht nur als Gegner der schlesischen, sondern auch der neuen, den Franzosen nachgebilde-

ten Dichtungsart auftrat, indem er auf die englischen Naturdichter, namentlich auf den von ihm übersetzten Thomson, hinwies und Gefühl und Sinnenreiz in die Poesie zurückführte. Sein „irdisches Vergnügen in Gott" begründete die schildernde Naturpoesie. Brockes suchte Musik und Malerei mit der Dichtkunst zu verbinden; er vertauschte daher den Alexandriner mit einem leichtern Versmaß und machte die äußere Sinnenwelt zum Objekt seines inneren Schaffens. Diese Poesie, welche die Natur in allen ihren Wirkungen und Erscheinungen mit Liebe und einer Art Begeisterung und Andacht ins Kleinste ausmalt, hatte jedoch eine andere Einseitigkeit zur Folge. Sie wies von dem Menschen auf die leblose Natur hin und erzeugte dadurch „eine große Weichheit der Gemüthsstimmung und Empfindsamkeit, auf der Klopstock seinen Messias aufbaute". Brockes' Richtung fand bei den Dichtern jener Zeit großen Beifall, und da er selbst schon den Plan hatte, ein System der Natur poetisch zu bearbeiten, so wurde die beschreibende Lehrdichtung jetzt die einzige Gattung, die Geltung und Pflege fand. Alle Wissenschaften zog man in den Kreis der Poesie.

2. Die Literatur des 18. Jahrhunderts vor Klopstock.

§. 79. Culturzustand. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. befand sich die deutsche Sprache und Cultur in einem traurigen Zustand. An den Höfen und in der vornehmen Welt wurde französisch gesprochen und gelesen, und nur der konnte auf Geltung zählen, der seine Bildung in Paris und an dem glänzenden Hofe Ludwig's XIV. geschöpft hatte, oder von ausgewanderten Franzosen erzogen worden war; man wagte kaum zu zweifeln, daß nicht die französische Sprache die vollkommenste sei und die französische Literatur die altklassische übertreffe oder doch ihr ganz gleich stehe. An den Universitäten herrschte die lateinische Sprache, die hochgelehrten Professoren hielten es unter ihrer Würde, in der Sprache des Volks zu schreiben oder zu lehren. In der Kirche wurde der todte Wortglaube in starrer Form und barbarischer Sprache gepredigt, und bei Amt und Gericht bediente man sich unverständlicher Ausdrücke, fremder Gesetze und sinnloser Formeln. Die Lage des deutschen Volks war rathlos; Nationalgefühl, Selbstvertrauen und Selbstachtung schienen erstorben. Aber während mittelmäßige Talente und knechtische Naturen willig dem Zeitgeiste huldigten, das Fremde auf Kosten des Heimischen hoben, bewunderten und förderten und den Zustand geistiger Erstarrung und unfruchtbarer Gelehrsamkeit, in den sie sich mühsam eingewöhnt, festzuhalten suchten, traten einige hochbegabte, von höherem Sinn beseelte Männer dem herrschenden Unwesen entgegen und brachen die Bahn zu einer neuen nationalen Bildung. Für die Wissenschaft standen **Leibnitz** und **Wolf**, für die Sprache und Lehrart **Thomasius**, für Religion und Kirchlichkeit **Spener** als Reformatoren auf. In der Poesie blieb der französische Geschmack durch die Thätigkeit **Gottsched's** und seiner Verehrer länger herrschend; aber als **Haller** und seine Landsleute **Bodmer** und **Breitinger** auf die englische Literatur hingewiesen, Klopstock durch seine Messiade eine neue Welt der Empfindung erschaffen, bedurfte es kaum mehr der kritischen Geißel in Lessing's starker Hand, um die ausländische Bildung vom deutschen nationalen Boden zu verdrängen und in die Paläste der Fürsten und die Salons der Diplomaten zu bannen.

§. 80. Leibnitz und Wolf. Gottfr. Wilh. v. Leibnitz war einer der vielseitigsten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten. Den Grund zu seiner Bildung legte er in Leipzig, seiner Geburtsstadt; aber Selbststudium, Reisen, längeres Verweilen zu London und Paris und Verkehr mit den größten Geistern des Auslandes hoben ihn bald über alle seine Zeitgenossen empor. Seine spätern Jahre verlebte er als Bibliothekar in Hannover, wo er an der geistreichen Kurfürstin Sophie eine wohlwollende Gönnerin fand. Die Berliner Akademie wurde von ihm gegründet; verschiedene Höfe bezeigten ihm ihre Anerkennung durch Standeserhöhung, Titel und Pensionen, alle gelehrten Gesellschaften durch Ernennung zum Mitglied. — Leibnitz war in allen Wissenschaften gleich bewandert und traf mit wunderbarem Tact und Scharfsinn stets das Richtige, an Fleiß

Leibnitz 1646—1716.

und Thätigkeit kam ihm Niemand gleich. Das Studium der Jurisprudenz, dem er sich zuerst gewidmet, führte ihn zu den gründlichsten Untersuchungen über Staats- und Völkerrecht, den Historikern zeigte er durch seine umfassenden Quellenforschungen über die Geschichte des Hauses Braunschweig, wie viel noch über die vaterländische Geschichte aus dem Staube der Archive zu ziehen sei; sein großartig angelegtes Werk: „Annalen des deutschen Reichs", das bei dem Tode des Verfassers erst bis zum Jahr 1005 gediehen war, blieb zum großen Nachtheil der Geschichtswissenschaft über ein Jahrhundert blos Manuscript, bis der vaterländische Sinn unserer Zeit es an das Licht der Oeffentlichkeit zog. „Mit der größten Vollständigkeit des Materials, musterhafter Handhabung der historischen Kritik, weitem staatsmännischen Blick umfaßt Leibnitz gleich sicher und gleich bestimmt alle Gebiete des abendländischen Kaiserreiches und erörtert alle streitigen Punkte mit gleicher Meisterschaft und gleichem Erfolg." Das Zeitalter der Ottonen gilt ihm als die goldene Zeit der deutschen Geschichte. — In Mathematik und Naturwissenschaften begründete er eine neue Periode: er erfand die Differentialrechnung, die er in der ersten, von Otto Menken gegründeten, gelehrten Zeitschrift Acta eruditorum bekannt machte, und daß der große englische Physiker Isaak Newton ihm die Priorität mancher Erfindung streitig machte, verbitterte ihm die letzten Tage seines Lebens. Auch seine theologischen Bestrebungen, die Einheit der Kirche zurückzuführen, trugen ihm weder Freude noch Dank ein. Er konnte sich bald überzeugen, daß jedes derartige Streben erfolglos sei, so lange man in Rom die Protestanten als verirrte Abtrünnige ansehe, die nur durch reumüthige Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche Versöhnung erlangen könnten. Wie vor ihm Calixtus, Professor in Helmstädt, kam auch Leibnitz in den Ruf eines heimlichen Katholiken. Seine scharfsinnige, aber nicht von Spitzfindigkeiten und Sophismen freie Theodicee oder Beweis, daß die bestehende Welt die beste sei (Optimismus), zeugt eben so wohl für seine thologische als für seine philosophische Bildung. Ueber Verbesserung der deutschen Sprache äußerte Leibnitz vortreffliche Gedanken, wenn er gleich selbst nur lateinisch und französisch schrieb. — Die Anwendung der deutschen Sprache in wissenschaftlichen Werken war eines der Hauptverdienste seines Schülers Christ. von Wolf. Gerade dadurch erhielt die Leibnitz-Wolfische Philosophie eine so große Verbreitung und nachhaltige Wirkung, wenn schon Wolf selbst dem Sturm der hallischen Orthodoxen weichen mußte. Von König Friedrich Wilhelm I. erhielt er den Befehl, „bei Vermeidung des Stranges innerhalb vierundzwanzig Stunden Halle zu verlassen". Er begab sich darauf nach Marburg, bis nach des Königs Tode sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. den Philosophen nach Halle zurückrief, „weil in seinen Staaten Jeder nach seiner Façon selig werden könne".

Wolf 1679—1754.

Die Prinzipien dieser Philosophie hat Leibnitz in verschiedenen zerstreuten Schriften niedergelegt und Wolf in ein durch mathematische Beweisführung und pedantische Methode trockenes System gebracht. Den Mittelpunkt derselben bildet die Monadenlehre und die Annahme der präftabilirten Harmonie. Monaden nennt Leibnitz die letzten einfachen untheilbaren Substanzen, die allem Zusammengesetzten zum Grunde liegen, das wahrhaft Seiende sind und nur durch eine Schöpfung Gottes entstehen. Sie haben Vorstellung (Perception) und Trieb, einige mit Bewußtsein und Unterscheidung, andere bewußtlos; aus jenen bestehen die beseelten Körper, die eine Centralmonade als Mittelpunkt haben, aus diesen äußerlich durch den Raum verbundenen, mindest thätigen und triebsamen Monaden die unorganischen Körper (Materie). Die Erkenntniß der Wahrheit beruht auf dem Grundsatz des zureichenden Grundes. Dieser zureichende Grund der Welt ist Gott, der Urquell alles Seienden und Möglichen, von dem alle Monaden ausgehen und der ihnen ihre Beziehung und ihr Verhältniß zu einander von Anfang an festgesetzt hat. Diese Einrichtung, vermöge deren alle Veränderungen der einen Monade den Verhältnissen und Veränderungen der andern entsprechen, nennt Leibnitz präftabilirte Harmonie. In der Theodicee sucht Leibnitz gegen Bayle durchzuführen, daß unter allen möglichen Welten die wirkliche die beste sei, daß das Uebel, das als nothwendige Schranke zu dem Wesen endlicher Dinge gehöre, in einer endlichen Welt nicht entbehrt werden könne, und daß der Wille des Menschen frei sei.

Thomasius 1655—1728.

§. 81. Christian Thomasius. Thomasius wagte zuerst den großen Kampf wider verjährte Vorurtheile. Als Privatdocent in Leipzig schrieb er ein deutsches Programm (Discours), worin er die Nation aufforderte, im Gebrauch und in der Ausbildung

der Muttersprache die Franzosen nachzuahmen, und hielt dann philosophische Vorlesungen in deutscher Sprache. Unerschüttert durch das Geschrei der Pedanten, die in der Neuerung eine Minderung ihres Ruhms erblickten, und der strenggläubigen Theologen, die in seiner freien Richtung Gefahr für Zion fürchteten, schritt Thomasius auf der betretenen Bahn ruhig fort. Durch deutsche Vorträge weckte er den Geist der Jugend; durch populäre Werke über wissenschaftliche und philosophische Gegenstände bemühte er sich unter dem Volke Licht und Aufklärung zu verbreiten; durch Begründung der ersten deutschen Zeitschrift („Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatgespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher“ 1688—90), worin mit Witz und Verstand die neuesten literarischen Erscheinungen gewürdigt wurden, suchte er eine neue Periode der Literatur zu begründen und das barbarische Schullatein, das bisher auf dem Katheder und in allen Lehrbüchern herrschte und dem er die Schuld beimaß, daß die Deutschen hinter andern Nationen in der Bildung zurückständen, zu verdrängen. Als der „Irrlehrer“ dem Zorne seiner Gegner weichen und unter dem Geläute des Armensünderglöckchens Leipzigs Mauern verlassen mußte, begab er sich 1693.
an der Spitze einer Schaar treuergebener Studenten nach Halle und führte dadurch die Gründung einer neuen Universität herbei. Hier konnte er als Professor der Rechte mit weit mehr Nachdruck die Bahn verfolgen, die er in Leipzig eingeschlagen. Alles, was einer freien Entwickelung hemmend im Wege stand, ward von ihm mit allen Waffen des Witzes und Verstandes bekämpft. Die schmachvollen Hexenprocesse wurden durch seine lateinische, später ins Deutsche übersetzte Abhandlung de crimine Magiae so mächtig erschüttert, daß fortan die meisten Gerichtshöfe sich schämten, dergleichen vorzunehmen. Weniger erfolgreich waren seine Angriffe gegen die Folter. Noch über ein halbes Jahrhundert bestand dieser Gräuel, bis der hochsinnige Markgraf Karl Friedrich von Baden den Anstoß zur Entfernung gab.

§. 82. Spener und Francke. Bei der Richtung, welche die protestantische Theologie seit dem westfälischen Frieden genommen, war Gefahr vorhanden, daß über der dürren Orthodoxie und dem Glauben an den Buchstaben der symbolischen Bücher, die das Evangelium aus der Kirche allmählich verdrängt hatten, das christliche Leben und die Wärme des religiösen Gefühls ganz zu Grunde gehe. Beides durch Wiederbelebung des Bibelstudiums zu erwecken, war das Streben des in Straßburg gebornen, in Frankfurt und Dresden wirksamen und in Berlin als Probst verstorbenen Philipp Jacob Spener und seiner Freunde und Anhänger, die von der übertriebenen Kundgebung ihrer Spener
Frömmigkeit im äußern Leben Pietisten genannt wurden. Speners Hausversamm- 1635—1705.
lungen (collegia pietatis, seit 1670) weckten eine fromme Innigkeit durch erbauliche Auslegung der H. Schrift und durch christliches Gespräch. Seine „frommen Wünsche“ ermunterten zu einer Reformation der verdorbenen Kirche: durch die Schrift sollte die Kirche wieder erbaut und der geistliche Stand zur Gottseligkeit erzogen werden, damit das Christenthum, in apostolischer Einfalt gepredigt, wieder die Religion des Herzens und der That werde. Spener suchte, unter großer Anfeindung der Orthodoxen, durch Wort und That, durch Predigt, Katechisation und Erbauungsschriften und besonders durch die unter seinem Einfluß von jüngeren Gelehrten in Leipzig gegründete Gesellschaft zur 1687.
Auslegung und frommen Nutzanwendung der H. Schrift religiöses Gefühl, christliche Gesinnung und Glaubensinnigkeit zu erwecken und den theologischen Wortkram zu verdrängen.

Unter Speners Jüngern zeichnete sich besonders aus Hermann Francke, dessen Hermann
von Studenten und Bürgern fleißig besuchte Vorlesungen über das Neue Testament so Francke
sehr den rechtgläubigen Eiferern mißfielen, daß sie seine Vertreibung aus Leipzig bewirk- † 1727.
ten. Seine Uebersiedelung nach Halle, wo er an dem freisinnigen Christian Thomasius 1690.
einen Schicksalsgefährten und Mitarbeiter fand, gab Veranlassung zur Gründung der Universität Halle, wo Francke eifrig bemüht war, durch Predigten, Bibelauslegungen und Erbauungsschriften einen frommen Sinn, ein gottseliges Leben zu schaffen, die heilige

Schrift in die Hände des Volks zu bringen und in Schule und Haus christliche Gesinnung einzuführen. Das von ihm gegründete Waisenhaus ist „ein Siegesdenkmal des Gottvertrauens und der Menschenliebe". Was Luther dem deutschen Volke zu verleihen gesucht, Kenntniß und Anwendung seiner Sprache, Gebrauch seiner Vernunft und eine Religion des Herzens, suchten Thomasius, Spener und Francke demselben zurückzugeben. Beide forderten zu selbstthätiger Empfängniß einer Gottesoffenbarung auf, die in unendlich vielfältiger Strahlenbrechung sich dem Menschenherzen vermittelt. Von ähnlichem Geiste

Arnold 1666—1714. beseelt war der an Gottesfurcht und christlicher Tugend reiche Gottfried **Arnold**, der in seinen **geistlichen Liedern** religiöses Gefühl der leeren Glätte der Franzosen entgegensetzte und in seiner **unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie** das bestehende Kirchensystem und die orthodoxe Schuldogmatik bekämpfte, indem er zu beweisen suchte, daß die herrschende Kirche oft weniger vom wahren Geist des Christenthums beseelt gewesen sei, als die verfolgten und unterdrückten Secten, „daß das wahre weltveredelnde Christenthum sich von jeher außerhalb der herrschenden und rechtgläubigen Kirche seine Hütten gebaut". Dieses in herzlicher Sprache und frommer Gesinnung verfaßte Buch erregte einen Sturm des Beifalls und des Widerspruchs. In seinem „Leben der Gläubigen" und in seiner „**Historie und Beschreibung der mystischen Theologie** oder geheimen Gottesgelahrtheit" zeigt Arnold, wie reich das gottbegeisterte Leben derer ist,

Mosheim † 1755. die nach einem höheren religiösen Ziele streben. Arnolds kirchengeschichtliche Erzählungen regten den gelehrten **Mosheim** zu ähnlichen Forschungen an, woraus die erste **wissenschaftliche Kirchengeschichte** hervorging. Anfangs war das Streben und die Wirksamkeit der **Pietisten**, welche den Protestanten die von Luther erstrittenen Vortheile zurückgaben, höchst wohlthätig. Sie redeten in der Sprache der Bibel zum Gemüthe des Volks und kämpften für Glaubensfreiheit von dem Drucke der Schultheologen und Consistorien und für Erweckung wahrer Religiosität im Herzen des Volks; als aber ihre Gegner, überwunden vom Geiste der Zeit, verstummten, da „verlor der Pietismus mit dem freien reformatorischen Geiste seine Energie und erschien als mattherzige Gefühlsreligion, welche, nächst der Scheu vor jeder weltlichen Freude und Herrlichkeit, das Christenthum unter dem alleinigen Gesichtspunkt des natürlichen Sündenelends und der Rechtfertigung durch den Versöhnungstod auffaßte". Ein hochmüthiger Sectengeist, gegründet auf den Glauben an eine geistige Wiedergeburt, trat an die Stelle der frühern Herzenseinfalt und Christenliebe und bewirkte, daß der Pietismus in einem sittlich entnervenden Sündenbewußtsein ohne freudige Glaubenskraft, in einer einseitigen Methode eines ängstlichen und weltflüchtigen Lebens verkam.

Haller 1708—77. §. 83. **Haller und Hagedorn.** Der bedeutendste Lehrdichter, der wie Brockes in die Fußtapfen der Engländer trat, war **Albrecht von Haller** (geb. in Bern 1708, Professor der Medicin in Göttingen, gest. als Director der Salzwerke zu Bex im Kanton Wallis 1777), einer der größten Gelehrten aller Zeiten und als wissenschaftlicher Schriftsteller (über Medicin und Botanik) nicht minder berühmt wie als Dichter, Romanschreiber (**Usong**) und Geschichtskenner. Haller war ein ernster, ja zuweilen finsterer und schwermüthiger Mann, der in christlicher Strenggläubigkeit die Ruhe seiner Seele suchte und als warmer Verfechter (Apologet) der christlichen Lehre auftrat. Durch Kraft und Gewandtheit der Sprache wurde er epochemachend, wenn gleich das Streben nach Kürze und Gedrungenheit seinen Stil zuweilen unklar machte. Betrachtender Verstand beherrschte bei ihm die Einbildungskraft. Sein berühmtestes Werk ist das weitverbreitete Lehrgedicht **die Alpen**, worin die Naturansichten jener großartigen Schweizergegend malerisch beschrieben, die schlichten Sitten des Volks geschildert und das Glück eines einfachen Naturlebens gepriesen werden, kräftig und würdig, wenn auch in ungelenken Versen. Sein religiöses Gedicht **vom Ursprung des Uebels** kann als Vorläufer der Messiade gelten. Eben so bedeutend für die neue Gestaltung der Dichtkunst wie **Haller**, wenn gleich an Charakter

Hagedorn 1708—54. und Richtung der Gegensatz zu ihm, ist **Friedrich von Hagedorn** aus Hamburg. Stößt Haller durch seinen Ernst und seine Verschlossenheit zurück, so zieht Hagedorn durch

seine gutmüthige, heitere und gesellige Natur und durch seine sokratische Lebensansicht an, so daß sich Hagedorn eben so viele Freunde erwarb, als Haller Anfechtungen und Kämpfe zu bestehen hatte. Haller hielt sich lediglich an die Engländer und an Virgil, der feine Weltmann Hagedorn dagegen ging auch bei den eleganten französischen Schriftstellern in die Schule; er nahm in der Fabel und poetischen Erzählung Lafontaine zum Vorbild, im heiteren Lied und in der Epistel dagegen hatte er Horaz vor Augen. Hagedorn war Meister in der leichtern „Poesie der Grazie".

§. 84. Gottsched. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts übte im nördlichen Deutschland ein Mann von untergeordneten Talenten, aber vielseitiger Thätigkeit eine dictatorische Gewalt über Literatur und Geschmack — Johann Christoph Gottsched aus der Provinz Preußen, Professor an der Universität Leipzig. Durch Menke, bei dem er anfangs Hauslehrer war, kam er in die 1728 gegründete deutsche Gesellschaft, wurde bald Haupt derselben und übte durch sie mächtigen Einfluß auf die vielen ähnlichen Verbindungen in den sächsischen und preußischen Städten, die sich an die Leipziger Gesellschaft anlehnten. Geleitet von der Idee einer deutschen Gesammtliteratur, gründete er in Leipzig eine deutsche kritische Zeitschrift, die unter verschiedenen Namen („die vernünftigen Tadlerinnen", „kritische Beiträge", „neuer Büchersaal" u. s. w.) lange Jahre bestand und eine Menge Nachahmungen in den Provinzialstädten hervorrief, die Auszüge aus jener enthielten. — Als Verehrer von Opitz und den Schlesiern hatte er die zahlreichen Anhänger dieser Schule auf seiner Seite; als Lehrer der Poesie und Redekunst bildete er Schüler, die nach seinem Beispiel und Vorgang die vaterländische Sprache aus ihrem Verfall zu heben bemüht waren und ihm Beifall und Anerkennung in reichlichem Maße zollten. — Die Anhänger der Leibnitz-Wolfischen Philosophie gewann er dadurch, daß er nach ihrem System seine kritische Dichtkunst entwarf; aus diesem Werke, wie aus seiner Redekunst, Sprachkunst u. a., verfertigte er für die sächsischen Schulen Lehrbücher (Compendien), die allgemeine Geltung besaßen. Läßt sich bei diesen Bestrebungen ein gewisses Verdienst nicht in Abrede stellen, „so war Gottsched doch zu kurzsichtig und engherzig, zu sehr eigenmächtiger Pedant, um nicht alsbald bei den Einsichtigen mancherlei Bedenken, dann entschiedenen Widerspruch zu erregen und zuletzt sich Hohn und Verachtung zuzuziehen". — Als Verehrer der französischen Dichter, deren Regeln er neben den Mustern der Alten als maßgebend für die formelle literarische Bildung ansah und deren Werke er und seine, ihm an Geschmack und Talent weit überlegene Frau (Luise geb. Culmus) um die Wette ins Deutsche übersetzten, erlangte er die Gunst der vornehmen Welt, der er bei jeder Gelegenheit seine Huldigung darbrachte; durch Widerstand gegen die hereinbrechende Freigeisterei erwarb er sich das Zutrauen der Frommen und durch Loben und Anpreisen mittelmäßiger Talente gewann er sich einen Schwarm von Freunden und Verehrern. Er war der gefeierte Kunstrichter des Nordens; sein Urtheil galt als unfehlbares Gesetz des Geschmacks, so daß er die Dreistigkeit hatte, in seiner Redekunst seine eigenen Werke als Muster neben die Alten zu stellen. — Ohne Begriff von einem freien Wachsthum der Poesie glaubte er, daß man blos die Gesetze und Regeln der Dichtkunst zu erfinden brauche, um poetische Werke machen zu lernen, und trat daher keck nicht nur als Geschmacksrichter, sondern auch als Musterdichter und Wiederhersteller der dramatischen Poesie auf. Die feierliche Verbannung des Harlekins (Hanswursts) vom Leipziger Theater war das Signal, daß die bisherigen Volksschauspiele mit ihren gemeinen Späßen von der Bühne verschwinden sollten; kunstgerechte französische Dramen, in deutsche Alexandriner gekleidet, traten an die Stelle, bis Gottsched selbst eine regelrechte Tragödie in französischem Geschmack: „der sterbende Cato", nach Addison's frostigem Stück „Cato", als Muster eines deutschen Originalschauspiels aufstellte. Dieses werthlose Stück, das in der von ihm veranstalteten deutschen Schaubühne an die Spitze gestellt ward, erlebte in Kurzem zehn Auflagen. Doch war es den Bemühungen Gottsched's und der mit ihm befreundeten Schauspielerin Frau Karoline Neuber zuzu-

Gottsched 1700—66.

schreiben, daß die Kluft geschlossen ward, welche so lange zwischen der Dichtung und Schauspielkunst, zwischen der höheren Bildung und dem volksthümlichen Theater lag.

§. 85. **Gottsched und die Schweizer.** (**Bodmer und Breitinger.**) Während im Norden Gottsched's Worte wie Orakelsprüche verehrt wurden, erhob sich in der Schweiz gegen den pedantischen Geschmacksrichter ein gewaltiger Sturm, der zur Folge hatte, daß sein Truggebäude umgestürzt und er mit Hohn von dem angemaßten Posten
Bodmer vertrieben wurde. In Zürich nämlich schaarte sich um Joh. Jac. **Bodmer**, einen ge-
1608— wandten, witzigen, für alles Höhere empfänglichen Schriftsteller von vielen, wenn auch
1783. nicht gerade tiefen Kenntnissen, eine Anzahl strebsamer Männer, darunter Joh. Jac. **Brei-**
Breitinger **tinger**. Diese waren eben so tiefe Bewunderer der englischen Literatur, wie Gottsched
1701—76. der französischen, daher bald Reibungen zwischen beiden entstanden. Die Züricher gingen in ihren *Discursen der Maler* den Wochenschriften und Zeitungen, die in Gottsched's Diensten standen, zu Leibe. Dies ärgerte den Leipziger Professor und er trat daher, als Bodmer *Milton's verlornes Paradies* übersetzte, gegen den englischen Dichter und dessen religiöse Poesie in seinen kritischen Beiträgen mit scharfem Tadel auf. Diese Kritik war der Anfang eines folgenreichen literarischen Kampfes, worin man mit Ernst und Gelehrsamkeit, wie mit Spott und Satire das Wesen und Ziel der Dichtkunst zu ergründen und festzusetzen suchte. Zu den Schweizern gesellte sich der kräftige, durch klassische und
Liscov englische Literatur gebildete Christ. Ludw. **Liscov** (aus dem Schwerinschen), der mit einer
1701—60. bis dahin unerhörten Schärfe des Spottes und der Ironie und in einer musterhaften deutschen Prosa bald gegen die orthodoxen Theologen, bald gegen die pedantischen Gelehrten und Schulmänner, bald gegen die erbärmlichen Schriftsteller und kritischen Wochenschriften zu Felde zog. („Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten.") Seine derbe Satire und sein beißender Witz, die anfangs nur Gottsched's Günstlinge trafen, bald aber den Meister selbst nicht verschonten, erschütterten das Ansehen des gravitätischen Kunstrichters gewaltig. Von den zahlreichen Schriften, die innerhalb 15 Jahren von den Schweizern gegen Gottsched und seine Ansichten gerichtet wurden und eine gänzliche Niederlage desselben zur Folge hatten, ist vor Allem *Breitinger's kritische Dichtkunst* zu erwähnen, in welcher ein den Gottsched'schen Grundsätzen entgegengesetztes System aufgestellt ward. Entwickelt auch Breitinger in diesem System Ansichten, die beweisen, daß er von Kunst und Ideal keinen Begriff hatte, indem er die *Fabel*, weil sie zugleich nütze und ergötze, als die höchste Dichtungsgattung hinstellt, so wird darin doch *Phantasie* und *schöpferische Kraft* als das Wesen der Dichtkunst der trockenen, auf Regeln aufgebauten Verstandespoesie Gottsched's entgegengesetzt, so wird doch die Poesie als Kunst betrachtet. — Zugleich suchte Bodmer durch die Herausgabe der *Minnesänger*, der *Nibelungen*, des *Parzival* und anderer mittelalterlichen Dichtungen das Ansehen Gottsched's, der das Romantische gänzlich verwarf, bei der Nation herabzusetzen. Ihr Zweck wurde erreicht. Gottsched, übermüthig und durch den lange genossenen Beifall verwöhnt, verkannte die Richtung der Zeit und glaubte durch Schmähungen und Verdächtigungen seiner Gegner den Sturm beschwichtigen zu können. Aber er erlitt eine vollständige Niederlage; und als er sich nachher in thörichter Verblendung auch gegen Klopstock's *Messiade* erklärte und das von der Nation mit Begeisterung aufgenommene Gedicht durch das elende Machwerk eines seiner Anhänger („Hermann, oder das befreite Deutschland" von Christoph Otto Freiherr von Schönaich) zu verdunkeln meinte, verlor er so sehr alles Ansehen, daß er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in gänzlicher Vergessenheit zubrachte. Sein Landsmann *Pyra* bewies in einer kritischen Abhandlung, „daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe"; seine Zeitschriften konnten sich nicht mehr halten; seine Lehrbücher wurden durch bessere verdrängt; in der akademischen Wirksamkeit wurde er von Gellert u. A. überflügelt; sein Cato ward von der Schauspielerin *Neuber*, die ihn früher in seinem Streben für kunstmäßige Bühnenstücke thätig unterstützt hatte, mit der er aber zerfallen war, so lächerlich dargestellt, daß das Publikum nunmehr verspottete, was es früher bewundert hatte, und daß Oper und Volkslustspiel wieder auf die Bühne

zurückkehrten und somit auch seine ernsten und folgenreichen Bestrebungen um die deutsche Dramatik, die er durch mehrere Sammelwerke wesentlich gefördert („Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst von 1450 an" und „die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten"), in Dunst aufgingen. Ja sogar seine unbestreitbaren Verdienste um die deutsche Sprache, für deren Verbreitung und Veredlung er nach Kräften gearbeitet, wurden in Frage gestellt.

§. 86. Die Verfasser der Bremer Beiträge. Nun wendeten sich Gottsched's begabteste Schüler von dem Meister und seinem treuen Schildträger Schwabe ab und gründeten eine eigene Zeitschrift: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, die von dem Druckort Bremen „Bremer Beiträge" genannt und von Chr. Gärtner geleitet wurde. — Die Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Gärtner 1712—91. eine Anzahl talentvoller und für das Höhere begeisterter jungen Männer, traten zu Leipzig in einen Bund zusammen, der, nach Hagedorn's Vorbild, heitere Geselligkeit und erlaubten frohen Lebensgenuß, der steifen Gelehrtensitte Gottsched's entgegen, als Zweck aufstellte. Das Band inniger Freundschaft umschlang Alle, und so verschieden auch die späteren Schicksale und Richtungen der einzelnen Mitglieder waren, so gedachten doch Alle stets liebevoll dieser Jugendzeit und beklagten in vielen Gedichten die Trennung von den Freunden und das Aufhören jener frohen Geselligkeit. Später wurde Klopstock, der Hochgefeierte, die Seele des Leipziger Bundes. Dies hatte zur Folge, daß eine elegisch-sentimentale Stimmung an die Stelle der ursprünglichen Heiterkeit trat, und daß ein Ton der Schwermuth, wie in Young's Nachtgedanken, in die lyrischen Gedichte Ebert's, Giseke's u. A. einkehrte. Tiefes Gefühl für Freundschaft war der vorherrschende Zug dieses von Klopstock in der Ode Wingolf poetisch geschilderten Dichterkreises und Kampf gegen die einreißende Freigeisterei die einzige Polemik ihrer sonst friedfertigen Gedichte. Unter den übrigen Mitgliedern sind **Rabener**, als Satiriker und Briefsteller, **Gellert**, der Dichter vielgelesener Fabeln, Kirchenlieder und Schauspiele, und Zachariä, der Verfasser komischer Heldengedichte (der Renommist u. a.), hervorzuheben.

§. 87. Rabener und Gellert. Gottl. Wilh. Rabener ist als heiterer Gesell- Rabener 1714—71. schafter, tüchtiger Beamter (Steuerrevisor) und wackerer Mann höher zu achten, denn als Schriftsteller in seinen Satiren. Statt nämlich wie Liscov die Fehler und Gebrechen der Zeit, die den Entwickelungsgang der Nation hemmten, zu züchtigen, wendete sich Rabener's zahme Satire gegen einige Thorheiten des geselligen Verkehrs der mittleren Klassen, und statt seine Geißel über die höheren Stände zu schwingen und die Quelle des Verderbnisses dem Volke kenntlich zu machen, richtete der vorsichtige, kluge Mann seine Angriffe gegen rohe Landjunker, gegen klatschende Frauen, gegen pedantische Schulmeister u. dergl. m. und zog, um ja jede persönliche Anspielung zu verhüten, Alles ins Breite und Allgemeine. Ohne Phantasie und Verstandestiefe, ohne Kühnheit und Schärfe, klebte Rabener an der langweiligen Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens. Darum blieb auch der friedliebende, gutmüthige Mann ruhig und unangefochten in seinem Steueramte, selbst unter Brühl's Verwaltung, indeß Liscov im Gefängniß schmachten mußte. Die Leute waren freilich damals so empfindlich gegen jede Stichelei und Anspielung, daß Rabener nicht wagen durfte, kühner aufzutreten. Hatte ja doch sogar der sanfte, bescheidene, von christlicher Demuth und Tugend durchdrungene Christ. Fürchtegott Gellert durch sein Gellert Lustspiel die Betschwester Anstoß gegeben. — Gellert kann als Repräsentant der De- 1715—69. muth und Schwächlichkeit seiner Zeit gelten, die zu dem Stolz und Selbstvertrauen des Alterthums den Gegensatz bildet. Schwermuth und Ernst, die Folge eines siechen Körpers und schweren Blutes, machten Gellert für die Genüsse des Lebens unempfindlich und trieben ihn zu Andachtsübungen, zu ängstlichen Selbstprüfungen und Selbstquälereien, die seine guten Stunden verkümmerten. Mit den Jahren nahm seine Sittenrichterstrenge und sein christlicher Eifer zu, er ging auf Seelenrettungen aus und verdammte selbst seine

unschuldigsten Jugendgenüsse, seine Beschäftigungen mit der Fabel und dem Lustspiel, und widmete seine literarische Thätigkeit hauptsächlich dem geistlichen Liede. Als Lehrer an der Universität Leipzig war Gellert von der größten Wirksamkeit. Er las über Dichtung, Beredtsamkeit und Moral, verband mit seinen Vorlesungen stilistische Uebungen und ließ sich zu diesem Behufe von seinen Zuhörern Gedichte, Briefe, Reden und Abhandlungen einreichen, die er mit Bescheidenheit und Sorgfalt durchging und beurtheilte. Nicht blos bei den Studenten, die sich in großer Zahl um ihn schaarten, sondern bei allen Ständen war Gellert in größtem Ansehen, er wurde von Jedermann um Rath angegangen, seinen Empfehlungen schenkte man blindes Vertrauen, und die Briefe, die er zu schreiben hatte, waren unzählig. Seine Fabeln und Erzählungen waren und sind zum Theil noch ein Lieblingsbuch des Volks.

In der Fabel betrat Gellert die Bahn der Franzosen, besonders Lafontaine's; die kurze äsopische Fabel von angeborner Kraft und natürlicher Derbheit konnte einem Geschlecht von gekünstelter Bildung nicht behagen; daher wurde der Ton verfeinert, die Erzählung breiter und an die Stelle der derben Natur traten fittsame Scherze und moralische Bemerkungen.

§. 88. Fabeldichter. Zachariä. Kästner. Gellert's Beispiel diente den meisten übrigen Fabeldichtern als Richtschnur. Unter diesen sind am bekanntesten Magnus Gottfr. **Lichtwer**, dessen Fabeln jedoch mehr Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit beurkunden, als die Gellert'schen, und Gottl. Conr. **Pfeffel** aus Colmar im Elsaß. Ein großer Theil der Lichtwer'schen Fabeln wurde, ohne Wissen und Willen des Verfassers, von Ramler und Lessing umgearbeitet und unter seinem eigenen Namen als verbesserte Ausgabe bekannt gemacht, was natürlich einen heftigen literarischen Streit zur Folge hatte. Manche seiner Fabeln, z. B. „die seltsamen Menschen", „die Katzen und der Hausherr", sind durch lebendige Darstellung ausgezeichnet. Pfeffel, der mit Gemüthsruhe und Heiterkeit das große Leiden einer fünfzigjährigen Blindheit ertrug, lehnte sich noch näher als seine Vorgänger an die französischen Fabeldichter (Lafontaine und Florian) an und ahmte sie auch in der glatten Form und zierlichen Darstellung nach. Lessing suchte der Fabel wieder den antiken Charakter der gedrungenen Kürze zurückzugeben, worauf in unsern Tagen der Schweizer A. E. Fröhlich mit Erfolg den Weg der Vermittelung einschlug, indem er antike Kürze und Klarheit mit moderner Glätte und Anmuth zu vereinigen strebte.

(Lichtwer 1719–83. Pfeffel 1736–1809.)

Auch Fr. W. Zachariä aus Frankenhausen gehörte dem Leipziger Verein an. Er hat mehrere komische Epopöen, worin ein kleiner Gegenstand in dem großen Stile des ernsten Epos behandelt wird, verfaßt (Renommist, Phaëton, das Schnupftuch, eine Nachahmung von Pope's Lockenraub, Murner in der Hölle u. a.), die, so arm sie auch an Erfindung sind, doch als Zeit- und Sittenschilderung Bedeutung haben und eine Menge Nachahmungen hervorriefen, besonders als die feierliche Seraphendichtung in der Messiade zu Parodien aufforderte.

(Zachariä 1726–77.)

Einer der geistreichsten Schüler Gottsched's war der Mathematiker und Epigrammendichter Abrah. Gotth. **Kästner**, dessen „Sinngedichte" voll treffenden Witzes dem Bedeutendsten beizuzählen sind, was jene Zeit hervorbrachte. In dem literarischen Streite zwischen Gottsched und den Schweizern behauptete er eine unabhängige Stellung und richtete seine Pfeile nach beiden Seiten.

(Kästner 1719–1800.)

B. Deutschlands klassische Literatur.

I. Ueberschau und Vorblick.

§. 89. Poesie. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. erfuhr die Literatur, die Dichtkunst, die Wissenschaft und das ganze geistige Leben der deutschen Nation einen mächtigen Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bah-

nen ein und begründeten theils durch Bekämpfung und Zerstörung verjährter Irrthümer, Vorurtheile und falscher Ansichten, theils durch geniale Schöpfungen im Gebiete der Dichtung oder der Wissenschaft einen Höhegrad der Bildung, wie er in der neuern Geschichte kaum seines Gleichen hat. — Den größten Aufschwung nahm die Dichtung und der Kunstgeschmack, so daß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann, daß Philosophie und Religion im Bunde mit der Dichtkunst standen, daß Phantasie und Gefühl, der wahre Boden der Poesie, auch auf das Feld der Wissenschaft hinübergetragen ward. Der Dichtkunst wendeten die größten Geister der Nation ihre Talente zu. **Klopstock** weckte Empfänglichkeit und Begeisterung im Volke, indem er sowohl in dem Epos „die Messiade" als in den „Oden" seinen christlichen Glauben, seine Gefühlswärme und seinen vaterländischen Freiheitssinn in würdiger, erhabener Sprache der strebsamen Jugend ins Herz legte; **Lessing** schwang seine kritische Geißel über die französische Theaterliteratur und zeigte durch seine eigenen Bühnenstücke den Weg, auf dem man zu einer echten dramatischen Poesie gelangen könne; zugleich öffnete er in seinem Laokoon den Denkenden die Augen über das Wesen der Dichtkunst und der bildenden Kunst, deren Verständniß gleichzeitig durch Winckelmann auf einem andern Wege erschlossen ward. Lessing's Spuren folgte der phantasievolle, geistreiche **Herder**, der auf den Ursprung aller Sprache und Poesie zurückging, mit feinem Sinn die Schönheiten der morgenländischen Naturdichtung und den tiefen Gehalt des kunstlosen Volksgesanges bei den verschiedenen Völkern enthüllte und durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit eine mächtige Anregung zu weitern Forschungen gab. — **Wieland**, der heitere Lebensphilosoph, redete in seinen Romanen, die größtentheils das altgriechische Leben mit moderner Färbung zur Grundlage haben, der Gesinnung und Denkweise der höhern, französisch gebildeten Stände das Wort und lehrte in anmuthiger, mitunter leichtfertiger und lüsterner Sprache weisen Genuß des Lebens; eine Lehre, die den höhern Klassen der Gesellschaft zusagte und der deutschen Literatur jene Kreise öffnete, die bisher nur französische Werke gelesen. Unter seinen zahlreichen Werken hat das romantische Epos „Oberon" sich am längsten die Gunst der Lesewelt erhalten. Durch diese drei Männer erfuhr die deutsche Prosa eine gänzliche Umgestaltung; Lessing verlieh ihr Kraft, Schärfe und Klarheit, Herder Schwung und Reichthum an Bildern, Wieland Leichtigkeit und Anmuth. — Auf dem von ihnen bestellten Boden führte der größte Genius des Jahrhunderts, **Goethe**, seine Schöpfungen auf, in denen sich das Geistesleben der Nation und sein eigener Bildungsgang abspiegelt. In der kraftgenialen Zeit der siebenziger Jahre, als die mit Ungestüm vorwärts strebende Jugend alle Regeln der Kunst und Convenienz verschmähte, nur den, wenn auch formlosen Erzeugnissen des Genius Werth beilegte, die Tiefe der Urpoesie und Naturdichtung pries, sich am Volkslied ergötzte und mit staunender Bewunderung auf Ossian und Shakespeare blickte, da erregten Werther's Leiden und Götz von Berlichingen, wobei jene Dichter als Vorbilder dienten, einen Sturm von Begeisterung; als Lessing und Winckelmann das Interesse für antike Kunst in Deutschland geweckt, erschienen zur geeigneten Stunde die klassischen Dramen Tasso und Iphigenia, im Geiste und in der klaren harmonischen Form des Alterthums und belebt durch die eigenen italienischen Eindrücke und Empfindungen. Das idyllische Epos Hermann und Dorothea berührte die großartigen politischen Ereignisse der Zeit und die Leiden der Ausgewanderten; der Schluß von Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften zeigen den Einfluß der romantischen Poesie mit ihrer Liebe zum Wunderbaren, Geheimnißvollen und Märchenhaften; in Dichtung und Wahrheit schildert Goethe seinen eigenen Lebensgang und die Umstände, die zu seiner Bildung beigetragen, und in dem großartigen dramatischen Gedichte Faust, mit dem wir ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt finden, hinterließ er der Nachwelt ein Abbild der strebenden unbefriedigten Menschenseele in geistiger und sinnlicher Schrankenlosigkeit. — Mittlerweile hatte die politische Welt eine großartige Gestalt angenommen und die Blicke der Völker auf Geschichte und Staatswesen gerichtet — da traf **Schiller** mit seinen historischen Dramen, die der Nation

Klopstock 1724—1803.

Lessing 1729—81.

Herder 1744—1803.

Wieland 1733—1813.

Goethe 1746—1832.

Schiller 1759—1805.

ähnliche Sturmperioden aus der einheimischen und fremden Geschichte vor die Seele führten, und mit seiner Begeisterung für Freiheit, Vaterland und Menschenbeglückung die Saite, die beim Volke den stärksten Nachhall fand. Durch die Lauterkeit seiner Gefühle und die Wahrheit seines Strebens erwarb Schiller die Freundschaft Goethe's, so verschieden auch ihre beiden Naturen waren, und ihre vereinte Thätigkeit bezeichnet den Höhepunkt der deutschen Poesie; denn durch ihren Bund waren die beiden ewigen Gegensätze, Idealismus und Realismus, Subjectivität und Objectivität in Eintracht gepaart.

§. 90. Religion und Theologie. a) Rationalisten und Freidenker. Während die Dichtung solche Eroberungen machte, durfte die Wissenschaft nicht feiern. Die größte Thätigkeit zeigte sich auf dem Gebiete der Religion, die mit der Poesie einen gemeinsamen Boden hat — das Herz und Gemüth des Menschen. Anfangs suchte man die Theologie mit den philosophischen Forschungen und mit den Resultaten einer fortschreitenden Kritik und Auslegungskunst (Exegese) in Uebereinstimmung zu bringen; dies führte zu jenem gemäßigtfreien Standpunkte, auf dem Semler in Halle, Michaelis in Göttingen, Ernesti in Leipzig, die Kirchenhistoriker Mosheim und Planck („Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs") u. A. standen. Diese achteten die Offenbarung, suchten sie aber mit Vernunft und Wissenschaft zu versöhnen; sie hielten die Bibel heilig, allein sie benutzten zu ihrer Erklärung die Hülfsmittel der Wissenschaft, als Sprachforschung, Kritik, Alterthumskunde, und stellten sie somit auf eine Linie mit andern Werken der Vorzeit. Einen Schritt weiter gingen die Berliner Theologen und Philosophen, die im Kampf wider die Freigeisterei des Hofes selbst freidenkend geworden waren, ohne sich jedoch vom protestantischen Kirchenglauben zu entfernen; sie schieden die wesentlichen Lehren des Christenthums von dem, was Theologie und Schulgelehrsamkeit hinzugefügt, und suchten den Offenbarungsglauben mit der Vernunft und Naturreligion in Harmonie zu setzen. Sie lernten den englischen Deisten die Kunst ab, durch faßliche Behandlung und gefällige Sprache religiöse Erörterungen in weitere Kreise zu bringen, die christlichen Lehren dem gesunden Menschenverstand einleuchtend und die christliche Moral zur Richtschnur des Wandels zu machen; Haupt- und Mittelpunkt dieser Berliner Freidenker, die in der Folge Rationalisten oder Denkgläubige genannt wurden, war Nicolai und die von ihm gegründete allgemeine deutsche Bibliothek (seit 1765); aber sie führten alle Religion auf bloße Sittenlehre zurück ohne Anregung der Phantasie und Empfindung. Zu ihnen gehörte Spalding, „der die Religion nicht mit unnöthiger Salbung behandelte" und in seiner Schrift „über die Nutzbarkeit des Predigtamtes" dem geistlichen Amte keine apostolische Heiligkeit beilegte, sondern seine Hauptbedeutung in der Gemeinnützigkeit und in der Anleitung zur Sittlichkeit erblickte. — Standen diese Männer noch alle auf dem Boden der Kirche und der christlichen Gläubigkeit, so gingen dagegen Andere über die Schranken hinaus und legten in ihren Schriften Ansichten nieder, die theils mit den freigeistigen und materialistischen Grundsätzen der französischen Philosophen übereinstimmten (wie Mauvillon, Unzer, Dippel, Edelmann), theils, wie bei C. Fr.
C. Fr. Bahrdt † 1792. Bahrdt, einem Mann ohne Schwung und Idealität in Gesinnung und Leben, dem Christenthum und den ehrwürdigen Religionsurkunden die höhere Würde und Heiligkeit benahmen und sie ins Alltägliche und Gemeine herabzogen. Dippel († 1734) verspottete unter dem Namen des christlichen Demokritus das protestantische Papstthum und bekämpfte die Lehre einer stellvertretenden Genugthuung und Edelmann († 1767) leugnete jede übernatürliche Offenbarung und ließ sich in profaner Weise über die heil. Schrift aus.

Bahrdt trug seinen Leichtsinn im Leben auch auf seine Lehren und Schriften über und griff im kecken Volkston die Bibel und vornehmlich die geschichtliche Grundlage des Christenthums an. Er stellte in seinen zahlreichen, aller Phantasie ermangelnden Werken das Christenthum als bloße Moralreligion hin, betrachtete Jesus als einen Menschen, der Wohlthäter und Aufklärer der Gesellschaft gewesen, und zerstörte in seiner modernisirten Uebersetzung des neuen Testaments jeden Hauch von Poesie, die den biblischen Schriften zu Grunde liegt. In den Resultaten übereinstimmend, wenn auch gemäßigter, war Eberhard in Halle, der Verfasser der „Apologie des Sokrates".

§. 91. b) Die Orthodoxen und Nicolai. Gegen diese Freidenker traten Männer von entgegengesetzter Richtung, aber unter sich von verschiedener Färbung und Bestrebung, in die Schranken. Die Orthodoxen, die auf ihre geistliche Würde wie auf den Buchstaben der Bibel und die Gültigkeit der symbolischen Dogmen hielten, bekämpften jede freidenkende Aeußerung, die den bestehenden Kirchenglauben zu gefährden schien. An ihrer Spitze stand der eifrige Zionswächter Melchior Goeze, Hauptpastor in Hamburg, der in Verbindung mit einer Schaar obscurer „Mitstreiter in Gott" wider Alle zu Felde zog, die an dem lutherischen Dogma rüttelten oder die Worte der heil. Schrift anders deuteten, als die Schultheologie festgesetzt. Feind aller Poesie und Philosophie, unternahm er mit herausfordernder Derbheit einen Kampf, dem seine schwachen Kräfte nicht gewachsen waren, daher er mit Schmach bedeckt von der Wahlstatt getrieben wurde. Zuerst trat Fr. Christoph **Nicolai** mit seinem berühmten satirischen Roman „Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker" gegen das Treiben der recht- Nicolai 1733—1811.
gläubigen Eiferer auf. Kaum hatte sich dieser Sturm in etwas gelegt, so wurde Goeze von Lessing, der, ohne die Religion zu kränken, die Rechte der Vernunft und Denkfreiheit wider den beschränkten Eiferer kirchlicher Rechtgläubigkeit verfocht, in den berühmten Flugblättern (Antigoeze) so scharf zurechtgewiesen, daß seitdem sein Name als Gattungsbegriff für alle Klopffechter diente.

In dem künstlerisch unbedeutenden Buche Sebaldus Nothanker, dessen Grundlage die Schicksale und Leiden des wegen seiner religiösen Ansichten von dem orthodoxen Superintendenten Stauzius und seinen Glaubensgenossen verfolgten ehrlichen Philosophen Sebaldus bilden, werden die heuchlerischen Geistlichen, die die Seligkeit an Lehrformen knüpfen, mit treffenden und derben Zügen dem Spott und Gelächter preisgegeben. Da darin zugleich auch Dichter und Schriftsteller, die Nicolai's Geschmack nicht zusagten, namentlich der süßliche, tändelnde J. G. Jacobi (Herr von Säugling) und sein in gespreizter Vornehmheit auftretender Bruder, mit kenntlichen Zügen verspottet wurden, so erlangte das Werk, dem die beigefügten Küpferchen von Chodowiecki einen noch größeren Reiz verliehen, solche Bedeutung, daß es schnell nach einander drei Auflagen erlebte, und daß alle Getroffenen ihrem Zorn in heftigen Ausfällen gegen den prosaischen Propheten des flachen Verstandes Luft machten.

§. 92. c) Der mystische Kreis in Münster. In ganz anderem Sinne kämpfte der Kreis, der sich um die katholische Fürstin **Gallitzin** in Münster sammelte, gegen Aufklärung und Rationalismus. Diese verfochten nicht den kirchlichen Dogmatismus oder die Symbolgläubigkeit, sondern machten Gefühl, Poesie und Mystik zur Grundlage der Religion, bewunderten die Tiefe der orientalischen Dichtung in der Bibel und betrachteten den christlichen Glauben als Grund und Anfang aller Weisheit. Mittelpunkt dieses Kreises war neben der schwärmerischen Fürstin der „Magus aus Norden" **Hamann**; zu ihm gehörte der bestimmbare und wankelmüthige **Fr. H. Jacobi**, der Verfasser der philosophischen Romane „Allwill's Briefsammlung" und „Woldemar", worin er seine Gefühlsphilosophie und seine moralischen und religiösen Betrachtungen niederlegte, und später der zum Katholicismus übergetretene Fr. Leop. Graf **zu Stolberg**. Sie bekämpften nicht blos die Berliner, gegen deren dürre Verstandesrichtung sie Gemüth und Phantasie in Schutz nahmen, sondern Jacobi, dessen evangelischer Glaube sich hart auf der Grenzscheide des Katholicismus hielt, erklärte Lessing für einen Spinozisten, was dessen Freund Mendelssohn so tief ergriff, daß die Schrift, worin er den Verstorbenen gegen diese Beschuldigung rechtfertigte, der Nagel zu seinem Sarge ward.

§. 93. d) Lavater und sein Gegner Lichtenberg. Ein höchst merkwürdiger Lavater 1741—1801.
Mann für die Geistesrichtung der Zeit war der fromme Züricher Prediger **Lavater**, in dem alle Fäden der religiösen Bildung und supranaturalistischen Anschauung zusammenliefen. In religiöser Ueberspannung forschte er nach dem Zusammenhange des Menschen mit der Gottheit und gelangte durch geistige Anstrengung zu dem Glauben, daß Gott mit der gläubigen Creatur in unmittelbarem, persönlichem Verkehr stehe, daß die Zeit der Propheten und Apostel, „wo das Gebet Wunder wirkte und der Glaube Berge versetzte", noch gegenwärtig sei, und daß der Mensch im Stande der Gnade göttliche Eingebungen erhalte. Von diesem Glauben durchdrungen, zog er Alles in den Kreis des

Religiösen, sah in Allem, was ihm begegnete, den Finger Gottes und steigerte zuletzt seine Gefühle bis zu den Schwärmereien der Mystiker, die in ihren religiösen Empfindungen den größten Genuß fanden. Keine Kritik oder Auslegungskunst vermochte seinen Glauben an die Göttlichkeit der H. Schrift zu erschüttern, und der ihn umgebende Unglaube bestärkte ihn nur in der Ueberzeugung, daß er in die Welt gekommen sei, „um von der göttlichen Wahrheit Zeugniß zu geben". Durch seine erbaulichen Schriften („Aussichten in die Ewigkeit" u. a.), durch seine Predigten, durch seine religiösen Dichtungen erlangte Lavater hohen Ruhm und wurde in gewissen Kreisen als Prophet und Heiliger verehrt; aber die Mittel, wodurch er zu diesem Ruhme gelangte, waren oft irdisch und kleinlich; eitle Selbstgefälligkeit, weltlicher Ehrgeiz und geistlicher Hochmuth lagen im Grunde seiner Seele unter der Hülle äußerer Demuth verborgen; und aus seinem geheimen Tagebuche eines Beobachters seiner selbst erkennt man die bewußte Absichtlichkeit, mit der er nach dem Heiligenschein des Propheten strebte. Darum ward er auch häufig der Gegenstand satirischer und humoristischer Angriffe. Sein Tagebuch wurde von Wieland (im Endymion) verspottet; seine Proselytenmacherei, die ihn verleitete, den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn zum Uebertritt in das Christenthum aufzufordern, wurde von dem witzigen Göttinger Mathematiker und Physiker Lichtenberg (im Timorus) gegeißelt, und als er sein berühmtestes Werk über Physiognomik (Anweisung, den Charakter der Menschen aus der Bildung des Kopfes und Gesichtes zu erkennen) unter dem Titel: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe" in vier prachtvoll ausgestatteten, mit Kupfern versehenen Quartbänden herausgab, so verspottete Lichtenberg den Orakelton und die hochtrabende, bombastische Sprache Lavater's dadurch, daß er dessen schwülstige, feierliche Aussprüche und physiognomische Urtheile an Hund- und Sauschwänzen persiflirte. — Der verwachsene Lichtenberg konnte freilich an dem Grundsatz, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne, kein solches Gefallen finden, wie der schöngebildete Lavater. Ueberhaupt war Lichtenberg in Allem der Gegensatz zu Lavater; jener war eben so ungläubig und freidenkend wie dieser gläubig und christlich; bei jenem beruhte Alles auf Natur und Anlage, bei diesem war das Meiste angebildet; Lavater's Wesen war voll Feierlichkeit, Würde und Salbung, Lichtenberg's Charakter war auf Muthwille, Witz und Verstand aufgebaut. Der Göttinger Mathematiker wäre der geeignetste Mann gewesen, den humoristischen Roman der Engländer nach Deutschland zu verpflanzen, da er selbst alle Launen, Stimmungen und Widersprüche eines Humoristen in seinem Charakter vereinigte und durch seine geistreichen Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche seinen tiefen Blick in das Seelenleben der Menschen beurkundete; allein seine sonderbare Natur ließ ihn bei keiner größern Arbeit ausdauern; humoristische und satirische Abhandlungen, fliegende Blätter und Fragmente, in denen er alle verkehrten Richtungen, die überspannten Kraftgenies, Lavater's Prophetenthum und Philadelphia's prahlerische Taschenspielerkunst verspottete, waren neben einigen wissenschaftlichen Schriften die einzige Frucht seines hohen Talents und seines klaren, selbstbewußten Geistes.

(Lichtenberg 1752–99.)

§. 94. e) Jung Stilling und Herder. Von gleicher Gesinnung und Richtung wie Lavater, aber mit mehr Natürlichkeit und einem reichern Gemüthsleben begabt, war Joh. Heinr. **Jung** gen. **Stilling**, aus der Gegend von Siegen. Aus seinem von ihm selbst verfaßten gemüthlichen Jugendleben ersieht man, wie der sinnige, phantasievolle Knabe allmählich zu der elegischen, sentimentalen Weltanschauung und zu der religiösen Gläubigkeit gelangte. Die Einwirkung einer frommen, bis zum Aberglauben religiösen Umgebung, die Entfernung von Welt und Menschen, das süße Schwärmen in einsamer Natur, der Druck der Armuth, die ihn nöthigte, zuerst das geringe Gewerbe eines Schneiders zu ergreifen und in seinem Innern Trost gegen die Mißachtung der Welt und die mannichfachen Entbehrungen zu suchen, erzeugten in seinem Gemüthe einen außerordentlichen Grad von Empfindbarkeit und Weiche, die, von der rauhen Außenwelt

(Jung Stilling 1740–1817)

vielfach verletzt, ihn zur Selbstbeschauung, zu einem Gefühls- und Religionsleben führten. Die merkwürdigen Schicksale seines Lebens, die ihn allmählich vom Schneidergewerbe zum Schulmeister, dann (nach zurückgelegten Studien in Straßburg, wo er mit Goethe und Herder in Verbindung kam) zum Augenarzt und endlich zum Professor der Staatswissenschaft in Marburg und Heidelberg emporhoben, und die Hülfe, die ihm in jeder Noth zu Theil ward, befestigten in ihm den Glauben, daß er unter Gottes besonderem Schutze stehe, und daß alle Haare seines Hauptes gezählt seien. Er sah in jedem Ereigniß, in jedem Zufall die Hand Gottes, mit dem er sich in persönlichem Verkehr glaubte; er fühlte zu Christus eine persönliche Liebe. Dieser Glaube bewirkte, daß er unter allen Widerwärtigkeiten seine Sanftmuth, seine Menschenliebe und sein Gottvertrauen bewahrte. Seine Werke, namentlich seine Romane (Morgenthau; Florentin von Fahlendorn; Theobald der Schwärmer u. a.), die alle eine religiöse Tendenz haben und viel Schwärmerisches und Mystisches, viel Wunder- und Aberglauben enthalten, sind nicht ohne Poesie und tiefes Gefühl. — Gegen die verflachende Richtung Spalding's und der Nationalisten trat auch Herder auf; in den Provinzialblättern suchte er dem Christenthum seine Weihe und dem Predigtamte die Würde des alten Priester- und Prophetenthums zurückzugeben; da er aber das Christliche im Reinmenschlichen (Humanität) aufgehen ließ, ein poetisches Urchristenthum, fern von allem Dogmatismus, als ideale Religion hinstellte und einer Weltkirche mit möglichst einfachem Glaubensgrund das Wort redete, erfuhr er mancherlei Widersprüche und Anfechtungen.

§. 95. Erziehungswesen. Kinder- und Volksschriften. Die religiösen Bewegungen, die nur die obern Schichten der Gesellschaft berührten, hatten auf Kirche und Leben weniger Einfluß als die gleichzeitigen Reformen im Erziehungswesen auf Schule und Haus. Joh. Bernhard **Basedow** aus Hamburg, ein unruhiger, wandelbarer, aber anregender Mann, der durch Rousseau's Emil von der Theologie auf das Gebiet der Pädagogik geführt wurde, gab den Anstoß zur Befreiung der Schule von der Herrschaft der Geistlichkeit und der Kirche. Durch sein mit unerhörter Prahlerei und Wichtigthuerei angekündigtes Elementarwerk und durch seine unter dem Beistande des menschenfreundlichen Fürsten von Dessau in dieser Stadt errichtete Musterschule und Lehrerseminar (Philanthropinum) wurde er Reformator des Erziehungswesens. Zwar war der oberflächliche, zanksüchtige Basedow, der weder häuslichen Sinn noch Gemüth besaß und an einem regellosen, unsittlichen Leben, an Spiel, Tabak und Trunk Gefallen fand, nicht der geeignete Mann, der Anstalt Fortdauer, Halt und Gedeihen zu verleihen; aber sein auf Rousseau's philanthropischen Grundsätzen aufgebautes System, das auf eine naturgemäße Erziehung, auf Erleichterung des Unterrichts und auf Verbreitung von Kenntnissen und Bildung unter den niedern Volksklassen hinauslief, wurde von andern strebsamen Männern weiter geführt und brach sich überallhin Bahn. Die nach dem Dessauer Philanthropinum in der Schweiz und in verschiedenen Gegenden Deutschlands errichteten Anstalten führten eine gänzliche Umgestaltung des Schulwesens herbei, namentlich als der für Kindererziehung und Volksbildung begeisterte Schweizer Joh. Heinr. **Pestalozzi** das von Basedow und seinen Schülern Campe, Salzmann und Anderen Begonnene zum Ziele führte. Eine große Menge Kinderbücher und Volksschriften waren die nächste Folge dieser neuen Bestrebungen, doch hat keines der erstern den Ruf von Campe's Robinson Crusoe und Entdeckung von Amerika und keine der letztern den Werth des gemüthlichen Romans Lienhard und Gertrud von Pestalozzi erreicht.

Basedow 1723—90.

Pestalozzi 1746—1827.

Basedow war anfangs Theolog und schrieb im Sinne der Rationalisten eine Reihe theologischer Schriften, die ihm aber weder Ruhm noch Gewinn in hohem Grade brachten. Da warf sich der thätige Mann, dessen unruhige Natur sich schon aus seinem vielbewegten Leben kund gibt, auf das Erziehungswesen und traf in einer Anzahl pädagogischer Schriften so richtig die Stimmung und Gesinnung der von Sentimentalität und Humanitätsideen durchdrungenen Nation, daß die im Vertrauen auf die öffentliche Meinung unternommene Subscription auf sein Elementarwerk sich in Kurzem auf die hohe Summe von 15,000 Thalern belief.

Der gute Erfolg, den die Kinder- und Volksschriften bei der empfänglichen Nation hatten, bewirkte, daß Deutschland in Kurzem von einer Fluth mattherziger Kinderbücher zur Belehrung und Unterhaltung überschwemmt wurde. Campe's zahlreiche Schriften und Reisebeschreibungen, mit eingestreuten läppischen Gesprächen und Bemerkungen; Salzmann's wässerige und langweilige Bücher; der Kinderfreund des dramatischen Dichters Christ. Felix Weiße und viele ähnliche Produkte brachten ihren Verfassern Ruhm und Gewinn. — Ein gleicher Eifer erwachte für volksfreundliche Schriftstellerei und für die Belehrung des Landmanns, seitdem der wackere und verständige J. G. Schlosser in seinem Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk die Bahn gebrochen und Fr. Eberh. v. Rochow seinem Beispiel gefolgt war. Doch verdient nur Pestalozzi's erwähntes Volksbuch eine Auszeichnung wegen „der Einfalt und Schlichtheit, mit der es dem Volke seinen Gesichtskreis entlehnt und seine Denk- und Handlungsweise und die Freuden des häuslichen Heerdes schildert, um es an sich selbst und innerhalb seiner Sphäre fortzubilden". Wie nichtig nimmt sich dagegen Salzmann's Roman „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend" aus.

§. 96. Philosophie. In der aufgeregten Zeit, wo der Geist sich bemühte, alle seinen freien Flug hemmenden Fesseln abzustreifen, konnte sich die Leibnitz-Wolfische Schulphilosophie (§. 80.) mit ihrem Formelkram nicht halten; eben so wenig war das System des gelehrten, trockenen und grübelnden Crusius zu Leipzig im Stande, die strebsame Jugend zu fesseln; die Zeit der geschmacklosen, auf unerquicklichen Theorien und unverständlichen Terminologien beruhenden Weltweisheit schien vorüber und Männer von literarischer Bildung und ästhetischem Sinn, wie Moses Mendelssohn („Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele"), Garve („Cicero von den Pflichten" u. a.), Abbt („vom Tode fürs Vaterland") u. A. kleideten ihre philosophischen Betrachtungen in geschmackvolle Form und in verständliche Sprache ohne dunkle Schulausdrücke. Selbst die Lehrer der Philosophie auf Universitäten, wie J. Gg. Heinr. Feder in Göttingen, huldigten den Forderungen der Zeit und befleißigten sich in Vortrag und Schrift einer faßlichen, geschmackvollen Darstellung. Dadurch gewann zwar die philosophische Wissenschaft an Klarheit und formaler Ausbildung, aber Gehalt, Gründlichkeit und Tiefe verschwanden. Ein oberflächlicher Eklekticismus, vom flachen Dilettantismus nicht viel verschieden,
Kant 1724—1804. gab sich für echte Weltweisheit aus. Da wurde Immanuel **Kant** in Königsberg der Schöpfer eines neuen philosophischen Systems, das, anfangs wegen seiner Schwierigkeit wenig beachtet, bald eine gänzliche Umgestaltung aller Wissenschaften zur Folge hatte. In seinen Schriften, unter denen seine drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, und Kritik der Urtheilskraft als Grundpfeiler emporragen, bestimmte er genau die Beschaffenheit und nothwendigen Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens, stellte die Moral als wesentliche Grundlage aller vernünftigen Religion auf und gab der Rechtslehre und Aesthetik einen festen, einfachen Boden. Hatte anfangs die Kant'sche Philosophie zu wenig Anerkennung gefunden, so erlebte sie bald einen Umschlag. Sie fand Eingang in alle Wissenschaften und Literaturzweige, in die Poesie und ins Leben; sie bewirkte eine gänzliche Reform der Philosophie und bahnte den Weg zu der freien theologischen Richtung, die man seitdem mit dem Namen Rationalismus (Denkgläubigkeit) belegte, und die Heftigkeit, womit Fähige und Unfähige als Verfechter oder Gegner der neuen Weisheit zum Kampf auszogen, gab Zeugniß von dem mächtigen Eindruck, den seine Grundsätze auf alle Gebildeten hervorgebracht. Zur Verbreitung der neuen Philosophie trug Wieland's Schwiegersohn, der aus dem Jesuitenorden ausgeschiedene und zum Protestantismus übergetretene Philosoph Reinhold, welcher im „deutschen Merkur" Briefe über die Kant'sche Philosophie veröffentlichte und in Jena vielbesuchte Vorlesungen darüber hielt, nicht wenig
Fichte 1762—1814. bei. — Kant's großer, scharfsinniger Schüler **Fichte**, ein muthvoller, charakterfester Mann von echt deutscher Gesinnung, nahm einen kühnen Flug, indem er von dem Kant'schen Kriticismus zu dem reinen Idealismus überging, in seiner „Wissenschaftslehre" das

Ich als das Erste und Ursprüngliche setzte, so daß der Mensch alle Außendinge nur durch und in seiner Vorstellung kennt, nicht was sie an und für sich sind, und in seinem „System der Sittenlehre" Freiheit und Selbstthätigkeit als Ziel des sittlichen Strebens hinstellte. Ein energievoller Geist von folgerichtigem Denken, „versuchte Fichte von einem einzigen unumstößlichen Grundsatz und Gedanken aus die Welt aufzuerbauen", und gerieth endlich zu der unbedingten Leugnung jeder Realität der Außenwelt. — An Fichte's Grundsätze knüpfte sein Jünger und Nachfolger, **Schelling**, seine, auf einer Verbindung des Schelling 1775—1854.
Idealismus (Transcendentalphilosophie) und Realismus (Naturphilosophie) durch die intellectuelle Anschauung beruhende Identitätslehre an, die er jedoch in der Folge mit andern mystisch-theosophischen Systemen vertauschte, bis er zuletzt zu der neuesten, der Welt versprochenen, aber nicht kundgegebenen „positiven Philosophie der Mythologie und Offenbarung" kam. Schelling's intellectuelle Anschauung gestaltete sich in **Hegel's** dialektischer Philosophie zu einem Begriff, von Hegel 1770—1831.
dem Alles ausgeht und zu dem Alles zurückkehrt, zu der Philosophie des Geistes, der, durch verschiedene Entwickelungsstufen vom Denken zum Sein aufsteigend, nach Ueberwindung der Gegensätze zum vollkommenen Selbstbewußtsein gelangt.

§. 97. Kant und Fichte. Immanuel Kant, seit 1770 Professor der Logik und Metaphysik in Königsberg, hat eine große Anzahl Schriften hinterlassen (über das Gefühl des Schönen und Erhabenen; Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft; Rechtslehre; Anthropologie u. a.), die sich zur Vervollständigung des Systems an die drei Kritiken, zu denen er durch Hume's Skeptik und dessen Annahme des Causalitätsgesetzes oder der zeitlichen Aufeinanderfolge der Erscheinungen angeregt wurde, anschließen. Kant geht von dem Satz aus: ehe Etwas über die Objecte der Erkenntniß entschieden werden könne, müsse das Erkenntnißvermögen selbst geprüft werden. Er fand dann in der Sinnlichkeit, als der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, die Formen des Raums und der Zeit; in dem Verstande das Vermögen, vermittelst der Kategorien die Mannichfaltigkeit der Erfahrung zur Einheit des Begriffs zu führen; in der Vernunft die Idee des Unbedingten und Absoluten und in der Urtheilskraft den Begriff der Zweckmäßigkeit und im Willen (praktische Vernunft) den kategorischen Imperativ des Sittengesetzes. Durch diese Formen des menschlichen Geistes ist nur eine Erkenntniß der in der Erfahrung gegebenen Objecte zu erzielen; was über die Erfahrung oder die, durch die Sinne wahrnehmbare und durch den Verstand begriffene Natur hinausliegt, kann nicht mehr durch Erkenntniß erfaßt werden. Diese höhere Welt, der tiefere Urgrund der Wirklichkeit, wurde von F. H. Jacobi u. A. ganz dem Glauben überwiesen; Kant aber suchte für die der theoretischen Seite der Vernunft entzogene Befugniß in der praktischen eine Stütze für den Glauben an Gott und Tugend und stellte als solche die unbedingte Gültigkeit des Sittengesetzes auf. Zur Erfüllung dieses Sittengesetzes (des kategorischen Imperativs) werden als Postulate gewisse unerweisliche Sätze, wie Freiheit, Unsterblichkeit, Dasein Gottes als nothwendig angenommen und als moralisch-praktische Bedürfnisse hingestellt. In der Rechtslehre machte Kant die angebornen und ursprünglichen Menschenrechte zur Grundlage aller Rechtsverhältnisse. — Joh. Gottl. Fichte stellte als Ursatz alles Denkens und als Ursache alles Seins das Sich selbst und das Nicht-Ich setzende Ich auf. Das Ich ist das mit unendlicher Selbstthätigkeit begabte Absolute, das als Anstoß und Schranke seiner Thätigkeit das Nicht-Ich, d. h. die Welt der Objecte, die Natur, gegenüberstellt. Die äußere Welt existirt nur durch das Ich und in dem Ich. Das Ich ist also das Ursprüngliche, aus welchem zuerst die Welt und dann Gott als Weltordnung hervorgeht. Diese mit der größten Folgerichtigkeit, ohne alle Rücksicht auf den herrschenden religiösen Glauben durchgeführte Lehre bewirkte, daß Fichte als Professor der Philosophie in Jena des Atheismus verdächtigt wurde. Ein in seinem philosophischen Journal abgedruckter Aufsatz: Ueber die Gründe unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung führte ein Verbot des Journals und eine amtliche Untersuchung herbei, in deren Folge Fichte seine Entlassung forderte und erhielt. Von dem an lebte er theils in Erlangen, theils in Berlin. Als kühner Vorkämpfer für Volksfreiheit, sowohl gegen die überlieferte Politik der europäischen Cabinete und Regierungen („Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten. Heliopolis im letzten Jahr der alten Finsterniß." [1793.] „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution", 1793), als gegenüber dem mächtigsten Zwingherrn des Zeitalters, ist Fichte's Name bei der Nation in ehrenvollem Andenken geblieben. In seinen „Reden an die deutsche Nation", der ersten Aufforderung zur Erhebung aus dem Unglück, strebte er mit männlicher Kühnheit das Volk zum Leben und Handeln zu erwecken, indem er eine sittliche, kräftige Volksbildung als Hebel zur Wiedergeburt des Vaterlandes aus Schmach und Erniedrigung zu begründen unternahm.

§. 98. Schelling. Fichte's Nachfolger in Jena wurde Fr. W. J. Schelling, geboren am 27. Januar 1775 zu Leonberg im Würtembergischen, gestorben auf einer Badereise zu Ragaz in der Schweiz im August 1854. Frühe entwickelt, bezog er mit fünfzehn Jahren die Universität Tübingen und ver-

faßte schon während seiner Studienzeit mehrere philosophische Abhandlungen in Fichte's Geist. Während seines Aufenthalts in Jena ergab er sich immer mehr dem Idealismus seines Vorgängers, wie aus der Schrift „über das Ich" hervorgeht, die Fichte als einen Commentar seiner Wissenschaftslehre ansah. In der Schrift „Ideen zu einer Philosophie der Natur" erscheint ihm die Natur noch ganz als Ausfluß des menschlichen Geistes, „als Doppelbild, das der Geist selbst producirt, um durch die Vermittelung desselben zur reinen Selbstanschauung, zum Selbstbewußtsein zurückzukehren". Erst in der Schrift „von der Weltseele" legt Schelling der Natur ein eignes, selbständiges Dasein bei und stellt der idealen Transcendental-Philosophie Fichte's eine Naturphilosophie zur Seite. Diesen Uebergang zu der *zweiten Periode* bezeichnen die zwei Schriften: „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" und „System des transcendentalen Idealismus"; beide Wissenschaften, die Natur- und Geistesphilosophie, erscheinen hier als die zwei entgegengesetzten Pole, jene als Inbegriff des blos Objectiven, diese als Inbegriff des blos Subjectiven. Die Naturphilosophie, die, von der Erfahrung ausgehend, durch eine Reihe endloser Entwickelungen aufsteigt, hat zum Ziel die „vollkommene Darstellung der Intellectualwelt in den Gesetzen und Formen der erscheinenden Welt und hinwiederum vollkommenes Begreifen dieser Gesetze und Formen aus der Intellectualwelt, also die Darstellung der Identität der Natur mit der Idealwelt." Die Transcendentalphilosophie ist die „inwendig gewordene Naturphilosophie", worin dieselbe successive Entwickelung am anschauenden Subject vorgenommen wird, bis durch eine Stufenfolge von Anschauungen „das Ich sich zum Bewußtsein in der höchsten Potenz erhebt". Wie die Naturphilosophie zerfällt auch die Transcendentalphilosophie in drei Theile, in die *theoretische*, in die *praktische* und in die *Philosophie der Kunst*. Das Kunstwerk „als die vollkommene Identität der Idee und der Erscheinung" (des Geistes und der Natur) ist dem Philosophen das höchste Product des Geistes, in welchem die Intelligenz zur vollkommenen Selbstanschauung gelangt. — Durch diese Entgegensetzung der Natur- und Transcendentalphilosophie war Schelling schon über Fichte hinausgegangen. Er lehnte sich mehr an *Spinoza* an und machte in der *dritten Periode* seines geistigen Lebens, während seines Aufenthalts in *Würzburg*, die Identität des Idealen und Realen, des Denkens und Seins zum Prinzip, daher auch seine Philosophie nach diesem hervortretenden Kriterion hauptsächlich als *Identitätslehre* bezeichnet wird. Seine bedeutendsten Schriften aus dieser Periode sind: „Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge"; „*Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums*" u. a. In der letztern Schrift versuchte Schelling von diesem Standpunkte der Identität oder Indifferenz aus eine encyklopädische Bearbeitung sämmtlicher philosophischen Disciplinen in übersichtlicher, populär gehaltener Darstellung. Nach diesem neuen Standpunkt „sollte die *intellectuelle* Anschauung eine Handlung der absoluten Vernunft sein, und diese absolute Vernunft sollte das Absolute als Indifferenz zwischen dem Subjectiven, welches Fichte hervorgehoben, und dem Objectiven, welches Jacobi suchte, vermittelnd auffassen". — „Zwischen Subject und Object kann daher, da es eine und dieselbe absolute Identität ist, die sich in beiden darstellt, kein qualitativer Gegensatz, sondern nur eine quantitative Differenz (ein Unterschied des Mehr oder Weniger) stattfinden, so daß Nichts entweder blos Object oder blos Subject ist, sondern daß in allen Dingen Subject und Object vereinigt sind, nur in verschiedenen Mischungen"; — die Stufenfolge dieses Uebergewichts ist eine Reihe von *Potenzen* des Subjects und des Objects, und es ist die Aufgabe der wissenschaftlichen *Construction* (wie Schelling seine neue *Methode* nannte), die Stufenfolge dieser Potenzen ohne die Beihülfe der Erfahrung als nothwendige Evolutionen und Manifestationen des Absoluten darzustellen. — Aber auch auf dem Standpunkt der Indifferenz harrte Schelling nicht aus. Die construirende Methode verlassend, folgte er mehr und mehr seiner schrankenlosen Phantasie und warf sich auf die religiöse Mystik, besonders seitdem er durch seine Berufung nach *München* an die Academie und dann an die neugegründete Universität in neue Umgebung gekommen. In seiner Schrift „Philosophie und Religion" u. a. lehnt er sich an die Neuplatoniker an, läßt die Welt durch einen Abfall vom Absoluten entstehen und sieht in der Versöhnung dieses Abfalls, in der vollendeten Offenbarung Gottes, die Endabsicht aller Geschichte. Mit dieser Idee verknüpft er die platonischen Vorstellungen von einem „Herabsteigen der Seele aus der Intellectualität in die Sinnenwelt", von einer Wanderung und Erlösung und legt der Wissenschaft nur in so fern Werth bei, „als sie speculativ, d. i. Contemplation Gottes ist". „Losgesagt von der Meinung des aufklärerischen Geschlechts, daß die Menschheit sich erst allmählich von der Dumpfheit des Instinkts zur Vernunft emporgerichtet, fand Schelling sie vielmehr von einem Zustand früherer Bildung herabgesunken, in dem sie einst der Erziehung höherer Wesen, „eines Geistergeschlechts", theilhaftig gewesen sei; in der gefallenen Periode zeigten sich solche Lehrer nur noch einzeln wieder, die mit Bewußtsein zur Herstellung jenes vollkommeneren Lebens anleiteten. In der Rolle solch eines Lehrers wies er also auf die Urwelt zurück, wo ihm die Sage von Göttern und Halbgöttern als eine geschichtliche Thatsache, die Mythologie als das größte aller Kunstwerke erschien, das einer unendlichen Auslegung fähig sei." Dieses Eingehen auf den Neuplatonismus und auf die religiösen Mystiker und Schwärmer des Mittelalters führte endlich Schelling zu der tiefsinnigen Theosophie des *Jacob Böhme* und zu einer fünften Periode seiner Philosophie. Diese Richtung gab sich zuerst kund in der merkwürdigen Schrift: „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit" und in einer Streitschrift gegen *Jacobi*. Darin stellt er Gott als Urgrund oder Indifferenz dar, der in zwei gleich ewige Anfänge, in Grund und Existenz, in Ideales und Reales aus einander gehe, um dann durch die Liebe, durch das ewige Wort in Gott, wieder versöhnt zu werden. Indem sich nämlich der Urgrund nach dunkeln und ungewissen Gesetzen, einem wogenden Meere gleich,

sehnend bewegt, erzeugt er eine innere Vorstellung, durch welche er sich selbst im Ebenbilde erblickt. Diese Vorstellung ist „das ewige Wort in Gott“, welches „in der Finsterniß als Licht aufgeht und zu seinem dunkeln Sehnen den Verstand hinzugibt“. Dieser Verstand, vereint mit dem Grunde, wird freischaffender Wille. Sein Geschäft ist die Anordnung der Natur, des bisher regellosen Grundes; und aus dieser Verklärung des Realen durch das Ideale entsteht die Schöpfung der Welt. Die Weltentwickelung hat zwei Stadien: 1) Die Geburt des Lichtes oder die stufenweise Entwickelung der Natur bis zum Menschen. 2) Die Geburt des Geistes oder die Entwickelung des Menschen in der Geschichte. In jedem Naturwesen sind zwei Prinzipien zu unterscheiden, das dunkle Prinzip, durch welches die Naturwesen von Gott geschieden sind und einen Particularwillen haben, und das göttliche Prinzip des Verstandes, des Universalwillens. Bei den vernunftlosen Naturwesen herrscht der Universalwille als äußere Naturmacht, als leitender Instinkt, im Menschen sind beide Prinzipien, der Universalwille und der Particularwille, vereinigt, aber zertrennlich, und auf dieser Zertrennlichkeit beruht die Möglichkeit des Guten und Bösen. „Das Gute ist die Unterordnung des Particularwillens unter den Universalwillen, die Verkehrung dieses richtigen Verhältnisses ist das Böse“; in der Möglichkeit beider besteht die menschliche Freiheit. In Christus ist das Prinzip der Liebe dem Mensch gewordenen Bösen entgegengetreten. „Das Ende der Geschichte ist die Versöhnung des Eigenwillens und der Liebe, die Herrschaft des Universalwillens, so daß Gott ist Alles in Allem.“ Seine Gottesidee ist demnach eine Vereinigung von Naturalismus und Theismus, so daß Gott Grund und Ursache zugleich ist. — Nach der Aufstellung dieses Systems beobachtete Schelling ein langes Schweigen, indem er, einige kleinere Abhandlungen abgerechnet, Nichts im Druck erscheinen ließ. Selbst seine im Jahre 1841 erfolgte Berufung nach Berlin, um durch sein neuestes System „Philosophie der Mythologie und Offenbarung“ der Hegel'schen Begriffslehre entgegen zu wirken, hat dieses Schweigen nicht zu zerreißen vermocht. Die Darstellung dieses letzten Systems der „positiven Philosophie“ hat Schelling der Welt vorenthalten und das von Andern darüber Veröffentlichte kann nicht als authentische Quelle gelten. „Die Schelling'sche Philosophie ist kein geschlossenes, fertiges System, zu dem sich die einzelnen Schriften als Bruchtheile verhielten, sondern sie ist wesentlich, wie die platonische Philosophie, Entwickelungsgeschichte, eine Reihe von Bildungsstufen, die der Philosoph an sich selbst durchlebt hat. Statt die einzelnen Wissenschaften vom Standpunkt seines Prinzips aus systematisch zu bearbeiten, hat Schelling immer wieder von vorn angefangen, immer neue Begründungen, neue Standpunkte versucht, meist (wie Plato) unter Anknüpfung an frühere Philosopheme (Fichte, Spinoza, Neuplatonismus, Leibnitz, Jacob Böhme, Gnosticismus), die er der Reihe nach in sein System zu verweben gesucht hat.“

§. 99. **Hegel.** Schelling's Landsmann und Studiengenosse in Tübingen war Georg W. Fr. Hegel geb. den 27. Aug. 1770 zu Stuttgart. Nach einigen in der Schweiz und in Frankfurt a. M. als Hauslehrer verlebten Jahren habilitirte sich Hegel in Jena, wo er bis zum Jahre 1806 in Schelling's Geist philosophische Vorträge hielt. Unter dem Kanonendonner der Schlacht bei Jena vollendete er die „Phänomenologie des Geistes“, sein erstes großes und selbständiges Hauptwerk, die Krone seines Jenaer Wirkens, seine „Entdeckungsreisen“, wie er sie selbst nannte. Von Jena siedelte er nach Bamberg über, wurde aber schon im Jahre 1808 Rector des Gymnasiums zu Nürnberg, wo er sein großes Werk über „Logik“ bearbeitete. Im Jahr 1816 folgte er einem Rufe als Professor der Philosophie nach Heidelberg und gab dort die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ heraus, worin er zum erstenmal das Ganze seines Systems aufstellte. Seine größte Berühmtheit aber erlangte Hegel erst durch seine 1818 erfolgte Berufung nach Berlin, wo er sich eine ausgebreitete, wissenschaftlich thätige Schule heranzog, Vorlesungen über alle Zweige der Philosophie hielt und seinem System eine Zeit lang die Geltung einer Staatsphilosophie erwarb. An Schelling sich anlehnend, theilte Hegel seine Philosophie in drei Theile: „1) Die Exposition des Indifferenzpunktes, die Entwickelung der reinen, allem natürlichen und geistigen Leben zu Grunde liegenden Begriffe oder Denkbestimmungen, die logische Entfaltung des Absoluten — die Wissenschaft der Logik; 2) die Entwickelung der realen Welt oder der Natur — Naturphilosophie; 3) die Entwickelung der idealen Welt oder des concreten, in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion, Wissenschaft sich bethätigenden Geistes — Philosophie des Geistes. Diese drei Theile des Systems stellen zugleich die drei Momente der absoluten Methode: Thesis, Antithesis und Synthesis dar. Das Absolute ist zuerst reiner, stoffloser Gedanke; zweitens ist es Anderssein des reinen Gedankens, Verzerrung desselben in Raum und Zeit — Natur; drittens kehrt es aus dieser Selbstentfremdung zu sich selbst zurück, hebt das Anderssein der Natur auf und wird erst dadurch wirklicher, sich wissender Gedanke oder Geist.“ Diese fortschreitende Entwickelung des Geistes von den niedrigen zu den höhern Bewußtseinsformen bis zur vollkommenen Selbsterkenntniß und Selbstgewißheit geschieht durch die Methode der Dialektik.

§. 100. **Geschichtschreibung.** Auch die Geschichtschreibung nahm einen mächtigen Umschwung. Justus **Möser** zeigte in seiner Osnabrück'schen Geschichte, wie man nur durch Erforschung und Würdigung der einheimischen Lebensverhältnisse, Sitten und Einrichtungen zu einer wahren Volks- und Landesgeschichte gelangen könne; Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit gaben den Anstoß zu einer freiern, großartigern Auffassung der Weltgeschichte, indem sie den Forscher auf die philosophische Höhe führten, von der das Auge die Völkermassen vieler Jahrhunderte überschaute; Möser 1720—94.

Schlözer 1735—1809. und wenn schon **Schlözer** gegen diese poetische Auffassung ankämpfte, die klassischen Autoren geringschätzte und mit praktischem Sinn blos die bestehenden Verhältnisse erfaßte und zu bessern suchte; die höhere philosophische Anschauung der Geschichte machte sich
Spittler 1752—1810. dennoch geltend. Ludw. Tim. **Spittler** schied zuerst mit ordnendem Sinn den Geist und das Wesen der Geschichte aus dem massenhaften Material der Kirchen- und Staatengeschichte, machte auf das Freiheitsbedürfniß der Menschennatur und auf die heiligen Rechte der Völker aufmerksam und verlieh der historischen Darstellung Klarheit, Würde und Adel
Johannes v. Müller 1752—1809. der Sprache. Der Schweizer **Johannes v. Müller** strebte nach dem Ruhm eines deutschen Thukydides, indem er die großartigen Erscheinungen der Weltgeschichte in objectiver Ferne betrachtete und in kunstvoller rhetorischer Sprache darstellte; ihm war es gegeben, den historischen Stoff, den er sich durch unermeßliche Belesenheit zu eigen gemacht, mit dem Lichte des Geistes zu durchdringen und zu schöner Form zu gestalten. Ein begeisterter Herold der Freiheitskämpfe und der republikanischen Tugend seiner Landsleute in seiner *Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft*, entbehrte er im Leben der männlichen Haltung und Festigkeit und endete als Minister der Napoleonischen Militärherrschaft in Kassel; er bildete in dieser Beziehung den Gegensatz zu seinem Mainzer
Georg Forster 1754—94. Collegen, dem charaktervollen, für Freiheit und Weltbürgerthum schwärmenden Georg *Forster*, der im Strudel der französischen Revolution unterging.

Möser. *Justus* **Möser**, ein westfälischer Beamter, war einer der bedeutendsten Prosaschriftsteller seiner Zeit, der die Sprache des Volks wie wenige in seiner Gewalt hatte. In einer humoristischen Schrift, *Harlekin* oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen, nahm er zuerst das Volksmäßige auf der Bühne gegen Gottsched und seine Genossen und eine aus dem Volke hervorgehende Literatur gegen Pietisten und vornehme Nachahmer in Schutz; in einem zweiten höchst wichtigen Werkchen: „*Schreiben an den Herrn Vicar von Savoyen, abzugeben an Herrn Jacob Rousseau*“ verficht Möser mit echt deutschem Sinne gegen Rousseau's wohlgemeinte Träume die Nothwendigkeit einer prositiven Religion und eines Cultus für das Volk und weist in herzlicher und besonnener Rede nach, „wie schwankend eine Moral ist, die, durch sentimentale Reden erzeugt, auf Gefühle gegründet wird, welche nach der verschiedenen Organisation einzelner Menschen verschieden sind“. Von höchster Wichtigkeit ist Möser's Einleitung in die *Osnabrück'sche Geschichte*, die ein neues Licht über das Wesen der historischen Wissenschaft verbreitete; und in seinen *patriotischen Phantasien* sind treffliche und freimüthige Gedanken und Bemerkungen über öffentliche Dinge aller Art niedergelegt. „Ein Geist, wie der seinige, der, an die noch gesunden niedersächsischen Verhältnisse anknüpfend, vom Kleinen und Einzelnen zur Reform des Großen und Allgemeinen hinstrebte, dem die kosmopolitische Bildung des Jahrhunderts den feinen Tact für das Volksthümliche und Deutsche nicht abgestumpft, der mit dem richtigsten Verständniß für die Mannichfaltigkeit des deutschen Lebens der aufkeimenden Richtung des Uniformirens und Centralisirens entgegentrat, ein solcher Geist konnte in einer Zeit, wo der kosmopolitische Humanitätseifer in
Schlözer. voller Blüthe stand, nur eben einen begrenzten Einfluß gewinnen.“ — Aug. Ludwig **Schlözer**, Professor der Geschichte und Staatswissenschaft in Göttingen, wandte die Grundsätze eines Bolingbroke und Voltaire auf die gelehrte Geschichte an und verband mit ihrer Kritik tiefe Forschungen und gründliche Kenntnisse; und genügt auch der trockene, prosaische Mann, dem in seiner *Kleinen Weltgeschichte*, in seiner Allgemeinen *Geschichte von dem Norden* und in seinen *Russischen Annalen* das Materielle über das Geistige und die numerische Größe über die sittliche ging, bei weitem nicht allen Anforderungen, so war doch sein Freimuth, sein Kampf gegen Willkür im Staats- und Rechtswesen und sein Eingehen in den nach Freiheit, bürgerlicher Bewegung und Abschüttelung der mittelalterlichen Fesseln gerichteten Geist der Zeit höchst ehrenwerth und folgenreich. In seiner Zeitschrift („Briefwechsel“) für Staatsverwaltung, Regierung und Zeitgeschichte „schuf er ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten“. Anfangs ein lauter Verfechter der Revolution, selbst des Bastillesturms, der Vernichtung des Feudalstaats am 4. August und der Erklärung der Menschenrechte, änderte er seine Gesinnung und sein Urtheil, als die neuen Ideen auf blutigen und kriegerischen Bahnen einher-
Spittler. schritten. — Reicher an Ideen und gewandter in Stil und Darstellung war *Ludw. Tim.* **Spittler** aus Stuttgart, Professor der Geschichte in Götingen, später Minister und Staatsrath in Würtemberg. In seinem *Grundriß der Kirchengeschichte*, der als kurzer Inbegriff seiner gelehrten Untersuchungen in dem weiten Gebiet der Religionsgeschichte und des Kirchenrechts gelten kann, stellt er mit großem Freimuth die allmähliche Entstehung der kirchlichen Satzungen und Einrichtungen dar und führt harte Schläge gegen Priesterthum und Hierarchie. In seiner geistreichen *Geschichte der europäischen Staaten* weist er allenthalben auf das Bedürfniß freier landständischer Verfassungen hin und steht daher weit über Schlözer, der auf die freie Bewegung eines Volkes weniger Werth legte, als auf Ordnung, kräftige Verwaltung und gute Rechtspflege. Mit richtigem Tacte trifft Spittler überall das Wesentliche, worauf es in jeder Periode ankommt, und zeigt hier, wie in seiner *Geschichte von*

Würtemberg und von Hannover, an der Vergangenheit, welche Rechte seine Zeitgenossen gegen Fürsten und Privilegirte zu schützen hätten, aber als kluger Weltmann bricht er bei der Geschichte seiner Zeit ab. Auch in dem mit Meiners herausgegebenen göttinger historischen Magazin lieferte Spittler vortreffliche Beiträge zur Aufhellung schwieriger und wichtiger Punkte der verschiedenen Staatengeschichten. — Den größten Ruhm als Geschichtschreiber erlangte **Johannes v. Müller** aus Schaffhausen. Seine Empfänglichkeit für jede großartige Erscheinung in der Geschichte, so wie der Mangel fester Grundsätze und männlicher Gesinnung bewirkten, daß er bald für Volksfreiheit begeistert war und den Bastillesturm als den „schönsten Tag seit dem Untergang der römischen Weltherrschaft" pries, bald der unumschränkten Herrschermacht, wo sie in großartiger Thatkraft sich kund gab, das Wort redete. Vor dem französisch-preußischen Kriege als Genosse der Kreise des Prinzen Louis Ferdinand ein eifriger Gegner der Bonaparte'schen Zwingherrschaft, änderte Müller schon 1806 seine Gesinnung, als ihn Napoleon in Berlin in einer Audienz empfing und durch Freundlichkeit seiner Eitelkeit schmeichelte. Seine eigenen wahren Ansichten treten nirgends hervor, weder wenn er in seiner Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft die Großthaten eines einfachen, für Freiheit und Vaterland kämpfenden Volkes schildert; noch wenn er in den vier und zwanzig Büchern Allgemeiner Geschichte bald die Herrlichkeit eines Ludwig XIV. oder die großartige Wirksamkeit eines Zaar Peter preist, bald sich für die Heldenthaten und den Freiheitssinn der griechischen und römischen Vorzeit begeistert; noch wenn er, wie in seinen Reisen der Päpste, der römischen Curie das Wort redet, oder durch glänzende Schilderung der Ritterzeit dem Adel schmeichelt. Er schuf objective Kunstwerke, die den Eindruck eines Epos machten und eine mächtige poetische Wirkung hervorbrachten. Aber zwei Dinge werden mit Recht an ihm getadelt, sein bombastischer, rhetorisch ausgeschmückter Stil, bei dem er Tacitus zum Vorbild nahm, und seine Charakterschwäche und Gesinnungslosigkeit im Leben. Auf dem schlüpfrigen Boden, auf den ihn Geschick und Eitelkeit geführt, bewegte er sich mit unsicherm Tritt. Er machte in Mainz den Höfling der geistlichen Herren, in Wien den Schmeichler der Fürsten und Vornehmen und endete als Minister des leichtsinnigen Hieronymus Bonaparte in Kassel und als Lobredner der Napoleonischen Militärdespotie. — In vielfacher Berührung mit Müller, aber an Charakter, Gesinnung und Lebensglück gänzlich von ihm verschieden, stand Georg **Forster**. Schon als Knabe nahm er mit seinem Vater Theil an der Cook'schen Entdeckungsreise um die Welt und erwarb sich als Jüngling durch die anziehende Beschreibung derselben einen literarischen Namen. Seinem unternehmenden Geist waren die deutschen Verhältnisse zu enge; er sehnte sich nach einem großartigern Wirkungskreise, als ihm seine Lehrämter in Kassel, Wilna und Mainz darboten. Die französische Revolution ergriff ihn mächtig; sie schien ihm das Glück der Freiheit zu bringen, dessen Ahnungen im Grunde seiner Seele lagen; er stürzte sich in den Strudel, in dem er gebrochenen Herzens umkam. Abhandlungen verschiedener Art und Briefe geben Zeugniß von seinem edlen Streben und Charakter, wie von seinem scharfen Beobachtungssinn für alles Schöne und Eigenthümliche in der Natur, in Kunst und Völkerleben. Nur für deutsche Nationalität hatte er kein Verständniß.

Joh. v. Müller.

Forster.

II. Klopstock.

§. 101. Sein Leben. Friedr. Gottlieb Klopstock wurde 1724 in Quedlinburg geboren. Schon als Knabe verband er mit einem frommen, gläubigen Gemüthe, das seine Mutter gepflegt, einen kräftigen, fröhlichen, von seinem rüstigen Vater und der freien Natur geweckten Sinn. Auf der guten Lehranstalt in Schulpforte sog er Begeisterung für die klassische Literatur des Alterthums ein; ihr entnahm er die Kraft der Rede, die Mannichfaltigkeit des Versbaues, den Schwung und die Musik der poetischen Sprache und den Flug der Phantasie, die sich in seinen **Oden** finden. Dort entwickelte sich auch sein Hang zur Empfindsamkeit, der sich in der Liebe zur Natur und Einsamkeit äußerte und eine elegische Stimmung in ihm erzeugte. Das Bedürfniß der Freundschaft, das mit aller Stärke in ihm erwachte, führte ihn dem Leipziger Bund zu; er stimmte in die heitere Geselligkeit, wie in die sehnsüchtige Schwermuth des Kreises ein und machte in den Bremer Beiträgen die drei ersten Gesänge der **Messiade** bekannt (1748), die in ganz Deutschland eine so enthusiastische Bewunderung erregten, daß er als der Schöpfer einer neuen Epoche der Literatur begrüßt wurde. Eine unerwiederte Liebe zu Fanny, der Schwester eines seiner Freunde, erhöhte die schwermüthige und empfindsame Stimmung, ohne jedoch den fröhlichen Sinn und die männlich-kräftige Natur in ihm zu tilgen, die sich namentlich während seines Aufenthalts in Zürich bei Bodmer äußerte und in seiner Liebe zum Reiten und Schlittschuhlaufen, das er so begeistert besang, zu erkennen gab. Im Jahre 1751 erhielt er durch die Vermittelung des Grafen von Bernstorf von dem dänischen König Friedrich V. ein Jahrgehalt zur Vollendung seiner Messiade. Nun lebte

Klopstock 1724—1803.

er abwechselnd in Kopenhagen und Hamburg, wo er (1754) sich mit seiner „geliebten Meta“ verheirathete, die ihm aber schon 1759 durch den Tod entrissen ward. Auch in Karlsruhe, wohin ihn der hochherzige Markgraf **Karl Friedrich** berief, weilte er kurze Zeit, doch ohne innere Befriedigung. Die letzten Jahre brachte er ausschließlich in Hamburg zu, und als er 1803 daselbst starb, wurde er in dem Dorfe Ottensen bei Altona neben seiner Meta mit königlichen Ehren beerdigt. Er war ein begeisterter Freund der Freiheit und strafte mit Strenge in der Ode **Fürstenlob** die Schmeichler der Regenten; darum begrüßte er auch mit Enthusiasmus die ersten Erscheinungen der französischen Revolution, wendete sich aber bald mit Unwillen ab, als Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete, und sprach offen seinen „Irrthum“ aus.

§. 102. **Seine Werke.** Klopstock war ein deutscher Patriot, darum sang er in seinen **Bardieten** so begeistert von den Freiheitskämpfen Hermann's und der Germanen, darum dichtete er eine tadelnde Ode auf Friedrich II., den Freund der französischen Literatur, darum wollte er anfangs Heinrich den Vogler als den Befreier des Vaterlandes, von dessen Thaten er schon als Knabe in Quedlinburg begeistert war, zum Helden seines Epos machen, ehe er den Messias, den Befreier des Menschengeschlechts, wählte. Ein hoher Sinn, eine reine Seele, ein edles Streben und ein kräftiger Schöpfungstrieb machten Klopstock zum König der klassischen Literatur der Deutschen. In seinen Dichtungen lassen sich **drei** Elemente erkennen. Das **Antik-Klassische**, das ihn auf die Versmaße des Horaz, auf die Verschmähung des Reims und auf die poetische Sprache und den feinen Formsinn der Alten führte; das **Deutsch-Vaterländische**, das ihm Abscheu vor den Franzosen und ihrer Verstandesdichtung einflößte, Ossian's nebelhafte Gefühlspoesie lieb machte und ihn in seinen **Oden** und **Bardieten** zu der altdeutschen Mythologie und zu dem Dunkel und der Ueberspannung der altnordischen Dichtung führte. Die dadurch erzeugte Bardenbegeisterung war in der deutschen Literatur von langem Nachhall. Das dritte Element ist das **christliche**, das ihn zu seinen feierlichen **geistlichen Liedern** und zu dem großen lyrisch-epischen Heldengedicht **Messiade** anregte, welches die seit achtzehn Jahrhunderten in der christlichen Menschheit lebende Idee von der Erlösung der Welt durch den Opfertod des Heilands zum Gegenstand hat und damit die ganze altchristliche Mythologie von guten und bösen Engeln verbindet. Auch in seinen **dramatischen Stücken** behandelte er biblische oder vaterländische Stoffe („Der Tod Adams“; „Salomo“; „David“; „Hermanns-Schlacht“).

Schon die ersten Gesänge der Messiade erregten ein unerhörtes Interesse, das bei der allmählichen Entstehung der einzelnen Gesänge (1748—1773) sich immer steigerte und in eine unglaubliche Spannung überging. Die ganze Nation war für und gegen Klopstock in einer wahren Aufregung, und während weichmüthige Seelen über Abbadonna's Abfall Ströme von Thränen vergossen und seine Begnadigung durch Bittschriften erflehten, eiferten die Orthodoxen über Mißbrauch der Religion, und Gottsched und seine Schüler über die Neuerung in Sprache und Versbau. Zwei Männer, die Klopstock vorangingen, hatten Einfluß auf die Entstehung und Ausführung dieses Gedichts: der große Musiker **Händel**, der sein Oratorium **Messias** einige Jahre früher componirt hatte und auf Klopstock's musikalische Natur von großer Wirkung war, und der englische Dichter **Milton**, dessen „**verlorenes Paradies**“ kurz zuvor von Bodmer übersetzt worden war. Die Messiade ist nicht frei von Fehlern; die Hauptmängel sind, daß sie in fortdauernder Erhabenheit gehalten ist und dadurch in steter Spannung und Empfindung hält, ohne ein Ausruhen zu gönnen, dann daß sie mehr lyrisch als episch ist, d. h. daß sie zu wenig Handlung enthält, und Reden, Schilderungen und idyllische Scenen den Hauptinhalt bilden, und endlich, daß die geschilderten Gegenstände, Gott und Engel, Himmel und Hölle, für die menschliche Phantasie zu groß sind. Aber trotz dieser Mängel war die Messiade „eine That, die sich den Blicken der Menschen mit der Kraft einer natürlichen Erscheinung aufdrängte“, ein poetisches Werk, „in welchem das Gedanken- und Gefühlsleben der Zeit einen erhöhten und künstlerischen Ausdruck annahm und sich dadurch selbst gegenständlich wurde“.

Klopstock war sowohl durch seine eigenen Werke als durch seine verschiedenartige Anregung vom größten Einfluß auf die Literatur des ganzen Jahrhunderts. Vom heiteren Wein- und Liebesliede bis zum feierlichen Hymnus fand man in ihm das Vorbild; seine in der **Gelehrtenrepublik** niedergelegten Ansichten über Sprache und Literatur erlangten allgemeine Geltung, der elegisch empfindsame Ton der Messiade ging auf die ganze Nation

über. Man zollte ihm eine grenzenlose Verehrung sowohl wegen des Adels seiner Gesinnung uud der Trefflichkeit seines Charakters, als wegen seiner Dichtungen, und diese Verehrung verlor sich selbst dann nicht, als er sich in vornehmer Abgeschlossenheit vom Volke zurückzog, sich nur in einem engen aristokratischen, von Damen und Adeligen gebildeten Kreise bewegte, über Grammatik und Orthographie schrieb und an der geistigen Regsamkeit um ihn her keinen Theil mehr nahm.

§. 103. Die Schweizer (Geßner). Nirgends wurde Klopstock's Erscheinung mit größerm Jubel begrüßt, als in der Schweiz. Bodmer lud den Sänger der Messiade zu sich ein und wurde durch ihn so jugendlich angeregt, daß er sein früher begonnenes Werk, die Noachide, nunmehr in Klopstock's Manier vollendete und noch andere Werke in ähnlicher Art verfaßte. Klopstock zeigte sich für diese Theilnahme sehr empfänglich und schloß sich mit Innigkeit an Bodmer an, um so mehr, als Gottsched in thörichter Verblendung die neue Richtung der Poesie verdammte, zur Bekämpfung der seraphischen („sehr affischen") Dichtung alle ihm zu Gebote stehenden Waffen — Verdächtigung bei den Orthodoxen und ohnmächtige Verspottung — anwendete und den talentlosesten aller Dichter, den Freiherrn von Schönaich, der ein Epos nach altem Schlag (§. 85), und eine satirische Aesthetik gegen Bodmer und Klopstock verfaßt hatte, dem Sänger der Messiade als ebenbürtigen Mitbewerber um die Palme der Dichtkunst gegenüber stellte. — In der Schweiz rief die enge Verbindung mit Klopstock eine Fluth patriarchalischer Heldengesänge im Tone und in der Form der Messiade und die Wiederaufnahme einer bisher vernachlässigten Dichtgattung, der **Idylle**, hervor, in welcher der Maler und Buchhändler Salomon **Geßner** durch eine Reihe von Hirtenpoesien mit malerischen Naturschilderungen und Gefühlsüberschwenglichkeit („Der Tod Abel's", „Der erste Schiffer") einen Namen gewonnen hat. Geßner 1736—87.

Die Idylle befaßt sich mit der Schilderung eines Naturzustandes und ist, wie der Name (Bildchen) bezeichnet, der Malerei verwandt. Bei der Darstellung eines harmlosen Hirtenlebens voll Unschuld und Einfachheit ahmte man die Schilderungen und Ausmalungen einzelner Scenen der Messiade so wie die biblischen Dramen Klopstock's (z. B. den Tod Adam's) nach. Trotz einzelner Schönheiten entbehren Geßner's Idyllen jedes dauernden Interesses, da die süßliche, sentimentale Sprache in glatter Prosa nicht entschädigt für den Mangel an Wahrheit, Handlung und echter Natur. Seine Hirten sind Menschen der großen Welt, im Schäfergewande auf die Wiese gesetzt. Geßner's jüngerer Zeitgenosse und Geistesverwandter war der ehemalige Mönch Bronner, der Dichter von Fischeridyllen.

„Wie Bodmer die leere Form, Geßner die sentimentale Weichheit und idyllische Schilderei der Klopstock'schen Poesie auf die Spitze trieb, so that dies Joh. Kasp. **Lavater** aus Zürich in Bezug auf ihren christlichen Gehalt." Seine ersten Producte waren poetischer Art, theils Schweizerlieder, aber immer unter dem christlich-moralischen Gesichtspunkte, theils geistliche Gesänge, wo er einen feierlichen, salbungsvollen Ton anstimmte, theils epische Paraphrasen einzelner Theile der Bibel in Klopstock'scher Art. Als Mitglied der für Religion und Vaterland glühenden „patriotischen Gesellschaft" der Schweiz theilte er mit vielen seiner Landsleute das schwärmerische Hochgefühl und Selbstvertrauen, das Klopstock angeregt, aber später überspannte er seinen Geist durch gesteigerte Andachtsübungen, Selbstprüfungen und religiöse Betrachtungen bis zu einem schwärmerischen Enthusiasmus, der aber, weil wissentlich und künstlich erzeugt, ohne Feuer und Wärme war (§. 93).

Von Klopstock angeregt, versuchte sich auch der als Publicist und Staatsmann berühmte Freiherr Fr. Karl **von Moser** aus Stuttgart (Sohn des gleichfalls als Publicist und Staatsrechtslehrer ausgezeichneten Joh. Jac. Moser, † 1785, dessen Rechtssinn der Herzog von Würtemberg durch eine fünfjährige Haft auf der Festung Hohentwiel umsonst zu brechen suchte) in mehreren geistlichen Dichtungen („Daniel in der Löwengrube"); doch ist er bekannter durch seine prosaischen Schriften (Staatsgrammatik; der Herr und Diener; patriotische Briefe; patriotisches Archiv; vom deutschen Nationalgeist u. a.). Er war ein vaterländisch gesinnter Mann, der freiere, den Engländern nachgebildete Ansichten über Staatsverfassung und Bürgerthum mit christlicher Streng- Moser 1723—98.

gläubigkeit verband und die Ansicht zu begründen suchte, daß wahre christliche Gesinnung auch wahren Patriotismus erzeuge. Trotz des schlechten Stils und der ungeübten Sprache sind seine freisinnigen Aeußerungen über Regierungszustände in den kleinern deutschen Staaten, über Beamtendespotie, Richterwillkür und andere Mißstände von ergreifender Wirkung. — Was die Schweizer Dichter praktisch übten, faßte ihr Landsmann Joh. G. **Sulzer** (aus Winterthur) theoretisch zusammen, indem er in seiner berühmten „Theorie der schönen Künste" die Erweckung sittlicher Gefühle als Endzweck der Dichtung hinstellte und folglich die Klopstock'sche Poesie, welche Moral mit Schönheit anstrebte, als die einzig wahre pries, wenn er schon anderseits der französischen Verstandspoesie auch ihre Rechte eingeräumt wissen wollte.

Sulzer 1719—79.

§. 104. Die Literaturbriefe. Bisher war Sachsen der Hauptsitz der deutschen Bildung gewesen: in Leipzig wurde die Literatur, in Dresden die Kunst gepflegt; aber mit der Einnahme Sachsens im siebenjährigen Krieg scheint auch die Literatur in das Land des Siegers eingewandert zu sein, so wenig auch Friedrich II. dieselbe aufmunterte. Durch ihn und die Thaten des siebenjährigen Krieges kam der erste und wahre höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie. Daß dieser große König den Umschwung der deutschen Literatur während seiner Regierung nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte und der französischen Dichtkunst treu blieb, ist oft genug gerügt worden. Freilich konnte einem so nüchternen, verständigen Manne die überschwengliche Gemüthspoesie Klopstock's nicht behagen; die religiöse Dichtung brachte dem freidenkenden König die Tage seiner Jugend in Erinnerung, wo er zur Strafe geistliche Lieder lernen mußte; selbst die durch seine Siege gehobene patriotische Begeisterung und die daraus hervorgegangene Bardendichtung eines **Kretschmann, Denis** u. A. fand keinen Anklang bei ihm, da er nicht Deutschland, sondern Preußen's Größe und Macht im Auge hatte und weder für Ossian's sentimentale Gefühlspoesie, noch für die germanische Helden- und Götterwelt, die in dieser Bardendichtung vorwaltete, empfänglich war. Auch Lessing's kritischer Geist, der die schwachen Seiten der französischen Poesie so klar und scharfsinnig darlegte, mußte ihm mißfallen. Indessen hat vielleicht diese Abneigung des gefeierten Monarchen der deutschen Literatur mehr genützt, als wenn er sie unter seinen Schutz genommen hätte. Man bestrebte sich in edlem Stolze, auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst den deutschen Namen eben so zu Ehren zu bringen, wie Friedrich im Felde und in der Politik. Dadurch bewahrte die deutsche Literatur ihre Freiheit und wurde in ihrem selbständigen Entwickelungsgang weder gehemmt noch abgelenkt, was schwerlich der Fall gewesen wäre, wenn sich Friedrich derselben eifriger angenommen hätte; ein Mann von so mächtigem Geiste und so vorherrschendem Einfluß hätte nothwendig der Poesie ein eigenthümliches, vielleicht höfisches und fremdartiges Gepräge aufdrücken müssen. Um so wohlthätiger war der Einfluß, den seine großartige Persönlichkeit, seine Thaten und Grundsätze auf den Bildungsgang und die Anschauungen der Mitlebenden übten. Indem er die in der Zeit liegenden Ideen in seinem Walten als Fürst in hervorragender Weise zur Geltung brachte und die Literatur veranlaßte, sie zu ihrem Inhalte zu machen, gab er der gesammten Zeitbildung und Geistesrichtung einen mächtigen Impuls.

Kretschmann 1738—1809. Denis 1729—1800.

Den größten Anstoß erhielt die deutsche Literatur durch eine kritische Zeitschrift — die von dem Berliner Buchhändler Nicolai gegründeten Literaturbriefe (1759—65). Diese Zeitschrift, woran außer dem größten Kritiker der Zeit, Lessing, verständige Männer, wie Abbt, der treffliche jüdische Kaufmann und Philosoph Moses Mendelssohn u. A. thätig waren, bekämpfte die den Franzosen nachgebildeten Theorien und Schulsysteme, setzte dem Klopstock'schen Gefühls- und Empfindungsleben den gesunden Menschenverstand, Erfahrung und Weltkenntniß entgegen, suchte durch klare und scharfe Kritik das usurpirte Ansehen mittelmäßiger Köpfe zu erschüttern und junge Talente zu heben und richtig zu leiten (Wieland) und schuf eine elegante Prosa, wobei Lessing die ersten Proben von der wunderbaren Gabe ablegte, durch Darstellung, Ausdruck und Lebendigkeit der Rede den Leser für jeden, auch noch so trockenen und gelehrten Gegenstand zu

fesseln. — Nicolai war ein Mann des Lebens, der mit praktischem Sinne die Zeitumstände und Bedürfnisse erfaßte und die Menschen beobachtete und richtig beurtheilte; und so sehr ihn auch später sein nüchterner, prosaischer Geist auf Abwege führte, wo er aus Widerwillen gegen jede Art von Uebertreibung alle Sentimentalität und Gefühlspoesie bekämpfte und als flacher Kunst- und Geschmacksrichter alle literarischen Erscheinungen bekrittelte — durch diese Schöpfung hat er sich große Verdienste um die Literatur erworben.

§. 105. Die Anakreontiker. In diese Zeit fällt eine Anzahl Dichter, die mehr der heitern Poesie Hagedorn's nachstrebten, als der überschwenglichen Klopstock's, mit dem jedoch die meisten in freundlicher Verbindung standen. Sie erwarben sich große Verdienste um die Ausbildung der Lyrik, besonders der Ode. Indem sie einen freieren selbständigen Gang einschlugen, befreiten sie diese Dichtungsart von der sclavischen Nachahmung der antiken Silbenmaße und erhoben sie durch Aufstellung neuer Strophenmaße zur deutschen Dichtung. Mittelpunkt dieser als „Anakreontiker" bezeichneten Dichter, die dem Horaz die heitere Lebenslust und den erlaubten Genuß im fröhlichen Freundeskreise abgelernt, war der wohlwollende, mehr als Menschenfreund denn als Dichter hervorragende J. W. Lud. **Gleim.** Sein Haus in Halberstadt, wo er beim Domstifte angestellt war, bildete den Sammelplatz der berühmtesten Schriftsteller, mit denen er einen ununterbrochenen brieflichen Verkehr unterhielt; sein edler Charakter, sein hohes Streben, seine Freigebigkeit gegen hülfsbedürftige Talente zogen alle Gleichgesinnten an. Sein Herz schlug nur der Freundschaft und Poesie, und wie weich und tändelnd sich auch manchmal sein Freundschaftsenthusiasmus äußerte, eine solche versöhnende Persönlichkeit war vom größten Vortheil für das Gedeihen der Dichtkunst, die er durch seine Natur und sein Wesen mehr förderte, als durch seine anakreontischen Lieder, durch seine Kriegslieder eines preußischen Grenadiers und durch sein Lehrgedicht Halladat. Die bedeutendsten lyrischen Dichter, die sich um Gleim schaarten, waren: 1) Peter **Uz** aus Anspach (Oden, Lehrgedicht und eine Theodicee nach Leibnitz-Wolfischen Grundsätzen); 2) Ewald Christ. **von Kleist**, ein patriotischer Kriegsmann, der in der Schlacht von Kunersdorf den Heldentod starb. Sein beschreibendes Gedicht, der Frühling, in elegisch-sentimentalem Tone, ist unter seinen Werken das bekannteste; 3) Karl Wilhelm **Ramler** (Professor an der Berliner Cadettenschule und später Theaterdirector), als Odendichter (nach Horaz, gefeilt und glatt, mitunter steif), Uebersetzer und feiner Kritiker (durch seine Kunsturtheile bei den Gedichten seiner Freunde) berühmt und verdient; 4) J. Georg **Jacobi** aus Pempelfort bei Düsseldorf. In seiner ersten Periode, als Canonicus in Halberstadt, trieb er (in seinen anakreontischen Liedern und Briefen an Gleim) die Freundschaftsliebelei und Zärtlichkeit mit Gleim und dessen Kreise auf die Spitze; später, als er sein Taschenbuch Iris herausgab, dichtete er einzelne Lieder, denen religiöser Sinn und Gemüthlichkeit nicht abging („Aschermittwochslied"; „die Morgensterne priesen" u. a.), tändelte aber auch oft nach Art der Minnesänger mit Frauenliebe und verfiel in seinem Gefühlsleben mitunter ins Weichliche und Süßliche, bis zuletzt der Ernst der Zeit ihn, der mittlerweile Professor in Freiburg, dann Regierungsrath geworden, ernster und kräftiger stimmte und ihm die Poesie ein Mittel zur Verschönerung seines häuslichen Kreises wurde. Auch Friedr. **von Cronegk** aus Anspach und Luise Karsch (die **Karschin**), in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und unglücklich verheirathet, aber später von Gleim unterstützt, so wie der Oden- und Fabeldichter Willamov aus Morungen und die Lyriker Klamer Schmidt, Michaelis, Götz u. A. gehörten diesem Kreise an. Cronegk versuchte sich in verschiedenen Dichtungen (das lyrisch-didaktische Gedicht „die Einsamkeiten"), doch waren seine Tragödien (Kodrus) am berühmtesten. Die Karsch war als Künstlerin unbedeutend, aber nicht ohne schöne Naturanlagen.

Gleim 1719—1803. Uz 1720—96. Kleist 1715—59. Ramler 1725—98. J. Gg. Jacobi 1740—1814. Cronegk 1731—58. Willamov 1736—1777. Karschin 1722—91.

III. Wieland.

§. 106. Biberach und Zürich. Martin Christoph Wieland, der Sohn eines schwäbischen Geistlichen in Biberach, war ein frühreifes Talent. Die strenge, altgläubige

Wieland 1733—1813.

Frömmigkeit im elterlichen Hause, seine Erziehung in einer pietistischen Schulanstalt und die herrschende religiöse Empfindsamkeit wirkten mächtig auf ihn ein. Er knüpfte als Knabe den Bund platonischer Liebe mit der nachmaligen Sophie von Laroche und versuchte sich als schwermüthiger, von Gefühlsschwärmerei erfüllter Jüngling auf der Universität Tübingen an Gedichten im Geiste Klopstock's und seiner frommen Schweizer Nachahmer. Darum lud ihn Bodmer als neuen Genossen nach Zürich ein und nahm ihn in sein Haus auf. Hier verlebte Wieland etliche Jahre und verfaßte mehrere dichterische Werke, die seine gänzliche Befangenheit in der seraphischen Gefühlspoesie und seinen Abscheu gegen die Anakreontiker und ihren weltlichen Sinn beurkunden („Der geprüfte Abraham", eine Patriarchade, und andere Werke). Diese religiös-empfindsame Richtung verschwand allmählich, als durch Wieland's Anstellung in seiner Vaterstadt Bodmer's Einfluß auf den jungen Dichter abnahm und dieser im Hause des Grafen Stadion (dessen Pflegesohn Laroche mit Wieland's erwähnter Jugendfreundin Sophie v. Gattermann vermählt war) feinere Weltbildung, französische Philosophie und weisen Lebensgenuß kennen lernte. Theils der persönliche Umgang des durch Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gebildeten Grafen, theils die Bekanntschaft mit englischer und französischer Literatur hoben Wieland über den beschränkten Gesichtskreis, in dem er bisher geweilt, und öffneten seine Seele einer freieren und heiterern Weltanschauung. Er versuchte sich zuerst im Drama (Johanna Gray oder der Triumph der Religion); als ihn aber Lessing in den Literaturbriefen hart anließ und ihm nachwies, daß die Tragödie kein Feld für ihn sei, wendete er seine Thätigkeit dem Zweige der Literatur zu, auf dem sein Talent sich am glänzendsten zeigte — dem **Romane** und der **scherzhaften Erzählung.** In diesen legte er seine Lebensansichten, seine heitere Weltanschauung und seine anziehenden, in leichte, liebliche Sprache gekleideten, oft sinnlichen und schlüpfrigen Schilderungen der Liebe nieder und wurde nun ein eben so eifriger Gegner der Klopstock'schen Dichtung, als er früher ein Verehrer derselben gewesen. Bis zum Jahre 1769, da er als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften an die Kurmainzer Universität Erfurt berufen ward, erschienen rasch nach einander Don Sylvio von Rosalva, **Agathon**, **Musarion**, die Grazien u. a. m.

Nachdem er in der lüsternen Erzählung Nadine die Sinnlichkeit des griechischen Heidenthums dargestellt, richtete er in dem leichtgeschriebenen, dem Don Quixote nachgebildeten Romane Don Sylvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, seine feine Satire gegen die herrschende Sentimentalität und religiöse Ueberspannung und schilderte dann in seinem berühmtesten Romane **Agathon** sein eigenes inneres Leben. Hier erscheint französische Lebensphilosophie und modernes Wesen in altgriechischem Gewande und es soll darin gezeigt werden, „wie weit es ein armer Sterblicher mit den bloßen Kräften der Natur in Tugend und Weisheit bringen könne, wie viel die neuesten Verhältnisse auf uns wirken, und wie man nur weise und gut wird durch Erfahrungen, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unsrer selbst, öftere Veränderungen in unserer Art zu denken, besonders durch guten Umgang und gute Beispiele". Durch die Beziehung auf die Verhältnisse der Gegenwart ist im Agathon die Schilderung der griechischen Welt eben so verfehlt wie im Don Sylvio das spanische Wesen. — In den komischen Erzählungen voll Laune und feinem Scherz wetteiferte Wieland in leichter Form und gefälligem Versbau mit den Franzosen und verschaffte sich dadurch Eingang in die höheren Kreise. Diese Erzählungen, so wie **Musarion**, in dem die Mitte zwischen dem sinnlichen Genuß und der überschwenglichen Wonne der Schwärmer als wahre Weisheit gepriesen wird, gehören der Gattung des Lehrromans an. Die Grazien, wo Verse mit Prosa abwechseln, stellen Wieland's Sprachgewandtheit, seine „Leichtigkeit und lose Lieblichkeit" ins hellste Licht, aber dies Werk und der „Nachlaß des Diogenes von Sinope" geben vor allem Zeugniß, daß hellenisches Wesen und antike Natur nie richtig von ihm erfaßt wurden.

§. 107. Erfurt und Weimar. Durch diese und andere Schriften in dem leichtfertigen Tone der Franzosen wurde Wieland „der gesellschaftliche Schriftsteller der Nation" und verschaffte der deutschen Dichtkunst Eingang in die höheren, gebildeten Kreise, wohin früher nur französische Literatur gedrungen. Aber die Zahl seiner Gegner war groß. Die Frommen verdammten seine Schriften, die Anhänger Klopstock's vergalten dem Abtrünnigen mit ihrem Hasse, der Göttinger Dichterbund verbrannte seine Werke; selbst mildere Beurtheiler fürchteten von dem schlüpfrigen Inhalte und der sinnlich üppigen Darstellung Gefahr für deutsche Sittsamkeit und Tugend. Wieland konnte sich auf seine

reinen Absichten, auf sein Streben nach Wahrheit, auf seinen musterhaften Lebenswandel berufen; aber die Abwege, auf die mehrere seiner Anhänger und Nachahmer geriethen, rechtfertigten die Besorgnisse der Gegner. Der feine Epikureismus und der um alles Höhere unbekümmerte aristokratische Lebensgenuß, dem seine Schriften das Wort redeten, machten dieselben der gebildeten vornehmen Welt angenehm, wirkten aber nachtheilig auf die Sitten und Denkweise des Volkes. In Erfurt befaßte sich Wieland neben Horaz und Lucian, mit deren Lebensansichten, Denkart und Darstellungsweise er am meisten übereinstimmte, mit Rousseau, Voltaire und den kirchenfeindlichen Schriftstellern der Franzosen. Seine deutsche Gemüthlichkeit und seine große Nachsicht mit den Fehlern, Vorurtheilen und Schwächen der Menschen, die er, statt sie zu geißeln, nur fein verspottet, hielten ihn von Voltaire's Zerstörungstrieb fern und gegen Rousseau suchte er den Grundsatz aufrecht zu halten, daß die Wohlfahrt der Menschheit nicht in einem auf Unkenntniß des Bösen beruhenden Zustande der Unschuld, sondern in Selbsterkenntniß und der dadurch erlangten Beherrschung der zum Bösen führenden Leidenschaften bestehe. Die vielfachen Reformen in Kirche und Staat richteten seine Blicke auf Verfassungswesen und Regierungsweise, und in demselben Jahr, wo er durch die Berufung als Prinzenerzieher nach Weimar in die für seine Natur geeignetsten Verhältnisse versetzt ward, legte er seine Ansichten über Staatsformen in dem didaktischen Roman „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" nieder.

In Weimar gründete Wieland mit Fr. H. Jacobi u. A. eine literarische Zeitschrift, **„der deutsche Mercur"**, die sowohl durch ihre Urtheile und Anzeigen, als besonders dadurch wichtig ward, daß sie als Organ mancher bedeutenden Erscheinungen diente, und wendete sich zugleich dem reichen Felde der Romantik zu, wo er durch sein Heldengedicht **Oberon**, dessen nebelhafte Gebilde er aus Shakespeare's „Sommernachtstraum" entlehnte, den größten und dauerndsten Ruhm erlangte, doch blieb der geschichtlich-philosophische Roman mit satirischer und ironischer Färbung das eigentliche Feld seines fruchtbaren Geistes. Zwischen diesem Roman (Geschichte der **Abderiten, Aristipp** u. a.) und den Uebersetzungen von Horazens Briefen und Satiren, Lucian's Werken und Cicero's Briefen finden wir seine spätere Thätigkeit getheilt. Die von Wieland früher unternommene Uebersetzung von Shakespeare's dramatischen Werken führte diesen großen Dichtergeist zuerst in Deutschland ein. — Für Wieland's religiöse Ansichten sind die Göttergespräche, Peregrinus Proteus und Agathodämon von Wichtigkeit. Er geht mit den Freigeistern, so lange sie die Außenwerke des Christenthums, kirchliche Institute, Priesterthum, Hierarchie und Aberglauben bekämpfen, aber den Glauben an Gott und Unsterblichkeit und das Wesen der christlichen Religion will er nicht angetastet wissen.

Die romantischen Erzählungen, Wintermährchen, Gandelin oder Liebe um Liebe, Geron der Adelige, Idris und Zenide u. a. sind äußerst graziös, anziehend und reizend, und Nichts beweist den großen Fortschritt des empfänglichen Dichters besser als eine Vergleichung des um 1771 verfaßten neuen Amadis mit diesen dem Stoffe nach ähnlichen romantischen Erzählungen, als deren Höhepunkt Oberon dasteht, wo Ironie und Wahrheit, Scherz und Ernst reizend gemischt sind. Die liebliche Sprache, leichte Versification und anziehende Darstellung verschafften dem Oberon Leser unter allen Klassen und machten Wieland's Namen populär. — In den Abderiten verspottet Wieland die Thorheiten und das Philisterwesen kleiner Städte, indem er den Contrast zwischen dem durch Reisen, Welterfahrung und Menschenkenntniß gebildeten Philosophen Demokrit und seinen spießbürgerlichen, beschränkten und engherzigen Landsleuten von Abdera in heiteren Schilderungen lebendig und komisch dem Leser vor die Seele führt. In seinen spätern Werken läßt sich der Einfluß Lucian's nicht verkennen. Der **Peregrinus Proteus**, ein religiöser Schwärmer, der sich selbst den Flammen übergibt, um mit Göttern und Geistern umgehen zu können, ist mit Bezug auf Lavater geschrieben; der **Agathodämon** enthält vortreffliche Bemerkungen über die historische Bedeutsamkeit des Christenthums. In dem geschichtlichen Roman **Aristipp** schildert Wieland das geistige Leben zu Athen während der Blüthezeit auf interessante Weise, aber wieder mit der subjectiven Färbung, die der Verfasser aus seiner Zeit und Denkweise hineinträgt.

§. 108. Heinse. Wielands leichtfertige, lüsterne Schilderungen wurden nachgebildet und überboten von dem sinnlichen, frivolen, dabei aber geistreichen und kunstsinnigen

Heinse 1749—1803. Wilh. **Heinse** aus Thüringen, bei dessen literarischen Schöpfungen Befriedigung und Herrschaft der Sinnlichkeit Ziel und Bestreben war. Begabt mit einer reizbaren Phantasie und mit dem Talente lebendiger, anziehender Darstellung, suchte er durch lüsterne, wollustathmende Natur- und Kunstschilderungen die Einbildungskraft zu fesseln und sinnliches Wohlbehagen zu erregen, stellte aber das abschreckende Beispiel auf, „zu welcher Verwahrlosung des Gemüths die Sinnlichkeit führt, wenn sie den Zügel der Sitte abwirft". Eine Reise nach Italien und seine Vertrautheit mit den italienischen Dichtern, besonders Tasso und Ariost, die er in Prosa übersetzte, waren von großem Einfluß auf seine Kunstrichtung und seinen üppigen Stil, in dem er nach dem melodischen Wohlklang der Südländer strebte. Sein Hauptwerk ist der Roman **Ardinghello** oder die glücklichen Inseln, bei dem die Erzählung nur als Rahmen dient für seine Schilderungen und Ansichten über Kunst, Wissenschaft und Staat. Er stellt darin gegen Winckelmann das Studium der Natur über das Studium der Antike, spricht dem Romantischen der Genre- und Landschaftsmalerei das Wort und empfiehlt ein nacktes Naturleben zur Herstellung der Kunst. In Hildegard von Hohenthal legte er ähnliche Ansichten über Musik nieder.

IV. Lessing.

Lessing 1729—81. §. 109. Leben und Charakter. Gotthold Ephraim Lessing war der Sohn eines Predigers zu Camenz in der Lausitz. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt auf der Fürstenschule in Meißen, wo seine ungewöhnlichen Anlagen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregten, die ihn mit einem Pferd verglichen, das doppeltes Futter haben müsse, bezog er die Universität Leipzig (1746). Die Theologie, der er sich widmen sollte, ward ihm bald zuwider; die Lehrer verstanden es nicht, durch ihre Vorträge den aufstrebenden Geist für diese Wissenschaft zu gewinnen. Er trieb Philosophie und schöne Literatur, lernte tanzen, reiten und fechten und suchte den Umgang von Schauspielern und strebsamen jungen Männern, auch wenn sie (wie Mylius) im Rufe der Freigeisterei standen. Mit seinen Eltern entzweit, begab er sich nach Berlin, wo ihm seine kleinen Schriften und Abhandlungen die Bekanntschaft von Nicolai, Moses Mendelssohn u. A. erwarben. Er nahm Theil an den Literaturbriefen aber sein unruhiger Geist trieb ihn wieder fort; er wollte das Leben und die Menschen von allen Seiten kennen lernen; seinem Freiheitssinn widerstrebte jede feste Lage und bindende Anstellung, darum finden wir ihn bald in Wittenberg, bald in Breslau (1760—1765), als Secretär des Generals von Tauenzien, bald wieder in Berlin, bald in Hamburg (1767—1770), immer mit neuen Plänen erfüllt, mit neuen Arbeiten beschäftigt, von neuen Menschen umgeben; und als er endlich zu Wolfenbüttel die Stelle eines Bibliothekars übernahm und nach seiner Verheirathung einen ruhigen Hausstand zu begründen hoffte, stieß ihn sein Schicksal wieder auf die Wanderung, indem es ihm seine geliebte Gattin und sein einziges Kind durch raschen Tod raubte und ihn dadurch antrieb, den Schmerz in neuen Lebensplänen und Reiseunternehmungen zu ersticken. Die inneren Kämpfe verkürzten seine Tage. Er starb zu Braunschweig am 15. Febr. 1781. So zerrissen, wechselvoll und unstät Lessing's Leben war, so vielseitig und verschiedenartig erscheint seine Beschäftigung. Unermüdlicher Forschungstrieb und rastloses Streben nach Wahrheit sind die Grundzüge seiner kräftigen, männlichen Natur. Er schrieb einst: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig inneren regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und zu mir spräche: wähle!, ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" Er war eben so weit entfernt von Klopstock'scher Empfindsamkeit und Gefühlsüberspannung, wie von Wieland'schem Epikureismus und weltkluger Lebensweisheit; sein Charakter war derb und deutsch, sein Geist genährt an dem gesunden Sinn des klassischen Alterthums, das er an der Quelle schöpfte. Er buhlte nie um die Gunst der

Hohen, trachtete nie nach Titeln und Würden, sein männlicher Stolz widerstrebte jeder Abhängigkeit und Unterordnung, und das Gefühl seines wahren Werthes ließ ihn jeden Schein, jede falsche Ehre verschmähen. Lessing gehört zu den ersten Größen unserer Literatur, deren hohe Blüthe durch seine vielseitige und anregende Thätigkeit ganz besonders gefördert ward. Er war ausgezeichneter Kritiker, Schöpfer einer kräftigen, edlen Prosa, Reformator des Geschmacks, scharfsinniger Denker und großer Dichter. Als Muster klarer und schlagender Kritik steht die **Hamburger Dramaturgie** da, welche der französischen Theaterdichtung solche Schläge versetzte, daß von dem an Deutschland von dem Joche dieser fremden Literatur frei ward. Seine Virtuosität in Sprache und Stil, die das Verwirrteste klar, das Trockenste pikant zu machen weiß, erscheint am Vollendetsten in seinen theologischen und antiquarischen Streitschriften, in seinen philosophischen Abhandlungen und im **Laokoon**; Reformator des Geschmacks und des ästhetischen Kunsturtheils wurde Lessing im **Epigramm**, in der **Fabel**, im **Drama** und in andern Gebieten sprachlicher Darstellung; und wenn er gleich in seltener Selbsterkenntniß und Selbstwürdigung den Ruhm eines großen Dichters von sich ablehnte, so beweisen doch seine **Minna von Barnhelm**, seine **Emilie Galotti** und sein **Nathan der Weise**, daß er wenigstens in dramatischer Poesie seinen Zeitgenossen weit überlegen war. Da jedoch Verstand und Urtheilskraft bei ihm über die Phantasie gingen, so beschränkte er sich auf solche Dichtungsgattungen, die weder hohen Flug der Begeisterung, noch tragisches Feuer erfordern. Selbst seine Emilie Galotti leidet an einer Ungefügigkeit der Sprache und an Mangel poetischer Erfindung.

§. 110. Lessing's Werke. a) Ueber **Kunst und Alterthum**. Joh. **Winckelmann** von Stendal, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, aber erfüllt von Bewunderung für den hohen Geist der Alten, gelangte bei Beschauung der Dresdener antiken Kunstwerke zum Bewußtsein seiner Bestimmung, der Welt die Größe und Bedeutung der griechischen Kunst zu erschließen. Durch seinen Uebertritt zum Katholicismus (der jedoch auf seine antike Natur keine Wirkung hatte) erwarb er sich die Mittel zu einer Reise nach Rom, wo er zuerst als Bibliothekar des Cardinals Albani, dann als Aufseher aller Alterthümer in und um Rom durch eine Reihe geistreicher Schriften (über die Nachahmung der Alten; monumenti u. a.) die Wissenschaft der Archäologie begründete und durch die erste trefflich geschriebene **Kunstgeschichte** das Reich des Schönen erschloß und ein Licht anzündete, dessen weithin leuchtende Strahlen viele schlummernde Kräfte ins Leben riefen. Nach einem mehr als zwölfjährigen Aufenthalt in verschiedenen Städten Italiens faßte er den Vorsatz, in die Heimath zurückzukehren. Kaum hatte er jedoch die Alpen überstiegen, so befiel ihn eine solche Sehnsucht nach dem verlassenen Kunstlande, daß er in Regensburg umkehrte und über Wien nach Triest reiste. Aber hier ereilte ihn der Tod. Ein Bösewicht, der sich in Winckelmann's Vertrauen eingeschlichen, ermordete ihn seiner vermeintlichen Schätze wegen im Gasthause. — Die neuen Kunstideen führten den strebsamen Lessing zur Abfassung des merkwürdigen kritisch-ästhetischen Buches: **Laokoon** oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, worin er nachwies, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Kunst gewesen sei und durch Vergleichung der Gruppe des Laokoon mit dem Drama „Philoktet" von Sophokles und mit zahllosen Stellen alter und moderner Dichter die Grundzüge der Aesthetik in großartigen Umrissen feststellte. Einzelne Ergänzungen und Ausführungen dieser Grundzüge legte er in den „**Antiquarischen Briefen**" nieder.

Winckelmann 1717—68.

Im Laokoon kam Lessing gegen alle bisherigen Schultheorien zu der Folgerung, daß, wie in der plastischen Kunst körperliche Schönheit und ideale menschliche Form das höchste Ziel sei, so in der Poesie ein Ideal der Handlungen, daß die bildende und redende Kunst getrennt gehalten werden müsse und folglich die malerische und beschreibende Naturpoesie ein Mißgriff wäre. Die im Laokoon ausgesprochenen, der Winckelmann'schen Kunstansicht vielfach widersprechenden Sätze legten den Grund zur wahren und richtigen Wissenschaft der Aesthetik, wie sie von Wilh. v. Humboldt, Schiller u. A. nach Kant's System aufgebaut ward. Kloß in Halle, ein als lateinischer und deutscher Dichter, Philolog und Alterthumskundiger von den Gelehrten hochgefeierter Mann, der als Herausgeber einer

kritischen Zeitschrift durch klug berechnetes Loben und Tadeln sich einen Namen gemacht, wie einst Gottsched, trat gegen Lessing's Laokoon in die Schranken, wurde aber durch dessen **antiquarische Briefe** mit vernichtender Schärfe zurückgewiesen. Diese Briefe sind merkwürdig sowohl wegen des schlagenden Witzes und der meisterhaften Ironie, als wegen der wunderbaren Beredtsamkeit und der Kunst und Kraft der Sprache.

§. 111. b) **Dramatik.** Das gute Theater in Leipzig hatte Interesse für die dramatische Poesie geweckt, das selbst durch Gottsched's elende Stücke und durch die steifen, dem französischen Geschmack nachgebildeten Tragödien und Komödien seines Freundes Joh. Elias Schlegel nicht unterdrückt werden konnte. Schon hatte der jugendliche Lessing durch sein Lustspiel „Der junge Gelehrte" gezeigt, daß er auf einem andern Boden stehe, und in seinem Trauerspiel „Miß Sara Sampson", dem es bei aller Ungelenkigkeit in Form und Anlage nicht an tragischen Elementen gebricht, an der Hand der englischen Dramatiker das bürgerliche Trauerspiel eingeführt, als Nicolai in seiner neuen Zeitschrift „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1757) einen Preis für das beste Trauerspiel aussetzte und dadurch das Interesse für Drama und Theater erhöhte. Der Kodrus des jung verstorbenen Cronegk erhielt den Vorzug. Aber in dem gewandten, doch oberflächlichen **Cristian Felix Weiße**, der zuerst Tragödien (Eduard III.; Befreiung von Theben; Romeo und Julie u. A.) und Komödien (Matrone von Ephesus, Amalie u. A.) dichtete, dann, durch Lessing's scharfe Kritik verstimmt und abgeschreckt, zur komischen Oper (Lottchen am Hof; der Dorfbarbier u. A.) überging und zuletzt Kinderbücher (der „Kinderfreund"; „Lieder für Kinder") und „scherzhafte Lieder" verfaßte, herrschte doch im Allgemeinen noch der französische Geschmack, nur daß die Alexandriner hie und da den reimlosen Jamben oder auch der Prosa weichen mußten. Eine selbständige, unabhängige Nationalbühne schien noch in weiter Ferne zu stehen. Da erschien Lessing's Lustspiel **Minna von Barnhelm**, zu einer Zeit, wo die Schlacht von Roßbach noch in frischem Andenken war, welche Selbstgefühl und Nationalstolz in jeder deutschen Brust geweckt hatte, und regte das Interesse des Volks mächtig an. Der echte deutsche Charakter des wackern preußischen Offiziers, die zweideutige Rolle, die der Franzose spielt, der glückliche Griff in das Nationalleben und die geschickte dramatische Behandlung wirkten schlagartig auf die ganze Nation. Der Gedanke an ein Nationaltheater faßte Wurzel im Volk. Die Hamburger zogen gute Schauspieler (die Familie Ackermann, Eckhof u. A.) in ihre Stadt und beriefen (1767) Lessing als Theaterdichter und Kritiker. Dieser folgte der Einladung und verfaßte die **Hamburgische Dramaturgie**, die aus einer bloßen Theaterzeitung zu einem klassischen Werke geworden ist. In derselben unterwarf Lessing die bisherigen dramatischen Leistungen der Deutschen einer scharfen Kritik, erschütterte das Ansehen Voltaire's und der französischen Theaterdichter mit unwiderstehlicher Kraft, Beredtsamkeit und Kenntniß und entwickelte zugleich die Grundgesetze des echten Trauerspiels und Lustspiels mit solcher Klarheit und Reinheit des Geschmacks, daß die Hamburger Dramaturgie die Mutter aller Aesthetik ward. Nur Diderot's bürgerliches Schauspiel fand Gnade vor seinen Augen, weil er einsah, daß dieses dem deutschen Charakter mehr zusagen würde, als die heroische Tragödie der Griechen.

Weiße 1726—1804.

Nun verdrängte der von ihm gerühmte und von Wieland und Eschenburg übersetzte Shakespeare die Dichterwerke Corneille's und Voltaire's. Gerstenberg's schauerliche Tragödie Ugolino war der erste entscheidende Schritt zum englischen Drama; damit aber nicht der Geschmack am Wilden und Rohen Wurzel fasse, zeigte Lessing in seinem Meisterstücke **Emilie Galotti**, worin er die tragische Geschichte der Virginia zur Zeit der römischen Decemvirn in modernes Gewand kleidete, wie man Shakespeare und die romantischen Dramendichter nachbilden müsse.

Gerstenberg 1737—1803.

§. 112. c) **Theologie und Philosophie.** Lessings vielseitiger Geist hatte über der Poesie die große Bewegung auf dem Gebiete der Religion und Theologie nicht aus dem Auge verloren und bei Herausgabe der auf der Wolfenbüttler Bibliothek entdeckten Schrift des

Berengarius von Tours über das heil. Abendmahl (1770) bewiesen, daß er die trockensten theologischen Stoffe interessant zu machen wisse. Aber er verschmähte es, sich unbedingt einer der herrschenden Richtungen anzuschließen, und lud daher den Zorn aller Parteien auf sich. Als er den tiefen Forschungen der Scholastiker gegen die flache Aufklärungssucht der Neuerer und gegen die in Berlin herrschende Irreligiosität das Wort redete, beschuldigten ihn die Rationalisten einer Hinneigung zum Katholicismus; als er wagte, die **Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten** bekannt zu machen, entbrannte die Wuth der Orthodoxen wider ihn. Die Schrift, als deren Verfasser später der gelehrte Hamburger Arzt Reimarus bekannt wurde (der sich schon vorher durch seine „vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" als aufgeklärten Denker über religiöse Dinge bewährt hatte), versetzte der christlichen Glaubenslehre heftige Schläge durch die Zweifel, die darin gegen die Echtheit und Wahrhaftigkeit der biblischen Urkunden und gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien, besonders über die „Auferstehungsgeschichte", aufgeworfen und mit großer Gelehrsamkeit und Belesenheit begründet wurden. Trotz der Erklärung des Herausgebers, daß er nicht in allen Dingen mit dem Ungenannten übereinstimme, und seinen widerlegenden Anmerkungen, erging eine Fluth von Schmähungen, Verdächtigungen und Angriffen über Lessing. Gereizt brachte dieser jetzt durch seine Streitschriften gegen seinen Hauptgegner, den Pastor Melch. Göze von Hamburg, die Sache, die anfangs nur für Gelehrte bestimmt war, vor die Nation. Die unter dem Titel **Antigöze** bekannten Streitschriften gehören durch Kraft der Sprache und siegende Beweisführung zu dem Vollendetsten, was in dieser Gattung je geschrieben worden. Sie bekämpften die alte Dogmatik, ohne dem Wesen der christlichen Religion wehe zu thun; Lessing ehrte den Kern des Christenthums, der ihm, wie sein Gespräch: „Das Testament Johannis" beweist, in der Liebe besteht; aber er betrachtet das A. und N. Testament nicht als die letzten Offenbarungen Gottes, sondern als eine Vorschule, womit die **Erziehung des Menschengeschlechts** begonnen habe, wie er in der trefflich geschriebenen Abhandlung, die diesen Titel führt, darzuthun suchte. Dies geht auch aus dem Fragment: **„Christenthum der Vernunft"**, worin der Keim und Kern der neuesten Philosophie enthalten ist, hervor. Doch war ihm stets das Christenthum die Weltreligion und die Bibel die heilige Urkunde des göttlichen Planes für die Entwickelung der Menschheit. — Die schönste Frucht jener theologischen Streitigkeiten ist Lessing's **Nathan der Weise**, den er gleichsam als Vermächtniß kurz vor seinem Tod der Nation hinterlassen hat. In diesem durch Versbau, Sprache und Anlage vortrefflichen Drama zeigte Lessing an den Repräsentanten der drei Hauptreligionen, des Christenthums, des Judenthums und des Mohammedanismus und insbesondere in der bekannten, wohl dem Morgenlande entstammten Parabel von den „drei Ringen", welch ein himmelweiter Unterschied es sei zwischen wahrer Religiosität des Herzens und Lebens und zwischen kirchlicher Rechtgläubigkeit und mechanischer Religionsübung.

V. Herder.

§. 113. Die Originalgenies. (Klinger.) Die siebenziger Jahre waren die Zeit der Umwälzung in Wissenschaft, Kunst und Denkart. Auf dem Gebiete der Religion wurde der gläubige Sinn und die alte Kirchlichkeit erschüttert; im Erziehungswesen führte Basedow die Rousseau'schen Ideen von Menschenliebe und naturgemäßem Unterricht ins Leben ein und begründete eine neue Periode; in der Kunst hatte Winckelmann, in der Kritik Lessing eine neue Bahn gebrochen; aber den größten Umschwung erfuhr die Poesie. Hier war besonders das allen diesen zum Grunde liegende Streben — Rückgang zur Natur und Einfachheit vorherrschend. Man streifte alle bisher gültigen Gesetze und Kunstregeln ab, kehrte zur Urdichtung einfacher Zeiten, zum Volkslied, zu Homer und Ossian und zu dem reichen Shakespeare zurück und „suchte im Gebiete der Dichtung und Kunst jene Gabe, die nicht nach Vorschrift und Regel mühsame

Werke baute, sondern auf Einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Gesetze in sich trugen". Diese Gabe nannte man Genie; ihre Schöpfung sollte wie sie selbst naturwüchsig, original sein. Genialität und Originalität war die Losung der Zeit; und während man früher den freien Flug des Geistes und der Phantasie durch enge Begrenzung der Convention hemmte und nur das als Dichtung gelten ließ, was sich in den herkömmlichen Formen und Gesetzen bewegte, so gerieth man in dieser Periode des „Sturms und Drangs" auf den Gegensatz, indem man an dem Regellosen Gefallen fand, auf Verachtung conventioneller Sitte einen Werth legte und oft in den Ausgeburten einer zügellosen Phantasie Erzeugnisse des Genies erblickte. Manche aufstrebende Talente gingen unter den Stürmen dieser kraftgenialischen Zeit zu Grunde oder fielen, wie der Livländer J. M. Reinhold Lenz, in Wahnsinn, aber die kräftigeren kämpften sich empor und erreichten das Ziel der Vollendung. Als Durchgangsperiode von steifer Form und Regel zur Freiheit war die ungestüme Umwälzung des Herkömmlichen und die Rückkehr zur Natur und Einfachheit höchst wohlthätig. Die Kraftgenies strebten im Reiche der Dichtung dasselbe an, was Rousseau im geselligen Leben und in der Politik. Als Repräsentant der kraftgenialischen Zeit kann Max. **Klinger** (aus Frankfurt) gelten, von dessen Drama Sturm und Drang ihr Name herrührt. In seinen Werken bemerkt man den innern Kampf zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Freiheit und Convenienz, Natur und Cultur; Mißvergnügen und bitterer Schmerz über die verkehrten Zustände des Lebens spricht sich in seinen zahlreichen Tragödien und Romanen aus. Neben Klinger ist **Maler Müller** aus Kreuznach (in Rom während einer Krankheit zur katholischen Kirche bekehrt) der bedeutendste Genosse dieser stürmischen Zeit, deren wilde Kraft, Begeisterung und Leidenschaft er besitzt. Seine „modern bäuerlichen" Idyllen, seine Dramen Faust und Genoveva tragen den Charakter dieser formlosen Naturdichtung.

(Randnotizen: Lenz 1756—92. — Klinger 1753—1831. — Maler Müller 1750—1825.)

Klinger's erste literarische Thätigkeit war dem Trauerspiel gewidmet, indem er sich um einen auf das beste Stück über Brudermord gesetzten Preis bewarb und über die ruhige Tragödie Julius von Tarent von Leisewitz durch seine leidenschaftlichen „Zwillinge" den Sieg davon trug. (In beiden Dramen liegt die Geschichte des Herzogs Kosmo von Florenz und seiner Söhne zum Grunde). In dem Drama hielt er sich an Shakespeare und Goethe (Konradin, Medea, der Schwur, das Lustspiel „die Spieler" u. a.), im Roman nahm er Wieland zum Vorbild, so sehr auch seine stoische Lebensanschauung von Wieland's Epikureis verschieden ist. Er ist ein bewundernder Schüler Rousseau's, mit dem er Alles für gut hielt, was aus den Händen der Natur kommt, und Alles unter den Händen der Menschen ausarten sah. Die Uebelstände der Lebensverhältnisse und die Nachtheile der Convenienz und Civilisation bilden daher gewöhnlich die Grundlage seiner düstern Poesien. Das erwähnte Drama „Sturm und Drang" hat die abenteuerlichen Erlebnisse zweier schottischen Familien, die sich tödtlich hassen und verfolgen, dann aber durch Wechselheirathen versöhnt werden, zum Inhalt. — Zu Klinger's berühmtesten Romanen gehören: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt", „die Geschichte Raphael's de Aquillas" und „die Geschichte Giafar's des Barmeciden", drei Erzählungen, die den Kampf kräftiger und edler Naturen mit Welt und Schicksal zum Inhalt haben. — Neben diesen sind „Mahul's Reisen vor der Sündfluth", „Faust der Morgenländer", „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" und „der Weltmann und der Dichter" am bedeutendsten. In allen diesen Werken legte Klinger seine trüben Ansichten über Religion, Regierung, sociale Zustände und Lebensverhältnisse nieder und kommt zu dem stoischen Ergebniß, „daß ein unerbittliches Schicksal die Welt regiere, und daß die höchste Weisheit des Sterblichen darin bestehe, daß er den Gang dieses Schicksals zu errathen und sich demselben angemessen zu verhalten verstehe". — Der Livländer Jak. Mich. Reinh. Lenz, eine regellose Natur in Leben und Schriften, ahmte in seinen Tragödien Shakespeare nach, gerieth aber zur Uebertreibung und Caricatur und fand Gefallen am Rohen, Leidenschaftlichen und Phantastischen.

(Randnotiz: Hamann 1730—88.)

§. 114. **Hamann.** Das nordöstliche Preußen war im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts das Vaterland hochstrebender Geister, eines Winckelmann, Hamann (Königsberg), Herder (Morungen), Kant (Königsberg) u. A. Winckelmann und Hamann, die nebst Lessing auf Herder den entschiedensten Einfluß übten, waren an Körper und Geist Gegensätze. Jener besaß eine männlich schöne Gestalt und eine kräftige Gesundheit und Jugendfrische, dieser war schwach und kränklich und vor der Zeit alt; Hamann's finsterer Ernst und hypochondrische Schwermuth bildeten zu Winckelmann's lebensfroher Heiterkeit und Freundschaftsbedürfniß einen eben so großen Contrast, wie des

letzteren heidnische Religionsanschauung zu der christlichen und orientalischen Schwärmerei seines Landsmanns. Winckelmann faßte mit Sicherheit und Klarheit das Ziel seines Lebens ins Auge und wurde durch Concentrirung seiner Kräfte auf Einen Punkt Begründer einer neuen Epoche in der Erkenntniß des antiken Kunstlebens; Hamann versuchte sich in allen Wissenschaften, leistete in keiner etwas Bedeutendes und blieb, trotz seiner großen Anlagen, nur ein untergeordnetes Glied in der Reihe der Originalgenies. Ohne Lebensplan und festen Willen, wußte er sich weder eine bürgerliche Stellung zu erwerben, noch verfolgte er in seiner schriftstellerischen Thätigkeit einen Plan. Im Leben wie im Schaffen ließ er sich vom blinden Zufall lenken. Was er schrieb, sind meist bloße Glossen zu Erscheinungen, die ihn anregten, und wegen ihrer Beziehungen zu dem Text, welchen die Literatur der Zeit ihm bot, sind seine fragmentarischen Schriften auch so unendlich dunkel und schwer, ja sehr oft gar nicht verständlich. „Der große Hamann," sagt Jean Paul, „ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löset kein Auge auf." Dauernder als durch seine Werke wirkte Hamann durch die Anregung auf seine Zeitgenossen. Als Gegner aller Schulweisheit, als Bekämpfer alles Herkömmlichen und Conventionellen war er der eigentliche Schöpfer des kraftgenialischen Ungestüms. „Sein Beiname: der Magus aus Norden zeigt uns schon den tiefen und dunkeln Geist des Mannes an, der sich in Orakelsprüchen gefiel und Alles auf das Unerforschliche und Ewige richtete." Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regel und Muster, geht Hamann auf die Urpoesie zurück, eifert wider alle moderne Dichtkunst, die Erzeugnisse des Verstandes und Witzes, und findet sein Heil in der das Kindesalter der Menschheit abspiegelnden orientalischen Poesie der Bibel und in der edlen Einfalt der Evangelien, neben welchen ihm nur Homer, Ossian und Shakespeare Bedeutung haben. Seine in dunkler, mystischer Prophetensprache verfaßten Werke (Biblische Betrachtungen eines Christen; Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums; Kreuzzüge der Philologen, eine Reihe vermischter Aufsätze und Studien; Golgatha und Scheblimini u. a.) waren trotz ihrer unästhetischen Form wegen der hie und da zerstreut liegenden Goldkörner nicht ohne große Wirkung auf seine Zeit- und Gesinnungsgenossen. Die letzte Lebenszeit brachte Hamann in der Umgebung der gebildeten, von Kunstenthusiasmus und Religions- und Gefühlsschwärmerei erfüllten Fürstin von Gallitzin in Münster zu.

§. 115. Herder's Leben und Wirksamkeit. Der Same, den Hamann gestreut, ging in seinem Landsmann **Herder** in Blüthe über. Joh. Gottfr. Herder, als Knabe schüchtern, empfindsam und abgeschlossen, ward nach vollendeten theologischen Studien Lehrer in Riga, hielt sich, zum Reiseprediger des Herzogs von Holstein-Eutin berufen, einige Zeit in Frankreich auf, wo er in Straßburg Goethe's Bekanntschaft machte; 1770 erlangte er die Stelle eines Hofpredigers bei dem militärischen, für Bildung und Volksbeglückung empfänglichen Grafen von Bückeburg und zuletzt die eines Oberconsistorialraths und Superintendenten in Weimar, wo er 1801 in den Adelstand erhoben wurde. — Er war ein Mann von genialer Anlage, der durch Ehrgeiz zu früher Entfaltung seines hohen Talents und seiner reichen Kenntnisse getrieben ward und dessen vielseitiger Geist das Fremdartigste erfaßte und neu gestaltete. Gleich groß als geistreicher Theolog, schöpferischer Philosoph und ideenreicher Kritiker hat er in allen diesen Gebieten unsterbliche Werke geschaffen, über denen der Hauch dichterischer Anschauung und phantasievoller Bildungskraft ausgegossen ist, und die durch ihre bilderreiche poetische Sprache beweisen, daß in ihm der Dichter mit dem Philosophen verschmolzen war. Er vereinte „hellenische Lebensfrische mit orientalischer Lebenswürde" und trug daneben das „tief Christliche" in sich. Neben Hamann, von dem er die Bewunderung für Naturpoesie und für das Kindesalter der Menschheit („Stimmen der Völker in Liedern"), die Liebe zum Orient und zur Bibel („Vom Geiste der hebräischen Poesie") und die poetische Auffassung der christlichen Lehren und Sagen (Legenden u. dergl.) überkam, übte besonders Lessing solchen Einfluß auf ihn, „daß dieser fast Nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, spät oder frühe, billigend oder polemisch Rücksicht

Herder 1744—1803.

genommen", und von Winckelmann adoptirte er die Vorliebe für Allegorien, wozu seine Natur ihn hinzog. Begabt mit wunderbarem Verständniß der Zeiten und Völker, erfaßte er mit offenem, empfänglichem Sinne Alles, was fremde Nationen echt Poetisches und Großes geschaffen, und wußte es mit genialem Takt nach eigenem Geiste dichterisch umzugestalten (Cid u. A.*). Diese Empfänglichkeit für fremde Natur und Poesie, dieser Universalismus des Wissens und Interesses eröffnete sein Herz der Idee von einem Weltbürgerthum (Kosmopolitismus), das höher stehe als Patriotismus und beschränkende Nationalität, und seine Bewunderung des schaffenden Menschengeistes, der wahre Menschenbildung begründet, führte ihn zum Humanismus, als dem höchsten Zweck der Menschennatur. Allgemein menschliche Cultur galt ihm für die höchste Vollendung der Religion, weshalb er die Glaubenssätze möglichst allgemein und einfach, die Kirche möglichst umfassend wünschte und Toleranz und Menschenliebe als die erste christliche Tugend pries. „Licht, Liebe, Leben" war sein schöner Wahlspruch.

*) Zu solchen Uebertragungen der orientalischen und südländischen Dichtungen „drängte Herdern seine innerste Natur, die der Poesie überall bedurfte und nicht selbst poetisch war; die ihre Genüsse suchte, aber nicht selbständig erschuf". Denn seine eigenen lyrischen und didaktischen Gedichte sind in der Form hart und ungelenk, dem Inhalte nach lehrhaft, philosophisch und von düsterer Färbung. Seine dramatischen Dichtungen sind eine Mischung von Oper und Schauspiel und beabsichtigten, das griechische Drama der herrschenden Gemeinheit der Bühne entgegenzusetzen.

§. 116. Herder's Werke. Von den Literaturbriefen angeregt, schrieb Herder seine **Fragmente über die neuere deutsche Literatur**, worin er in keckem, poetischem Stil vortreffliche Bemerkungen über Literatur, Sprache, Metrik macht, die edle Größe Homer's und der hellenischen Dichter mit warmer Beredtsamkeit hervorhebt, seine Belesenheit in alter und neuer Literatur beurkundet und seine Ahnungen und Begriffe von höherer Poesie andeutet. Zog er hier mit seinen anregenden Beobachtungen gegen die neuere Dichtung zu Felde, so bekämpfte er in den **kritischen Wäldern** die neuere Kritik und namentlich die im Laokoon u. a. W. ausgesprochenen Kunsturtheile Lessing's, setzt aber nicht selten unklare Empfindungen den lichtvollen Behauptungen jenes scharfen Denkers entgegen. In den mit Goethe herausgegebenen Blättern von deutscher Art und Kunst drückte er zuerst in einer Sprache voll sinnlicher Gluth seine Bewunderung für Ossian, für Naturdichtung und für eine Ursprache aus, wo noch keine Scheidung zwischen niedern und hohen Ausdrücken, zwischen dichterischen und prosaischen Wörtern eingetreten sei; er erklärt aller Kunst und Regel den Krieg, nur die Volkspoesie mit ihrer kräftigen Sinnlichkeit, mit ihrer bilderreichen Phantasie, mit ihren ungestümen Leidenschaften und Naturtrieben hat in seinen Augen Werth. Diese Vorliebe für die schwunghafte, kunstlose Volksdichtung führte ihn zur Bearbeitung des poesievollen Buches **Stimmen der Völker in Liedern**, eine Sammlung von Volksliedern, worin die vorherrschenden Stimmungen, Seelenzustände und Charaktere der verschiedenen Nationen mit überraschender Treue und Einfalt aufgefaßt und durch taktvolle Wahl und feine Wandlungsgabe dargestellt sind. Unter denselben Eindrücken verfaßte Herder das anregende, wirksame Buch vom **Geiste der hebräischen Poesie** (1782), das seine Gabe der Auffassung und Auslegung meisterhaft beurkundete. Dieses Buch war sein Lieblingswerk; er wollte dadurch die ihm so theuere Bibel der Jugend ans Herz legen, daher auch die übertragenen Stellen „Zweck und Frucht" sind, das Uebrige nur „Schale". Auch die Uebersetzungen morgenländischer Sagen, Dichtungen und Sprüche, die in den **Palmblättern** mitgetheilten lehrreichen Erzählungen des Orients, die in Paramythien zu Parabeln umgebildeten Mythen der Griechen, die Nachbildung einiger Stücke der griechischen Anthologie und die spanischen Romanzen vom **Cid**, in denen sich Herder's Uebersetzungskunst und eigene Dichtergabe berühren, sind in diesem Geiste verfaßt. — Wie Herder in Dichtungen das Fremdartigste und Fernliegendste ergriff und überall auf die Anfänge und das Ursprüngliche zurückging, so suchte er mit „prometheischer Himmelsstürmerei" alle Verhältnisse des Lebens und alle Wissenschaften geistig zu durchdringen und sich die verschiedenartigsten Kenntnisse anzueignen. In dem Tagebuch,

das er während der Seereise, die ihn von Riga nach Frankreich führte (1769), entwarf, durchkreuzen sich die kolossalsten Vorsätze, Pläne und Projekte, die ebensowohl den hohen Flug seines Geistes und seine Ruhmbegierde, als seine Ueberschätzung und Selbsttäuschung beurkunden. Philosophie und Urgeschichte waren die Hauptgebiete, auf denen sich sein dichterisch schaffender Geist bewegte. Das geistreiche Schriftchen über den **Ursprung der Sprache**, als deren Quelle er die menschliche Vernunft aufstellte, die vielangefochtene, mit orientalischem Geist verfaßte **älteste Urkunde des Menschengeschlechts**, worin er mit dem Zorn und in der Sprache eines Propheten gegen die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeschichte eifert und eine poetisch allegorische Deutung aufstellt, die den Rechtgläubigen mißfiel, sind nur Vorstudien zu seinem größten und berühmtesten Werke **Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.**

In diesem poesiereichen Buche sucht Herder aus der Beschaffenheit der Erde und der Natur eine Fortbildung oder Stufenleiter der Geschöpfe nachzuweisen, aus der Organisation des Menschen, dessen Vernunftfähigkeit und dessen äußerer Bildung, seine Anlage zur Humanität und Religion herzuleiten und ihn als Mittelglied zweier Welten darzustellen; dann baut er mit Phantasie und orientalischem Schmuck ein kühnes Gebäude von urweltlichen Traditionen auf, von denen Wissenschaften, Künste, Regierungen u. s. w. hergeleitet werden, und stellt die Religion als älteste und heiligste aller ererbten Traditionen dar. Dabei dient ihm Moses' Schöpfungsgeschichte, die er durch kühne, geniale Deutungen mit den Resultaten der neuesten Naturforschung in Uebereinstimmung zu bringen weiß, als Hauptgrundlage.

Dieses mit poetischem Schwung und edlem Enthusiasmus und in bilderreicher Sprache verfaßte Werk, welches das rein Menschliche über das Christliche und Nationale stellt, war von der größten Wirksamkeit, war das eigentliche Evangelium des Humanitätsprinzips. Alle Gebildeten, die dem dürren Symbolglauben der Orthodoxen eben so abhold waren wie der zerstörenden Denkgläubigkeit der Neuerer, flüchteten sich zu Herder's Religionspoesie, die der Phantasie und dem Gemüthe Nahrung gab, ohne den denkenden Geist zu fesseln. Die strenggläubigen Theologen waren dagegen weder mit den kühnen freien Grundsätzen der Ideen, noch mit der profanen Uebertragung alttestamentlicher Schriften zufrieden (Lied der Liebe oder die ältesten und schönsten Lieder des Morgenlandes, Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn u. a.). Aber Herder ließ sich nicht irre machen; in seinen **Briefen über das Studium der Theologie** suchte er das empfängliche Gemüth der Jugend für die poetische Auffassung des Christenthums, wobei die Glaubenslehre in den Hintergrund tritt, zu begeistern. Menschenbildung (Humanität) war Herder's schönes und großes Ziel, in der allgemein menschlichen Cultur erblickte er die höchste Vollendung der Religion; dies sprach er aus in den **Humanitätsbriefen** und in den christlichen Schriften, worin er auf die letzten Quellen und den reinsten und einfachsten Kern des Christenthums zurückging und einer Menschheitsreligion und Weltkirche im Gegensatz zu den bestehenden Landeskirchen und Secten das Wort redet, wobei natürlich ein möglichst weites Glaubensbekenntniß zum Grunde liegen müßte. Herder's letzte Werke waren gegen Kant gerichtet (Kalligone u. a.), dessen „tonloses Gemüth" der phantasievollen Natur Herder's nicht zusagen konnte.

VI. Goethe und Schiller.

1. Goethe's Jugend.

§. 117. Goethe's Jugendleben. In keinem Dichter spiegelt sich die Zeit so klar und richtig ab als in Goethe, was von seiner Beobachtungsgabe und Empfänglichkeit für alle Eindrücke zeugt. Geboren zu Frankfurt a. M. (am 28. Aug. 1749), ward er frühzeitig mit den verflochtenen Verhältnissen und sittlichen Zuständen einer großen Stadt Goethe 1749–1832.

vertraut, zum Nachtheil seiner jugendlichen Unschuld, daher auch seine ersten, in den beiden Lustspielen „die Laune des Verliebten“ und „die Mitschuldigen“ niedergelegten, dramatischen Versuche das Sittenverderbniß im Familienleben zum Mittelpunkt haben und keine Spur jugendlicher Dichterbegeisterung verrathen. In Leipzig, wo er die Rechte studirte, kam er in Verbindung mit Gellert und den Verfassern der Bremer Beiträge, fühlte sich aber abgestoßen von der engen Literatur und dem niedern Gesichtskreis dieser schwunglosen Dichter. Klopstock, dessen Gedichte er schon im elterlichen Hause zum großen Verdruß seines regelrechten, pedantischen Vaters gelesen, blieb der Gegenstand seiner Bewunderung, bis Lessings Laokoon, Winckelmann's Kunstgeschichte und Büffon's neue Gestaltung der Naturwissenschaft seinem Geiste eine neue Welt erschlossen. Kunst und Naturkunde blieben von dem an die Gebiete, auf denen sein forschender Sinn am liebsten weilte; die Weltgeschichte zog ihn weniger an. — Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt, wo er sich mit mystisch-chemischen Werken befaßte und mit Pietisten und Herrnhutern verkehrte (Fräulein von Klettenberg, aus deren Unterhaltung „die Bekenntnisse einer schönen Seele“ in Wilhelm Meister entstanden), begab er sich nach Straßburg, wo die anregende Einwirkung Herder's seinen Blick auf die Natur- und Volksdichtung richtete, ihm Geschmack an der Bibel, an Ossian und Shakespeare einflößte und ihm die Ansicht beibrachte, „daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger fein gebildeten Männer“. Das ehrwürdige Münster flößte ihm Bewunderung für die gothische Bauart ein, und sein Liebesverhältniß zu Friederiken, der Pfarrerstochter zu Sesenheim, füllte sein Herz mit zarten Gefühlen und hauchte seiner Lyrik jenen seelenvollen, empfindungsreichen Ton ein, der in seinen schwunghaften Liedern so ergreifend nachklingt.

§. 118. Götz und Werther. Große Entwürfe wurden gefaßt, aber bedachtsam zurückgehalten; nur das dramatische Gemälde **Götz von Berlichingen**, worin sich das Freiheitsgefühl, das damals über den deutschen Boden zog, Luft machte, ist als eine Frucht der Straßburger Eindrücke und der Bewunderung für Shakespeare zu betrachten. Die männlich deutsche Natur des Ritters mit der eisernen Hand athmet den kühnen, derben Geist der Sturm- und Drangperiode, die mit der bewegten Zeit der beginnenden Reformation manche Aehnlichkeit hatte. Trefflich erfaßte und zeichnete Goethe diese mächtige Zeit mit ihren gewaltigen Charakteren und lebendigen Leidenschaften, mit ihrer Liebe und ihrem Haß; das scheidende Mittelalter mit seiner ritterlichen Tugend und Treue in Götz und seiner Umgebung und die neu hereinbrechende Culturwelt mit ihrer sinnlichen Lust und höfischen Tücke in dem Bamberger Hof. In der edeln Gestalt des Lerse hat Goethe einen frühverstorbenen Straßburger Freund verewigt. Mit Götz hatte sich Goethe „den Shakespeare vom Halse geschafft“; nun griff er in seiner eigenen Seele nach neuen Stoffen. In dem poetischen Roman **Leiden des jungen Werther** schildert er einen von den Ideen der kraftgenialischen Zeit durchdrungenen Jüngling, der, mit der Wirklichkeit zerfallen, sich in das Reich der Dichtung zu dem schwermüthigen Ossian und in die einsame Natur flüchtet und endlich ein Raub der Empfindung wird, indem er sich aus Liebesgram das Leben nimmt. Dieses geniale Werk, wodurch sich Goethe von der eigenen Krankheit einer erschlaffenden Empfindsamkeit Heilung verschaffte, erregte einen Sturm von Beifall, Nachahmung und Widerspruch. Die zarten, sentimentalen Seelen vergötterten Werther und seinen Verfasser und riefen dadurch eine Fluth liebeschmachtender und schwermuthathmender Romane ins Leben, unter denen nur Miller's „Siegwart, eine Klostergeschichte“ diese schwärmerisch empfindsame Zeit überdauert hat; die lutherischen Rechtgläubigen dagegen „Göze mit der Fahne des bedrängten Zion an der Spitze“ erhoben laut ihre Stimme wider das sündige Buch, in dem der Selbstmord als eine Heldenthat gepriesen werde, und Nicolai, das Haupt der trockenen, prosaischen Sitten- und Kunstrichter in Berlin, suchte das poetische Werk, worin er sittengefährdende, charakterentnervende Lehren fand, durch eine matte Parodie „Freuden und Leiden des jungen Werther“ lächerlich zu machen.

Goethe's Liebe zu Lotte, der mit „Albert" verlobten Tochter eines Amtmanns in Wetzlar, wo der Dichter damals am Reichskammergericht arbeitete, war die nächste Veranlassung zu dem in Briefen verfaßten Liebesroman, dem gerade diese wirkliche Unterlage die Wärme und Frische verlieh. Auf den tragischen Ausgang hatte offenbar der, wie man vermuthete, durch die Liebe zu einer verheiratheten Frau herbeigeführte Selbstmord des jungen Jerusalem, eines Bekannten von Goethe, großen Einfluß. Aus diesem Jerusalem und sich selbst schuf Goethe eine einzige Person, den Werther, „einen jungen Menschen (wie er selbst schreibt), der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt". — Nicolai's plattes Machwerk, in dem Werther mit einer Besudelung durch die mit Hühnerblut geladene Pistole davon kommt, schadete nur dem Verfasser, ohne die Wirkung des Goethe'schen Romans zu schwächen. — Im Siegwart wollte Miller eine tugendhafte Liebe darstellen, darum endet Siegwart nicht durch Selbstmord, sondern verschmachtet auf dem Grabe Mariannens.

Goethe rächte sich an seinen Gegnern in den mit seinem Schwager J. Georg Schlosser und seinem sarkastischen, aber geschmack- und urtheilvollen Freunde Merck herausgegebenen Frankfurter Anzeigen durch derbe, mit reformatorischer Kühnheit abgefaßte Artikel, worin er gegen das „Berliner Laternenlicht" und gegen die „Hamburger Dunkelheit" losfährt und durch ein Epigramm „Nicolai auf Werther's Grab", das von Hand zu Hand ging und den Groll des Mannes schürte; und gereizt durch eine ungünstige Recension des Götz in Wieland's Mercur, verspottete er dessen matte und wässerige Darstellung des hellenischen Wesens durch die witzige Farce „Götter, Helden und Wieland".

§. 119. Frankfurt. Weimar. Diese Werke, die in Deutschlands Literatur eine neue Epoche begründeten, lenkten die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf den genialen Dichter, der damals in voller Kraft und männlicher Schönheit stand, und dessen Leichtigkeit, sich in jede fremde Natur zu finden, auf alle eine bezaubernde Wirkung machte. Sein heiterer Lebensmuth, seine Wärme, seine Achtung vor jeder ganzen Natur, mochte sie auch von der seinigen noch so verschieden sein, gewannen ihm Aller Herzen. Er stand brieflich und persönlich mit den bedeutendsten Männern der Zeit im Verkehr. Kecke Satiren in Hans Sachsischer Art und Form, wie Pater Brey (auf den weichen Leuchsenring, den er im Hause der Sophie Laroche in Thal-Ehrenbreitstein kennen lernte), Satyros oder der vergötterte Waldteufel (auf Basedow), Jahrmarktsfest zu Plundersweiler u. a., kleinere ernsthafte Sachen, wie „Künstlers Erdenwallen" und „Hans Sachsen's poetische Sendung", Jugendlieder, worin er nach Art des alten einfachen Volkslieds „Alles mit Bildern belebte, allen Gedanken Gestalt zu geben wußte", Entwürfe zu größern Gedichten, worin sich die Titanennatur des aufstrebenden Geschlechts abspiegeln sollte (Faust, Prometheus, von welchem letzeren nur der stolze Monolog erschien), störten ihn so wenig im frohen Lebensgenuß, als die Advokatenbeschäftigung, der er sich, dem Wunsche des Vaters gemäß, widmete, die ihn aber wenig befriedigte. In alle Zustände wußte er sich leicht zu finden, Allem eine poetische Seite abzugewinnen. Als heiteres Weltkind machte er mit Lavater und Basedow („Prophete rechts, Prophete links") die bekannte Rheinreise. Seine lyrischen Gedichte, besonders seine seelenvollen „Lieder", sind der Spiegel dieser Lebensfülle. „Die heitere und trübe Stimmung, angelehnt an ein Lebens- und Naturbild, spricht und lebt sich in einem Rhythmus aus, welcher Ton und Färbung wunderbar wiedergibt, und in so maßvoller Haltung, daß das ungestörte Walten der Empfindung wie aus innersten Tiefen herausbricht." Zarte Verhältnisse, wie sein Verlöbniß mit „Lili" (Anna Elisabeth Schönemann), sein Verkehr mit Maximiliane Brentano, geb. Laroche, sein poetischer Briefwechsel mit Auguste v. Stolberg, hielten sein Gemüth in Aufregung und seine Dichterphantasie in Thätigkeit. Das Drama **„Clavigo"** nach den Memoiren des französischen Dichters Beaumarchais mit Anklängen an sein eigenes Verhältniß zu Friederike von Sesenheim, **„Stella"**, ein Schauspiel für Liebende, „das verzerrte Gegenbild zum Werther", die Singspiele Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella stammen in ihrer ersten Gestalt aus dieser Frankfurter Periode und geben Zeugniß von des Dichters rascher Erfindungsgabe, Compositionsfähigkeit und hoher Sprachgewandtheit. Diesem Lebenskreise wurde Goethe durch seine Berufung nach Weimar, dem 1775.

Sammelplatz der größten Geister jener Zeit, entrissen. Der Umgang eines gebildeten, heiteren Hofes, dessen Seele die geistreiche, anregende Herzogin Anna Amalia war, im Besitze der Freundschaft und Gunst des Herzogs Karl August, der ihn zum Geheimen Rath ernannte und seine Gesellschaft und Unterhaltung kaum einen Tag entbehren mochte, bewundert und geschmeichelt von Jedermann, ließ sich Goethe anfangs ganz vom Strudel des Lebens fortreißen. Ueber Festen und geselligen Freuden, wobei ihn der freie, frohe Ton fesselte, über der Besorgung eines Liebhabertheaters, für das er Singspiele (Jery und Bätely, Lila, die Fischerin) und kleinere dramatische Stücke (der Triumph der Empfindsamkeit, die Geschwister, die Operette Scherz, List und Rache) verfaßte, über Reisen (erste und zweite Harzreise, Reise nach der Schweiz), Staatsgeschäften und Zerstreuungen aller Art fand er nicht Zeit, die großen Entwürfe seines Innern zu gestalten und die angefangenen Werke (Elpenor, die Geheimnisse u. a.) zum Abschluß zu bringen. Er überließ sich dem Genusse und dem äußern Leben, sammelte aber innere reiche Erfahrungen für die Zukunft. Besonders war der Umgang mit Frau von Stein, „welche die Welt sah, wie sie ist und doch durch das Medium der Liebe", auf seine dichterischen Erzeugnisse, vor allen auf seine Lyrik vom größten Einfluß.

2. Goethe in Italien und Schiller's Anfang.

§. 120. Iphigenie, Tasso, Egmont. Die im Jahre 1786 unternommene italienische Reise gab dem Geiste Goethe's neue Schwungkraft und weckte den erlahmten Schöpfungstrieb. Das seiner empfänglichen Natur so sehr zusagende südländische Treiben, Italiens Reichthum an Naturerzeugnissen und Kunstschätzen, das freie, zwanglose Leben und der ganze über dies Land ausgegossene Zauber wirkten wunderbar anregend auf Goethe. Er gab sich den mannichfaltigsten Eindrücken hin und befaßte sich mit den verschiedenartigsten Dingen. Das Wohlgefallen an der klassischen Vollendung der Alten verdrängte die kraftgenialische Formlosigkeit; die nordisch düstere Poesie, die im Werther vorwaltete, wich dem Geschmack an der klaren, harmonischen Schönheit der Griechen; Ossian und Shakespeare traten gegen Homer und Sophokles zurück. Griechische Kunst und hellenisches Wesen fanden allein Geltung vor seinen Augen und erstickten sein früheres Wohlgefallen an christlich-gothischer Baukunst. Der reinste Abdruck dieser antiken Anschauung nach Inhalt und Form ist das herrliche, von hellenischem Geiste durchwehte Drama **Iphigenia**, worin der Dichter „die reinste Blüthe der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Alterthums in eine harmonische Mischung zu verbinden wußte". Der große, klare Geist des Alterthums ist durch moderne Weichheit und Innigkeit gemildert und über das Ganze der Hauch der Versöhnung und des Friedens ausgegossen. Die deutschen Auswanderungen, die seit der Eroberung der Halbinsel Krim (Tauris) durch die Russen nach jenem fernen Ostlande unternommen wurden, gewährten dem Stück, das der Dichter in ungebundener Rede als „theuere Last" mit sich über die Alpen getragen und am Gardasee und in den Städten Italiens in die metrische Gestalt umgegossen hatte, noch ein eigenthümliches Zeitinteresse. Wie Goethe in der Iphigenia die Eindrücke der antiken Welt niederlegte, so in dem zarten, gemüthvollen Drama **Torquato Tasso** die aus den italienischen Dichtern Tasso und Ariost geschöpften Empfindungen. In dieses Kunstwerk, worin der Zwiespalt zwischen Dichter und Weltmann mit so vieler Seelenkenntniß und Feinheit gezeichnet ist, hat Goethe seine innersten Erfahrungen und geheimsten Gefühle hineingetragen. Der naheliegende Vergleich zwischen den kunstliebenden Höfen von Ferrara und Weimar machte die Beziehungen noch feiner. In beiden Stücken ist wenig Handlung, aber Goethe wußte die „Gesinnung zur Handlung" zu machen. Hat Tasso seinen Hauptwerth in der Fülle edler Gedanken und den schönen Lehren praktischer Lebensweisheit, so ist Iphigenia ausgezeichnet durch die tief durchdachte künstlerische Anlage, die vollendete Form und die Einfachheit der Handlung. — Goethe's Tagebuch der italienischen Reise, so wie seine lebendige Beschreibung

des römischen Carnevals beweisen, daß auch sein prosaischer Stil durch die neuen Eindrücke und den neuen Aufschwung zu hoher Vollendung geführt ward. „Wo er seine Feder ansetzte, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Er schaltete in der Schriftsprache königlich."

Alles, was Goethe von dieser Zeit an schrieb, trägt die Einwirkung der italienischen Erfahrungen an der Stirne und ist besonders in Beziehung auf Form von den Producten der ersten Periode durch eine weite Kluft geschieden. Er hatte sich selbst wiedergefunden und was er bisher geschaffen auf die Höhe der reifsten Kunst erhoben. In dem Trauerspiel **Egmont**, das er, wie Iphigenia und Tasso, in früheren Jahren entworfen und theilweise ausgearbeitet, aber erst nach dem italienischen Aufenthalt vollendet hat, erscheint die alte und neue Richtung gemischt.

Der Stoff selbst und die lebendig geschilderten Volksscenen erinnern an Shakespeare und Götz, aber die Anlehnung des Ganzen an den Haupthelden, dessen Liebenswürdigkeit, Selbstvertrauen, Volksgunst und Tapferkeit der Dichter mit so viel Liebe und Geschick gezeichnet, verräth den Einfluß antiker Kunstregel. Der auffallende Ausgang scheint von Goethe's gleichzeitiger Beschäftigung mit dem italienischen Singspiele herzurühren. Durch den Schriftsteller K. Ph. Moritz († 1793), den Verfasser von „Anton Reißer, ein psychologischer Roman", mit welchem Goethe in Rom verkehrte, wurde er in das Wesen der deutschen Metrik und Prosodie eingeführt. An seiner ästhetischen Schrift: „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" hat Goethe den thätigsten Antheil genommen.

§. 121. Faust. In keinem Werke hat Goethe so sehr sein eigenes inneres Leben und seine menschliche und poetische Entwickelung dargelegt, als in dem dramatischen Werke **Faust**. Diese Dichtung, deren Grundzüge schon in der frühesten Jugend entworfen wurden und deren Abschluß erst ein Jahr vor seinem Tode erfolgte, zieht durch Goethe's langes Leben hin, daher die große Verschiedenheit nicht nur des ersten Theils vom zweiten, sondern auch der einzelnen Partien im ersten selbst. Daß aber darin dennoch „das Schönste, was poetische Darstellung geben kann, mit beneidenswerther Leichtigkeit und Ueberlegenheit niedergelegt ist, und wie der Dichter in die Tiefe des menschlichen Wesens hinabtaucht, um das Verborgenste seiner Natur zur schönsten Erscheinung schmeichelnd herauf zu zaubern, darüber hat die Stimme der Welt längst entschieden"; nur an dem „Umspinnen und Umweben dunkler Vorstellungen mit dunklen Worten", die freilich ihre Erklärung in dem trüben, tiefsinnigen Stoffe finden, hat man sich nicht allgemein befreunden können. In dem Charakter des Famulus Wagner hat Goethe einen seiner Straßburger Genossen, den Dichter der wild-genialen Zeit, Leopold Wagner, verewigt und bei der Zeichnung des Mephistopheles schwebte ihm das Bild des erwähnten Kriegsrath Merck vor der Seele.

Die Reformationszeit, in der die ursprüngliche Faustsage wurzelt, glich in ihrer leidenschaftlichen Aufregung der Zeit des Sturmes und Dranges, in der die Goethe'sche Faustdichtung ihren Boden hat. In beiden lagen die verschiedenartigsten Richtungen, Aufklärung und Aberglaube, Wunderglaube und Zweifelsucht neben einander, und die Uebergänge von einem zum andern waren nicht selten. In Faust ist einer jener kraft-genialen Menschen dargestellt, der alle Tiefen des Wissens durchdrungen hat, ohne die innere Befriedigung zu finden, und mit dem Gedanken umgeht, sich von den Banden des Körpers, die das Eindringen in das Innere der Natur und die Erkenntniß des Wesens der Dinge verhindern, durch Selbstmord zu befreien. Da weckt der Ostergesang die süße Erinnerung an die glücklichen Jahre der Jugend, wo seine Seele im Glauben Beruhigung gefunden und die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse reiner Natur das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war, und hält ihn von seinem Vorhaben ab. Diesen Glauben an die göttliche Offenbarung in seinem Innern neu zu begründen, ist sein ernstes Trachten; da er aber bereits vom Baume der Erkenntniß gekostet, so beginnt er mit Grübeln und wird nun die Beute des Bösen, der ihn bereits in weiten Kreisen umzogen hat. Im Bunde mit Mephistopheles, „der nach sinnlich befangenem Lebensverstande denkt und zum Handeln treibt", gibt er das Jenseits in kühner Wette auf und den Drang des Wissens ablegend, jagt er verjüngt den Freuden des Lebens, dem Genuß in allen seinen Erscheinungen nach; der geistige Heros Faust wandelt nun die Wege des Don Juan, des Helden der Sinnenwelt, ohne auch hier Befriedigung zu finden. Das menschliche Glück, das er im Besitz des reinen, von dem Dichter meisterhaft gezeichneten weiblichen Wesens (Gretchen) zu erlangen hofft, zerstört ihm der Böse, weil es nicht auf Recht und Tugend, sondern auf die sinnliche Menschennatur gegründet war. Gretchen, durch Liebe und Verführung aus ihrer Züchtigkeit und Unschuld herausgerissen, übertritt die Schranken der weiblichen Sitte, der kindlichen Pietät, der häuslichen Zucht und gibt sich der Lust verbotener Liebe völlig hin, worauf dann eine Sünde die andere

gebiert. Ihre Mutter wird durch einen Schlaftrunk in die Ewigkeit gefördert; ihr Bruder, der brave Soldat Valentin, fällt im nächtlichen Zweikampf durch Faust und Mephistopheles; ihr eigenes Kind stirbt von ihrer Hand; ihr Erdenglück ist dahin, aber als Kindesmörderin der Strafgerechtigkeit überantwortet, büßt sie für ihre Missethaten und wird der himmlischen Gnade theilhaftig. Irren Geistes, aber mit dem angebornen Gefühl der christlichen Tugend, verschmäht sie die Flucht aus dem Gefängniß und wird dem Himmel gerettet, weshalb sie auch im zweiten Theil unter dem seligen Chor der Büßerinnen auftritt. — Sollte die Faust-Dichtung zu einer befriedigenden Lösung kommen, so mußte eine Versöhnung zwischen der geistigen Freiheit und Ausbildung und der sinnlichen Menschennatur erzielt werden; denn nur in diesem Einklang der höchsten Geistesbildung mit den kräftigen Trieben einer reinen Natur liegt das Ideal eines vollkommenen Menschen; diese harmonische Verbindung zu bewerkstelligen und den so organisirten Menschen ins wirkliche und handelnde Leben einzuführen, auf das Wissen und den Genuß die That folgen zu lassen, wäre die Aufgabe des zweiten Theils von Faust gewesen; aber weder die zahlreichen Fortsetzungen, wozu Goethe selbst aufgefordert hatte, die aber nur Wiederholungen waren, noch Goethe's eigener zweiter Theil, an dem die Spuren des Alters und der veränderten Gesinnung nicht zu verkennen sind, können als gelungene Lösung dieser Aufgabe gelten.

§. 122. Goethe's politische Haltung. Für Geschichte, Nationalität und Volksthum hatte Goethe wenig Sinn; er interessirte sich nur für das Individuum, für den Einzelnen; die Menschheit blieb ihm gleichgültig. Diese Mißachtung und Geringschätzung des Volks und der Masse wurde gesteigert durch seinen Aufenthalt in dem entarteten Italien und Sicilien (1786—88), wo ihn der Leichtsinn und die Kraftlosigkeit der Bewohner aufforderte, nur das zu beachten, was ihm Ergötzen schuf. Er betrachtete die Menge als „aristophanische Vögel", ging an den Leiden des gedrückten Volkes kalt vorüber und äußerte in Winckelmann's Leben, es wäre ihm schrecklich, wenn man die römische Campagna anbauen, und Rom zu einer polizirten Stadt machen würde. Kunst- und Naturstudien füllten seine ganze Seele. „Nur wo er genießend und anschauend in der Kunst lebte, oder wo er das große und stille Walten und Wirken der Natur beobachtete, schien er in ungestörtem Glück." Beiden wendete er daher ausschließlich seine geistige Thätigkeit zu. Mit unübertrefflichem Reiz hat er im „Werther" und in seinen Balladen („Erlkönig", „der Fischer") die Macht der Natur auf das Gemüths- und Seelenleben dargestellt, und wie tief er sich in die Naturwissenschaften einließ, beweisen seine Schriften über Botanik (**Metamorphose der Pflanzen**) und Physik (**Farbenlehre**), wo er alle Erscheinungen auf einfache Grundgesetze zurückzuführen suchte, so wie seine fortwährende Beschäftigung mit Geologie, Gebirgsarten und Mineralien. Dagegen fehlte ihm das Interesse für großartige geschichtliche und politische Ereignisse; er war gleichgültig gegen die Reformation, und die französische Revolution mit ihrer kriegerischen und politischen Bewegung, die den Blick der deutschen Nation auf Staat und öffentliches Leben richtete und die Gemüthlichkeit und das ruhige, behagliche Dasein störte, war ihm ganz zuwider; er flüchtete sich vor den mächtigen Weltbegebenheiten in sein Inneres, und je gewaltiger die Zeitereignisse sich gestalteten, desto mehr schloß er sich gegen dieselben ab; er haßte das culturzerstörende „Franzosenthum", nahm aber auch später an der Begeisterung der Freiheitskriege keinen Antheil, theils aus Bewunderung für Napoleon, theils „weil er alt geworden war". Eine aristokratische Vornehmheit trat mehr und mehr hervor und entzog dem Geheimenrathe und Premierminister von Weimar, dem Inhaber so vieler Sterne und Orden, die Zuneigung der Spätgebornen, die andere Ansichten von Staat und politischem Volksleben in sich trugen, und unter denen der greise Goethe wie ein hoher Stamm aus vergangener Zeit dastand. Seine Verstimmung über den „Umsturz alles Vorhandenen" durch die Revolution und über den aufstrebenden Demokratismus wirkte auf seine literarischen Arbeiten während der neunziger Jahre ein, die, größtentheils von geringerem Werthe als die früheren, eine polemische Tendenz gegen die herrschenden Ansichten erkennen lassen. So der Groẞkophta, die Reise der Söhne Megaprazon's, der Bürgergeneral, **Reinecke Fuchs** u. a., auch das (nach den Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti verfaßte) Trauerspiel **die natürliche Tochter**, mit seiner geschraubten Diction und verflüchtigten Charakterzeichnung, gehört, obwohl später erschienen, dieser Gedankenrichtung an. Erst der Umgang mit Schiller, der für Goethe „ein neuer Frühling war, in welchem Alles froh neben einander keimte und

aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging", riß den Dichter aus dieser unbehaglichen Stimmung der Opposition; er ließ nunmehr bei Seite liegen, was er nicht bewältigen konnte, und hielt sich wieder an Kunst und Poesie; und als er eines der vollendetsten Erzeugnisse seiner Muse, Hermann und Dorothea (1797), an die großen politischen Zeitbegebenheiten anknüpfte, die nur von ferne in die beschränkte Sphäre des bürgerlichen Glücks hineindrohen, hatten diese für ihn das Leidenschaftlich-Aufregende verloren.

In dem **Großkophta**, einem seiner unbedeutendsten Werke, schildert Goethe, an den sicilischen Abenteurer und Wundermann Cagliostro anknüpfend, die in den höheren Kreisen der Gesellschaft herrschende sittliche Corruption und den damit verbundenen prahlerischen Mysticismus, beschönigt das Verbrechen, indem er es zu einem gemeinsamen Antheil der Menschheit macht, und sucht dabei die Königin von aller Mitschuld in der bekannten Halsbandgeschichte zu reinigen. In dem **Bürgergeneral**, worin ein Betrüger einen Bauer mit den revolutionären Ideen dupirt, um ein gutes Frühstück zu erreichen, „werden große oder doch schreckliche Stoffe in einer kleinen, niedrig komischen Art behandelt, die zum Ernst zu oberflächlich, zum Spaß zu herb ist"; in dem unvollendeten Drama „die **Aufgeregten**", das sich um einen Rechtsstreit zwischen der Aristokratie und den Bauern dreht, wird der Revolution nur ein privatrechtlicher Charakter untergelegt, ohne daß dabei das Unrecht der feudalen Zustände im Allgemeinen auch nur angedeutet wäre; in der Reise der Söhne Megaprazon's nach der Insel der Monarchomanen wird die Gliederung der Standesunterschiede, wie sie in Frankreich bestand, humoristisch-satirisch dargestellt; selbst in der Bearbeitung des **Reinecke Fuchs** (§ 12. § 61.) ist die Beziehung auf die Gegenwart sichtbar, so ungerecht es auch war, die schrecklichen Uebel der Gesellschaft, gegen die man sich erhoben hatte, mit dem unschuldigen Humor einer einfachen Zeit zu behandeln.*) In der **natürlichen Tochter** erscheinen die Laster und Vergehen der höhern Stände in ein mildes Licht gerückt und durch die feine Sprache und einschmeichelnden Worte verhüllt.

*) Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein Jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer in's Arge.
Afterreden, Lug und Verrath und Diebstahl und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen.
VIII. Gesang.

§. 123. Schiller's Jugend. In Bayern und Schwaben hatten die Ideen der religiösen Aufklärung und politischen Freiheit zwar später, aber um so tiefer Wurzel geschlagen. Der Illuminatenorden und der Wieland'sche Kreis huldigten den durch die französische Literatur verbreiteten Ansichten und Wilh. Ludw. Weckherlin und Daniel Schubart, zwei ungewöhnliche Männer von übersprudelnder Kraft und regellosem Leben, verbreiteten, jener in kecken Zeitschriften („das graue Ungeheuer" u. a.), dieser in stürmischen Gedichten („die Fürstengruft" u. a.) religiöse Aufklärung und politische Freiheitsideen mit kühnem Muthe. Der erstere büßte zwar sein kirchenfeindliches Streben mit Verfolgung, Schubart seinen Tyrannenhaß mit zehnjähriger Gefangenschaft auf dem Asperg; aber der von ihnen gestreute Same faßte Wurzel und nährte in der Jugend Freiheitsdrang und einen aufstrebenden Geist. Unter solchen Eindrücken erwuchs **Friedrich Schiller** aus Marbach in Schwaben, der Sohn einer frommen, sinnigen Mutter und eines strengen, ernsten Vaters, der im würtembergischen Militär eine Hauptmannsstelle bekleidete. Frühe zeigte sich in dem Knaben ein strebsamer hochfliegender Sinn; die reiche Welt der Geschichte, die Reise des Columbus und die Thaten Alexander's füllten seine junge phantasiereiche Seele mit kühnen Plänen; das wirkende, handelnde Leben, dem sich Goethe entzog, hatte für Schiller einen hohen Reiz; er hätte später begierig nach einer praktischen Thätigkeit gegriffen, hätten nicht beschränkte, enge Verhältnisse ihn gehemmt und genöthigt, sich in das Reich der Ideale zu flüchten. — Diese strebsüchtige, freie Seele sollte ihr Feuer früh gedämpft fühlen. Ein pedantischer

Schubart 1739—94.

Schiller 1759—1805.

Lehrer machte ihn linkisch und ängstlich; die strenge, militärische Zucht in der auf dem herzoglichen Schloß Solitüde errichteten Karlsschule, wo er Rechtswissenschaft studirte, erfüllte ihn mit Widerwillen; weder die Jurisprudenz noch die Medicin, der er sich nach der Verlegung der Akademie nach Stuttgart zuwendete, vermochte seinen hochfliegenden Geist zu fesseln; er wandte sich von der vorgeschriebenen Wissenschaft weg nach der verbotenen Lectüre, die er und einige gleichgesinnte Freunde sich heimlich zu verschaffen wußten. Sie lasen Klopstock, Goethe's Götz und Werther, Gerstenberg's Ugolino, bewunderten und verbreiteten die Gedichte Schubart's, mit dem Schiller mehrere Zusammenkünfte auf dem Asperg hatte, und ergötzten sich an Rousseau's Naturleben und an den Helden des Alterthums im Plutarch. Mehrere lyrische Gedichte von Schiller (gesammelt in der „Anthologie auf das Jahr 1782") rühren aus dieser Zeit des Sturms und Drangs und fließen über von Freiheitseifer, Heldensinn und Männertrotz in bombastischer Großrednerei. Der Zwang der Akademie und die Subordination, unter die Schiller als Militärarzt zu stehen kam, steigerten die verbitterte Stimmung in solchem Grade, daß er im Vertrauen auf die Unterstützung des Mannheimer Theaterintendanten Dalberg, der Schiller's **Räuber** unter großem Beifall zur Aufführung gebracht (1782), aus Stuttgart entfloh, um sich ein freies Leben, wenn auch unter Noth und Sorgen, zu gründen. Die Räuber sind die Frucht seiner tiefen Mißstimmung über die verschrobenen Zustände der Welt, wodurch das Genie in die Bande der Convenienz und des Zunftzwangs geschlagen werde, und gegen die „feige Schurkerei", die mit ihrem schleichenden Gifte verderblicher wirke, als große Laster und Verbrechen. Das Stück mit seinen Schauder und Entsetzen erregenden Scenen wirkte durch die Kühnheit der Sprache gleich einem Blitzstrahl. Um diese aufregende Wirkung zu mildern und zu schwächen, wurde das Stück, das seiner ganzen Natur und Beschaffenheit nach der Zeit des Dichters angehörte, bei der Aufführung in das fünfzehnte Jahrhundert verlegt.

In der glühenden, thatenlechzenden Seele des Räubers Moor spiegelt sich des Dichters eigene ab. Dies wilde, auf ungeheuern Leidenschaften aufgebaute Drama, worin die „gigantischen Uebertreibungen Charaktere und Sachen aus dem Kreise der Natürlichkeit herausrückten", machte auf die ungestüme Jugend einen mächtigen Eindruck und hatte ebenso eine Reihe von Räuberromanen (Rinaldo von Vulpius u. a.) zur Folge, wie einst Goethe's Götz eine Reihe von Ritterromanen.

Dalberg benahm sich gegen den Dichter, der sich ihm begeistert in die Arme warf, klein und unedel. Er ließ ihn seufzen unter dem Druck der Armuth, und als das von Schiller mit Noth und Angst im heimlichen Aufenthalt zu Oggersheim verfaßte republikanische Trauerspiel **Fiesko**, „das Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes", eine laue Aufnahme fand, verließ er den bedrängten Dichter und wies das Stück, durch das sich derselbe vom Druck der Nahrungssorgen zu befreien gehofft, zurück. Mit diesem Revolutionsstück eröffnete Schiller die Reihe der geschichtlichen Dramen, wo er an der Tugend der Vorgeschlechter die Folgezeit zu entzünden begann und worin er mit sicherm Griff das Höchste der tragischen Dichtkunst geleistet hat. Hier weht schon jener Hauch der politischen Freisinnigkeit, die seit den nordamerikanischen Befreiungskriegen in der Brust der Gebildeten lebte, und deren Erfassung den schwäbischen Dichter zum Dolmetscher des deutschen Volks, zum hochgefeierten Sänger der Freiheit gemacht hat. — Schiller's Geist erlag nicht unter den Widerwärtigkeiten des Geschicks; männliches Selbstvertrauen, Standhaftigkeit und Ehrgefühl hielten ihn aufrecht. Er nahm den Zufluchtsort an, den ihm seine Gönnerin, Frau von Wolzogen, die Mutter eines seiner Freunde aus der Karlsschule, in Bauerbach unweit Meiningen darbot, und vollendete hier im Kreise wohlwollender Freunde, deren Theilnahme dem weichen Herzen des Dichters unendlich wohlthat, das in Oggersheim begonnene Trauerspiel **Kabale und Liebe**, das durch die vollklingende Sprache, durch die Uebertreibungen in der Charakterzeichnung der edlen und verwerflichen Naturen und durch die lebendige Schilderung eines zerrütteten, lasterhaften Hoflebens eben so ergreifend auf die Jugend gewirkt hat, wie die Räuber, ob es gleich künstlerisch zu den weniger gelungenen Stücken des Dichters gehört. „Die grau-

sige Darstellung eines Zustandes, wo der Privilegirte Alles wagen konnte, der Bürgersmann Alles leiden mußte, machte das Stück zu einer auch von der politischen Seite bedeutenden Erscheinung; denn hier zum erstenmal wird auf der deutschen Bühne der Adel der Seele über den Adel der Geburt so sehr hinaus gesetzt, daß das umgekehrte Verhältniß, welches in der Gesellschaft bestand, als unhaltbar erscheinen mußte." Bei der Zeichnung einzelner Charaktere, besonders bei der Darstellung des Fürsten und des Hofes, scheint dem Dichter Lessing's Emilie Galotti vorgeschwebt zu haben. — Bald wurde Schiller von Dalberg nach Mannheim zurückgerufen und als Theaterdichter angestellt; aber sein Eifer und seine Pläne stießen bei dem geizigen Intendanten überall auf Hindernisse, was ihn bewog, auf eigene Hand die Zeitschrift **Thalia** herauszugeben und sich der Nation in die Arme zu werfen.

§. 124. Don Carlos. Geschichte. Philosophie. Sein Vertrauen betrog ihn nicht. Das begeisterte Hochgefühl für Freiheit und Männerwürde schlug warm an die Herzen des Volks; freundliche Einladungen riefen ihn nach Sachsen, wo er in Leipzig und Dresden an Huber und an dem edeln, hochgebildeten Körner warme Verehrer fand; nachher wechselte sein Aufenthalt zwischen Weimar und Rudolstadt bis zu seiner Verheirathung und Berufung nach Jena als Professor der Geschichte (1789). Diese Jahre waren für Schiller eine ähnliche Läuterungsperiode aus dem wilden Sturm und Drang, wie für Goethe der Aufenthalt in Italien. In beiden wurde die innere Umbildung durch tieferes Eindringen in den Geist des klassischen Alterthums bewirkt. Seine „Hymne an die Freude" war der Vorklang einer reinern Dichtung; sein **Don Carlos**, von dem die drei ersten Akte, in ungebundener Rede und im alten stürmischen Stile ausgearbeitet, in der Thalia vorlagen, erlitt eine gänzliche Umgestaltung in Form und Anlage.

Während es vorher im Don Carlos auf ein fürstliches Familienstück abgesehen war, wo „die trostlose Leidenschaft des Prinzen, die zerrütteten Verhältnisse der Familie, der Druck des Despoten das Hauptaugenmerk war", trat jetzt Marquis Posa mit seinen weltbürgerlichen Freiheitsideen, seinen Träumen von Völkerbeglückung und seiner Selbstaufopferung in den Vordergrund. Die Verfechtung der Menschenrechte gegen Despotenwillkür, der Vernunft und des Naturrechts gegen die Beschränkungen der Tyrannei, des Weltbürgerthums gegen Kabinetsweisheit bildet den Mittelpunkt dieses erhabenen Drama's, dessen richtiges Verständniß „die Briefe über Don Carlos" erleichtern sollten. Die Ideen von Freiheit, Recht und Nationalität, die später die deutsche Jugend in den Kampf getrieben, werden hier verkündet und im Volk verbreitet. — Von Schiller's Beschäftigung mit dem Alterthum gibt seine Uebersetzung der Iphigenia und der Phönizierinnen des Euripides und eines Theils von Virgil und die Bewunderung für Homer Zeugniß. Seine Sehnsucht nach der untergegangenen Welt des Heidenthums ist in dem Gedichte „Die Götter Griechenlands" ergreifend ausgesprochen, während das inhaltschwere Gedicht „Resignation" seine Zweifel und Bedenken über die christliche Vergeltungslehre kund gibt und der „Pilgrim" klagt, daß der Himmel die Erde nie berühren will und das Dort niemals Hier ist.

Ueber den Studien der alten Kunst und Literatur verlor jedoch Schiller das handelnde Leben nicht aus dem Auge, und da ihm die Weltgeschichte der Spiegel war, in dem er die Ereignisse der Gegenwart beschaute, so vertiefte er sich immer mehr in **historische Studien** und weilte namentlich bei dem tiefbewegten Reformationsjahrhundert, auf das ihn die Vorarbeiten zu Fiesko und Don Carlos geführt und dessen erschütternde Religionskämpfe mit den politischen Bewegungen seiner Zeit Aehnlichkeit hatten. Als Frucht seiner historischen Studien erschien gegen Ende der achtziger Jahre **die Geschichte des Abfalls der Niederlande**, ein mit vieler Wärme ausgeführtes Gemälde jenes großartigen Freiheitskampfes, dessen Entstehung und Bedeutung er dem lebenden Geschlechte, das ähnlichen Erschütterungen entgegen ging, mit hinreißender Darstellung vorhielt. — Die Berufung Schiller's nach Jena wies den Dichter noch mehr auf die Geschichte, über die er nunmehr Vorlesungen zu halten hatte. Die Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" und eine Reihe historischer Aufsätze über verschiedene Gegenstände geben Zeugniß von der rastlosen Thätigkeit des strebsamen Mannes auf diesem Gebiete, ehe er an sein berühmtes Geschichtswerk, den **dreißigjährigen Krieg**, Hand anlegte. Dieses mit dichterischem Geiste erfaßte und mit

dramatischer Gestaltung unter vielem Körperleiden ausgeführte historische Gemälde ist durch die Wärme und fesselnde Darstellung ein Lieblingsbuch der Nation geworden, so sehr auch kleinliche Kritiker und confessionelle Eiferer in der Folge bemüht waren, dasselbe durch den Vorwurf der Ungründlichkeit und kirchlichen Parteilichkeit herabzusetzen. Sein Zweck war, das Interesse des Volks für die Geschichte vermittelst der Poesie zu wecken, und diesen Zweck hat er vollkommen erreicht. „Er hat sich der Geschichte bedient, um die verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Güter des Lebens, für Freiheit und Religion, zu wecken und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren juristischen und rechtshistorischen der deutschen Reichsgeschichte entgegen zu setzen; es war daher eine Wohlthat für die Literatur, daß ein großer dichterischer Geist die Geschichte des prosaischen deutschen Lebens mit echter Poesie durchflocht."

Der unvollendete Roman „**der Geisterseher**", der Schiller's hohe Gabe für die erzählende Prosa beurkundet und eine Fluth von Zauberromanen zur Folge hatte, kann auch als Frucht seiner historischen Studien betrachtet werden. Cagliostro's Betrügereien dienen als Unterlage dieses Gewebes von Trug auf dem religiösen Gebiet.

Neben der Geschichte beschäftigte sich Schiller vorzugsweise mit **Philosophie**, so daß auf einige Zeit die Dichtkunst hinter die Wissenschaft zurücktrat. Als er, gestützt auf die Grundsätze des Aristoteles und die Forschungen Lessing's und Winckelmann's, seine Gedanken über Wesen und Ziel der Poesie und Kunst ordnete und niederschrieb, wurde er durch die Kantischen Kritiken überrascht und mächtig angeregt. Aber weder das Verfahren des Königsberger Philosophen, der ohne Rücksicht und Kenntniß der bestehenden Kunstwerke und Kunstkritik die strengen Gesetze des abstracten Denkens auf Dichtkunst und Geschmack anwendete, noch die Resultate seiner Forschung thaten Schillern Genüge. Er unternahm es, die starren Grundgesetze dieses Denkers durch Herbeiziehung und Geltendmachung der Erfahrung und Sinnlichkeit, durch Benutzung der Lessing'schen und Winckelmann'schen Ideen und durch Berücksichtigung der vorhandenen Kunst- und Dichtwerke zu berichtigen, zu ergänzen und zu beleben. Schiller, der mit philosophischem Geiste schöpferische Phantasie und Kenntniß des auf dem Gebiete der Kunst und Poesie Geleisteten verband, führte nunmehr durch eine Reihe philosophischer Abhandlungen, Vorträge und Aufsätze (für die Horen) die Schönheits- und Geschmackslehre zu solcher Höhe und Klarheit, daß „über den Begriff des Schönen, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunst und über die Kunst selbst in diesen Arbeiten alles Wesentliche enthalten ist". Die ästhetischen Aufsätze, namentlich die Briefe über ästhetische Erziehung und die Schrift über naive und sentimentale Dichtkunst, regten ein Meer von Ideen an und bewirkten, daß Kunstkritik und Literaturgeschichte eine neue Gestalt erlangten. In der letztern Abhandlung wies Schiller mit tiefer Einsicht der modernen Poesie ihre Berechtigung und Stellung neben der antiken an und brachte dadurch die Gegensätze der romantischen und klassischen Dichtung zum Bewußtsein; und da er in edler Selbstverläugnung der antiken Gattung, der Goethe huldigte, theoretisch den Vorzug gab vor der modernen, als deren Jünger er sich praktisch erwies, so knüpften diese Aufsätze das Band inniger Freundschaft zwischen den beiden Dichterheroen und beseelten sie zu gemeinsamer Wirksamkeit. Von größerer Bedeutung jedoch, als alle ästhetischen Aufsätze, blieben Schiller's philosophische Gedichte; denn Niemand verstand besser als er, „ein gemüthlich schwärmendes Volk durch die Dichtung zur Welt der Ideen zu erheben". Durch diese Poesie wurde die ganze Nation für Philosophie und Idealität geweckt und in trüben Tagen über die traurige Gegenwart emporgehoben und für die kommenden Jahre der Prüfung und des Kampfes gestärkt und gestählt. Schiller's sämmtliche Gedichte sind ausgezeichnet durch Lebendigkeit der Darstellung, durch den Klang und Glanz der Sprache und durch Stärke und Tiefe der Empfindung; „es sind laute Rufe einer stürmenden, ins Weite hinausdrängenden und doch von allen Seiten eingeengten Seele".

3. Der Göttinger Dichterbund.

§. 125. Im Jahre 1772 schloß in Göttingen eine Anzahl strebsamer Jünglinge einen Bund der Freundschaft, Dichtung und Tugend. Mittelpunkt desselben war Joh. Heinr. **Voß** aus Mecklenburg, den Boje aus einer ärmlichen Hofmeisterstelle nach Göttingen gezogen, um von ihm bei dem Musenalmanach, den er in Verbindung mit Gotter und nach dem Rathe des durch seine Sinngedichte, wie durch mathematische und physikalische Schriften berühmten Professors Kästner (§. 88) gegründet hatte, unterstützt zu werden. Zu den bekanntesten Gliedern dieses Dichterbundes gehörten L. H. Chr. **Hölty**, die beiden Grafen von **Stolberg**, Cramer, Hahn, Miller (Verfasser des Siegwart) u. A. m.; auch die beiden Volksdichter **Bürger** und **Claudius** standen mit ihnen in Verbindung, wenn gleich jener durch Richtung und Lebensweise, dieser durch seine Entfernung von Göttingen nicht dem Bunde der Barden angehörte. Sie schwärmten für Freundschaft, Religion, Vaterlandsliebe und alles Edle und Hohe; sie feierten Klopstock als Dichterkönig und verdammten Wieland's leichtfertige, sittenverderbliche Schriften; wie manches Ueberspannte auch bei ihren Versammlungen unter der deutschen Bundeseiche zum Vorschein kommen mochte, das Streben nach einem hohen, edlen Ziel war höchst ehrenwerth. Klopstock ließ sich in den Bund aufnehmen; er setzte hohes Vertrauen in die begeisterten Jünglinge, die seine Gelehrtenrepublik als einzig richtige Geschmackslehre ansahen, und bei denen sich seine drei Richtungen, das Vaterländische, Antike und Christliche, so entschieden kund gaben. Ergriffen vom Geiste der kraftgenialen Zeit gingen die Göttinger Barden auf die neue Natur- und Volksdichtung ein, verachteten Gelehrsamkeit und Schulweisheit und setzten sich über Regel und Kunst weg. „Der Gesang der Einfalt, der Natur, des Landlebens stammte aus diesem Kreise, und die Volksdichtung ward hier gleichsam neu geboren." Auch als Uebersetzer der klassischen Werke des Alterthums zeichneten sich mehrere der Göttinger Barden in der Folge aus.

1) Gottfr. Aug. **Bürger** aus Molmerswende im Halberstädt'schen war eine hochbegabte Dichternatur; aber ein unsittliches Leben, gedrückte Verhältnisse, Armuth und Nahrungssorgen, drei durch Leidenschaft und Unbesonnenheit zerrüttete Ehebündnisse und Hang zu rohen Genüssen zerstörten seine Anlagen und stürzten ihn kummervoll und frühe ins Grab. Bürger besaß alle Gaben eines Volksdichters; er erfaßte die deutsche Natur mit richtigem Takte, daher seine lyrischen Gedichte, worin niedrig Komisches mit innig Gefühlvollem verbunden erscheint, großen Anklang fanden. Am ausgezeichnetsten und bekanntesten sind seine nach schottischen Vorbildern verfaßten und zum Theil deutschen Volkssagen entlehnten **Balladen** und **Romanzen**, in welchen die Einfachheit, Kraft und phantasievolle Lebendigkeit mächtig ergreifen und hinreißen. Durch diese wurde er der Liebling des Volks, so hart auch Schiller über ihn urtheilte, durch seine Lenore gewann er die ganze Nation, und sein wilder Jäger, des Pfarrers Tochter von Taubenheim, der Kaiser und der Abt, das Lied vom braven Mann, Frau Magdalis u. a. sind noch jetzt im Volke bekannter als die meisten neuern Gedichte. — Mit Bürger und andern Mitgliedern des Göttinger Hainbundes befreundet war Leop. Fr. G. Göckingk, in der literarischen Welt bekannt durch Epigramme, poetische Episteln und durch seine „Lieder zweier Liebenden".

Bürger 1747—94.

Göckingk 1748—1828.

2) Matth. **Claudius** aus dem Holsteinischen lebte größtentheils in Wandsbeck, daher er sich auch den Wandsbecker Boten (oder Asmus) nannte. Claudius besaß noch entschiedeneres Talent zum Volksdichter als Bürger und war frei von dessen Schwanken zwischen Kunst- und Naturdichtung. Von der Studienzeit in Jena an gehörte er zu den Verehrern Klopstock's, dessen Religionsgefühl und Tugend, dessen Freiheitssinn und Vaterlandsliebe er theilte, und diese Gefühle, namentlich die christliche Frömmigkeit und Heiterkeit, blieben auch stets lebendig in ihm. Die Ansichten der siebenziger Jahre, daß Anlage und Natur über Kunst gehe, entschieden seine Richtung als Volksdichter. Seine

Claudius 1740—1815.

Schreib- und Dichtungsart war das Abbild der höchsten Einfachheit in Sitte und Denkweise, daher auch seine **Lieder**, aus denen Gemüthlichkeit, Treuherzigkeit, frommer Sinn und heitere Laune hervorleuchten, in den Mund und ins Herz des Volkes kamen („Bekränzt mit Laub; Warum sind der Thränen; der Mond ist aufgegangen" u. a.). Eine gewisse aus Ossian und Yorik geschöpfte Empfindsamkeit und Schwermuth herrschte in den meisten seiner Gedichte vor, die in dem Maße mit den Jahren zunahm, als christliche Mystik und Religiösität in ihm die Obermacht erlangten.

Hölty 1748–76. 3) **Hölty** (Ludw. Heinr. Christoph), aus dem Hannöver'schen, ein Jüngling von weicher, empfindsamer Gemüthsart und krankhaftem Körper, der ihn jung ins Grab führte. In seinen lyrischen Gedichten (Oden, Lieder, Idyllen rc.) herrscht neben der stillen Freude an der Schönheit ländlicher Natur eine schwermüthige, elegische Stimmung, die aus einer Ahnung seines frühen Todes hergeflossen sein mag. („Das Landleben"; „Der Tod"; „Elegie auf ein Landmädchen"; „Der arme Wilhelm" u. A.) Am bekanntesten ist das schöne Gedicht: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit". „Voll warmer allumfassender Liebe hat er in der Natur umhergeblickt und gesungen was sein Herz empfand."

Christian Stolberg 1748–1821. Fr. Leop. Stolberg 1750–1819. 4) Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu **Stolberg**, zeichneten sich als Dichter (Lyriker und Dramatiker) und Uebersetzer aus. Von Christian, dem weniger befähigten, aber auch weniger verirrten, besitzt man Lieder, Schauspiele (Belsazar; Otanes), Balladen (die weiße Frau) und eine noch immer viel gelesene Uebersetzung des Sophokles. — Wichtiger ist der jüngere, phantasiereichere Bruder, Friedrich Leopold, von dem außer lyrischen Gedichten, Schauspielen (Theseus) und Uebersetzungen (Aeschylus; Ilias) auch noch prosaische Werke von Bedeutung vorhanden sind. In Stolberg sind die Eigenschaften der Klopstock'schen Poesie, Begeisterung für Alterthum, Freiheit und Vaterland und für Religion deutlich zu erkennen, nur daß in seinen spätern Jahren das Religiöse in dem Grade die Oberhand erhielt, als die frühere Freisinnigkeit, die ihn zu den **patriotischen Liedern** (Mein Arm ist stark; Sohn! da hast du meinen Speer; In der Väter Hallen ruhte u. a.) und zu den kräftigen **Jamben** (Satiren) begeisterte, der Unfreiheit und aristokratischen Vornehmheit wich. Die französische Revolution bewirkte diese Sinnesänderung und sein überspannter Geist übersprang bald alle Schranken der Mäßigung. Der Widerwille gegen die religiöse Freigeisterei und den demokratischen Freiheitsschwindel wurde so mächtig in ihm, daß er mit seiner Familie zur katholischen Kirche übertrat (1800) und nun im Kreise der Fürstin Gallitzin (§. 92) jene Werke religiösen Inhalts, die seinen beschränkten Glaubenseifer und seinen Hang zu geistiger Verfinsterung beurkunden (Geschichte der Religion Jesu Christi; das Buch der Liebe, wobei er Thomas a Kempis (§. 46) vor Augen hatte u. a. m.), verfaßte. Den Wendepunkt, „wo Friedrich Stolberg von dem Parnasse gejagt ward und dafür ins Himmelreich kam", bezeichnet der idyllische Roman die Insel, in welchem Stolberg's blühende Phantasie und poetische Natur zum letztenmal sichtbar ist. Die Reise nach Italien und die Gespräche Plato's leiden schon an jener „vornehmen Seichtigkeit" und „gesuchten Frömmelei", die seit seinem Uebertritt den Grundton seiner Schriften bilden.

Voß 1751–1826. 5) Johann Heinrich **Voß** stand an poetischer Begabung unter Stolberg, aber an Charakter und männlichem Sinn weit über ihm. Aufgewachsen unter strenger Zucht und ärmlichen Verhältnissen, die ihn nöthigten, auf eigenen Füßen zu stehen, erlangte er frühe Selbständigkeit und Selbstvertrauen. In Göttingen, wo er sich mit Boje's Schwester verheirathete, sog er jene Liebe und Bewunderung für die klassischen Werke des Alterthums ein, ohne die er nie ein so unübertrefflicher Dolmetscher und Uebersetzer derselben geworden wäre. Er drang in den Geist und das innere Wesen des antiken Lebens ein und erschloß durch seine meisterhafte Uebersetzung des Homer, Virgil und anderer griechischen und römischen Klassiker der ganzen gebildeten Welt das Verständniß jener Dichter, in denen Kunst und Natur so harmonisch gepaart sind. Seine Uebersetzung des

Homer im Metrum des Urtextes (Hexameter), wobei er neue gelungene Wortbildungen mit veralteten, der lutherischen Bibel und dem Burkard Waldis abgelernten Ausdrücken verband, ist ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Befähigung, sich Fremdes anzueignen. Sie weckte Sinn und Liebe für die große Welt des Alterthums in weiten Kreisen.

Diese Liebe zum klassischen Alterthum wich nie aus Vossens Herzen; nächst der Bibel, mit der er von Jugend auf vertraut war, blieben die antiken Schriftsteller seine liebste Lectüre; ihnen lernte er die Vollendung der Form und des Versbaues, die rhythmische Sprache und den musikalischen Wohlklang ab, wodurch seine Gedichte sich auszeichnen. — Was seine eigenen Dichtungen angeht, so ist er nur in Einer Gattung groß, in der **Idylle**. Auch hier ging er bei den Griechen in die Schule und lernte ihnen jene echte Naivetät, Wahrheit und gediegene Natur ab, die seine **Luise** zu einem Lieblingsbuch der Nation gemacht haben. Dagegen fühlt man bei seinen Liedern, Oden und Elegien den Mangel an schöpferischer Phantasie und Schwung; und bei manchen seiner Uebersetzungen, wie bei Horaz, Shakespeare, Aristophanes, verleitete ihn das Streben nach Genauigkeit und Treue zur Härte und zu undeutschem Sprachzwang. — Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Eutin und Jena wurde Voß nach Heidelberg berufen. Hier lebte und wirkte er bis an seinen Tod, ein Muster ehrenhafter, bürgerlicher Hausväterlichkeit, ein treuer Freund den Gleichgesinnten, ein Vorfechter für Licht, Wahrheit und echte Humanität und ein Feind und Verfolger sowohl alles dessen, „was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was ins Weite ziellos ausschweift". Als warmer Anhänger der evangelischen Kirche und als nüchterner, besonnener Mann war er ein Feind aller Religionsschwärmerei und jeder Art von Fanatismus; darum brach er mit Stolberg, als dieser zur katholischen Kirche übertrat, und schleuderte das schneidende Büchlein: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" gegen den Jugendgenossen. Auch die romantische Literatur mit ihren romanischen und orientalischen Neigungen sagte ihm nicht zu, und über die Deutung der griechischen Götterlehre (Symbolik) führte er einen heftigen Kampf mit seinem Collegen Creuzer.

Was Voß durch seine Idyllen in niederdeutscher Mundart für den Norden sein wollte, das ward der Oberländer Peter **Hebel** durch seine **allemannischen Gedichte** für den Süden. In Karlsruhe, wo er ein hohes Kirchenamt bekleidete, fühlte er eine stille Sehnsucht, eine Art Heimweh nach dem friedlichen Landleben und zu den einfachen, frommen Bewohnern des Schwarzwaldes, unter denen er aufgewachsen; dies erzeugte in dem gemüthlichen, kindlichen Mann jene halb wehmüthige, halb freudige Stimmung, die den Grundton seiner herrlichen, im allemannischen Dialekte geschriebenen idyllischen Gedichte bildet. — Vertraut mit dem Ideenkreis des Volkes, verirrte er sich nie auf fremdes Gebiet; und wie richtig er den Geist, den Witz, den Humor des Bauern und Kleinstädters kannte, beweisen seine Volksschriften: der rheinische Hausfreund, das Schatzkästlein u. a. In ähnlichem Geiste dichtete auch der Schweizer Martin Usteri seine ländlichen Sittengemälde, zum Theil in der Mundart seines Lebens. Von ihm rührt das bekannte Volkslied her: „Freut euch des Lebens".

Hebel 1760—1826.

Usteri 1763—1827.

4. Goethe's und Schiller's gemeinsame Wirksamkeit.

§. 126. Xenien. Bei seiner Rückkunft aus Italien fühlte sich Goethe unangenehm berührt durch den Beifall, den Schiller's stürmische Dichtungen bei dem Volke gefunden; aber seine anfängliche Abneigung gegen den Dichter des Tages verwandelte sich bei persönlicher Bekanntschaft in innige Freundschaft. Sie traten zur Herausgabe einer periodischen Schrift (Horen) zusammen (1795—97), welcher sich dann der Musenalmanach anschloß. Dieser Bund, in den die beiden Dichter als abgeschlossene Naturen zusammentraten, ist eine der erfreulichsten Erscheinungen in der Literaturgeschichte. Schiller's ideale und Goe-

the's reale Natur waren zwei Potenzen der vollkommenen Menschennatur. Sollte nun das Ziel allgemeiner Menschenbildung, wornach jeder von ihnen mit gleichem Ernste, aber auf entgegengesetztem Wege strebte, erreicht werden, so konnte dies nur durch eine harmonische Verbindung Beider zu einem Ganzen geschehen, um so „die feindlichen Gegensätze der Vernunft und Sinnlichkeit, der Natur und Cultur, des Realen und Idealen, des Objects und Subjects, die in den modernen Bildungen die Welt theilen, auf der Spitze der Erkenntniß zu versöhnen". Nichts zeugt daher mehr für das edle Streben beider Dichter nach echter Cultur und Humanität, als dieser Bund.

Die **Horen**, wofür die bedeutendsten Kräfte der Nation gewonnen wurden, sollten durch ernste und würdige Haltung der Kunst Genüge leisten und ein Gegengewicht gegen die Masse des Mittelmäßigen in der Literatur bilden. Darum wendeten Goethe und Schiller große Sorgfalt auf Form und Sprache und bildeten jene elegante Prosa aus, die fortan als Muster und Vorbild eines guten Stils angesehen wurde. Diese erscheint in ihrer Vollendung in Schiller's historischen und philosophischen Aufsätzen, in Goethe's Romanen und in seiner freien Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung der Lebensbeschreibung des plastischen Künstlers **Benvenuto Cellini.** Für die „Horen" bestimmte Goethe auch die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten".

Nach der Verbindung mit Goethe fühlte Schiller das Bedürfniß, sich aus den historischen und philosophischen Studien wieder in die Poesie zu flüchten. Die lyrischen Gedichte dieser Periode, die Künstler, die Ideale und das Leben, die Würde der Frauen, der Spaziergang und vor Allem die **Glocke**, „die Tonleiter aller menschlichen Empfindung", tragen deutlich die Spuren seiner vorhergegangenen Beschäftigung an sich, indem darin Dichtung und Philosophie verbunden erscheinen. Zu diesen ernsten didaktischen Poesien bilden Goethe's gleichzeitige römische Elegien, venetianische Epigramme, Alexis und Dora u. a. mit ihrer leichten Anmuth den reinsten Gegensatz. In den römischen Elegien, wovon die „decentesten" in den „Horen" abgedruckt wurden, finden sich wie in dem Gedichte: „Ich ging im Walde So für mich hin" Anspielungen und Beziehungen auf Goethe's neues Verhältniß zu Christiane Vulpius, die „liebe Kleine", die er nach seiner Rückkehr aus Italien (Juli 1788) in sein Haus aufgenommen und die er in der Folge zu seiner Ehegenossin machte. — Das wichtigste Product der gemeinsamen Wirksamkeit waren die im Musenalmanach niedergelegten **Xenien** (1797), Epigramme nach dem Vorbilde Martial's, worin sie der gesammten Tagesliteratur in satirischen Ausfällen zu Leibe gingen, und dies mit solchem Gemeinsinn, daß es bei vielen derselben unentschieden blieb, welcher von beiden Dichtern der Verfasser sei. Die Xenien sollten in der deutschen Literatur aufräumen und „die dicke Luft reinigen".

Gereizt durch den zudrängenden Schwall der Mittelmäßigkeit und durch die Flauheit des öffentlichen Urtheils über ihre eigenen Leistungen, „ließen sie hier einem schonungslosen Eifer gegen alles Falsche und Geringe, das der echten Bestrebung entgegentrat, seinen Lauf und schwangen die Geisel der Satire gegen alle Philisterei und Schwärmerei, gegen alle Leere und Abgeschmacktheit, gegen die nüchternen Zeitschriften, gegen Nicolai, „den Erbfeind alles freien Schwunges", gegen die veralteten Kunstregeln, gegen die humoristischen Romane, „gegen Frömmler und wässerige Pädagogen", ungeirrt durch die Schmähungen und die zornigen Ausfälle der Beleidigten".

§. 127. Balladen. Hermann und Dorothea. Um jedoch ihre Kräfte nicht auf solchen Streifzügen zu vergeuden, kehrten die Dichter am Ende der neunziger Jahre zu höherer Thätigkeit zurück und wendeten ihre Muße den beiden Hauptgattungen, dem Epos und Drama zu. In Verkennung ihrer Natur, die Goethe vorzugsweise zum epischen, Schiller zum dramatischen Dichter geschaffen, schwankten sie eine Zeit lang in ihren Entschlüssen und verfielen mittlerweile auf die Ballade, die zwischen beiden Dichtungsgattungen in der Mitte liegt (Schiller's Gang nach dem Eisenhammer; die Bürgschaft; der Kampf mit dem Drachen; der Handschuh; der Taucher; die Kraniche des Ibycus; Goethe's Braut von Korinth; der Erlkönig; der Gott und die Bajadere). Endlich ergriff Goethe diejenige Gattung des Epos, für welche die Zeit empfänglich schien, die aber nur für eine Entartung desselben gelten kann — den Roman und schilderte in **Wilhelm Meister's** Lehrjahren das bürgerliche Leben nach den verschiedenen Ständen und Berufsarten und namentlich das Schauspielwesen und Theaterleben nach seinem

ganzen Umfang in so meisterhafter Art und mit solcher formellen Grazie und glücklichen Charakteristik, besonders der Frauengestalten, daß das Werk trotz der unklaren Tendenz und der schwankenden Gestalt des Helden stets allgemeine Bewunderung gefunden hat und als Musterroman angesehen wurde.

Der „Wilhelm Meister", dessen mit Betrachtungen, Lehren und Geheimnissen gefüllter Schluß dem früher entworfenen erzählenden Anfang nicht entspricht, bezeichnet den Uebergang aus Goethe's lebensthätiger, kräftiger Jugendzeit in das contemplativere, ruhigere Alter. War die Tendenz des Romans, zu beweisen, „es könne ein Künstler nichts durch die Außenwelt werden, wenn er nicht den lebendigen Beruf der Kunst in sich trage, wenn er nicht vermöge dieses Berufes die Außenwelt in sich hineinzuziehen und geistig zu verarbeiten im Stande sei", so hätte man am Schluß einen vollendeten Künstler erwarten sollen, während Wilhelm als für diesen Beruf völlig unbrauchbar erscheint. Bedeutsamer als das Suchen nach einem praktischen Lebensberuf ist die in „Wilhelm Meister" dargestellte Verwischung der Standesunterschiede, die Verschmelzung des Bürgerthums und Adels, das Verallgemeinern der Bildung, das „Hinausstreben über die gesellschaftlichen Schranken zu menschlicher Freiheit".

In **Hermann und Dorothea** (1797) wollte Goethe, von Vossen's Luise angeregt (§. 125), eine Idylle schaffen; aber unter den Händen des Meisters verwandelte sich die niedere Gattung in eine höhere; es wurde ein kleines Epos daraus, in welchem die griechische Form mit deutscher Natur aufs Innigste verbunden ist, und indem darin eine ältere Begebenheit mit glücklichem Takte an die großen politischen Zeitbegebenheiten angeknüpft wird, erhält die epische Idylle einen tiefern, bedeutenderen Hintergrund.

In seiner rein objectiven Haltung tritt dieses idyllische Epos der naiven Kunst der Alten näher als irgend ein anderes Dichtungswerk der neuern Zeit; dagegen war der Plan, mit einem großen Epos Achilleis gegen Homer selbst in die Schranken zu treten, ein verfehlter, daher auch das Gedicht Bruchstück blieb. — Als Goethe sein letztes Werk in dieser Gattung, die Wahlverwandtschaften, verfaßte, worin er wie im Werther eine Krankheit der Zeit ohne Heilung darstellt über die Idee der Freiheit und Gebundenheit der Liebe und wie dort mit Beziehungen auf eigene Erfahrungen und Erlebnisse, war Schiller längst heimgegangen; andere Ideen waren in die Welt gekommen, deren Einflüssen sich auch Goethe nicht entziehen konnte; das Seelen- und Gemüthsleben in seinem geheimsten und innersten Wesen war der Lieblingsgegenstand der neuen romantischen Literatur und der Novellen, als deren Quelle und Vorbild jener Roman gelten kann. „In Bezug auf künstlerische Einheit und harmonische Verknüpfung und Gruppirung, auf Entwickelung der Charaktere und Seelenzustände nehmen die Wahlverwandtschaften unter Goethe's Romanen ohne Zweifel den ersten Rang ein. Der glatte und graziöse Stil wird durch die Größe der Leidenschaften, die er schildert, nicht aus dem Takt gebracht." Der tragische Untergang Ottiliens und Eduards ist die poetische Gerechtigkeit für die Verletzung des sittlichen Institutes der Ehe.

§. 128. Wallenstein. Schauspielkunst. Mittlerweile schuf Schiller in der Trilogie Wallenstein's Lager, die Piccolomini und Wallenstein's Tod, ein für die Theatergeschichte epochemachendes Nationaldrama, in dem des Dichters früheres Ungestüm, rheotorischer Schwung und idealisirende Manier durch Goethe's Einfluß und durch die eigene Besonnenheit und Umsicht gemäßigt erscheint. Zwei Dinge haben diesem dramatischen Werke große Bedeutung gegeben, einmal die glückliche Wahl, die eine ereignißvolle Periode unserer vaterländischen Geschichte der durch erschütternde Staatsumwälzungen aufgeregten und ernst gestimmten Gegenwart, wo „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit ward gerungen", vor Augen stellte, und dann die hohe Vollendung des Stücks, namentlich der tumultuarischen Scenen, woraus hervorgeht, daß der Dichter „auf dem großen Theater der Geschichte und der Weltereignisse, des Kriegs und der Kämpfe männlicher Thaten und strebender Ideen nicht minder zu Hause ist, als auf dem Gebiete sanfter Empfindung". Dieses Stück, das dem Drama mit richtigem Takt die neuere Geschichte als Gebiet anwies und derselben durch ideale Auffassung eine poetische Seite verlieh, das einen nationalen, in der Volkstradition noch nicht erloschenen Helden in seinem gewaltigen Kampfe gegen Herkommen und überlieferte Rechte und in seinem tragischen Untergange darstellte, riß das Schauspiel aus den kleinen, engen Verhältnissen, in die es Iffland und Kotzebue mit ihren empfindsamen Familienstücken herabzogen, auf einen höheren Schauplatz, nicht unwürdig der Zeit, in welcher die lebenden Geschlechter „strebend sich bewegten".

Seit Lessing hatte nicht nur die dramatische Dichtung einen mächtigen Aufschwung genommen, sondern
Eckhof 1720—78. auch die Schauspielkunst war durch **Eckhof, Schröder** und **Iffland** bedeutend ausgebildet worden. Der
erstere, der sich nach einem langen Wanderleben endlich in Gotha niederließ, huldigte dem französischen
Geschmack und bearbeitete in Verbindung mit dem lyrischen und dramatischen Dichter **Gotter** († 1797)
Schröder 1744—1816. französische Stücke für die deutsche Bühne; Schröder, der in Hamburg, Wien u. a. O. wirkte, benutzte
die zu seiner Zeit herrschende Vorliebe für Shakespeare, um durch bühnengerechte Bearbeitung dieses
und anderer britischen Dramendichter das Theaterwesen in die Höhe zu bringen; nur Schade! daß er
Iffland 1759—1814. das Poetische überall der theatralischen Brauchbarkeit opferte. A. W. Iffland aus Hannover war ein
Schüler von Eckhof und Gotter und ein Gegner der von Shakespeare angeregten Ritterdichtung und
Geniestücke. Er trat in Diderot's Spuren und wurde in Deutschland der Schöpfer des bürgerlichen,
rührenden Schauspiels, das, im prosaischen wirklichen Leben wurzelnd, keine hohe Kunstentfaltung zuließ
(„die Jäger", „die Spieler"; die Trilogie: „Verbrechen aus Ehrsucht"; „Bewußtsein"; „Reue versöhnt"
u. a. m.). „Den Iffland'schen Dramen giebt die moralische und bürgerliche Pflicht dieselbe
Energie, welche die ideale Begeisterung den Dramen Schiller's gewährt. Die Collisionen, welche die
Verletzung dieser Pflicht hervorruft, und ihre Ausgleichung durch innere Besserung bilden den Mittel-
punkt der meisten Stücke dieses Dichters." Als ausgezeichneter Schauspieler brachte Iffland das Mann-
heimer Theater auf einige Zeit zu hoher Blüthe. Später zog er als Theaterdirektor nach Berlin, wo
Engel 1741—1802. er in **Engel**, der sich nach einer kurzen Laufbahn als populärer Philosoph („der Philosoph für die
Welt", „Traum des Galilei" u. a.) ganz dem Bühnenwesen hingab, eine ähnliche Natur fand. Engel's
matte Schauspiele (der Edelknabe; Eid und Pflicht), so wie seine Ideen zu einer Mimik sind ver-
gessen, nur seine rührende bürgerliche Erzählung, **Herr Lorenz Stark**, ist noch immer ein beliebtes
Kotzebue 1761—1819. Lesebuch. — Der bekannteste Bühnendichter war **Aug. von Kotzebue**, dessen Leben und Beruf, obwohl
er im russischen Staatsdienst mehrere bedeutende Aemter bekleidete, fast ganz dem Theater gewidmet
war, bald als Direktor (in Petersburg), bald als Dichter (in Wien). Seine Lebensschicksale hat uns Kotzebue selbst in einer Reihe von Denkwürdigkeiten redselig mitgetheilt („Flucht nach Paris"; „das merkwürdigste Jahr meines Lebens" [die von dem launischen Kaiser Paul über ihn verhängte Verbannung nach Sibirien wegen eines Pasquills]; „Erinnerungen aus Paris" u. a. m.); seinen Tod fand er in Mannheim durch Sand's Dolch. Kotzebue ist der „Vertreter der wuchernd aufgeschossenen Cultur", deren Mittelpunkt Weimar, sein Geburtsort, war. Eine Frühreife, wie bei Wieland, führte ihn bald zur Schriftstellerei, worin er eine Fruchtbarkeit bewies, die kaum ihres Gleichen hat. Er versuchte sich in Erzählungen und Romanen („die Leiden der Ortenberg'schen Familie"), in Geschichte und Satire (der Hyperboreische Esel*, gegen die Schlegel, und das gemeine Pasquill: Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn); aber seinen größten Ruf erlangte er durch seine Theaterstücke, deren Zahl 200 übersteigt. Unter diesen sind die rührenden, empfindsamen Stücke, wie **Menschenhaß und Reue**, die **Hussiten vor Naumburg**, der arme Poet, Armuth und Edelsinn u. a., die einst einen Sturm von Beifall fanden, die bekanntesten; unter den geschichtlichen und ideal gehaltenen stehen: Oktavia, die Kreuzfahrer, Johanna von Montfaucon in erster Linie. Natürliche Leichtigkeit und bühnengerechte Anlage machten seine Schauspiele zur Aufführung sehr geeignet und bewirkten, daß sie bald bei jedem Theater den wichtigsten Bestandtheil des Repertoirs bildeten; aber deren innere Gehaltlosigkeit und Flachheit führte den schnellen Verfall der Schauspielkunst herbei. Seine Tragödien entbehren meistens aller Poesie und Tiefe und sind nur darauf berechnet, durch derbes Auftragen einer oberflächlichen Empfindsamkeit Effect bei der Menge zu machen; seine Komödien sind größtentheils nur gemeine Possen zur Ergötzung des Publikums, ohne tiefere Unterlage, manchmal mit witzigen Parodien herrschender Vorurtheile und gesellschaftlicher Thorheiten; nirgends bemerkt man einen festen sittlichen Boden; im Streben, alle „Ehrenfestigkeit und Ehrensteifigkeit" abzustreifen und weltmännische Fläche und Glätte an deren Stelle zu setzen, gerieth er in Schriften wie im Leben ins Charakterlose und Unmoralische.

*) Der Hyperboreische Esel oder die heutige Bildung. Ein drastisches Drama und philosophisches Lustspiel in Einem Akt. — Das Stück, das in dem Hause des Professors Schütz in Jena aufgeführt ward, „stellt einen jungen Menschen dar, der von der Universität zurückkehrt und seine Braut, seine Eltern und Verwandten mit Redensarten aus dem Athenäum und aus der Lucinde, welche Bücher in dem gedruckten Stück unter dem Texte nach der Seitenzahl citirt sind, zur Verzweiflung bringt. Kotzebue gibt bei der Gelegenheit einen Beweis, daß er Meister in der conservativen und polizeilichen Kunst sei, durch Anwendung einzelner aus dem Zusammenhang gerissener, in eine ganz andere als ihre natürliche Verbindung gebrachter Stellen Jeden, der das Gemeine und Falsche, aber freilich dennoch Bestehende und Geltende anzugreifen wagt, als einen Verrückten, einen den Sitten, der Religion und dem Staate gefährlichen Menschen darzustellen."

§. 129. Dramatische Thätigkeit in Weimar. Nun faßte man in Weimar, wo unter Goethe's Einfluß ein gutbesetztes Hoftheater entstanden war, den Entschluß, durch Verdrängung mittelmäßiger und gehaltloser Stücke und durch Aufführung gediegener Kunstwerke der Bühne eine höhere Bedeutung zu geben und sie zu einer Lehranstalt der Kunst umzuschaffen. Zu dem Behuf siedelte Schiller, dem seine Stellung in Jena nicht mehr zusagte, nach Weimar über und widmete in Gemeinschaft mit Goethe seine Kräfte dem Theater. Die Schauspieler wurden für die neue Richtung gewonnen

und eingeübt, außer den Schiller'schen Stücken wurden die gehaltvollen, wenn gleich mehr zur Lectüre als zur Darstellung bestimmten Dramen von Lessing, Goethe, ja selbst die zur Aufführung ganz ungeeigneten dramatischen Dichtungen von Klopstock, Stolberg und den Romantikern auf die Bühne gebracht; und als dieses Alles zu einem guten Repertoir nicht hinreichte, suchte man den Mangel durch Uebertragung fremder Theaterstücke zu heben. Zu dem Zweck bearbeitete Goethe die französischen Stücke Tancred und Mahomet (von Voltaire), Schiller Racine's Phädra, das orientalische Märchen Turandot (nach Gozzi) und zwei französische Lustspiele von Picard (der Neffe als Onkel und der Parasit); auch spanische und selbst römische Bühnenstücke kamen in deutschen Uebersetzungen zur Aufführung, und Shakespeare wurde durch Schiller's Bearbeitung des **Macbeth** in seiner wahren Gestalt und tragischen Würde auf die Weimarer Bühne gebracht. — Dieser Zudrang des Fremden hätte dem einheimischen Theater verderblich werden müssen, wäre nicht Schiller seit seiner Uebersiedelung nach Weimar (1800), theils durch die Anregung, theils aber auch durch seine bedrängte Lage, zu solcher Thätigkeit gespornt worden, daß er zum Nachtheile seiner geschwächten Gesundheit jedes Lebensjahr mit einem neuen Bühnenstücke zierte. **Maria Stuart** (1799) und **die Jungfrau von Orleans** (1801) waren durch Anlage und Bau für die Bühne vorzugsweise geeignet. In beiden Stücken ist der Einfluß der neuen Romantik nicht zu verkennen, dort im Charakter des Fanatikers Mortimer, hier in der von Religionsschwärmerei und Ritterthum erfüllten Heldin selbst. In **der Braut von Messina** (1804) sind antike und romantische Elemente in Form und Inhalt mit großer Geschicklichkeit und richtiger Wahl des Orts (Sicilien) verbunden. Der Chor und das die Geschicke der Menschen geheimnißvoll lenkende Verhängniß (Fatum) weisen auf das Alterthum zurück, indeß die Leidenschaft der Liebe und die Verschmelzung heidnischen und christlichen Religionswesens der Romantik angehören. Auf dieses eigenthümlich schöne Stück mit seiner prachtvollen Sprache und hinreißenden Darstellung folgte Schiller's letztes, beliebtestes Drama, **Wilhelm Tell**, das der Dichter vor seinem frühen Hinscheiden, wie eine ernste Mahnung in schweren Zeiten, der Nation ans Herz legte. Wie Wallenstein, erhielt auch dieses Stück durch historisch-vaterländische Beziehung eine hohe Bedeutung; an der Vaterlandsliebe und an der freien Luft der Volksbewegungen, die hier weht, begeisterte sich die deutsche Jugend für die Freiheitskämpfe gegen eine Zwingherrschaft, die der im Tell geschilderten nicht unähnlich war. Unter großen Entwürfen (Demetrius; die Malteser) starb Schiller am 9. Mai 1805.

5. Romanliteratur. Jean Paul.

§. 130. Die Romanliteratur, die in der stürmischen Zeit der siebenziger Jahre neu belebt wurde, gewann bald einen so festen Boden und solche Bedeutung für die ganze neuere Bildung, daß sich ihr die hervorragendsten Talente zeitweise zuwandten und sich ihrer als Rahmen für ihre Grundsätze und Ansichten, ihre Gefühle, Betrachtungen und Erfahrungen bedienten. Als mit der Zunahme der Bildung die Zahl der Leser sich mehrte, verlockte die Leichtigkeit der Abfassung und das Verlangen eines leselustigen Publicums nach neuer Lectüre viele untergeordnete Talente, ihre geringen Kräfte dieser Gattung zu widmen. Sie erschufen eine Tagesliteratur, die, schnell erzeugt und schnell vergessen, keinen Platz in einer Bildungsgeschichte verdient, wie anmaßend sie auch auftreten und wie breit ihr Umfang erscheinen mochte; der größte Theil bestand aus Wiederholungen und Nachahmungen irgend eines hervorragenden literarischen Erzeugnisses, das eine den Zeitströmungen und den Neigungen des Publicums entsprechende Richtung einschlug und die Interessen der Menge fesselte. In der Romanliteratur unterscheidet man drei Hauptarten: historische Romane, Tendenz- oder Lehrromane und humoristische Romane. Die erstere, besonders von den Engländern ausgebildete Art ist bei uns am reichsten an werthlosen Producten, daher die ältern, nun größtentheils

vergessenen Werke dieser Gattung keine besondere Erwähnung verdienen. Die zweite, auf deutschem Grund und Boden wurzelnd, entstand in jener Zeit des Sturms und Drangs, als die kühn vorstrebende Jugend dem wirklichen prosaischen Leben, das sie anfeindete, eine ideale Welt der Dichtung entgegensetzte, um durch diese auf jenes einzuwirken, und dazu den fügsamen, sich gegen keinen Inhalt sträubenden Roman wählte.

Wie ihr Streben selbst auf gänzliche Umgestaltung der bestehenden Zustände hinausging, so waren auch ihre Dichtungen auf das gesammte Leben, nicht auf einzelne Erscheinungen gerichtet. Durch die Darstellung ihres Gefühls- und Geisteslebens suchten sie der Wirklichkeit ein ideales Vorbild entgegen zu halten; ihre dichterische Welt beruht weniger auf Beobachtung und Erfahrung, als auf innerer Anschauung. Zu der Art gehören *Goethe's Werther* und die Masse sentimentaler Liebesgeschichten, die er hervorgerufen; die Romane von *Klinger*, der seine ideale Welt mit der trüben Wirklichkeit in ewigem Zwiespalt erblickt und sich mit innerer Abneigung von den Gebrechen des menschlichen Lebens abwendet; die lüsternen Romane Heinse's (§. 108) und die philosophischen Romane Fr. Heinrich Jakobi's: *Allwill's Briefsammlung* und *Woldemar*.

§. 131. *Humoristische Romane.* Diesen „Genialen" gegenüber stand in derselben regsamen Zeit eine Reihe Schriftsteller, die dem „Weltschmerz" einen universalen „Weltscherz" entgegensetzten, die nicht auf eine Umgestaltung des ganzen Lebens ausgingen, sondern sich mit Reformen einzelner Mängel begnügten; die nicht wie jene alles Kleine und Schwache bekämpften, sondern „des Menschen größte Zwecke und Bestrebungen oft an die kleinsten Anlässe, Beweggründe und Mittel geknüpft sahen, die des Menschen Schwäche liebenswürdig, seine Kleinheit rührend fanden und daher in ihren Romanen eine humoristische, heitere, bescheidene, ja beschränkte Lebensbetrachtung an die Stelle des tragischen Ernstes der Genialen setzten." Daraus gingen die *humoristischen Romane* hervor, die sich an die Engländer Sterne, Smollet, Fielding und Goldsmith oder an Don Quixote und Gilblas anlehnten, und am liebsten Originalcharaktere und Sonderlinge schilderten, bei denen irgend eine Leidenschaft, Laune oder Schwäche mächtig vorwaltete. Zahlreiche Uebersetzungen der genannten und ähnlicher ausländischen Schriftsteller förderten und erleichterten diese mehr oder minder auf Nachahmung beruhende Gattung. Da aber in Deutschland das freie öffentliche Leben fehlte, das den britischen Romanschreibern zu Statten kam, so drehen sich die deutschen humoristischen Werke hauptsächlich um Leben und Meinungen, um Gelehrsamkeit und Wissenschaft und besonders um Religion und
Hermes Theologie. So suchte **Hermes** aus Pommern in einer Reihe breiter Romane, unter
1738—1821. denen *Sophien's Reise von Memel nach Sachsen* am bekanntesten ist, seine moralischen Grundsätze, seine Ansichten und Lehren über Ehe, Haus und weibliche Erziehung, und namentlich seine Gedanken über den geistlichen Stand und dessen Hebung anzubringen. Ein Feind aller Sentimentalität, preist er die alte Zucht, Ehrbarkeit und Lebensweise
Hippel aber auch alte Spießbürgerlichkeit. Eben so benutzte Theod. Gottl. **Hippel** seine mit
1741—96. nicht viel mehr Geschmack und mit noch größerer Selbstliebe verfaßten Romane: *Die Lebensläufe in aufsteigender Linie* und die *Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z*, um seinen eigenen innern Lebensgang, die Schicksale seiner Verwandten und Freunde, seine religiösen und wissenschaftlichen Ansichten und seine Todesbetrachtungen darin niederzulegen. Hippel selbst war ein unheimlicher, versteckter und von Ehrgeiz beherrschter Mann. In den „Querzügen" erfahren wir des Verfassers Ansichten über geheime Gesellschaften, zu denen er große Neigung trug, und über Weltbürgerthum und Politik. In seinem Büchlein von der Ehe und über die bürgerliche Verbesserung der Weiber sprach
Musäus er einer Gleichstellung der Frauen mit den Männern das Wort. Joh. K. Aug. **Musäus**
1735—87. (aus Jena, Gymnasiallehrer in Weimar) scherzte mit Wieland'scher Ironie in seinem *deutschen Grandison* über die herrschende Sentimentalität (ähnlich wie Joh. Gottw.
Müller *Müller von Itzehoe* im *Siegfried von Lindenberg*), in seinen *physiognomi-*
1744—1828. *schen Reisen* über Lavater, und suchte in den **Volksmärchen** das Interesse für die vaterländische Sagenwelt zu erwecken, aber seine Ironie und gekünstelte Naivetät raubten
Lafontaine dem letztern vielgelesenen Buche die volksthümliche Einfachheit und Natürlichkeit. — Auch
1759—1831. *Lafontaine's* empfindsame Romane hatten Abschüttelung von Vorurtheilen in Er-

ziehung („Naturmensch") und Standesverschiedenheit („Quinct. Heymeran von Flamming") zum Zweck. Joh. Karl Wezel aus Sondershausen erregte durch seine Geschichte des Tobias Knaut, eines Sonderlings, große Erwartungen, die in seinen spätern Werken nicht erfüllt wurden. Verletztes Selbstgefühl und gekränkte Eitelkeit steigerte die krankhafte Reizbarkeit seiner Natur zuletzt zur Geistesstörung. — Begabter und mit mehr echter Menschenkenntniß ausgestattet als die Genannten, ist Mor. Aug. **v. Thümmel** (geb. bei Leipzig). Seine in freier Anlehnung an Sterne verfaßten Reisen in die mittägigen Provinzen von Frankreich „suchen das Wesentliche der Krankhaftigkeit der Zeit im Mittelpunkt zu fassen". Sie schildern in eleganter Sprache und spannender Darstellung das Seelenleben eines Menschen, der, von Hypochondrie, von körperlichen und geistigen Leiden geplagt, nach Frankreich reist, dort sich der Liebe, dem Genuß und einem epikureischen Leben hingibt und endlich weise und von allen Irrthümern geheilt nach Hause zurückkehrt. Thümmel's erstes Werk „Wilhelmine oder der vermählte Pedant", ein komisches Heldengedicht in poetischer Prosa, ist minder gelungen, doch nicht ohne heitere Anmuth und Lebendigkeit der Schilderungen.

Wezel 1747—1819.

Thümmel 1738—1817.

§. 132. Jean Paul. Den ersten Rang unter den Verfassern humoristischer Romane nimmt **Jean Paul Friedrich Richter** aus Wunsiedel ein, dessen Werke, da sie das genaue Abbild seines innern Lebens und seiner kleinen abgeschlossenen Empfindungswelt sind, nur aus der Geschichte und dem Bildungsgang des Verfassers selbst verständlich werden. Aufgewachsen in stiller, ländlicher Einsamkeit und unter den ärmlichen Verhältnissen eines Landpfarrers, ohne Umgang und Schule, blieb Jean Paul seiner regen Kinderphantasie und seiner reichen Gefühlswelt überlassen; dadurch wurde der Hang zum Klein- und Stillleben in ihm erzeugt, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und der, verbunden mit der Empfindsamkeit und Gefühlswärme seiner Natur, die nie den Charakter der Jugendlichkeit verlor, den Grundton seiner Schriften bildet. Auf der Schule zu Hof machte er sehr rasche Fortschritte und fing schon hier an, weitläufige Notizen anzulegen und die Liebhaberei für das Kleinwesen der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Daraus entstand die Gewohnheit, aus wissenschaftlichen Werken, aus Reisebeschreibungen und Romanen sich auffallende und eigenthümliche Dinge aufzuzeichnen, um sie gelegentlich in seinen Schriften anzubringen, zum großen Nachtheil der Klarheit und Kunstvollendung. Als er im Begriff stand, die Universität Leipzig zu besuchen, setzte ihn der Tod seines Vaters in die ärmlichste Lage und nöthigte ihn, sich durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu erwerben. Er las nun hauptsächlich solche Bücher, die ihm dienlich waren, namentlich Rousseau's Werke, deren Wirkung auf seine geistige Richtung vom größten Einfluß war, eignete sich daraus zu, was seiner Natur, seiner Denk- und Empfindungsweise entsprach, und hinderte dadurch eine fortschreitende Entwickelung und Umgestaltung seines Geistes, wie wir sie in dem Bildungsgang von Schiller und Goethe gewahrten. Er bewegte sich sein ganzes Leben in dem Sinnes- und Empfindungskreis der Jugend und trug die Sentimentalität, die Allmacht schöner Gefühle und die Begeisterung und Schwärmerei für ideale Zustände, die in der Jugend vorherrschen und bei ihm in erhöhtem Maße vorhanden waren, in seine Schriften über. In ihnen finden wir jene Grundsätze einer großartigen Tugend, jenen Sinn für Unschuld und Reinheit der ersten Jahre, jene gesteigerten Begriffe von Freundschaft und Liebe und jenen stürmischen Freiheitsdrang, wie sie sich in edlen Jünglingen zeigen. Diese seine ideale Welt mit ihren „hohen Menschen" steht mit der Wirklichkeit in einem merkwürdigen Contraste, und die Schilderung dieses Contrastes bildet die Grundlage aller Jean Paul'schen Romane, die daher einen doppelten Charakter tragen, den humoristischen, indem sie die Außenwelt mit Ironie und gutmüthiger Satire behandeln, aber auch die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins mit sonnenhellen Blicken beleuchten, und den idealistischen, insofern die Helden als Muster aller Vollkommenheit und Seelenreinheit dargestellt sind. Handlung enthalten Jean Paul's Romane wenig; ihr Hauptwerth besteht im Gefühl und in der Gesinnung, und ihr Reiz in der „Kleinmalerei", in den idyllischen Schilderungen kleiner Verhältnisse,

Jean Paul 1763—1825.

wie sie das einförmige Leben der Landpfarrer, Dorfschullehrer und Amtleute oder die socialen Zustände kleiner Residenzen darbieten; er selbst entbehrte die Kenntniß und Liebe der altklassischen Literatur; er verschmähte es, an den großen Mustern der Hellenen sich zu bilden, und verlor sich daher in alle Irrgänge der Formlosigkeit. Seine phantastische Manier der Darstellung, das Einstreuen fremdartiger Kenntnisse, dunkler Bilder, Vergleiche und Anspielungen, wie sie ihm seine überwiegende Einbildungs- und Empfindungskraft und seine gelehrten Sammlungen an die Hand boten, hat von jeher alle klassisch gebildeten Männer von Form- und Ordnungssinn gegen ihn eingenommen; daher blieben seine Romane stets mehr die Lectüre der Frauen, die sich an seinen Idealen und an der Innigkeit seiner Gefühle erfreuen, sein „liebevolles Versenken in die innere Entwickelung der Persönlichkeit" und seinen „aufgeschlossenen Sinn für das Leben der Natur" bewundern, über das Dunkle und Regellose wegsehen und keinen Anstoß daran nehmen, daß er in das kleine Leben der Gegenwart, in dem er sich bewegt, „in die prosaische Welt unserer Höfe, Kleinstädte, Häuser und Studirstuben die schwärmerischen Liebschaften des Mittelalters, die Freundschaften der Urzeit, orientalische Einsiedler, unterirdische Erziehungen, Scheinbegräbnisse, Kinderverwechselung und Geisterspuk" hineinträgt. Nur Herder, mit dem Jean Paul während eines kurzen Aufenthaltes in Weimar im Juni 1796 Freundschaft schloß, urtheilte günstig über ihn; „Richter steht auf einer hohen Stufe", schrieb er. „Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz und seinen immer schaffenden Genius. Er bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Jugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst." Am gelungensten sind seine Naturschilderungen, seine Landschaftsbilder, worin Berge und Thäler, Dörfer und Parks, der stille Haushalt der Natur mit Sonnenauf- und Sonnenuntergängen, die Beleuchtung und landschaftliche Stimmung mit großer Kunst und Lebendigkeit vorgeführt werden; dagegen sind seine Liebesschilderungen häufig zu bloßer Sentimentalität, zur Empfindung des Herzens ohne alle sinnliche Unterlage verflüchtigt.

§. 133. Jean Paul's Werke. Jean Paul, der eine große Schreiblust besaß und durch kein Amt oder äußeres Geschäft von seiner Lieblingsarbeit abgezogen wurde, hat sehr viele Werke verfaßt. Seine ersten Schriften waren satirischen Inhalts und bewiesen, daß er sich in Swift stark eingelesen. In den grönländischen Prozessen und in der Auswahl aus des Teufels Papieren sind mit einem großen Aufwand von Witz und Scharfsinn kleine und geringfügige Gegenstände besprochen. Die Schreibart ist wunderlich und mit Gleichnissen angefüllt, die Stimmung bitter und feindlich, wie sie sonst seiner weichen Gemüthsart nicht eigen ist. — Der geringe Erfolg dieser Satiren führte ihn zum humoristischen Roman, dem eigentlichen Felde seiner Wirksamkeit. In der unvollendeten **unsichtbaren Loge**, einer Erziehungs- und Bildungsgeschichte, tritt schon das verschwommene Gefühlswesen und die rührende Sentimentalität, die Thränen erwecken, neben den Witz und Humor, die Lachen erregen, eine Vermischung von Ernst und Scherz, die das charakteristische Element der Romane von Jean Paul bildet, und wodurch er Wehmuth und Heiterkeit zugleich erzeugte. Im **Hesperus** sind die weichmüthigen Bestandtheile, das Wohlgefallen am Rührenden und das Verweilen bei dem menschlichen Elende am meisten vorherrschend. Trotz der Haltlosigkeit im Ganzen und der Schwäche der Anlage ist dieser Roman wegen der vortrefflichen Zeichnung und Schilderung im Einzelnen und wegen des Schwungs und Adels der Empfindungen von Vielen am meisten bewundert worden. In ihm hat die „Poesie der Sehnsucht" ihren vollsten Ausdruck gefunden, und ein unerschöpfliches Füllhorn von Bildern und Gedanken ist darüber ausgegossen. Die beiden nächsten Romane (Quintus Fixlein und das rührende Buch Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten **Siebenkäs**) sind der Schilderung des Kleinlebens gewidmet und gehören der eigentlich humoristischen Gattung an; es sind Beschreibungen idyllischer Zustände in der Studirstube, mit großer Gemüthlichkeit durchgeführt, und beweisen, daß dies das eigentliche Feld war, auf dem sich der Dichter

hätte halten sollen. Wie in seinem früheren Roman „Wuz“ ein Schulmeister, wird in Quintus Fixlein ein Gymnasiallehrer zum Helden gewählt. „Es ist die Liebe für den gedrückten Lehrerstand, welche das letztere Werk warm durchströmt, das diesem so stiefmütterlich bedachten Stand mit der einen Hand den Trost und die Freude der Poesie reicht, mit der andern die Geißel der Satire gegen verkehrte Staatsinstitutionen und unsinnige Geburtsprivilegien schwingt.“ Im Siebenkäs schilderte der Dichter seine eigenen trüben Verhältnisse von der Zeit an, wo er in der Stube seiner Mutter in Hof an seinem Erstlingswerke arbeitete, „gelähmt und gedrückt von Innen und Außen, wie er sich nach mancherlei Prüfungen, wenn auch mit blutendem Herzen, aus dem Alltagsleben losreißt und sich in poetische Lebenskreise emporschwingt. Der Armenadvokat Siebenkäs ist Niemand anders als der Armendichter Jean Paul, der es so prächtig versteht, die Freuden der Stadtarmen anschaulich darzustellen“. Aber seine Natur drängte ihn, das Verschiedenartige und Widerstrebende zu vereinen; darum sehen wir den Dichter, der eine so entschiedene Gabe für die Auffassung des wirklichen Lebens besaß, im Kampanerthal sich mit der Lehre von Gott und Unsterblichkeit befassen. — Am vollständigsten erscheint Jean Paul's Wesen im **Titan** und in den **Flegeljahren**, die daher für seine bedeutendsten Romane gelten können. Dort schildert er mit ergreifender Wahrheit „die titanischen Naturen des Zeitalters“ nach der ideal edlen, wie nach der grenzenlos verdorbenen Seite, zwar übertrieben, aber nichts desto weniger tief und wahr, und mit großartiger künstlerischer Ausführung. „Die Schilderungen Italiens, die enthusiastische Verklärung des Südens, aus dem die Gestalt der Linda als seine fleischgewordene Verkörperung heraustritt, athmen eben so großen Zauber, wie die idyllische Lieblichkeit von Albano's Jugendbildern.“ In den unvollendeten Flegeljahren wird an zwei verschiedenartigen Brüdern, von denen der eine das rührende Abbild der träumerischen Jugendunschuld, der andere ein Weltkenner und Humorist ist, die doppelte Richtung der Jean Paul'schen Poesie in gelungenster Weise anschaulich gemacht und der tragikomische Zusammenstoß der Jugendideale mit der prosaischen Welt am besten geschildert. In diesen beiden Werken scheint der Dichter „das Uebermaß seiner Phantasiekräfte ausgetobt zu haben“, daher die übrigen Werke, die er in verschiedenen Städten Thüringens und Sachsens und in Bayreuth, wo er zuletzt seinen dauernden Aufenthalt nahm, im Laufe der Jahre verfaßte (wie Katzenberger's Badereise; Leben Fibel's; der Comet, ein satirischer Roman, worin er die Thorheiten der Zeit geißelte), wenig Neues mehr bringen und ruhiger gehalten sind. Ein Jahresgehalt von dem Fürst-Primas von Dalberg und nach dem Sturze Napoleon's von dem König von Bayern übernommen, entriß ihn den Nahrungssorgen, die sein früheres Leben verbittert hatten. — Seine letzten Werke sind wissenschaftlicher Art, Vorschule der Aesthetik; Levana oder Erziehungslehre; Selina oder über die Unsterblichkeit (veranlaßt durch den Tod seines auf der Universität Heidelberg in Irrsinn verfallenen einzigen Sohnes, der Ausdruck seines Glaubens und Hoffens); da aber Jean Paul, der Mann der Einbildungskraft, keine Wissenschaft ganz durchdrungen, wenn gleich sich um alle behufs seiner Dichtungen bekümmert hat, so haben diese Werke keinen bedeutenden wissenschaftlichen Werth, so reich sie auch sind an einzelnen geistreichen pädagogischen und ästhetischen Bemerkungen und glänzenden Ideen.

§. 134. Erweiterung der Romanliteratur. Keine Literaturgattung fand mit der fortschreitenden Bildung so viele Bearbeitung und einen so ausgedehnten Leserkreis als der Roman. Er sammelte alle Reflexe deutscher Bildung bis in ihre verlorensten Extreme, alle Richtungen, alle Tendenzen, alle Farben. Der Staat, die Kirche, die Gesellschaft, die Familie wurden in seine Kreise gezogen; die Stoffe erschöpften in ihrer Zusammenfassung unser modernes Leben. Aber auch in keiner andern Gattung machte sich die Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit so geltend, und in keiner andern Gattung wurde die sclavische Nachahmung inländischer und auswärtiger Vorbilder so weit getrieben als in dieser. — Der humoristische Roman wurde seit Jean Paul weniger cultivirt als früher; nur Aug. Langbein, Ad. v. Knigge und vor Allen Ernst Wag-

ner, wie Jean Paul sich in kleinen Verhältnissen bewegend, gelangten darin noch zu einigem Ruhm. Amadeus (eig. Ernst Theod. Wilh.) **Hoffmann** aus Königsberg, dessen humoristische Erzählungen sich auf dem Gebiete des Schauerlichen, Wilden und Zerrissenen bewegen, gehört zu den Romantikern, deren Beispiel nicht minder als Jean Paul ihn zu der krankhaften Uebertreibung geführt hat (§. 138).

Langbein 1757—1835. E. Wagner 1767—1812. Knigge 1752—96.

August **Langbein**, geb. 1757 bei Dresden, gest. 1835 in Berlin, ein mittelmäßiges dichterisches Talent, verfaßte „scherzhafte Gedichte" und die Romane „Thom. Kellerwurm"; „Franz und Rosalie"; „der Bräutigam ohne Braut" u. a. m. — Ernst **Wagner**, geb. zu Meiningen 1767 und daselbst gest. 1812; seine beliebtesten Romane sind: „Wilibald's Ansichten des Lebens", eine Bildungsgeschichte in Wilhelm Meister's Art mit idyllischer Grundlage; „die reisenden Maler", mit einigen glücklich ausgeführten landschaftlichen Studien; „Reisen aus der Fremde in die Heimath", eine locker zusammenhängende Sammlung von Schilderungen, kleinen Erzählungen, Sentenzen, Charakteristiken, „oft überschwenglich und gesucht, oft wahr und bezeichnend". — Adolf Freiherr v. **Knigge**, ein Hannöver'scher Edelmann, der ein vielbewegtes Leben führte und durch seine Theilnahme am Illuminatenorden sich vielen Angriffen und Unannehmlichkeiten aussetzte, ist weniger bekannt durch seinen komischen Roman „die Reise nach Braunschweig", als durch sein vielgelesenes Buch: „Ueber den Umgang mit Menschen", das zwölf Auflagen erfuhr und die Absicht hatte, Vorschriften zu einem glücklichen und nützlichen Leben und Wirken in der Welt und unter Menschen zu geben.

Meißner 1753—1807. Feßler 1756—1839. Vulpius 1762—1827. L. Wächter 1762—1837.

Dagegen nahm die Zahl der historischen Romane fündfluthartig zu, und wie oberflächlich auch die meisten Erzeugnisse waren, sie fanden dennoch Leser und wanderten legionweise in die Leih- und Lesebibliotheken, wo sie den zahlreichen Klassen der Halbgebildeten eine wenig fördernde Unterhaltung gewährten. Die ältern Schriften dieser Gattung von **Meißner** und **Feßler**, die ihre Stoffe vorzugsweise aus dem Alterthum entlehnten, waren minder verderblich, aber auch weniger verbreitet; seitdem aber durch die Romantiker das Mittelalter als die goldene Zeit der Menschheit gepriesen ward und durch **La Motte Fouqué** u. A. das Ritterthum und der Minnedienst in ein zauberisches Gewand gehüllt wurde; als die studirende Jugend an altdeutscher Tracht und langem Haar sich ergötzte und für die Idee eines deutschen Kaiserthums schwärmte, da wurde der **Ritterroman** die Lieblingslectüre der Nation und füllte die Köpfe der Menschen mit phantastischen Gebilden und verschrobenen Ansichten. Die Ritterromane von Spies und Genossen und als Seitenstücke dazu die zahllosen **Räuberromane**, die durch den Rinaldo Rinaldini von **Vulpius** (Goethe's Schwager) eingeführt wurden, erzeugten in den Mittelklassen eine ähnliche krankhafte Geistesrichtung wie die romantische Dichtung mit ihrem Kunstenthusiasmus, ihrem überspannten Katholicismus und ihrem restaurirten Feudalwesen in den vornehmen, überbildeten Kreisen. Der Geschmack an Ritter- und Räuberromanen, unter denen nur die „Sagen der Vorzeit" von L. Wächter (Veit Weber) aus dem Hannöver'schen eine ehrenvolle Ausnahme bilden, war ein vorübergehender; der Sinn des Volks ward nüchterner und verlangte auch im historischen Roman einen der Wirklichkeit sich anschließenden, natürlichen Stoff. Dies hatte zur Folge, daß das Gebiet der neuern Geschichte vorzugsweise als Unterlage der Romanliteratur benutzt wurde, und daß Werke erschienen, die, wie mittelmäßig auch mitunter die Ausführung und wie oberflächlich die Erfassung der Zustände und Charaktere sein mochte, sich doch ans wirkliche Leben anlehnten und dem Leser einige, wenn auch oft trübe und einseitige Belehrung gewährten. In dieser Art verdienen die Romane von **van der Velde, Hauff, Steffens, Zschokke u. A.** wegen ihrer Volksthümlichkeit und Verbreitung besonders hervorgehoben zu werden.

Van der Velde 1779—1824. W. Hauff 1820—72.

Aug. Gottl. **Meißner**, geb. in Bautzen 1753, gest. in Fulda 1807; Verfasser der Romane „Alcibiades"; „Masaniello"; „Bianca Capello" u. a. — **Feßler** (Ign. Aur.), geb. 1756 in Ungarn; zuerst Kapuziner, ward er 1791 Protestant und wirkte zuletzt in Rußland, † 1839. Am bekanntesten ist er durch seine Romane „Marc Aurel"; „Aristides und Themistokles"; „Attila", halb lobpreisende Geschichte, halb Roman. Sehr interessant ist seine Selbstbiographie: „Feßler's Rückblick auf seine 70jährige Pilgerschaft". — **Van der Velde** (Franz K.), geb. zu Breslau 1779, gest. 1824. Zu seinen bekanntesten Romanen gehören: „Die Eroberung von Mexico"; „die Lichtensteiner"; „Arwed Gyllenstierna"; „Christine und ihr Hof". — Wilhelm **Hauff**, geb. 1802 in Stuttgart, gest. 1827, einer der talentvollsten Erzähler, eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit „Märchen", die sich durch phantasievolle Auffassung und

gelungene Darstellung auszeichnen; die „Mittheilungen aus den Memoiren des Satans" sind fragmentarische Darstellungen aus dem wirklichen Leben, interessant geschildert; der „Mann im Monde" sollte eine Persiflage der lüsternen Romane von **Clauren** (eig. Heun) sein, einem dem verweichlichten und sinnlichen Geschlechte sehr zusagenden Schriftsteller jener Zeit, und war der Anfang eines literarischen Kampfes, dem Clauren zuletzt in der öffentlichen Meinung erlag. Zu Hauffs besten historischen Romanen gehört sein Roman „Lichtenstein", worin die Zeit mit ihrer Denkweise und Eigenthümlichkeit besser gezeichnet ist, als in den meisten andern. Durch originelle Erfindung ausgezeichnet sind seine „Phantasien im Bremer Rathskeller". — Heinr. **Steffens**, geb. in Norwegen 1773, gest. in Berlin 1845, ein als Philosoph, Naturforscher und Dichter thätiger Mann von unruhiger Empfänglichkeit und phantastisch beweglicher Natur. Durch Schelling für die Naturphilosophie gewonnen, schrieb und lehrte er zuerst in diesem Zweige der Wissenschaft, bis ihn die Befreiungskriege fortrissen. Nach Beendigung derselben lebte er theils in Berlin, theils in Breslau u. a. O., mit rastloser Thätigkeit alle Erscheinungen in Literatur, Religion und im Staatsleben erfassend und würdigend. Neben den philosophischen Studien befaßte er sich auch mit kirchlichen Fragen zur Rechtfertigung seines Lutherthums gegen die Union und schrieb dann mehrere durch Tiefe und Mannichfaltigkeit der innern Anschauung, wie durch lebendige Darstellung, „grandiose Decorationsmalerei" und treue Naturschilderung bedeutende Romane und Novellen: „die Familie Walseth und Leith"; „die vier Norweger"; „Malcolm"; und endlich eine höchst ausführliche Selbstbiographie: „Was ich erlebte" in 10 Bdn. — Heinr. **Zschokke**, geb. zu Magdeburg 1771, brachte den größten Theil seines Lebens in der Schweiz zu, wo er im Schulwesen, in der Politik und als Schriftsteller ein bewegtes, thätiges Leben führte. Unter seinen vielen und verschiedenartigen Schriften sind zu merken: 1) Dramatische Dichtungen („Abällino, der große Bandit"; „Julius von Sassen"). 2) Geschichtliche Werke: „Geschichte des bayerischen Volks und seiner Fürsten", mehrere Schriften über einzelne Theile der Schweizer-Geschichte und „des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk". 3) Volksschriften: „Das Goldmacherdorf"; „Meister Jordan"; „Spruch und Schwank"; „der Gebirgsförster" u. a. 4) Zeitschriften: „Schweizerbote"; „Miscellen für die neuste Weltkunde"; „Erheiterungen" u. a. 5) Romane und Erzählungen, darunter: „der Kreole"; „Alamontade"; „Jonathan Frock"; „Clementine"; „der zerbrochene Krug" u. a. Dazu sind auch zu rechnen seine „Bilder aus der Schweiz", naturhistorische Gemälde. 6) Das weitverbreitete Buch: „Stunden der Andacht" in 8 Bdn., das zahlreiche Auflagen erlebte und als dessen Verfasser erst in den letzten Jahren Zschokke bekannt ward, ist der Ausdruck des modernen Nationalismus. 7) Die „Selbstschau", eine Art Selbstbiographie, und endlich 8) lyrische Gedichte („Feldblumen"), Naturlaute ohne dichterischen Schwung.

Steffens 1773—1845.

Zschokke 1771—1848.

Die zunehmende Bedeutung der Novellen- und Romanliteratur für das gesellige Leben hatte zur Folge, daß selbst die größten Dichter dieser Literaturgattung sich zuwendeten, wodurch mehr Mannichfaltigkeit und Tiefe in dieselbe kam. Schiller's unvollendeter aber spannender Roman „der Geisterseher" hatte zwar zunächst nur die schlimme Folge, daß Deutschland nun neben den Ritter- und Räuberromanen auch noch mit einer Fluth von Zauber- und Geisterromanen überschwemmt wurde; dagegen wies Goethe durch seine Novellen („Wilhelm Meister"; „Wahlverwandtschaften") auf das reiche Familienleben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Kämpfen und Verwickelungen, seinem vielseitigen Seelenleben hin und bewirkte dadurch, daß die Romanschriftsteller ihre Blicke mehr auf die Gegenwart richteten, die Zustände des wirklichen Lebens nach allen Richtungen erforschten und alle Verhältnisse des Familien- und Gesellschaftslebens, alle geistigen und religiösen Interessen der verschiedenen Stände, alle Wechselfälle des irdischen Daseins in ihren Werken darstellten. Dadurch wurde alles Menschliche in den Bereich des Romans gezogen und dieser folglich häufig nur als Form und Rahmen für die Verbreitung gewisser Ideen benutzt. — Bei dieser Dehnbarkeit der Form zu den verschiedenartigsten Stoffen ist es nicht zu verwundern, daß die neuesten Schriftsteller, die sich bei ihren literarischen Arbeiten nicht strenge an die Sache hielten, sondern gerne nach allen Seiten ausschweiften und keinen ihrer Gedanken, Einfälle oder Bemerkungen unterdrücken wollten, die Romanliteratur vorzugsweise pflegten, so daß alle dem „jungen Deutschland" angehörenden Dichter und die meisten Literaten der Jetztzeit, mochten sie sich auch in andern Gattungen versucht und ausgezeichnet haben, daneben doch Romane und Novellen, und zwar gewöhnlich mit Beziehung auf bestehende Verhältnisse, auf herrschende Ansichten auf das Leben und Treiben der Gegenwart verfaßt haben. So **Immermann**, Gutzkow, Sternberg, Wilibald Alexis (Häring), der „märkische Walter Scott" u. a. m. Besonders war **Spindler** lange Zeit der Liebling der Romanleser, nachdem **Lafontaine's** (§. 131) empfindsame Familiengemälde (der Sonderling; die Familie von Halden; Klara dü

Immermann 1796—1840.

Sternberg 1806—1868.

Wilibald Alexis 1798—1860.

Spindler 1795—1855.

Lafontaine 1759—1831.

Plessis und Clairant; Hermann Lange u. a. m.) in den Hintergrund getreten waren. Denn das ist das Schicksal der Romanschriftsteller, daß ihr Ruhm ebenso schnell verbleicht als er erworben wird, und daß die Gunst des Publikums so flüchtig und wandelbar ist wie die des Glücks.

Karl Lebr. **Immermann**, geb. 1796 zu Magdeburg, starb 1840 als Landgerichtsrath in Düsseldorf, wo er zugleich die Leitung des Theaters übernommen hatte. Hauptsächlich bekannt und fruchtbar als Dramatiker („die Prinzen von Syrakus"; „das Thal von Ronceval"; „König Periander"; „das Auge der Liebe"; die Trilogie „Alexis" und die tiefsinnige Mythe „Merlin" u. a. m., Stücke, in denen die verschrobene Romantik der ersten Zeit allmählich einer gesundern Richtung weicht), hat er sich doch nicht geringern Ruhm erworben durch seine Erzählungen, „Miscellen" und Romane („die Epigonen", eine Schilderung der zerrissenen Zeit und ihrer Verkehrtheiten; „Münchhausen", ein humoristisch-satirischer Roman mit gelungenen Schilderungen und Charakterzeichnungen aus dem westfälischen Volksleben, u. a.). — Alex. Freiherr von Ungern-**Sternberg**, geb. 1806 bei Reval in Esthland, nach mancherlei Reisen in Wien und Dresden seßhaft, ist einer der fruchtbarsten Novellenschriftsteller, aber ohne Tiefe und Gehalt. „Die Zerrissenen"; „Lessing"; „Molière"; „Jena und Leipzig"; „Paul" u. a. gehören zu den bekanntesten. Stilistische Glätte geht ihm über künstlerische Anlage. In einem seiner späteren Romane „die Ritter von Marienburg" hat er mit Verachtung und Vernachlässigung aller historischen Kenntniß ein reiches, anziehendes Ritterleben gezeichnet, worin unter vielem Abenteuerlichen, Schrecklichen und Frivolen dennoch eine gewisse Genialität hervorleuchtet. — Karl **Spindler**, geb. 1795 zu Breslau, an verschiedenen Orten, zuletzt in Baden-Baden wohnhaft. Unter seinen zahlreichen Romanen erfreuten sich „der Bastard", „der Jude", „der Jesuit" und „der Invalide" des größten Beifalls. Er mißbrauchte sein reiches, wenn auch nicht tiefes Talent durch allzu große Productivität, weshalb seine spätern Erzeugnisse „der Vogelhändler von Imbst", sein Taschenbuch „Vergißmeinnicht" wenig Beachtung fanden. Vergessen und von häuslichem Leide niedergebeugt, starb er am 12. Juli 1855 im Bad Freyersbach im Renchthal an einem Schlaganfall. **Wilibald Alexis** (Häring), geb. zu Breslau, gab in Verbindung mit dem Criminalisten Hitzig den „neuen Pitaval", eine Sammlung von Verbrechergeschichten, heraus. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: „Waladmor", „Cabanis", „Roland von Berlin", „Shakespeare und seine Freunde" und der vaterländische Roman: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder vor 50 Jahren", ein auf gründlichen Geschichtsstudien über jene wichtige Periode in Preußen aufgebautes Werk mit seiner Fortsetzung „Isegrim", einem Charakterbild aus der Uckermärkischen Junkerschaft. — Ludw. **Rellstab**, geb. zu Berlin 1799, gest. daselbst 1860, anfangs Militär, dann als Schriftsteller und Journalist thätig, machte sich, nachdem er wegen der satirischen Schrift „Henriette die schöne Sängerin" einige Monate in Gefangenschaft zugebracht, besonders bekannt durch die Romane „das Jahr 1812" in 4 Bdn. und „Empfindsame Reisen". — Theodor **Mügge** (geb. 1810 in Berlin, gest. daselbst 1860, ein fruchtbarer Schriftsteller, unter dessen zahlreichen Schriften am beliebtesten sind: „Toussaint Louvertüre", „Erich Randal" und „Afraja", ein Roman voll wilder Naturscenen aus der Nähe des Nordcaps und der norwegischen Schneefelder, „der Prophet" u. a. Ernst Willkomm schrieb mehrere Romane mit Beziehung auf Zeitfragen: „Thomas", „weiße Sclaven", „Wallenstein".

Vierter Theil.

Neueste Literatur.

I. Goethe's Alter und die romantische Dichtung.

§. 135. Verbreitung der deutschen Literatur. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren Weimar und Jena der Mittelpunkt einer Bildung und literarischen Thätigkeit, wie sie noch nie auf so kleinem Raume vereinigt war. Als aber der Tod Einen um den Andern der großen Dichter abrief, und ein Jahr nach Schiller's Hintritt die Schlacht von Jena und die verhängnißvollen Kriegsereignisse den literarischen Kreisen einen erschütternden Schlag versetzten, hörte das Land auf, Sammelplatz und Brennpunkt der Cultur zu sein; Weimar blieb nicht länger die Metropole der Dichtkunst, alle Städte und Landschaften fingen an, mit eigenem Lichte zu strahlen. Mit Staunen wurde man nun gewahr, welche Riesenschritte die Bildung im ganzen Vaterlande und unter allen Klassen gemacht hatte. Die Blicke der anderen Völker richteten sich nach Deutschland, und diejenige Nation, die bisher so oft ihre geistigen Bedürfnisse von fremdem Abfall gesättigt, diente jetzt ihren frühern Lehrmeistern, den Franzosen, Engländern, Italienern, als Muster und Vorbild. Zwar mißbilligte Napoleon die Neigung der Franzosen für deutsche Cultur und verbannte Frau von Staël aus seinem Reiche, weil sie gewagt, in ihrem Buche über Deutschland ein anderes Volk als die Franzosen, zu preisen, allein der Einfluß der deutschen Literatur machte sich dennoch geltend; die klassische Vornehmheit und Politur der alten Zeit erlag in Paris der mit jugendlichem Ungestüm auftretenden und von den Sympathien des Volks getragenen neuromantischen Schule. Ebenso wenig vermochte sich England den Einwirkungen deutscher Bildung zu entziehen, wie sehr auch die orthodoxen Wächter des anglikanischen Zion gegen die deutsche Freigeisterei und Denkgläubigkeit eiferten. Der begabteste ihrer Dichter, Lord **Byron**, vereinigte in sich den ungestümen Freiheitsdrang der Kraftgenies, die philosophische Wegsetzung über kirchliche und confessionelle Beschränktheit unserer großen Dichter und das überreizte Gefühls= und Seelenleben, so wie die Sinnlichkeit unserer Romantiker. Aber alle diese Eigenschaften steigerte er aufs Aeußerste und wurde dadurch der Schöpfer jener, auch nach Deutschland verpflanzten, unglücklichen Poesie der „Zerrissenheit“ und des „Weltschmerzes“, zu der sich die vornehme Welt hingezogen fühlte, weil sie darin die eigene Stimmung wiederfand. Auch nach Scandinavien, Polen und Ungarn bahnte sich die deutsche Literatur einen Weg. Der große Völkerkrieg gegen Napoleon, der, wie einst die Kreuzzüge, fast alle europäischen Staaten gegen den mächtigen Zwingherrn unter die Waffen führte, begünstigte und erleichterte den Austausch. Es entstand gleichsam eine Weltliteratur, in welcher nicht ein bestimmter Geschmack, wie einst der französische, Ton und Richtung angab und die Herrschaft führte, sondern worin Alles, was irgend eine Nation Großes und Schönes geschaffen, Geltung und Würdigung haben sollte.

§. 136. Charakter der deutschen Romantik. Den Mittelpunkt dieser neuen Weltliteratur bildete Deutschland: seine Lage, seine Bildung, die Natur des Volks schien es zum Hüter und Lenker der geistigen Bestrebungen bestimmt zu haben. Und wer

wäre geeigneter gewesen, dem Vaterlande diesen Ehrenposten zu erwerben, als die Häupter der romantischen Dichter mit ihren herrlichen Anlagen, mit ihrer anregenden Thätigkeit, mit ihrer Empfänglichkeit für die Schönheiten fremder Literatur, wären sie auf Goethe's und Schiller's Wegen fortgeschritten, statt nach neuen Kunst- und Geschmacksregeln zu streben, und hätten sie die zweideutige Ehre, Schöpfer einer Schule oder Secte zu sein, dem sichern Ruhme nicht vorgezogen, als Wahrer und Förderer der errungenen, auf Freiheit und Humanität gegründeten Cultur gepriesen zu werden? Goethe freilich war zu groß und vielseitig, als daß die Romantiker nicht hätten versuchen sollen, an diese feste Säule ihre Schule anzulehnen; sie näherten sich ihm mit ungemessener Bewunderung und Lobpreisung, um ihn als „Idol ihres Cultus" aufzustellen; erst als er den Tempel ihrer Verehrung verschmähte und sich ihnen nicht unbedingt hingab, erkaltete allmählich ihr Lob. Schiller dagegen wurde gleich anfangs von den Romantikern, die weder an seinem Freimuth, noch an seinem weiten Christenthum, noch an seinem dichterischen Verfahren Behagen fanden, unterschätzt und vornehm bei Seite geschoben, so sehr auch ihre eigenen ästhetischen Gesetze und Ansichten auf seinen Forschungen beruhten. Aus Widerwillen gegen die Aufklärung („Abklärung") und die darauf gegründeten Revolutionsideen, flüchteten sie sich in das Mittelalter und in die religiöse Mystik und Mythologie und meinten, in gänzlicher Mißkennung des Zeitgeistes und der Volksbestrebungen, in dem Aber- und Wunderglauben einer geistig armen Zeit und in der thatlosen Beschaulichkeit des Morgenlandes einen Damm wider den Unglauben der Freidenker zu finden; ja Einige, wie Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zach. Werner, Hamann's Landsmann und Geistesgenosse, „der Christi Blut und Wunden poetisch predigte", u. A. m., suchten im Schooße der römisch-katholischen Kirche Schutz gegen die Vermessenheit der menschlichen Vernunft, gegen den Forschungstrieb der Rationalisten und gegen die Neuerungslust eines beweglichen Geschlechts, und dienten gleich Gentz, Jarcke u. A. der reactionären Staatskunst Metternich's in Oesterreich. Statt, wie Schiller, die neuere Zeit und die Geschichte zum Vorwurf der Dichtung zu nehmen, die Wirklichkeit zu idealisiren und dem realen Leben einen poetischen Anstrich zu geben, machten die Romantiker die Poesie zum Mittelpunkt alles Lebens und Strebens, „wo alle geistigen Richtungen, alle Momente der Welt- und Menschenauffassung zusammenlaufen sollten", und empfahlen alle jene Perioden der Menschheit, „wo ein solcher poetischer Anstrich auf dem wirklichen Leben zu liegen schien, Ritterthum und katholisches Christenthum, Mittelalter und Orient". Der Wunderglaube und die religiöse Beschaulichkeit einer christlichen Vorzeit, das Minnewesen und der sinnliche Religionsdienst einer untergegangenen Ritterzeit, die heilige Kunst des Mittelalters, die blüthenreiche Dichtung der Morgenländer, das Volkslied und die phantasiereiche Märchenwelt einer fernen Vergangenheit fesselten vorzugsweise ihr Interesse. In den „glänzenden Hervorbringungen des Mittelalters in Leben und Poesie" fand A. W. Schlegel die Wege, „auf denen der gottverlassene Vernunftcultus wiederum in den Tempel der wahren gotterfüllten Gemüthsandacht zurückgeführt werden könnte", und Tieck suchte im Mittelalter „die mondserhellte Zaubernacht", welche die Märchen und Legenden durchschwirrten, den frommen Glauben, den kindlichen Sinn, die Heilquelle für alle Gebrechen der Gegenwart. Ueberall ist das Kennzeichen der eigentlichen Romantik „die Flucht in über- und unterirdische Regionen, in das Reich der Träume und Geister und in die Fernen der Zeiten und Völker, die Wiederbelebung der Dichtungswerke dieser abgelegenen Zeitalter, die Verleugnung der Gegenwart, der Neuzeit und alles wirklichen Lebens". Darum suchten sie zunächst die vergessenen Erzeugnisse der romantischen Literatur wieder zurückzuführen, indem sie nach Herder's Vorgang die Legenden, Sagen und Volkslieder der deutschen Vorzeit sammelten und bearbeiteten; richteten dann ihren Blick besonders auf diejenigen Literaturen, die, wie die spanische und italienische, die ritterliche und christliche Romantik am treuesten darstellten und am längsten bewahrten, und zogen die Mythologie und die darauf gegründete Poesie des Morgenlandes und des scandinavischen Nordens in den Kreis

ihrer Thätigkeit. Während die Brüder **Schlegel**, die weder Genialität, noch fruchtbare Schöpfungskraft, wohl aber einen scharfsinnigen, empfänglichen Geist, ein reiches Wissen und einen feinen ästhetischen Sinn besaßen, durch Uebersetzungen und Abhandlungen, durch Kritiken und Charakteristiken, durch ästhetische Aufsätze und Vorlesungen für die Erkenntniß und Verbreitung dieser Schätze der Literatur wirkten, suchten **Novalis** und **Tieck** das Verständniß derselben durch freie Umbildung und eigenthümliche Einkleidung zu erwecken. Dadurch erschlossen sie der deutschen Nation eine weite Welt der Dichtung und bereicherten Geist und Gemüth mit neuen Ideen und Gefühlen. Und wie sehr man auch die neue Romantik im Ganzen als eine unnatürliche und krankhafte Erscheinung tadeln mag — diese Verpflanzung fremder Kunsterzeugnisse auf heimischen Boden und die dadurch geweckte Lust des Forschens und Nachbildens ist unstreitig ein hohes Verdienst. Der tiefsinnige, prophetische Dante wurde auf ihre Anregung hin in einer Menge von Bearbeitungen in Deutschland einheimisch; bald folgten Petrarca, Ariost, Tasso u. A. m., die der talentvolle Uebersetzer J. D. Gries aus Weimar mit großem Geschick in deutsche Verse übertrug. Cervantes' Don Quixote, dessen Ironie den Romantikern besonders zusagte, wurde von Tieck mit feinem Takt und Verständniß verdeutscht, und A. W. Schlegel's Bewunderung für Calderon und die spanische Romanzendichtung richtete den Blick der Literaturfreunde auf die pyrenäische Halbinsel und forderte zu Uebertragungen spanischer Dichtwerke auf. Besonders war Shakespeare, „das Muster universaler Weltpoesie", der in dem „Brennpunkte seiner Genialität alle Bezüge des Lebens, der Geschichte, der Zeiten, Nationen und der Natur vereinigte", der Gegenstand ihrer Verehrung, daher sie auch aufs Eifrigste bemüht waren, denselben in Deutschland einzubürgern, ein Streben, das ihnen vollkommen gelungen ist und auf England zurückgewirkt hat. Das von Herder geweckte Interesse für die orientalische Dichtung wurde durch die beiden Schlegel genährt und auf die indische Sprache und Literatur ausgedehnt. Von ihnen angeregt, unternahm der Orientalist **v. Hammer-Purgstall** die Bearbeitung der „Geschichte der Osmanen", die Uebersetzung arabischer und persischer Dichter und das große Sammelwerk „Fundgruben des Orients", und der als Dichter und meisterhafter Uebersetzer berühmte Friedr. **Rückert** führte das Beginnen zu größerer Vollendung. Eben so wurden die Edda und andere scandinavische Dichtungen übertragen und dadurch für die deutsche Literatur und Sprachforschung neue Quellen erschlossen. Die Brüder **Grimm** (Jacob und Wilhelm), die größten Kenner altdeutscher Sprache und Literatur, wurden von den Romantikern zu ihren folgenreichen Forschungen und zur Sammlung der alten Mythenwelt und der echten Volks- und Hausmärchen angeregt. Denn im „Märchen" blühte den Romantikern die „blaue Blume", das Ziel der unendlichen Dichtersehnsucht. — Auch das griechische Alterthum wurde durch den Romantiker Solger, den kenntnißreichen und ästhetischen Uebersetzer des Sophokles, von einer neuen Seite dem deutschen Volke zugeführt, und in Friedrich Creuzer von Heidelberg fand die Symbolik und Mythologie der alten Welt einen phantasievollen und gelehrten Erklärer. — Bereicherte somit die Romantik das literarische Besitzthum der Nation mit fremden Schätzen und neuen Eroberungen, so erweiterte und vervollkommnete sie nicht minder die formale Seite der Dichtkunst durch Einführung neuer, dem Orient und dem romantischen Süden entlehnter Kunstformen, veredelte Styl und Sprache und widmete dem Versbau, dem Wohlklang und der glatten Darstellung Pflege und Sorgfalt. Mit Vorliebe und Geschick wendeten die Romantiker in ihren Schöpfungen Ironie und Humor an; in der Ironie erblickten sie „die Offenbarung der Freiheit", den würdigen Ausdruck des im Vollgefühl der Kraft und Selbstbestimmung sich frei bewegenden individuellen Geistes. Dabei hoben sie die Dichtkunst und die gesammte Literatur auf einen höhern Standpunkt und verliehen ihr Adel und Würde, sie weckten Sinn und Liebe für die schönen Künste und für das Naturleben in seinen mächtigen Wirkungen auf Gemüth und Seelenstimmung und bewirkten eine lebendigere Vermittelung der Literatur mit dem Leben; und wie wenig auch die Häupter der

v. Hammer 1774—1857.

Jak. Grimm 1785-1863.
Wilh. Grimm 1786—1859.

Schule die politische Freiheit geliebt und gefördert haben, zur Erweckung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe waren ihre Worte und Bestrebungen von nicht geringer Wirksamkeit. Durch scharfe und feine Kritik und Ironie wehrten sie der literarischen Flachheit und der Verirrung des Geschmacks, und Friedr. Schlegel gab den ersten Anstoß zur kunstvollen Bearbeitung der Literaturgeschichte, ein Gebiet, das seitdem mit dem besten Erfolg bebaut worden ist. Dagegen stellten sie in Bezug auf öffentliche Sittlichkeit und ehrsame Lebensweise verderbliche Beispiele und Lehren auf. Ein ungebundenes und unstetes Wander- und Reiseleben, dem sich die Meisten zwanglos hingaben, beförderte die sinnlichen Neigungen und die sündhafte Lüsternheit. In ihrem Streben, die Ehrensteifigkeit aus dem geselligen Leben zu verdrängen und dasselbe durch Einführung eines freiern Tons und feiner Manieren heiterer und anmuthiger zu gestalten, geriethen einige von ihnen auf Abwege und gaben durch ihren regellosen Lebenswandel, durch ihre Sinnlichkeit und Genußsucht mancherlei Anstoß. Die Vermischung von „himmelnder Sehnsucht und irdischer Genußsucht" ist ein charakteristisches Kennzeichen aller Romantiker.

§. 137. Novalis, Schlegel, Tieck u. A. Als Haupt der romantischen Schule betrachtete man den frühverstorbenen lyrischen Dichter **Novalis** (Friedrich von Hardenberg, aus dem Mannsfeld'schen) sowohl wegen seiner übersinnlichen, schwermüthigen Dichtungen („Hymne an die Nacht"; „geistliche Lieder") und poetischen Aufsätze („Blüthenstaub"), als weil er in seinem unvollendeten, verworrenen Roman Heinrich von Ofterdingen, einer Verherrlichung der Poesie, zuerst Zweck und Streben der Romantik kund gethan. Ihm galt die Poesie als der Mittelpunkt aller geistigen Lebensthätigkeit, so daß „seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedichte ward". Eine strenge Herrnhuter-Erziehung, tiefsinnige Studien in dem mystischen Jakob Böhme, schwindsüchtige Leiden und der frühe Tod einer geliebten Braut erzeugten in ihm jene trübe, krankhafte „Gemüthsseligkeit", jene „transcendente Sehnsucht", die in seinen poetischen Erzeugnissen den Grundton bildet. Bedeutender war die Wirksamkeit der Brüder August Wilhelm und Friedrich v. **Schlegel**, Söhne eines Predigers in Hannover, und ihres Freundes und Genossen, Ludwig **Tieck** aus Berlin. Aug. W. Schlegel, der nach einem vielbewegten Leben im Vaterlande und in der Fremde zuletzt als Professor in Bonn lebte und starb, erwarb sich größern Ruhm durch seine kritischen und ästhetischen Schriften, besonders seine **Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur**, durch sein feines Gefühl und Urtheil für fremde Poesiewerke, wodurch er anregend auf seine Zeitgenossen wirkte, durch seine (später von Tieck beendigte) meisterhafte metrische **Uebersetzung Shakespeare's** und durch seine Arbeiten über indische Literatur und Sanscritsprache, als durch seine eigenen lyrischen und dramatischen Dichtungen („Jon", ein antikes Trauerspiel), Romanzen („Arion"), Elegien u. A. Die Vorliebe für „die Sprache und Weisheit der Inder" theilte auch sein Bruder Friedrich Schlegel, der während seines Aufenthaltes in Wien den frühern Freisinn und die Leichtfertigkeit, die ihn zur Abfassung des frivolen Romans Lucinde geführt, ablegte, in seiner geistreichen, aber einseitigen **Geschichte der alten und neuen Literatur** und in den **Vorlesungen über Philosophie der Geschichte** als Eiferer für die römische Kirche und Hierarchie und als Vorfechter aristokratischer Vorurtheile auftrat und als Mann des politischen Rückschritts landständische Verfassungen bekämpfte und den Quietismus und die thatlose Beschaulichkeit des Orients als höchste Tugend pries. In seinen „Vorlesungen über neuere Geschichte" stellte er das einträchtige Zusammenwirken von Papstthum und Kaiserthum als „das Ideal" dar, „welches dem europäischen Staaten- und Völkersysteme zu Grunde liege"; daher weilte sein Blick mit Vorliebe auf dem Mittelalter, wo diese beiden Gewalten den Einheitspunkt der Geschichte bildeten und das Ritterthum ein sittliches Band um alle Völker schlang, und darum war er der Lobredner Oesterreichs, das die Verfassung des Mittelalters und den Begriff von einem Ganzen der gesammten Christenheit stets aufrecht zu erhalten gesucht habe. — Bestand das Hauptverdienst der

Novalis 1772—1801.

A. Wilh. Schlegel 1767—1845.

Friedrich Schlegel 1772—1829.

Tieck 1773—1853.

Schlegel in ihren wissenschaftlichen Leistungen, in ihrer geistreichen Kritik („Charakteristiken und Kritiken"; die kritische Zeitschrift „Athenäum"), wodurch sie die verflachte Literatur mit „göttlicher Grobheit" bekämpften und der Poesie wieder ihren idealen Standpunkt anwiesen, und in ihrer vielseitigen Anregung, so bestehen die Verdienste Ludwig Tiecks, der am meisten in Berlin, wo er geboren ward und starb, und in Dresden lebte, in seinen dichterischen Producten und in seinen Bemühungen um das Theaterwesen. Den größten Ruhm erlangte er durch die dramatische Bearbeitung alter Volkssagen und Märchen, sowohl in den größern Dramen **Genoveva, Kaiser Octavianus, Fortunat,** als in den Sammelwerken: **Peter Lebecht's Volksmärchen** und **Phantasus.** Seine Richtung zum Wunderbaren, Mysteriösen und Phantastischen machte diese Werke zur Lieblingslectüre gewisser vornehmen Kreise, die sich nunmehr eben so dem Religiösen und Mystischen, dem Wunder- und Aberglauben zuwandten, wie früher dem Unglauben und der Freigeisterei. Diese Märchen- und Volksbücher des Mittelalters waren der eigentliche Boden für die romantische Poesie; hier lag die unbegrenzte Welt des Gemüths und der Phantasie in „mondbeheller Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", offen da; hier erreichten die Romantiker am besten ihren Zweck, den Leser „in die Empfindung eines Träumenden hineinzuwiegen". — In der spätern Periode seines Lebens widmete Tieck seine schriftstellerische Thätigkeit hauptsächlich der **Novelle,** worin er große Kunst und Erzählungsgabe bei Entwickelung des innern Seelenlebens beurkundet, aber weder poetische Tiefe noch sittliche Kraft („der junge Tischlermeister"; „Dichterleben" [Shakespeare]; „des Dichters Tod" [Camoens]; „Vittoria Accorombona" u. a. m.). Alle seine Charaktere haben etwas Träumerisches und Energieloses.

Ludwig Tieck schwankte lange in seiner Richtung, ehe er den wahren Boden für seinen Geist fand. Seine ersten Romane, das orientalische Schauerbild Abdallah und der in Rousseau's Sinn verfaßte Briefroman Will. Lovell verrathen keineswegs die spätern Ansichten des Dichters, die erst in Peter Leberechts Volksmärchen, einer Sammlung phantastischer, auf humoristische Weise dramatisirter Märchen mit polemischen Beziehungen auf lebende Literaten (wie: Blaubart; der gestiefelte Kater; die verkehrte Welt; Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack) hervortreten und noch entschiedener in dem Roman: Franz Sternbald's Wanderungen, den er gemeinschaftlich mit seinem frühverstorbenen Freund W. H. **Wackenroder**, dem Verfasser der „Herzens- ergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", oder doch unter der anregenden Theil- nahme desselben bearbeitete; hier kamen zuerst die Grundsätze von der religiösen Heiligung der Künste, daß der Künstler nur durch „den unmittelbaren göttlichen Beistand" seine Vollendung erreichen könne, zum Vorschein. Der Phantasus ist eine Sammlung von Volkssagen, romantischen Novellen, Märchen (z. B. Melusine; getreuer Eckhart; vier Haimonskinder u. a.) mit vorherrschendem Hang zum Wunderbaren, Mystischen und Phantastischen. Tieck's Dramen sind zur Aufführung ungeeignet, eine Entfremdung vom Praktischen, die um so mehr auffallen muß, als Tieck für Theater und Schauspielwesen in Dresden sehr thätig wirkte, sowohl durch seine Uebersetzungen und Arbeiten über Shakespeare und das altenglische Theater als durch seine dramaturgischen Blätter und Vorlesungen im eigenen Hause.

Wackenroder 1772—97.

§. 138. Andere Dichter der romantischen Schule. Wenden wir uns von den Häuptern der Romantik zu den übrigen Erscheinungen, so finden wir im Allgemeinen, daß die romantische Poesie mehr empfangend und nachbildend, als selbstthätig ist, daß sie sich an frühere Muster anlehnt und ihren Hauptwerth in die Vollendung von Form, Sprache und Versbau setzt. In der Lyrik herrscht ein düsterer, melancholischer Grundton, eine weiche, empfindsame Stimmung, ein ungestilltes Sehnen; so bei **Tiedge** (Urania), **Baggesen, Matthisson** und **Chamisso;** im Drama haben die schauerlichen, von religiöser Mystik und Schwärmerei durchdrungenen Dichtungen des überspannten, ziel- und regellos umhergetriebenen **Zach. Werner** mehr Nachahmung gefunden (in den Schicksalstragödien), als die lebendigen Theaterstücke des talentvollen Heinr. von **Kleist** und die freilich oft trockenen und schwunglosen historischen Dramen der Brüder Heinrich und Matth. Collin, wie sehr auch der hochbegabte **Platen** mit aristophanischem Witz die erstere verschrobene Richtung bekämpfte. Die größte Entartung aber erblicken wir in der Novellen- und Romanliteratur, wo die Ueberspanntheit eines Arnim und Clemens Brentano sich zuletzt zu der affectirten Verschrobenheit eines

Tiedge 1752—1841. Werner 1768—1823. H. v. Kleist 1776—1811.

Fouqué de la Motte Fouqué und zu den phantastischen Gebilden eines Hoffmann versteigt. Arnim
1777— und Brentano liefern den Beweis, „daß bedeutende poetische Begabung ohne die Zucht der
1843. E. T. W. Form und des Gedankens verhallt, ohne ein Echo in der Nation zu finden“. Mehrere dieser
Hoffmann Dichter, wie Chamisso, Fouqué, hatten in Verbindung mit Varnhagen, Hitzig u. A. zu
1776— Anfang des Jahrhunderts in Berlin den **Nordsternbund** gegründet, worin gemüth-
1822. liche Geselligkeit, vaterländisches Streben und künstlerische Hebung das gemeinsame Band
bildeten.

Bei dieser Richtung der Zeit, der die talentvollsten Schriftsteller und die Wortführer
des Volks huldigten, vermochten die wenigen Stimmen, die einen freiern Ton anschlu-
Seume gen, nicht durchzudringen. Was half es, daß der freiheitliebende, patriotische **Seume**,
1763— der rüstige Spaziergänger nach Syrakus, in seinen Gedichten, „durch die ein
1810. bitterer Gram seine Furchen zieht“, die Gedanken und Empfindungen einer freien Seele
ausspricht und in Amerika's Wäldern, wohin ihn hessische Werber geschleppt, bei den Hu-
ronen Menschlichkeit findet, die der übertünchte Europäer verlernt? — die ernste Sprache
des rauhen Mannes fand wenig Anklang; Heinrich **Zschokke** (§. 134) mußte seinen
Freimuth und seinen Rationalismus in die Schweiz tragen und sein Freund Heinrich
Kleist, der talentvollste dramatische Dichter, dessen Hermannsschlacht von seiner
patriotischen Gesinnung und von dem Gram über Deutschlands Schmach zur Zeit des
Rheinbundes zeugt, gab sich, ein „politischer Werther“, im Kummer über die Leiden der
Zeit mit einer kranken Freundin in Potsdam am heiligen See selbst den Tod. „Ein
echt romantischer Selbstmord ohne Leidenschaft, der das Leben ausstreicht, wie eine zu
lange Scene in einem Drama.“

Schenken- 1. **Lyriker.** Die bekanntesten lyrischen Dichter sind: der gefühlvolle Max von **Schenkendorf**
dorf 1783 aus Königsberg, wie Körner Sänger und Krieger, während seines Aufenthalts in Karlsruhe und am
—1817. Rhein der Jung-Stilling'schen Familie befreundet, daher seine Gedichte, neben ihrer Richtung auf
„Kaiser und Reich“, hauptsächlich in christlicher Gläubigkeit, religiöser Gefühlsamkeit und in katholisi-
Stäge- rendem Romanticismus wurzeln; Friedr. Aug. von **Stägemann**, verdienter Staatsmann und Beamter
mann unter Stein und Hardenberg und vaterländischer Dichter („Historische Erinnerungen in lyrischen Ge-
1763— dichten“; Sonette); Ludw. Th. **Kosegarten** aus dem Mecklenburgischen, auf der Insel Rügen und in
1840. Kosegar- Greifswalde wirksam; von ihm: lyrische Gedichte, Idyllen („Jukunde“), Romane u. A.; der erregbare,
ten 1758 enthusiastische und unbeständige Däne **Baggesen** (Haideblumen; Parthenais, ein idyllisches Epos);
—1818. Tiedge (bei Magdeburg, zuletzt in Dresden wohnhaft), dessen Begeisterung „aus Nächten dunkler
Baggesen Trauer“ stammt und dessen Phantasie nur „in Einsamkeit und Natur“ rege erscheint (sein elegisches
1760— Lehrgedicht Urania singt von Gott und Unsterblichkeit); Tiedge's Freund und Landsmann Matthisson,
1826. bei dem die Naturschwärmerei, die sanfte Melancholie und zugleich die Formal-Vollendung und der
Matthis- Wohllaut den Höhepunkt erreichten. In Matthisson's klangreichen elegischen Naturschilderungen weht
son 1761 eine „duftige Mondscheinspoesie voll sanfter Schwermuth, voll beschaulicher Schwärmerei, voll Natursinn
—1831. und weicher melancholischer Anklänge“. Einen düsteren Hang zur Schwermuth, eine Vorliebe für das
Herzerschütternde und Grauenvolle, doch gemischt mit harmloser Heiterkeit und französischer Schalkhaf-
tigkeit, findet man auch in den Gedichten des aus Frankreich nach Preußen übergesiedelten Adalbert
Chamisso von Chamisso, des Verfassers des weltberühmten Märchens Peter Schlemihl, worin er das eigene
1781— Weh des aus dem Vaterlande gestoßenen Verbannten schildert, der den Verlust des angebornen Guts
1838. weder durch fremde Schätze zu ersetzen, noch durch rastloses Wandern zu vergessen vermag, und vieler
Balladen, Romanzen und anderer Gedichte, die von großer Sprachgewandtheit zeugen. In ihm erscheint
die klare französische Form verbunden mit deutscher Tiefe und Innerlichkeit („Schloß Boncourt“). Zu
der berühmten poetischen Erzählung „Salas y Gomez“, einem Gedichte von ausgeprägtester Physiognomie,
„in welchem der Ausdruck schrofffter Oede und Weltverlassenheit und bitterer Verzweiflung in marmor-
harte Verstafeln gegraben ist“, wurde er auf einer dreijährigen Reise um die Welt durch unmittelbare
Eichen- Eindrücke angeregt. Auch Joh. v. **Eichendorff**, ein vielseitiger Schriftsteller, ist am bedeutendsten auf
dorff 1783 dem Felde der Lyrik. Seine ersten Gedichte machte er unter dem Namen Florens bekannt. In
—1857. Salis Matthisson's Geist dichtete auch der Freiherr v. **Salis** aus Graubündten, dessen gemüthvolle Gedichte und
1762— Naturschilderungen während eines bewegten Kriegslebens entstanden.

1834. 2. **Dramatiker:** H. Kleist (Prinz von Homburg; die Familie Schroffenstein; Käthchen von Heil-
Collin bronn; der zerbrochene Krug u. a. m.); auch mehrere treffliche Erzählungen („Michael Kohlhaas“) haben
1779— **Kleist** zum Verfasser; Heinrich v. Collin aus Wien (Coriolan; Regulus u. a.). Der Däne Oehlen-
1823. schläger, ein vielgereister, mit den Häuptern der romantischen Schule befreundeter Mann, der deutsch
Oehlen- und dänisch dichtete (Correggio u. a.), führt uns in seinen weichen dramatischen Werken meistens in die
schläger Mythengeschichte der deutschen und scandinavischen Urzeit („Hakon Jarl“; „der Palnatoke“; „Baldur
1779— 1850. der Gute“; „die Drillingsbrüder von Damask“ sind eine Tieck'sche Nachahmung); Zach. Werner, ein

regelloser Geist, nahm bei seinen, von dunkler Mystik, schauerlich erregten Ahnungen und Gefühlen und wunderbaren Verhängnissen angefüllten Tragödien (die Söhne des Thals; die Mutter der Maccabäer; der vierundzwanzigste Februar; das Kreuz an der Ostsee; Martin Luther oder die Weihe der Kraft u. a.) Calderon zum Vorbild und bewirkte durch seine Uebertreibungen, „daß die Dramatik des Tags ganz verwildert und den Schauspielern jeder Sinn für Natur und Wahrheit wieder entwöhnt ward". Werner war eine jener Naturen, „die durch einen sonderbaren Unstern sich weder im Leben, noch in der Kunst zu orientiren verstehen, weil die vorwiegende Macht des Gemüths, das sich über seine Interessen nicht klar zu werden vermag, und die Spiele einer ungeregelten Phantasie das verständige und ästhetische Maß nicht zur Geltung kommen lassen. Er hatte offenbar von seiner Mutter den Keim einer Geisteskrankheit geerbt, die bei ihm nicht vollständig zum Ausbruch gekommen, aber doch seinem Talent die Spitze abbrach". Von ihm angeregt geriethen Adolph Müllner, Advocat in Weißenfels, ein Müllner
Mann von nüchternem Verstand und mit der Gabe, sich fremde Muster anzueignen (die Schuld; König 1774—
Yngurd; die Albaneserin u. a.), Franz Grillparzer (die Ahnfrau), E. v. Houwald (das Bild; der 1829.
Leuchtthurm) u. A. auf die verschrobene, an Schiller's Braut von Messina angelehnte Schicksals- Grillparzer
tragödie, gegen welche August von Platen, der Dichter der orientalischen Ghaselen, seine drama- 1790-1872.
tischen Satiren (die „verhängnißvolle Gabel"; der „romantische Oedipus") in aristopha- Houwald
nischer Weise und mit hoher Formvollendung und Sprachgewandtheit richtete. Auch der fruchtbare 1778—
Romanschriftsteller Baron de la Motte Fouqué gerieth in seiner den Sagen der Edda und der Nibe- 1845.
lungen nachgebildeten Trilogie „der Held des Nordens" (Sigurd der Schlangentödter, Sigurd's Rache, und Aslauga) in die unnatürliche Uebertreibung des Tages. Wilh. Schütz verfolgte in seinen romantischen Dramen („Lacrymas; Niobe; Karl der Kühne" u. a.) die Bahn der Schlegel; ebenso der Tragödien- und Novellendichter Johann August Apel († 1816), dessen Tragödien (Polyidos; Kunz von Kaufungen) und Novellen (Gespensterbuch) den Werth hoher Formreinheit besitzen. Apel's Mitarbeiter an dem „Gespensterbuch" war der unter dem Namen Friedr. Laun bekannte Fr. A. Schulze, ein fruchtbarer Dichter und Romanschriftsteller († 1849).

3. Novellen- und Romanliteratur: Clemens Brentano, Enkel der Sophie Laroche, „die Cl. Bren-
Gründung Prags", eine dramatische Dichtung voll barocker Einzelheiten; „vom braven Casperl und vom tano 1777
schönen Annerl", eine Erzählung im Volkston; „Gockel, Hinkel und Gackeleia", ein Märchen, das bei —1842.
aller Verkehrtheit doch von einer gemüthlichen Auffassung des Naturlebens zeugt; Achim von Arnim, Arnim
ein phantasiereicher Dichter, voll Empfänglichkeit für die untergegangene Herrlichkeit der mittelalter- 1784—
lichen Romantik, die er mit dem Leben der Gegenwart zu verbinden strebte, und für die Tiefe des 1831.
deutschen Gefühls in den Volksliedern (wovon er in Verbindung mit seinem phantastischen Freunde, Clemens Brentano, eine Sammlung, des Knaben Wunderhorn genannt, veranstaltete) verfaßte Romane (die Kronenwächter; Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores u. a.) und Dramen (Halle und Jerusalem; die Gleichen u. a.), die durch ihre Schrankenlosigkeit die Ueberspanntheit dieser Schule beurkunden. Diese Ueberspanntheit erscheint krankhaft gesteigert in den mattherzigen, von dem „Laubwerk mittelalterlicher Ritterlichkeit" durchwachsenen Romanen des frommen Freiheitskämpfers de la Motte Fouqué (Undine, ein Märchen, die Beseelung der elementaren Naturkräfte darstellend, nicht ohne Poesie und zarte Sinnigkeit, wenn auch der hohen Bewunderung, die es einst gefunden, nicht würdig; der Zauberring u. a.), in krampfhafter Höhe bei dem, übrigens in seiner Art sehr talentvollen und mit allen Künsten, besonders
der Musik, vertrauten Amadeus Hoffmann (§. 134), dem Verfasser der humoristischen Erzäh- Amad.
lungen: Elixire des Teufels; Kater Murr; Serapionsbrüder (eine aus dem Nordsternbund hervorge- Hoffmann
gangene Gesellschaft, deren Namen den Rahmen abgab für eine Reihe von Novellen); Nachtstücke; Klein 1776—
Zaches; Phantasiestücke in Callot's Manier u. a. Wild und phantastisch ahmte Hoffmann den Jean 1822.
Paul nach, „aber ohne den Frieden in sich zu tragen"; seine Schöpfungen, wie gelungen auch manche seiner Charakterzeichnungen sein mögen, haben etwas Finsteres, Dämonisches, Grausenerregendes, sie sind „ein Bild eines zerrissenen Herzens", ein „Hohlspiegel, in dem alle Gestalten zu Doppelbildern und Fratzen werden" und den Leser mit einem wunderlichen Grauen durchrieseln. Seine Schriften sind das treue Abbild seines ruhelosen, zerfahrenen Lebens und seiner aufgeregten Stimmung in durchschwärmten Nächten. In Fouquéscher Manier sind auch die Romane und Novellen von Franz Horn gehalten. — Die Begeisterung und Schwärmerei der deutschen Jugend während der Freiheitskriege und unmittelbar nachher war nicht ohne Einfluß auf diese überreizte Poesie.

§. 139. Die Befreiungskriege „zündeten auch in der trüben und dämmerigen Poesie eine kurze Taghelle", indem der tapfere **Theodor Körner** aus Dresden (Sohn von Schiller's Freund) in einer kräftigen, volksthümlichen Liederpoesie „Leier und Schwert", der wackere Ludwig **Uhland** aus Tübingen, der patriotische E. Moritz **Arndt** und Friedrich **Rückert** in seinen Jugendgedichten („geharnischte Sonette") von deutscher Einheit und Freiheit, von Treue und Ehre sangen und in Schiller's Geist an das Vaterland mahnten. Aber die Begeisterung der Freiheitskämpfe ging vorüber und die Ruhe und Erschlaffung, die sich über Europa lagerte, war der romantischen Dichtung günstiger, als dem aufregenden Freiheitsgesang. Körner, der in Lützow's Freischaar diente, fiel im

Krieg; Rückert wandte sich der Romantik zu, die dem schwärmenden, empfindsamen Geschlechte mehr zusagte, indem er in den „östlichen Rosen“ die weichen Gefühle orientalischer Poesie besang und in seinen Uebersetzungen und Nachbildungen von Indiens beschaulichen Dichtwerken („Nal und Damajanti“) und den Makamen des arabischen Dichters Hariri durch die Biegsamkeit unserer Sprache die Nachbarvölker in Erstaunen setzte. Was vermochten einzelne Stimmen gegen die Richtung der Zeit, die über den Träumen an eine entschwundene Vergangenheit und über frommen Gefühlen und religiösen Schwärmereien die Gegenwart und das, was Noth thut, übersah und mißkannte?

Th. Körner 1791—1813. Theodor **Körner**, geb. zu Dresden 1791, begab sich noch vor Vollendung seiner Studien von Leipzig nach Wien, wo er sich zuerst durch dramatische Dichtungen: „der grüne Domino“, „der Nachtwächter“, und namentlich durch die ernsten Stücke „Hedwig“, „Rosamunde“ und „Zriny“ bekannt machte. Das letztere in Schillerschem Geiste gedichtete Trauerspiel war in jener Zeit der gährenden Volkskraft durch seine Darstellung echten Heldenmuths von großer Wirkung. In den Freiheitskriegen, an denen er als Freiwilliger Theil nahm, zeichnete er sich durch seine Tapferkeit aus, bis er neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch unweit Rosenberg den Heldentod starb (20. Aug. 1813). Seine lyrischen Gedichte: Leier und Schwert verehrt das deutsche Volk als theures Vermächtniß. — Ludw. **Uhland**, geb. 1787 in Tübingen, wo er sich um 1805 dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. „Ausgegangen von der vaterländischen Richtung der romantischen Schule, hat er das Schwärmerische und Träumerische, eben darum aber auch Gespannte und Unwahre, welches dem Deutschthum der älteren Romantik anhing, vollständig überwunden.“ Die erste um 1815 erschienene Sammlung seiner patriotischen „Gedichte“ war nicht ohne Einfluß auf die Berathungen der Stände seines Vaterlandes und fand allenthalben eine begeisterte Aufnahme. Seit dem Jahr 1819 wirkte er als Mitglied der Würtembergischen Ständekammer und legte, um sich diesem Berufe ungestört widmen zu können, im Jahr 1833 die ihm einige Jahre früher verliehene Professur der deutschen Sprache und Literatur nieder. Er gehörte zu den eifrigsten Gliedern der constitutionellen Opposition. Außer seinen durch Gemüthlichkeit und wahre Empfindung ausgezeichneten lyrischen Gedichten; Balladen und Romanzen, in denen sich eine vaterländische Gesinnung und eine tiefe Bewunderung für vergangene Herrlichkeit kund gibt, besitzen wir noch einige dramatische Arbeiten (Herzog Ernst von Schwaben; Ludwig der Baier) und eine musterhafte Sammlung „alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder“ nebst einer Abhandlung über „Walther von der Vogelweide“. Als treuer Vorkämpfer des Fortschritts und aller freiheitlichen Ideen durch Wort und That, so daß er die Ordensverleihungen zweier deutscher Könige zurückwies, war Uhland dem deutschen Volke ein theurer Name, daher dessen Sympathien ihn mit seltener Anhänglichkeit in den Tod begleiteten († 13. Nov. 1862). — E. Moritz **Arndt**, geb. 1769 auf der Insel Rügen, studirte in Greifswalde und Jena und machte dann große Reisen, die seinen geistigen Gesichtskreis erweiterten. Als Professor in Greifswalde zog er sich durch seine freisinnige Schrift „Geist der Zeit“ Napoleon's Ungnade zu, so daß er sich zwei Jahre (von 1807—1809) in Stockholm aufhalten mußte und später nur durch Annahme des Namens Allmann den Nachstellungen in Deutschland entging. Im Jahr 1812 begab er sich nach Petersburg und wirkte dann als Freund und Verehrer des Freiherrn vom Stein durch patriotische Gedichte und Schriften („der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“; „Soldatenkatechismus“ u. a.) für die Sache der deutschen Freiheit gegen Napoleon's Gewaltherrschaft. Im Jahr 1818 erhielt er die Professur der neuern Geschichte in Bonn, wurde aber schon im folgenden Jahr, als bei den demagogischen Umtrieben betheiligt, suspendirt, eine unverdiente Strafe, die erst bei dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. aufgehoben wurde. „Ihm war das herbe Loos beschieden, Anfechtungen von solcher Seite zu erfahren, wohin er seine Liebe gewendet hatte.“ Unter seinen spätern Schriften sind seine „Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav Adolf IV.“, seine „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ und seine „Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein“ die bedeutendsten. Als Vermächtniß an sein Volk erschien bald nach seinem Tode (29. Jan. 1860) die vollständige Sammlung seiner „Gedichte“. — Friedr. **Rückert**, geb. zu Schweinfurt 1789, studirte in Jena, arbeitete von 1815—1817 in Stuttgart am „Morgenblatt“ und wurde nach einer Reise nach Rom im Jahr 1826 als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen angestellt, von wo er im Jahre 1841 nach Berlin berufen ward. Seitdem wohnte er bald in dieser Hauptstadt, bald auf seinem Landgut Neuseß bei Koburg, wo er am 31. Jan. 1866 starb. Seine ersten „deutschen Gedichte“, welche auch die „geharnischte Sonette“ enthielten, gab er unter dem Namen Freimund Reimar heraus. Seine Fruchtbarkeit ist beispiellos und seine Virtuosität in Handhabung der Form führte ihn zu den mannichfachsten Dichtungsarten. Dem Inhalt nach lassen sie sich eintheilen in lyrische Gedichte von bunter Verschiedenheit, in Uebersetzungen und Bearbeitungen orientalischer Poesien, und in Dichtungen religiösen Inhalts („Leben Jesu“; „Saul und David“; „Herodes der Große“ u. a.).

(Randnotizen: Uhland 1787—1862. Arndt 1769—1860. Rückert 1789—1866.)

§. 140. Goethe's Alter. Goethe, dem „das schöne Gleichmaß der Persönlichkeit und ihre ästhetische Befriedigung“ als Hauptziel galt, fand kein Gefallen an den Dichtungen der Romantiker, an der „Epoche der forcirten Talente“, so sehr ihm diese auch huldigten. Ihre blos empfängliche „dilettantische“ Natur, die Alterthümelei und

Frömmelei, „das Uebersinnliche und Phantastische" ihrer Dichtungen sagte ihm nicht zu: er warf sich auf Kunst und Wissenschaft und legte seine Ansichten und Forschungen in den Propyläen, in der Zeitschrift Kunst und Alterthum und in seinen Aufsätzen über Naturkunde (Farbenlehre) nieder; er versetzte sich in die schöne Zeit der Vergangenheit und lieferte in seiner mit unübertrefflicher Kunstvollendung verfaßten Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" (1811 ff.) vortreffliche Beiträge zur Erkenntniß der Sitten- und Literaturgeschichte, der Personen und Zustände seiner frühern Jahre. Dieses interessante Werk führt uns hauptsächlich den Bildungsgang der Goethe'schen Jugendzeit vor die Seele; durch seine italienische Reise und durch verschiedene Abhandlungen und Notizen über Kunst und Künstler, z. B. Biographie von Hackert, Winckelmann u. dergl., wird uns die wichtige Periode seines italienischen Aufenthalts näher gerückt; in der Campagne von 1792, die er als Begleiter seines Herzogs in der preußischen Armee mitmachte, erfahren wir seine Schicksale beim Ausbruch der Revolution, und bewundern seine Gabe der Auffassung des Einzelnen; in den zahlreichen Briefsammlungen von ihm und an ihn blicken wir in das Innerste seiner Seele, seine Sinnes- und Denkungsart, und die letzten Reden, Gedanken und Bemerkungen des Dichterhelden in Weimar sind uns von Eckermann, Riemer u. A. mitgetheilt worden. — Erst später, als ihn das Alter nachsichtiger und toleranter gemacht, versöhnte er sich mit der neuen Richtung und stimmte in den Ton und Geschmack der Zeit ein. In dem durch Vollendung der Form und durch Plan- und Regelmäßigkeit in Anlage und Ausführung ausgezeichneten Roman die „Wahlverwandtschaften" lieferte Goethe ein Meisterstück der neuen Novellenliteratur und in der Reihe kleiner Erzählungen, die als „Wilhelm Meister's Wanderjahre" erschienen und die „harmonische Organisation der Gesellschaft" anstrebten, huldigte er dem Märchengeschmack und dem Gefallen am Geheimnißvollen und Mystischen. „Vom ästhetischen Standpunkte betrachtet, bleiben die Wanderjahre eine Sandwüste, öde, dürr, unfruchtbar, und unter den Novellen finden sich wenige grüne Oasen." In ihnen eine „Anticipation" der Socialsysteme späterer Tage zu sehen, ist eine kühne Schlußfolgerung. Während der Freiheitskriege, für welche der nunmehr alt gewordene Goethe eben so wenig Sympathie empfand, wie für die Revolutionsbegeisterung der frühern Jahre, wendete er wieder dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken und flüchtete sich in die Beschaulichkeit und in die künstliche Reim- und Formpoesie des Orients. „Die Ruhe des Alters fühlte sich von jener körperlosen, nebelhaften, unsinnlichen Lyrik angezogen; denn schon ehe er seinen westöstlichen Divan herausgab (1818), hatte seine eigene Dichtung die ähnliche Gestalt angenommen." Das „Erwachen des Epimenides" war nur ein kühler allegorischer Anklang an die Freiheitskämpfe der erwachten deutschen Nation. Auch die Wirkungen der von Lord Byron begründeten „Poesie der Verzweiflung" erlebte Goethe noch und legte in den zahmen Xenien, die von dem klaren Sinne zeugen, den der lebensweise Dichter bis ins hohe Alter festgehalten, manche treffende Bemerkung über diese und andere Entartungen der deutschen Literatur nieder. Und kurz zuvor, ehe er als drei und achtzigjähriger Greis ins Grab stieg, übergab er der Nation im zweiten Theil des Faust einen allegorischen Rückblick auf sein eigenes Leben und die Umgestaltung seiner Bildung und Dichtung von der Zeit an, „wo er aus dem Dunkel der Naturperiode herausgetreten war, welche der erste Theil zum Gegenstand hatte." †22. März 1832.

In den beiden ersten Acten werden des Dichters Studien der Natur und des Alterthums symbolisch angedeutet. In die Tiefe der Natur hinabgetaucht, hat er in den Urbildern der Dinge das Ideal gefunden und ist auf hellenischem Boden von einem neuen Gefühl durchdrungen worden. In dem dritten, prachtvoll ausgeführten Acte wird in der Vermählung Faust's mit Helena die Verbindung des romantischen Dichters mit der Antike dargestellt: „die Frucht dieses Bundes (Euphorion) ist die romantische Poesie, ein Genius ohne Flügel, ein Gaukler, der in Icarus' Loose endigt", mit besonderm Bezug auf Lord Byron. Im vierten Acte wird die Lage des Dichters der Revolution und Restauration gegenüber, und im fünften sein Verhältniß zur Weltliteratur angedeutet. Durch die göttliche Gnade von Oben und durch seine Strebsamkeit und Richtung zum Thätigen wird endlich der Held gerettet.

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

II. Die deutsche Literatur unter dem Einfluß der politischen Meinungskämpfe.

§. 141. Aristokratische und liberale Richtung in der Literatur. Die Literatur und namentlich die Dichtkunst kann sich dem Einfluß der Ideen, welche die Zeit durchdringen und beherrschen, nicht entziehen, und sie wird um so mächtiger auf die Zeitgenossen einwirken, je bestimmter und entschiedener sie sich an die herrschenden Ideen anlehnt. Jede Literatur, insbesondere die lyrische Poesie, wird daher stets den Stempel ihrer Zeit an sich tragen und erst in ihrer historischen Stellung vollkommen verstanden werden können. So drehte sich die mittelalterliche Dichtung um Ritterthum und Minnedienst; im Reformationsjahrhundert und in der nächstfolgenden Periode stand die Literatur und Poesie unter religiösen und kirchlichen Einflüssen, und daß die klassische Zeit der deutschen Literatur nicht einen ähnlichen Mittelpunkt aufzuweisen hat, lag hauptsächlich in dem Mangel großer, weltbeherrschender Ereignisse und Ideen, ein Mangel, den der deutsche Geist durch großartige und mannichfaltige Schöpfungen auf dem Gebiete der Phantasie, des Denkvermögens und der Wissenschaft auszufüllen bemüht war. — Dies änderte sich, als die französische Revolution und die Napoleonische Militärherrschaft auf kühnen und blutigen Pfaden einherschritt und die frühere Zeit mit ihrem gemüthlichen Stillleben und ihren veralteten Formen niedertrat. Die europäische Menschheit und vor Allem das deutsche Volk wurde aus seiner Ruhe und gewohnten Lebensweise aufgerüttelt und zur Betheiligung an den großen weltgeschichtlichen Ereignissen gezwungen. Freiheit und Politik traten in den Vordergrund, und der Kampf, der anfangs gegen den äußern Feind gerichtet war, gestaltete sich nach dem Sieg zum Meinungskampf wider die innere Gegenpartei. Die Zeit der heiligen Allianz, die der europäischen Menschheit mit dem Frieden auch die alten Zustände in Kirche, Staat und Leben zurückgeben wollte, begründete in der deutschen Literatur keine Periode der Zufriedenheit und Versöhnung, sondern wie in der Politik und im ganzen öffentlichen Leben die Geister nach den verschiedensten Richtungen aus einander gingen und ein in frühern Zeiten unbekanntes Parteiwesen alle Verhältnisse durchdrang, so auch in der Dichtkunst und in der gesammten Literatur. Auch hier gab sich eine aristokratische conservirende und eine liberale volksthümliche und reformirende Gesinnung kund. Die Romantiker schlossen mit den Aristokraten und Regierungen ihren Bund, betrachteten die Literatur als Sondergut der Vornehmen und Gebildeten und suchten den aus der Revolution hervorgegangenen demokratischen Geist durch Wiederbelebung mittelalterlicher Religiosität, Poesie, Kunst und Weltanschauung zu bekämpfen. Unter ihren Händen erhielt die Dichtkunst ein exclusives, aristokratisches Gepräge, und hatte dies einerseits den Vortheil, daß die Poesie gehoben und der zunehmenden Verflachung entrissen ward, so hatte es anderseits die Folge, daß der größere Theil der Nation ihnen und ihren Bestrebungen entfremdet wurde und sich den Dichtern zuwandte, die sich an das wirkliche, handelnde Leben anlehnten und sich an den Bestrebungen und Anliegen des Volks betheiligten. Zwar hatten die letztern eine weniger beneidenswerthe Stellung als die erstern. Denn während die Romantiker sich der Gunst der Fürsten und Vornehmen erfreuten, die Genüsse des Lebens in vollen Zügen schöpften und über dem Bewundern mittelalterlichen Wesens und dem Lobpreisen Italiens, des Feenlandes jeglicher Kunst, das deutsche Vaterland mit seinen Kämpfen und Leiden übersahen, waren die Sänger der Freiheit, die

zum Volke hielten und auf Erfüllung der in der Noth gegebenen Verheißungen drangen, der
Zurücksetzung, Mißachtung, Verfolgung ausgesetzt. Kein Wunder, daß Manche, die an=
fangs der Freiheit und dem Fortschritt gehuldigt, sich bald eines Andern besannen und
wie Görres u. A. sich der entgegengesetzten Seite zuwandten, die reicheren Lohn in
Aussicht stellte. Nur Wenige hielten Stand und störten die Lobgesänge und Verherr=
lichungen der Conservativen durch liberale Mißtöne und Mahnrufe. Unter diesen war
Ludwig **Uhland** eine helle Stimme in trüber Zeit, und Moritz **Arndt** bewahrte auch
unter gerichtlicher Verfolgung und Amtsentsetzung den Glauben an Deutschlands der=
einstige Einheit. Auch Aug. Graf **v. Platen=Hallermünde**, ausgezeichnet als formge= Platen
wandter Lyriker (Ghaselen, Lieder, Oden, Sonette), als satyrischer Komödiendichter 1796—
(§. 37) und auch im Epos („Abbasiden") nicht unglücklich, den der „Weltschmerz" und 1825.
die innere Zerrissenheit aus der Heimath wegtrieb, huldigte dem politischen Liberalismus.
Sie bildeten neben Schiller und Körner die Lieblingslectüre des deutschen Volks und
alle Bemühungen der Romantiker und ihrer gleichgesinnten Nachfolger, unter denen selbst
fürstliche Personen, wie König **Ludwig von Bayern** und Prinz **Johann von Sachsen**,
und hochgestellte Staatsmänner, wie der bayerische Staatsminister **v. Schenk** und der
österreichische Freiherr **v. Münch=Bellinghausen** (Friedrich Halm) u. A. nach dem
Dichterlorbeer strebten, durch poetische Werke von loyaler Färbung und aristokratischer
Haltung jene Freiheitsänger zu verdrängen, blieben ohne Erfolg. Je mehr die Roman=
tiker in aristokratischer Vornehmheit Schiller's Werth und Verdienste herabsetzten, desto
treuer bewahrte das deutsche Volk ihm und seinen Gesinnungsgenossen ausschließlich seine
Zuneigung. An den in Schiller's Werken mit Wärme und Begeisterung ausgesprochenen
Ideen der Freiheit, Vaterlandsliebe und Menschenwürde hob und stählte sich das Gemüth
des Volks, indeß es auf die romantischen Verherrlichungen einer untergegangenen Welt,
eines entschwundenen Ritterthums, einer unwiederbringlichen Kunstreligion mit Gleichgül=
tigkeit blickte und selbst die künstlerische Vollendung eines Goethe der freisinnigen Ge=
müthspoesie Schiller's nachstellte.

Ludw. v.
König **Ludwig von Bayern**| Von diesem kunstliebenden Fürsten besitzen wir drei Bände Bayern
lyrischer „Gedichte" und die in einem eigenthümlichen deutschen Stil verfaßten „Walhallage= 1786—
nossen", kurze Lebensabrisse berühmter Männer, deren Büsten er in seinem herrlichen Walhallabau 1868.
unweit Regensburg aufstellen ließ. — Prinz **Johann von Sachsen** (seit 1854 König von Sachsen), Johann v.
einer der gebildetsten Männer der hohen Aristokratie, befaßte sich vorzugsweise mit italienischer Sachsen
Literatur. Von dem Umfang und der Tiefe seiner Studien gibt die von ihm bearbeitete, unter dem 1801—73.
Namen Philalethes herausgegebene, metrische Uebertragung der „göttlichen Komödie" Dante's
mit kritischen und historischen Erläuterungen einen schönen Beweis. Seine ältere Schwester **Amalie**,
(1794—1870) hat sich in der literarischen Welt (anfangs unter dem Namen Amalie Heiter) durch
eine Anzahl Lustspiele („der Oheim", „die Fürstenbraut", „der Verlobungsring", „der Pflegevater"
u. a. m.) bekannt gemacht. Der 1854 verstorbene König Friedrich August II. ist ebenfalls als
Schriftsteller in der Botanik aufgetreten. — Ed. v. **Schenk**, geb. zu Düsseldorf 1788, trat 1817 zur Schenk
katholischen Kirche über; um 1828 bayerischer Staatsrath und Minister des Innern, Urheber des strengen 1788—
Censurgesetzes und eifriger Anhänger des Ultramontanismus. Unter seinen lyrischen und drama= 1841.
tischen Dichtungen („Henriette von England"; „Kaiser Ludwig's Traum"; „Albrecht Dürer"; „Bethu=
lia" u. a. m.) ist sein Trauerspiel „Belisar", mit einigen rührenden Zügen aus Sophokles' Oedipus
auf Kolonos, über Gebühr gepriesen worden. Seit 1834 gab er das Taschenbuch „Charitas" heraus,
worin er seine dichterischen Erzeugnisse niederlegte. — El. Franz Jos. v. **Münch=Bellinghausen**, Münch=
bekannt als Dichter unter dem Namen Friedrich Halm, geb. 1806 zu Krakau. Sein um 1834 zum Belling=
erstenmal aufgeführtes Drama „Griseldis" hatte solchen Erfolg, daß die an dem Stücke gerügten hausen,
Mängel wenig Beachtung fanden. Neben der Griseldis erlangten nur noch das romantische Drama „der geb. 1806.
Sohn der Wildniß" und das vielbesprochene vaterländische Trauerspiel der „Fechter von Ra=
venna" (dessen Priorität der bayerische Schullehrer Franz Bacherl ansprach), den Beifall des Publi=
kums, wogegen sowohl seine übrigen dramatischen und lyrischen Dichtungen (Adept; Camoens; Imelda,
Lambertazzi; Wildfeuer) als seine Bearbeitungen einzelner Stücke von Lope de Vega und Shakespeare weni=
ger Beachtung fanden. Nach dem Vorbilde von Calderon gab Halm dem Drama einen lyrischen Charakter,
der bei ihm häufig ins Sentimentale übergeht. „Er ist Meister im poetischen Ausmalen lyrischer Stim=
mungen; die verschiedensten Seelenlagen, die tiefsten Empfindungen, die mannichfaltigsten Wandelungen
eines reichen innern Lebens weiß er mit Klarheit und Lebendigkeit sich aussprechen zu lassen." In
Halms Manier dichtete sein Landsmann Joseph Weilen mehrere dramatische Stücke („Tristan"; „Edda";
„Rosamunde" u. a.).

§. 142. Börne. Heine. Durch die Julirevolution wurde der Aristokratismus im Staat und in der Literatur aus seiner sichern Ruhe aufgeschreckt und in seinem Besitzthum gefährdet; und wenn es auch der Staatskunst gelang, im öffentlichen Leben die alten Zustände und die gewohnten Formen größtentheils zu erhalten oder wieder herzustellen, in der Literatur blieb der Geist des Liberalismus Sieger; er gewann täglich an Boden und nahm eine mit dem äußern Umfange wachsende Kühnheit und Schärfe an. Bald war die romantische Poesie nur noch eine historische Erinnerung; sie hatte sich nicht um das Volk bekümmert, es geschah ihr daher auch kein Unrecht, als dieses ihr den Rücken zuwandte. Ihre Erscheinung war ein flüchtiger „Blüthenstaub" ohne nachhaltige Wirkung. Desto massenhafter und wirksamer trat dagegen die Literatur der politischen Opposition und des Demokratismus ins Leben; anfangs mit Mäßigung und Zurückhaltung, nach und nach aber, ermuthigt durch den Beifall des über die Beamtenherrschaft und den Polizeistaat mißmuthigen Volks, mit wachsender Kühnheit und destructiver Heftigkeit, so daß sich der Liberalismus bald durch den Radicalismus überflügelt sah, der, nicht zufrieden mit der politischen Opposition, allmählich alles Bestehende in Kirche und Staat bekämpfte und die gesellschaftliche Ordnung aufzulösen drohte. Die Vorfechter dieser zersetzenden und vernichtenden Literatur waren eine Anzahl talentvoller Männer jüdischer Abkunft, welche sich für die Verfolgungen, Kränkungen und Rechtsverkürzungen, denen das israelitische Volk in Deutschland so lange ausgesetzt war, nunmehr dadurch zu rächen suchten, daß sie die bestehende Weltordnung umzustürzen und die gewohnten Verhältnisse durch Spott, Satire und kecke Angriffe zu untergraben sich bemühten. Fremdlinge in dem Lande ihrer Geburt durch eigne wie durch fremde Schuld, war ihnen Vaterlandsliebe ein unbekanntes Gefühl; für Religion und Kirche, deren Werth und Bedeutung sie nie empfunden, hatten sie weder Ehrfurcht noch Liebe; und wie sollten sie gesellige Einrichtungen und Sitten achten, nach denen sie stets für Unebenbürtige galten? In ihrem Herzen, in dem der religiöse Aberglaube der Väter einem kalten philosophischen Deismus weichen mußte, sprach keine Jugenderinnerung zu Gunsten des Bestehenden. Es lag daher sehr nahe, daß die jüdischen Schriftsteller, geleitet von dem ihrer Nation inwohnenden Instincte für das Gewinnbringende, Vortheilhafte und Zeitgemäße, in der destructiven Gattung der Literatur den Vorrang einnahmen. Ludw. **Börne** erscheint sowohl in seinen Zeitschriften („die Zeitschwingen", „die Wage") wie in seinen „Briefen aus Paris" als ein mehr durch Sprachgewandtheit, stilistisches Talent und kritischen Verstand als durch Tiefe ausgezeichneter Vorkämpfer des Liberalismus und demokratischer Grundsätze, die „Incarnation des socialen Fortschritts", dem die politische Ueberzeugung zur Religion wurde. In seinen satirischen Schriften gibt sich die Bitterkeit gekränkter Eitelkeit und mangelhafter Anerkennung kund. Heinrich **Heine**, ein reichbegabter Dichter, dessen Lyrik alle Stimmungen und Gemüthsverfassungen mit Innigkeit und Lieblichkeit kund gibt und der wie kein anderer seit Goethe „die Sprache der Natur zum Echo des Menschenherzens" zu machen verstand, verscherzte nach der Julirevolution durch seine Frivolität und seine schonungslosen Satiren den Ruhm und die Anerkennung, die er sich vor derselben durch seine „Reisebilder", sein „Buch der Lieder" und andere gemüth- und poesiereiche Werke erworben. Leichtfertig und anmaßend und ohne Pietät behandelt er Alles mit Spott und Satire, verhöhnt alle Religion, achtet, wie sein Buch „über Börne" beweist, weder Freundschaft noch Treue und übt seinen Witz am Hohen und Heiligen wie am Niedrigen und Gemeinen. Das Gift seiner zersetzenden Schriften ist um so gefährlicher, als es in ein gefälliges Gewand gehüllt, in eine lebendige, bilderreiche Sprache gekleidet, und mit einer der schlaffen Zeit zusagenden Gefühlsamkeit und Sentimentalität gemischt erscheint. Unter den zahlreichen Werken seiner spätern Periode sind: „der Salon", „französische Zustände" und seine „Neuen Gedichte" am bekanntesten. In der witzigen Dichtung: „Deutschland, ein Wintermärchen" erscheinen satirische Schilderungen deutscher Zustände an eine Reise von Paris nach Hamburg angereiht. — Von körperlichen Leiden gebrochen, wendete sich Heine zuletzt wieder der

Börne 1784—1837.

Heine 1799—1856.

Religion zu und schilderte in einem Nachwort zu seinem jüngsten Werke „Romanzero“ die Rückkehr des „verlornen Sohnes, der bei den Hegelianern die Schweine gehütet“, und seine Bekehrung zum Glauben an den persönlichen Gott, „der Arme zum Helfen habe“. Aber „in seinem Munde verwandelt sich selbst das Gebet in Lästerung“. Heine liefert den Beweis, „daß ohne den sittlichen Ernst und die Reinheit der Gesinnung kein umfassendes Werk der Poesie in fleckenloser Vollendung geschaffen werden kann, daß die künstlerische Größe auf der menschlichen ruhen muß, wenn sie das Höchste erreichen soll“. Er war „ein Stern in Nebelhüllen, der es liebte, giftige Dünste aufzuziehen und in ihnen bald seine Strahlen zu bergen, bald siegreich hervorblitzen zu lassen“.

Ludwig **Börne** (vor seinem Uebertritt zur evangelisch-christlichen Kirche 1817 Baruch) wurde 1784 zu Frankfurt a. M. geboren, bekleidete, nach vollendeten Studien, in seiner Vaterstadt eine Zeit lang das Amt eines Polizeiactuars, von dem er jedoch bald enthoben wurde, worauf er sich der Publicistik und freien Schriftstellerei zuwandte. Eine vorübergehende Verhaftung und Anklage wegen Verbreitung demagogischer Flugschriften verlieh seinen Worten größere Bedeutung. Nach der Julirevolution nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Paris, wo er 1837 starb und auf dem Père La Chaise begraben liegt. In seiner Zeitschrift „Balance“ suchte er deutsches und französisches Wesen zu vermitteln. Börne war mitunter derb und von leidenschaftlicher Heftigkeit und Spottsucht, wie seine letzte Schrift „Menzel der Franzosenfresser“ beweist, aber er war ein Mann von Charakter und ohne Frivolität, der nicht, wie H. Heine, das Vaterland mit Schmach bedeckte. — Unter seinen „gesammelten Schriften“ zeichnen sich seine „dramaturgischen Blätter“ durch klare und scharfe Kritik, wie durch den hohen sittlichen Standpunkt vortheilhaft aus. „Alles, was er schrieb, war der ganze Mensch, er kannte keine Phrase.“ — Heinrich **Heine**, geb. in Düsseldorf 1799 von jüdischen Eltern, trat 1825 zur evangelisch-christlichen Kirche über, ohne für dieselbe Sympathie zu fühlen oder an ihre Dogmen zu glauben, und lebte, gleich Börne, seit der Julirevolution in Paris. Ausgerüstet mit einer leichten Gabe der Darstellung, hat er eine Menge Gedichte und prosaische Schriften belletristischen Inhalts verfaßt und war namentlich ein fruchtbarer Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“. Aber ohne Tiefe des Gemüths wie der Erkenntniß, hat Heine in seinen Schriften nur den Schaum des wirklichen Lebens geschöpft und dem Leeren und Nichtigen durch künstlerische Composition eine Bedeutung zu verleihen gesucht. Der „Romanzero“, ein Cyklus von romanzenartigen Gedichten mit vielen Beziehungen auf die Gegenwart, vereinigt mit der alten poetischen Genialität und Formgewandtheit frivole Ungezogenheiten und verletzende Ausfälle gegen den Christenglauben. Heine's sinnentrunkener Realismus war der poetische Vorläufer des philosophischen Materialismus.

§. 143. Das junge Deutschland. An Heine schließt sich das junge Deutschland an, dessen Einflüsse in allen Anschauungen und Richtungen der Zeit auf dem religiösen, politischen und gesellschaftlichen Gebiete sich bemerkbar machten. Man versteht darunter eine Reihe gewandter Schriftsteller, die sich ein freies Literatenleben als Beruf wählten und auf den Ertrag ihrer vielseitigen literarischen Leistungen ihre Existenz gründeten, die ein leichtes, künstlerisches Talent höher stellten, als Gelehrsamkeit und geistige Tiefe, und darum ihre ganze Sorgfalt der stilistischen Glätte, der pikanten, lebendigen Darstellung, der formellen Vollendung zuwandten. Inhaber oder Mitarbeiter politischer und literarischer Zeitschriften, deren Macht und Bedeutung auf die öffentliche Meinung und auf das vorschnelle Urtheil der oberflächlichen Leserwelt von Tag zu Tag zunahm, wußten sie die Aufmerksamkeit des Publikums stets auf sich und ihre Leistungen zu richten und einen Geschmack zu bilden, dem ihre leichten, skizzenartig hingeworfenen Erzeugnisse, in denen häufig die Mittelmäßigkeit und Plattheit der Conception unter einem geistreichen, pikanten Anstrich verhüllt war, zusagten. Die große Ausdehnung des Buchhandels und die wachsende Zahl der Leser erleichterte ihr Unternehmen. — Als das Haupt dieser jungdeutschen Schule kann Karl **Gutzkow** gelten, ein beweglicher Geist von großem Aneignungsvermögen, klarem Beobachtungssinn und vielseitigem Talente, der jedoch den Erzeugnissen einer fruchtbaren jugendlichen Phantasie nicht immer die gehörige Reife gönnte. Nachdem er sich als Mitarbeiter einiger Zeitschriften durch eine Reihe kritischer, satirischer und literarischer Arbeiten bereits einigen Ruf erworben, zog er sich durch seine in künstlerischer Hinsicht unbedeutende Novelle „Wally“, wegen der darin enthaltenen Angriffe auf Religion, christliche Sitte und Ehe, eine kurze Haft zu, was zur Erhöhung seines Rufes nicht wenig beitrug. Diese Verfolgung wurde hauptsächlich durch die denunciatorischen Ausfälle **Wolfgang Menzel's**, des langjährigen Redacteurs des Stuttgarter Kunst- und Literaturblatts, mit dem Gutzkow an-

fangs befreundet war, herbeigeführt, daher von der Zeit an ein untilgbarer Haß und Neid zwischen Beiden bestand. Nachdem sich Gutzkow noch durch eine Anzahl Novellen und Romane („Seraphine", „Blasedow und seine Söhne" u. a.), durch satirische und kritische Aufsätze in dem von ihm redigirten „Telegraphen" und durch literarische Arbeiten verschiedenen Inhalts eine Stelle unter den schriftstellerischen Notabilitäten Deutschlands erworben, wendete er seinen Fleiß dem Theater und der dramatischen Poesie zu, einem Felde, das er mit gutem Erfolg bearbeitet hat, wie unnatürlich auch oft sein Haschen nach Effekt und „drastischen Wirkungen" erscheinen mag (nach den älteren Stücken „Nero", „König Saul" folgten „Richard Savage", „Patkul", „Zopf und Schwert", „Urbild des Tartüffe", „Uriel Acosta" u. a.). Diese Werke, so wie seine „Briefe aus Paris", seine an die Fragen und Bestrebungen der Gegenwart angelehnten Zeitromane „die Ritter vom Geist" und „der Zauberer von Rom", seine (seit 1863 von Karl Frenzel herausgegebene) Wochenschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd" geben Zeugniß von Gutzkow's geistiger Beweglichkeit und rastloser Thätigkeit, sowie von seinem Talent der Erfindung, Charakterzeichnung und technischen Anordnung, aber auch von einem nicht geringen Selbstgefühl. Der flachen Zeitrichtung dienend, hat er nur Helden des Tages geschaffen, denen alle Charakterstärke, Natur und moralische Größe abgeht. Alle sind „von der Blässe des Gedankens angekränkelt". — Neben Gutzkow sind die bekanntesten Glieder dieses auf verschiedenen Wegen gemeinsame Zwecke verfolgenden Bundes: Theodor **Mundt**, Gustav **Kühne**, Heinrich **Laube**, Ludolf **Wienbarg** und Andere. Auch Robert **Heller** († 1871), bekannt als Romanschriftsteller (Florian Geier) und Verfasser der „Brustbilder aus der Paulskirche", und Ernst **Kossak**, „ein witziger und geistvoller Humorist, der den Ernst des Lebens unter den komischen Widersprüchen desselben wohl aufzufinden und diese wie jenen poetisch zu verklären weiß", können ihnen beigezählt werden. Politische und sociale Reformbestrebungen ohne Klarheit des Ziels, wie sie dem malcontenten Zeitgeiste entsprachen, Emancipation des Fleisches und Befriedigung der Triebe, wie sie dem lüsternen, sinnlichen Geschlechte zusagten, Bekämpfung des Christenthums und christlicher Sitte durch vage philosophische Gebilde und erschlaffende Humanitätsideen, die eine vorlaute Jugend mit Ungestüm forderte — dies sind die gemeinsamen Kennzeichen, „der rothe Faden" der literarischen Producte dieser mehr oder minder begabten Schriftsteller. Begierig, immer mit neuen Erzeugnissen vor dem Publikum zu erscheinen, versuchten sie sich in den verschiedensten Gattungen der belletristischen Literatur. Ihr Streben war besonders auf angenehme Unterhaltung gerichtet, daher sie auch so großen Werth auf die Form, auf eleganten Stil und Leichtigkeit der Darstellung legten, indeß sie Gediegenheit des Inhalts, tiefe und ernste Studien weniger in Anschlag brachten. In periodischen Schriften und Unterhaltungsblättern, in Taschenbüchern und Sammelwerken, in Romanen und Novellen, in Briefen und Reisebeschreibungen, deren Zahl mit der zunehmenden Reiselust sich ins Unendliche vermehrte, legten sie ihre Gedanken und Urtheile, ihre pikanten Kritiken und Schilderungen nieder. Mehr dem handelnden Leben als der Wissenschaft zugewendet, machten sie größtentheils die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit zur Folie ihrer literarischen Wirksamkeit und führten die geistige Lebensthätigkeit und die socialen, politischen und religiösen Zustände der Jetztzeit in einseitiger Auffassung und subjectiver Färbung dem Leser vor die Seele. Die Verbote, die einige Regierungen gegen das „junge Deutschland" ergehen ließen, weil es die christliche Religion und Sitte wie die socialen Ordnungen gefährdete, haben die Verbreitung ihrer Werke nicht zu hemmen vermocht.

Wolfg. Menzel 1798—1873. **Wolfg. Menzel**, geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, machte den Feldzug von 1815 mit, bekleidete nach vollendeten Studien eine Schulstelle in Aarau und begab sich dann nach Stuttgart, wo er mit Cotta in Verbindung kam und sich zuerst, gleich Börne, durch seinen Eifer gegen Goethe bemerklich machte. Nach der Julirevolution trat er in die Würtembergische Ständekammer, wo er seinen Sitz bei der liberalen Opposition nahm; doch zog er sich bereits um 1838 von dem politischen Leben zurück. Unter seinen Werken sind am bekanntesten seine „Streckverse", seine „Geschichte der Deutschen", seine „Reise nach Oesterreich" und „nach Italien", und einige Märchen („Rübezahl", „Narcissus"), außerdem eine Anzahl

polemischer und historischer Schriften. Im Jahr 1824 gab er mit dem Nationalökonomen Fr. List u. A. die „Europäischen Blätter" heraus, übernahm aber schon im nächsten Jahr die Leitung des „Literaturblattes", einer Beilage zum „Morgenblatt". Ein erklärter Feind der Franzosen, ging er in späteren Jahren von dem politischen Liberalismus und dem religiösen Rationalismus, wozu er sich früher bekannt, ab und trat in den Dienst der Reaction in Staat und Kirche. Erst das Jahr 1866 hat ihn wieder auf den nationalen deutschen Standpunkt geführt. — Karl **Gutzkow**, geb. im März 1811 in Berlin, studirte anfangs Theologie, wählte aber bald nach der Julirevolution das Journalisten- und Literatenleben und trat mit Menzel und der „Allgemeinen Zeitung" in Verbindung. Das anonym erschienene Buch „Briefe eines Narren an eine Närrin" mit Rousseau'schen Socialideen erregte nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit; eben so der phantastisch-ironische Roman: „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" mit satirischen Anspielungen auf die Gegenwart. Von dem an erschienen mit jedem Jahre neue Schriften verschiedener Gattung, bald Novellen und Romane, bald Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, bald kritische und satirische Aufsätze („die rothe Mütze und die Kapuze") und endlich dramatische Dichtungen. Nach einem wechselvollen Wanderleben ließ er sich in Dresden nieder, von wo er unlängst als Secretär der Schiller-Stiftung nach Weimar übersiedelte. In einem Anfall von Seelenstörung und geistiger Ueberreizung machte er im J. 1864 einen Selbstmordversuch, in Folge dessen er zu ärztlicher Behandlung auf einige Zeit in die Heilanstalt von St. Gilgenberg bei Bayreuth gebracht wurde, wo er bald wieder Genesung fand, so daß er seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. („Hohenschwangau", Roman und Geschichte. „Die Söhne Pestalozzi's, ein Roman aus der Schulwelt; „Fritz Ellrodt"; die Novellen „Lebensbilder" u. A.) — Theodor **Mundt**, geb. zu Potsdam 1807, nahm nach einigen unsteten Lebensjahren zuletzt seinen bleibenden Aufenthalt in Berlin, wo ihm die anfangs versagte Aufnahme unter die Universitätslehrer gewährt wurde. Seine „Novellen", worin er meistens die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart behandelte, sind ohne künstlerischen Werth („Madelon", „Moderne Lebenswirren", „Madonna", sein historischer Roman „Thomas Münzer" u. a.); bedeutender sind seine Kritiken, Charakteristiken u. dergl. („Kunst der deutschen Prosa", „Geschichte der Literatur der Gegenwart", „Geschichte der Gesellschaft", „Aesthetik", „Spaziergänge und Weltfahrten", „Völkerschau auf Reisen"). Eine Anzahl zerstreuter Aufsätze gab er heraus als „Charaktere und Situationen, Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur". Mundt's journalistische Unternehmungen blieben ohne Erfolg und längere Dauer („Lit. Zodiakus", „Dioscuren für Kunst und Wissenschaft", „der Freihafen, eine Galerie von Unterhaltungsschriften" u. s. w., „der Pilot" u. a.). Seine Gattin ist unter dem Namen Luise Mühlbach († 1873) als Verfasserin mehrerer Romane voll zügelloser Phantasie ohne sittlichen Gehalt im Geiste der George Sand aufgetreten, flüchtige Arbeiten, wenn auch nicht ohne Talent. — Ferdinand Gustav **Kühne**, geb. im Dec. 1806 in Magdeburg, ließ sich nach beendigten philosophischen Studien in Leipzig nieder, wo er die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm, die er im Sinne des Fortschritts, aber mit Mäßigung leitete, bis sie 1842 an Laube überging. Unter seinen durch stilistische Form und feine Beobachtung ausgezeichneten Schriften sind hervorzuheben: „Weibliche und männliche Caraktere", „Portraits und Silhouetten", sodann: die „Klosternovellen" und der Roman: „die Rebellen in Irland". Auch als dramatischer Dichter ist er aufgetreten („Isaura v. Kastilien", „Kaiser Friedrich III. in Prag"), doch mit geringem Erfolg. — Heinr. **Laube**, geb. am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien, studirte Theologie, wählte nach einigen Jahren politischer Verfolgung und Haft wegen demagogischer Umtriebe und nach einer Reise nach Italien (1834) und nach Algier (1839) Leipzig als Aufenthaltsort. Unter seinen zahlreichen Schriften verschiedenen Inhalts sind zu erwähnen: der Roman „das junge Europa", die „Reisenovellen", „französische Lustschlösser", „der Prätendent" u. a.; unter seinen dramatischen Werken: „Monaldeschi", „Struensee", „Prinz Friedrich", „die Karlsschüler" u. a.; bei Abfassung seiner „Geschichte der deutschen Literatur" wagte er sich an eine Aufgabe, der er nicht gewachsen war. Mitglied des Frankfurter Reichsparlements im Jahr 1848, hat er eine gewandte Schilderung von dieser Versammlung entworfen und übernahm dann die seinen Gaben zusagende Leitung des Burgtheaters, später, nach kurzer Bühnenleitung in Leipzig, die des neugegründeten Stadttheaters zu Wien. — Ludolf **Wienbarg**, geb. 1803 im Holstein'schen, studirte in Kiel und Bonn, lebte eine Zeit lang in Frankfurt a. M., wo er mit Gutzkow an der „deutschen Revue" arbeitete, und begab sich, als die Proscribirung des „jungen Deutschlands" auch ihn traf, nach Hamburg, wo er die meisten seiner Schriften, unter denen seine Kritiken und Reisebeschreibungen am bedeutendsten sind, verfaßte. („Holland in den Jahren 1831 und 1832"; „Tagebuch von Helgoland"; „Aesthetische Feldzüge", dem „jungen Deutschland" gewidmet; „die neueste Literatur", eine Anzahl Recensionen u. a. m.)

[Randbemerkungen: Gutzkow geb. 1811. — Theod. Mundt 1807—1867. — G. Kühne geb. 1806. — H. Laube geb. 1806. — L. Wienbarg 1803—72.]

§. 144. Die Dichter unter dem Einfluß der politischen und socialen Zeitfragen. Hatten die dem „jungen Deutschland" beigezählten Literaten, trotz ihres zur Schau gestellten Liberalismus und Reformeifers, doch hauptsächlich die höheren Kreise der Gesellschaft, die „elegante Welt" im Auge (weshalb sie auch so große Sorgfalt auf die künstlerische Anordnung und Ausarbeitung ihrer Schriften verwendeten), so trat dagegen in den dreißiger und vierziger Jahren eine Anzahl junger Dichter auf, die nicht blos Fürsten und Regierungen, sondern Alles, was eine aristokratische Färbung trägt, bekämpften und in den Augen des Volkes, dessen Begierden und Leidenschaften sie schmeichelten, herabzusetzen suchten. Nicht sowohl auf Erregung ästhetischen Wohlgefallens, als

auf Erreichung politischer Zwecke bedacht, kümmerten sie sich weniger um künstlerische Vollendung, elegante Form und edle Sprache, als um aufregenden Inhalt, um energievolle Darstellung, um leidenschaftliche Haltung. Sie hauchten ihren meistens lyrischen Gedichten eine demokratische Gluth ein, die dem Leser zu Kopf stieg und ihn gewaltig fortriß. In ihren Schilderungen des Elends der Proletarier, in ihrer Ironie über die Genüsse und Lebensfreuden der Reichen und Vornehmen, in ihren zornigen Klagen über die Verkehrtheit aller menschlichen Verhältnisse lag eine solche Fülle von Leidenschaft, von wilder, zerstörender Kraft, von schonungslosem Hohn, daß sie die mächtigste Wirkung hervorbrachten und als die Vorboten einer gewaltigen Umwälzung aller bestehenden Zustände erscheinen mußten. Sie schilderten die Machthaber und Regierenden als Bedrücker und Blutsauger des Volks und stellten Besitz und Reichthümer als eine ungerechte und gewaltsame Aneignung von Gütern dar, auf die alle Menschen gleiche Ansprüche hätten; sie suchten durch ergreifende Darstellung des Elends der Armuth dem besitzlosen Stande seine schreckliche Lage recht lebendig vor die Seele zu führen, und um ihn zur Ergreifung des Augenblicks, zum eiligen Handeln zu spornen, stellten sie den Glauben an Unsterblichkeit und ein ewiges Leben als einen Wahn dar, ersonnen in der Absicht, den Unglücklichen mit seinen Forderungen auf Genuß und Lebensglück an ein trügerisches Jenseits zu verweisen. Solche Grundsätze treten mit mehr oder minder Klarheit, Schärfe und Heftigkeit hervor in den Gedichten von Georg **Herwegh** („Gedichte eines Lebendigen"), in **Hoffmann von Fallersleben**, dem Erneuerer des echten deutschen Volksliedes, R. E. **Prutz**, Franz **Dingelstedt**, Ferdinand **Freiligrath** u. A. Anklagen, gerichtliche Verfolgungen, Amtsentsetzungen erhöhten ihre Bedeutung und förderten die Verbreitung ihrer Schriften. Dingelstedt zog bald Fürstengunst der Volksgunst vor und nahm am Stuttgarter Hof eine Stelle an, die er dann mit der Leitung der Hofbühnen in München, in Weimar und (seit 1867) in Wien vertauschte; Herwegh lieferte im Jahr 1848, als er an der Spitze deutscher Arbeiter aus Paris die Insurrection im badischen Oberlande unterstützen wollte, den traurigen Beweis, daß vom Freiheitssänger zum Freiheitshelden ein weiter Weg sei; und Freiligrath, der abwechselnd das Kaufmannscomtoir und den Helikon bestieg, hat der Welt von Neuem das Zeugniß abgelegt, daß trotz alles angebornen Talents und künstlerischer Gewandtheit Mangel an klassischer Bildung und historischer Erkenntniß in erregten Zeitperioden auf bodenlose Irrwege führen könne. — Auch der talentvolle Berthold **Auerbach**, ein Israelit aus dem Würtembergischen Schwarzwalde, der Spinoza's Schriften übersetzt und in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" das einförmige Stillleben jenes gemüthlichen Völkchens sinnig und gemüthvoll dargestellt hat, huldigte in seinem Volkskalender („der Gevattersmann") einer politisch-demokratischen Richtung, die ihm eine vorübergehende Haft auf Hohenasperg zuzog. Lag aber schon diesen früheren Werken die Absicht zu Grunde, dem Volke durch lehrreiche Beispiele an der Hand volksthümlicher Erzählungen Mittel und Wege zur Hebung und Besserung seiner sittlichen und materiellen Zustände zu zeigen, so trat dieses Streben noch mehr zu Tage in seinen späteren Schriften, sowohl in seinen größeren Erzählungen („Barfüßle"; „Joseph im Schnee"; „Edelweiß"), als in den Beiträgen zu den verschiedenen Jahrgängen des „Volkskalenders". Gleich Hebel aus den unteren Ständen hervorgegangen, hat er wie dieser stets Liebe und Verständniß für das Kleinleben des Volkes bewahrt, ist in dessen Gedanken- und Gefühlswelt eingedrungen und hat seinen Bedürfnissen gelauscht. In dem mit großem Beifall aufgenommenen Roman „Auf der Höhe", einem Werk von künstlerischer Anlage, scharfer Charakterzeichnung und fließender Darstellung, hat er, wie in der älteren (von Frau Birch-Pfeiffer dramatisch behandelten) Erzählung „Die Frau Professorin" Dorfleben und Stadtleben, so hier Dorfleben und Hofleben einander gegenübergestellt. Doch ist in beiden die Zeichnung des Landlebens richtiger und gelungener, ein Beweis, daß da seine wahre Heimath ist und sein Herz weilt. Und wie er das deutsche Volk in Haus und Familie und in seinen landschaftlichen Eigenthümlichkeiten zu erfassen gesucht, so hat er auch stets für die großen vaterländischen Interessen einen offenen Sinn bewahrt und die Rückführung von Elsaß-Lothringen in die alte Heimath freudig begrüßt („Wieder

B. Auerbach geb. 1812.

unser"). — Gottfried **Kinkel**, der in gemüthvollen lyrischen Gedichten seine poetische Befähigung und seinen vaterländischen Sinn beurkundete, der in seinem „Otto der Schütz" das romantische Epos erneuerte und über „christliche Kunstgeschichte" geistreiche Forschungen machte, wurde erst im Jahr 1848 von dem demokratischen Freiheitsschwindel ergriffen, der ihn zuletzt in eine Strafanstalt und dann nach glücklich vollbrachter Flucht nach England führte, von wo er in der Folge zur Uebernahme einer Professur nach Zürich übersiedelte. — Friedrich **Hebbel** aus Ditmarschen, in ärmlichen Verhältnissen geboren, einer der talentvollsten dramatischen Dichter der Gegenwart, baute, obwohl politisch conservativ, gleichfalls seine Dramen („Judith", „Genoveva", „Maria Magdalena", „Julia", „Herodes und Mariamne", „das Trauerspiel in Sicilien", „Agnes Bernauer" u. a.) auf die krankhaften Zeitrichtungen und die verschrobene Weltanschauung des Tages. Nicht die ideale Seite des Menschenlebens, nicht edle Motive und großartige, gegen die Widerwärtigkeiten des Schicksals ankämpfende Charaktere bilden die Grundlage seiner Bühnenstücke, sondern die wilde Gewalt krankhaft erregter Leidenschaften, die dämonische Macht des Bösen, die Thorheiten verkehrter Naturen, die höhnende Freude am Häßlichen. Seine Welt „ist von Gott verlassen", ist leer an Freude, Liebe und Glauben. Hebbel besitzt die Gabe, den dramatischen Nerv der Handlung herauszufinden und in lebendiger Form und Sprache und kräftiger Charakterzeichnung darzustellen, aber er ist unglücklich in der Wahl der Stoffe. Der Mangel an Schönheitssinn tritt selbst in seinem größten und vollendetsten dramatischen Werke, der Nibelungentragödie („der gehörnte Siegfried", eine Art Vorspiel; „Siegfrieds Tod"; „Kriemhildens Rache"), hervor. Sein „Demetrius" blieb unvollendet. Er starb in Wien, wo er seinen langjährigen Aufenthalt genommen hatte. — Alle diese Dichter und ihre jüngern Nachahmer und Gesinnungsgenossen, wie Rud. Gottschall, der Verfasser mehrerer erzählenden und dramatischen Stücke und neuerlich einer „deutschen Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts", welcher in der Dichtung: „Die Göttin, ein hohes Lied vom Weibe", der Befreiung des Menschengeschlechts, besonders der Frauen, aus den „Banden des Vorurtheils, des Aberglaubens und der falschen Sitte" und der Wiederherstellung eines „reinen, freien, nur in sich selbst begründeten Menschenthums" das Wort redete; wie Rob. Giseke („Moderne Titanen", „Pfarr-Röschen. Ein Idyll aus unserer Zeit"; „Kleine Welt und große Welt"), wie Joseph Rank („Aus dem Böhmerwalde", Schilderungen aus dem deutsch-böhmischen Volksleben, „Vier Brüder aus dem Volke") wie Titus Ulrich („Hohes Lied") u. A. standen auf Einem Boden und strebten nach Einem Ziele mit den negirenden Philosophen der junghegelschen Schule, welche eine Zeit lang die von Arnold Ruge gegründeten Hallischen Jahrbücher zum Organ ihrer schneidenden Polemik machten, bis die sächsische Regierung durch ein Verbot der bedrängten Religion und Wissenschaft zu Hülfe kam. Auch Wilhelm Jordan aus Ostpreußen huldigte Anfangs dieser Richtung („Schaum"); aber nach seiner politischen Thätigkeit im Frankfurter Parlament und in der Bundesmarine suchte er andere Wege („Demiurgos. Ein Mysterium"). Auch als Dramatiker („die Witwe des Agis"; „Durchs Ohr" u. a. W.) und als Epiker durch die Ausführungen der „Siegfriedsage" und der Nibelungen hat sich Jordan seitdem bekannt gemacht. — Diesen an Zahl und Talent überlegenen Sängern einer wilden, stürmischen Freiheit und eines revolutionären Umsturzes waren die ruhigern, besonneneren Dichter, die in der Vaterlandsliebe und in der Eintracht von Fürsten und Volk das Heil Deutschlands erblickten und auf dem Boden der Kirche beharrten, nicht gewachsen. Unter den Letzteren war Nicolaus **Becker** zu Köln der harmloseste und unbedeutendste, so sehr er sich auch durch sein „Rheinlied" die Gunst und den Dank der Fürsten und einen vorübergehenden Ruhm erworben. Ein früher Tod entzog ihn heftigern politischen Parteikämpfen, die über seine Kräfte gegangen wären. Mit größern dichterischen Gaben ausgerüstet betrat Emanuel **Geibel** aus Lübeck das Feld der loyal-politischen, conservativen Poesie und verdiente sich dadurch vom König von Preußen ein Jahrgehalt, den auch Freiligrath eine Zeit lang genossen, dann aber zurückgewiesen hatte. Seine durch Wohllaut und Form-

Hebbel 1813–63.

N. Becker 1810–45.

Geibel geb. 1815.

vollendung ausgezeichneten Gedichte (Zeitstimmen; Juniuslieder) beurkunden ein tiefes poetisches Gemüth und eine christlich-religiöse Gesinnung. Mit feinem Verständniß hat
Heyse geb. 1830. er (in Verbindung mit Paul Heyse, dem Verfasser kleinerer Novellen, der „Novellen in Versen" [Urika u. a.], des Preis-Drama „die Sabinerinnen", „Elisabeth Charlotte", der „Brüder", „Hans Lange", des Romans „die Kinder der Welt" u. a. W.) einige ausländische (spanische und französische) Volksdichtungen übertragen. Auch Geibel, der einige Jahre als Hauslehrer in Griechenland verlebte, hatte die Dichtkunst und ein unabhängiges Literatenleben zu seinem Berufe gewählt, bis er in neuerer Zeit als Professor der Literaturgeschichte an der Universität zu München einen praktischen Wirkungskreis fand, der ihm noch Zeit zu dichterischen Arbeiten ließ (das Drama „Brunhilde", „Sophonisbe" u. a. W.) Für die Ungnade, die er sich durch ein Gedicht an den König von Preußen mit begeisterter Anerkennung der Neugestaltung Deutschlands zuzog, fand er Ersatz in dem neuen Großstaate selbst. Am
Redwitz geb. 1823. weitesten in dieser Richtung ging **Oskar von Redwitz**, der Erneuerer mittelalteriger Romantik und Minneseligkeit, ein jüngerer, in Franken geborener, in Rheinbayern herangewachsener Dichter, dessen (mit Kinkel's „Otto der Schütz" verwandtes) romantisches Epos „Amaranth" einst großen Beifall gefunden und dem Dichter wegen der darin zur Schau getragenen frommen katholischen Gesinnung und kirchlichen Gläubigkeit Lohn und Ehre gebracht hat. Künstlerische Anlage und dichterische Gewandtheit läßt sich nicht verkennen, aber in den weichen, verschwommenen Tönen und der empfindsamen Stimmung vermißt man Kraft und Natur. Noch mehr trat die matte, sentimentale Romantik des frommen Sängers in seiner dramatischen Dichtung „Sigelinde" in ihrer ganzen Blöße zu Tage, während die in neuster Zeit auf den bedeutenderen Bühnen zur Aufführung gelangten Schauspiele „Philippine Welser" und „der Zunftmeister von Nürnberg" nicht unverdiente Anerkennung gefunden. Das neueste Stück dagegen „der Doge von Venedig" führt einen grausenhaften Inhalt voll Unnatur und teuflischer Bosheit in einer pomphaften Sprache vor. Das neue deutsche Reich begrüßte er mit vaterländischer Gesinnung, in schwungvollen Versen („Das Lied vom neuen deutschen Reich") und erntete dafür huldvolle Dankschreiben vom Kaiser selbst, von dem Reichskanzler und von Moltke.

Herwegh geb. 1817. Georg **Herwegh**, geb. zu Stuttgart am 31. Mai 1817, studirte anfangs Theologie auf der Universität Tübingen, begab sich aber vor Beendigung der Studien nach Stuttgart, wo er an der von A. Lewald herausgegebenen Zeitschrift „Europa," Mitarbeiter wurde. Um sich dem lästigen Militärdienst zu entziehen, verließ er nach einiger Zeit Würtemberg und flüchtete sich nach der Schweiz. Hier führte er als Mitarbeiter an Wirth's „Volkshalle" ein kümmerliches, unbemerktes Leben, bis seine „Gedichte eines Lebendigen", die nach einander siebenmal aufgelegt wurden, alle Blicke auf ihn lenkten, so daß seine Reise durch Deutschland im Jahre 1842 ein wahrer Triumphzug für ihn war. Selbst König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ertheilte ihm eine Audienz, erkannte aber bald, daß er ein Versehen begangen, als Herwegh ihm von Königsberg aus einen tactlosen Brief schrieb, in Folge dessen die Ausweisung des Dichters aus dem Königreich verfügt ward. Durch seine Verheirathung mit der Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns in günstigere Verhältnisse gesetzt, nahm er bald nachher seinen Aufenthalt in Paris. Seitdem sind seine schriftstellerischen und dichterischen Leistungen von keiner
Hoffmann v. Fallersleben geb. 1798. Bedeutung gewesen. — Heinr. Aug. **Hoffmann**, geb. zu **Fallersleben** im Lüneburg'schen im April 1798, studirte in Göttingen und Bonn altdeutsche Sprache und Literatur und bewies schon im Jahre 1821 durch seine „Lieder und Romanzen" wie durch seine etwas später bekannt gemachten Abhandlungen über die altniederländische Literatur und Sprache seine Anlagen zum Dichter und Sprachforscher. In Breslau als Professor der deutschen Sprache und Literatur angestellt, erwarb er sich große Verdienste um die deutsche Literatur durch Herausgabe und Bearbeitung älterer Sprachdenkmäler, die er in vielen Bibliotheken durch mühsamen Fleiß auf längern Reisen ausfindig machte. Bei dieser gelehrten literarischen Thätigkeit fand er indessen doch noch Muße zu dichterischen Arbeiten und gab von Zeit zu Zeit Sammlungen von Gedichten und Liedern heraus, die, wenn auch von ungleichem Werth, doch Zeugniß gaben von seinen vielseitigen Talenten und seiner geistigen Regsamkeit. In seinen zum Singen bestimmten Liedern hat er mehr als alle andern Dichter den frischen Ton und raschen, lebendigen Gang des alten Volksliedes zu treffen gewußt. Beurkundeten auch viele von diesen des Verfassers Freimuth und liberale Gesinnung, so hielt er sich doch in den Schranken der Mäßigung; dies geschah aber weniger in seinen um 1840 und 1841 herausgegebenen „Unpolitischen Liedern", in denen Manches enthalten war, was dem bestehenden Regierungssystem gefährlich schien, weshalb er seiner Professur enthoben wurde. Dies war der Wendepunkt seines Lebens. Von dem an irrte er Jahre lang als fahrender Ritter in Deutschland umher und verzehrte sein Talent in fruchtlosem Demagogenwesen. Erst in neuerer Zeit,

nachdem er in Weimar bleibenderen Aufenthalt gefunden und zu den altdeutschen Studien zurückkehrte, scheint er die richtige Haltung wieder gewonnen zu haben und lebt jetzt als Bibliothekar zu Corvey bei Höxter, wo er vor Kurzem seine Lebensschicksale in ausführlicher Breite der Welt dargelegt hat. Seine Forschungen auf dem literarischen Felde haben manche treffliche „Findlinge“ und „Volkslieder“ aus Deutschlands Vergangenheit zu Tage gefördert. — Rob. E. **Prutz**, geb. 1810 in Stettin, studirte in Halle, wo er sich später als Anhänger der Jung-Hegel'schen Schule an den „Hallischen („Deutschen“) Jahrbüchern“ betheiligte. Seinen Ruf als Literarhistoriker begründete er durch die werthvolle Schrift „der Göttinger Dichterbund“ und durch verschiedene Aufsätze in dem von ihm in Verbindung mit mehreren andern Schriftstellern herausgegebenen „literarhistorischen Taschenbuch“. Unter seinen poetischen Werken sind seine lyrischen Gedichte, größtentheils politischen Inhalts, von weniger Werth als seine dramatischen, unter welchen letztern seine Trauerspiele „Karl von Bourbon“ (eine Art Wallenstein von mehr ritterlicher Natur), „Moritz von Sachsen“, „Erich der Bauernkönig“ (mit demokratischen Anklängen und Tendenzen), und vor Allem die „politische Wochenstube“, eine satirische Komödie voll Witz und kecken Anspielungen auf Zustände und Personen der Gegenwart, große Anerkennung fanden. Von Jena ausgewiesen, begab er sich 1846 nach Berlin, wo er unter mancherlei polizeilichen Hemmnissen literarhistorische Vorlesungen hielt. Seit 1849 lebte er als Professor der Literaturgeschichte in Halle, bis er 1859 nach Stettin übersiedelte. Das unter seiner Leitung erschienene „deutsche Museum“ so wie sein letztes Werk „die deutsche Literatur der Gegenwart“ geben ein günstiges Zeugniß von seinem kritischen Urtheil wie von seinem ästhetischen Geschmack, und in allen seinen Werken weht der Hauch der Freiheit und Vaterlandsliebe.

Prutz 1810—72.

— Franz **Dingelstedt**, geb. 1814 in Oberhessen, nach vollendeten philologischen Studien Gymnasiallehrer in Cassel und dann in Fulda, trat 1841 nach dem Erscheinen der scharfen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ aus dem Staatsdienst, hielt sich als Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“ einige Zeit in Wien auf und wandte sich dann nach Stuttgart, wo er 1843 vom König zum Hofrath und Bibliothekar ernannt ward und sich später mit der Sängerin Jenny Lutzer vermählte. Im Jahre 1850 wurde er als Intendant des Hoftheaters nach München und einige Jahre später nach Weimar berufen, in welchen Stellungen er eine erfreuliche Thätigkeit entwickelte, bis er seinen Aufenthalt abermals in Wien nahm. Seine lyrischen Gedichte sind nur wegen ihres Inhalts merkwürdig; in künstlerischer Hinsicht sind sie weniger bedeutend als seine Novellen („Licht und Schatten in der Liebe“ u. a.), seine Erzählungen („die neuen Argonauten“; „sieben friedliche Erzählungen“) und sein Trauerspiel („das Haus des Barnevelt“). —

Dingelstedt geb. 1814.

Ferd. **Freiligrath**, geb. 1810 in Detmold, lernte in Soest die Handlung, lebte bis 1839 als Handlungsgehülfe in Amsterdam und Barmen, entsagte dann, ermuntert durch den Beifall, den seine lyrischen Gedichte fanden, der kaufmännischen Laufbahn und ließ sich zu St. Goar am Rhein nieder, wo er, im Genuß eines Jahrgehaltes des Königs von Preußen, sich ganz der Dichtkunst widmete. Meister der Sprache und Rhythmik und von lebhafter Phantasie, gefällt sich Freiligrath besonders in Schilderungen ferner Gegenden, südländischen und morgenländischen Lebens und ist daher in der beschreibenden und malerischen Poesie am ausgezeichnetsten. Aber überall bemerkt man das Haschen nach Originalität, nach pikanten Wendungen und klangvollen, gesuchten Reimen. Durch den Jahrgehalt des Königs von Preußen von seinen politischen Meinungsgenossen getrennt und lange mit sich selbst im Zwiespalt, entsagte er endlich der königlichen Gnade und nahm wieder Dienste bei einem Londoner Handlungshaus. Von dem an war ihm die Dichtkunst nur Trägerin seiner politischen und socialen Grundsätze, die im äußersten Demokratismus wurzeln, daher ihn auch das tiefbewegte Jahr 1848 wieder vorübergehend der Heimath zuführte. Doch brachte es ihm so wenig Ruhm, wie seinem Gesinnungsgenossen Herwegh. Die veränderten Zeitumstände bewogen ihn bald wieder zur Rückkehr nach England, bis ihm zuletzt der „Nationaldank“ des deutschen Volkes es ermöglichte, sich dem Druck des kaufmännischen Lebens zu entziehen und versöhnt mit der Neugestaltung des Vaterlandes wieder seinen Aufenthalt auf deutscher Erde zu nehmen.

Freiligrath geb. 1810.

— Gottfried **Kinkel**, geb. den 11. Aug. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war, widmete sich nach einer durch pietistische Strenge verbitterten Jugend in Bonn und Berlin dem Studium der Theologie und wirkte dann in seiner Heimath als Religionslehrer und Hülfsprediger. Eine im Jahre 1837 unternommene Reise nach Italien führte ihn auf das reiche Gebiet der christlichen Kunst und hatte die gediegene und geistreiche Schrift „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern“ zur Folge, durch die er sich eine Professur in Bonn erwarb und vielbesuchte Vorlesungen über Kunst- und Literaturgeschichte hielt. Sein der Liebe sehr zugängliches Herz verwickelte ihn in viele zarte Verhältnisse und zu mehreren Verlobungen, bis er sich zuletzt, trotz mancher Hindernisse, mit der poetisch und musikalisch hochbegabten Johanna Mockel, der geschiedenen Frau eines Buch- und Musikalienhändlers, vermählte, die, katholisch geboren, nunmehr zur protestantischen Kirche übertrat, zugleich aber auch den Gemahl für ihre freireligiöse Richtung gewann. Kurz vor seiner Vermählung, im Anfang der vierziger Jahre, dichtete er das berühmteste seiner poetischen Erzeugnisse, die epische Erzählung „Otto der Schütz“, eine romantische Rheinsage aus der Ritterzeit, voll Anmuth, Zartheit und künstlerischer Vollendung in Composition und Ausführung. In den nächsten Jahren erschienen noch manche Gedichte lyrischen, epischen und idyllischen Inhalts, die Zeugniß von seiner poetischen Begabung und phantasievollen Natur gaben. Da kam das Jahr 1848 mit seinen Stürmen und Uebertreibungen und führte Kinkel auf die gefahrvolle Bahn des demokratischen Freiheitskampfes. Er warf sich auf das politische Gebiet, wurde in die constituirende Versammlung nach Berlin gewählt, und ergriff mit dichterischer Erregtheit die äußerste Richtung bis zum offenen Aufstand. In die badisch-pfälzische Insurrection verflochten, wurde er gefangen genommen und kriegsgerichtlich zu lebenslänglicher

Kinkel geb. 1815.

Haft in einer Strafanstalt verurtheilt. Nachdem er etwa ein Jahr in Naugardt und Spandau die ganze Strenge der Zuchthausstrafe erfahren, wurde er mit Hülfe eines Gesinnungsgenossen (Karl Schurz, damals Student, seitdem einflußreicher Redner und Staatsmann in den Vereinsstaaten) aus letzterem Orte auf wunderbare Weise befreit, worauf er sich nach England und Amerika begab. Die im Jahre 1849 erschienenen „Erzählungen“ von Gottfried und Johanna Kinkel schließen sich theils, wie Auerbach's Dorfgeschichten, an die Wirklichkeit an, theils streifen sie in das Gebiet des Märchens über. Johanna Kinkel, die an der Flucht ihres Gatten den bedeutendsten Antheil hatte und durch ihre musikalischen Talente („Acht Briefe über Klavierunterricht“) auch in der britischen Weltstadt die Sorgen des Flüchtlingslebens erleichterte, starb im November 1858 in Folge eines Herzkrampfes durch einen unglücklichen Fall aus dem Fenster. In „Hans Ibeles“ hat sie eigene und fremde Erfahrungen aus dem Flüchtlingsleben in London wahr und anschaulich dargestellt. Mehrere Jahre lebte Kinkel, aus Amerika zurückgekehrt, in London, mit Vorlesungen über Kunst und Literatur und mit Herausgabe der Zeitung „Hermann“ beschäftigt, bis er als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnicum in Zürich berufen ward.

§. 145. **Oesterreichs Sänger.** Auch das gemüthliche **Oesterreich**, wo man so lange Lebensgenuß und heitere Kunst über Freiheit und Vaterlandsliebe stellte, wo so lange die publicistischen Schriften des sinnlichen und genußsüchtigen, aber talentvollen **Fr. Gentz** aus Preußen (1764—1832) für die einzige echte Staatsweisheit galten und die politischen und geschichtlichen Produkte eines **Jarke** († 1852), **Hurter** († 1865) und anderer aus der Fremde eingewanderten Vorfechter ultramontaner und absolutistischer Grundsätze als der Ausdruck der Nation angesehen wurden, konnte sich der politischen Freisinnigkeit in der Dichtung nicht entschlagen. Unter der Metternich'schen Polizeiherrschaft und Geistesbedrückung wurden einzelne klagende Stimmen laut, die nach Erlösung seufzten von dem ehernen Joche. Diese Stimmen waren um so ergreifender und wirksamer, als sie mit Haltung und Würde einem strengen, jede freie Aeußerung beargwohnenden Regierungssystem entgegentraten und dem empfänglichen Volke Selbstachtung und Gefühl Zedlitz 1790—1862. für Menschenwürde einzuflößen suchten. **Zedlitz**, der Dichter der „Todtenkränze“; **Anastasius Grün** (Graf von Auersperg), der in seinen „Spaziergängen eines An. Grün geb. 1806. Wiener Poeten“ und im „Schutt“ tiefe Blicke in die trostlose Zeit der Metternich'schen Verwaltung thun läßt, ohne den Glauben an eine hoffnungsreiche Zukunft zu verlieren, und Lenau 1802—1850. Nicol. **Lenau** (Niembsch von Strehlenau), dessen phantasiereicher Geist zuletzt vom Dunkel des Wahnsinns umnachtet war, sind die drei hervorragendsten Gestalten aus dem Alex. v. Würtemberg 1801—1844. gesangreichen Lande Oesterreich. Auch des Letztern Freund, der lyrische Dichter **Alexander Graf v. Würtemberg** („Lieder des Sturms“ u. a.), der abwechselnd in Stuttgart und Wien lebte und dieselbe Bahn verfolgte, kann ihnen beigezählt werden. In ihren Dichtungen waltet nicht jene politische Zerrissenheit und zerstörende demokratische Leidenschaft, die auf den Trümmern der Gegenwart eine paradiesische Zukunft errichten will, sondern die stille Wehmuth eines gedrückten Gemüths, ein würdiger Kampf gegen ein freiheitfeindliches Regierungssystem und das edle Streben, die Menschheit vor einem Tod bringenden Stillstand zu bewahren und für höhere Interessen zu wecken. Gaben sich einige Klagen Hilscher † 1837. kund über die Ungleichheit der irdischen Güter, wie bei **Hilscher**, der in der Einförmigkeit und dem Zwang des Soldatenstandes sein freudenarmes Dasein zubringen, und das Feuer seiner strebsamen Seele unter der Uniform wirkungslos verhauchen mußte, so waren es die tiefgefühlten Trauertöne über das eigene Elend. — Auch die **epische und dramatische Poesie** wurden im österreichischen Kaiserstaat mit Erfolg gepflegt und hier größtentheils aus künstlerischem Antrieb, ohne politische Färbung, ohne Anspielungen und Be- Pyrker 1772—1847. ziehungen auf die Gegenwart. Der ungarische Bischof Ladislaus **Pyrker** besang in dem regelrechten Kunst-Epos „Tunisias“ Karl's V. heldenmüthigen Zug gegen Tunis und in der „Rudolfias“ den Krieg zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar Ebert geb. 1801. in glatten Hexametern, aber ohne volksthümliche Unterlage; in Böhmen entfaltete Karl Egon **Ebert** in dem nationalen Epos „Wlasta“ und in vielen lyrischen Gedichten ein Grillparzer 1790-1872. schönes Talent; und in **Grillparzer's** „Ahnfrau“ erreichte die auf Schiller's „Braut von Messina“ ruhende **Schicksalstragödie** ihren Höhepunkt, so daß nicht nur Castelli 1781—1862. **Platen** (in der „verhängnißvollen Gabel“), sondern auch der österreichische Satiriker und Dramatiker **Castelli** („der Schicksalsstrumpf“) mit Witz und Spott diese Verkehrt-

heit bekämpften. Dagegen hielt sich der Wiener Bühnendichter **Deinhardstein** von dieser Richtung fern, indem er seine meisten Dramen auf ruhiger geschichtlicher Grundlage aufbaute. *Deinhardstein 1794—1859.*

Jos. Christ. Freiherr von **Zedlitz**, geb. 1790 zu Johannesberg im österreichischen Schlesien, trat als sechzehnjähriger Jüngling in Kriegsdienste und machte den Feldzug von 1809 mit, wählte aber nachher die diplomatische Laufbahn. *Zedlitz.* Seine lyrischen Gedichte, unter denen die obenerwähnten „Todtenkränze" und „die nächtliche Heerschau" die bekanntesten sind, zeichnen sich aus durch Schwung und Empfindung. Nicht minder berühmt sind seine dramatischen Dichtungen: „Turturell"; „zwei Nächte zu Valladolid"; „der Stern von Sevilla" (nach Lope de Vega); „der Königin Ehre"; „Herr und Sclave" u. a.; sein neuestes Werk „Waldfräulein" ist im Geiste der Romantiker gedichtet. Auch als glücklichen Uebersetzer hat sich Zedlitz bei der metrischen Uebertragung von Byron's „Childe Harold" bewährt. — Ant. Alex. Graf v. **Auersperg**, bekannt unter dem Dichternamen **Anastasius Grün**, geb. 1806 zu Laibach in Krain, machte sich als Dichter zuerst berühmt durch das romantische Epos „der letzte Ritter", eine Reihe von Balladen im Nibelungenversmaß aus dem Leben Maximilian's I. *Anastasius Grün.* Unter seinen lyrischen Gedichten sind die durch Freimuth, Kraft und poetischen Schwung ausgezeichneten „Spaziergänge eines Wiener Poeten" und die zarten, bilderreichen Elegien „Schutt" am bedeutendsten. Nach längerm Schweigen hat er in neuerer Zeit durch die humoristische Dichtung „Nibelungen im Frack", eine launige Erzählung aus der deutschen Fürstengeschichte des vorigen Jahrhunderts, und durch den „Pfaffen vom Kalenberg", eine Volkssage aus Oesterreichs heiterer Vergangenheit (§. 57), seinen Namen von Neuem verherrlicht. Auch als Staatsmann und Parlamentsredner hat Auersperg in neuester Zeit in liberalem patriotischen Sinn für das Festhalten an der Reichsverfassung gewirkt. — **Niembsch von Strehlenau**, unter dem verkürzten Namen Nicol. **Lenau** bekannt, ward am 31. Aug. 1802 zu Csatad in Ungarn geboren. *Lenau.* Nach zurückgelegten Studien machte er große Reisen, selbst nach Nordamerika, und lebte dann in Wien, Ischl und Stuttgart. Im Begriff an letzterem Orte sich zu verheirathen, wurde er 1844 von einer Geisteskrankheit ergriffen, die ihn bis zu seinem Tode (im Irrenhaus zu Oberdöbling bei Wien den 22. August 1850) nicht wieder verließ. Seine lyrischen Gedichte, unter denen seine Polenlieder und die „Schilflieder" am weitesten bekannt sind, zeichnen sich aus durch Wohllaut, Bilderreichthum und tiefes, schwermüthiges Gefühl. Seine größern Dichtungen „Faust", „Savonarola" und die „Albigenser" sind reich an einzelnen Schönheiten, leiden aber an dem Mangel innerer Einheit. In allen drei ist der Kampf für religiös-sittliche Freiheit der Grundgedanke. Das letzte Werk Lenau's, die wilde dramatische Dichtung Don Juan, eine Ergänzung des „Faust", hat sein Freund Anastasius Grün nach des Dichters Tod herausgegeben. — Joh. Ladisl. **Pyrker** von Felsö-Eör, geb. 1772 in Ungarn, trat in den geistlichen Stand, wo er bald von Stufe zu Stufe emporstieg, bis er als Erzbischof von Erlau und wirklicher kaiserlicher geheimer Rath im Jahre 1847 starb. *Pyrker.* Er war ein um die Bildung der österreichischen Geistlichkeit wie um die Dichtkunst hochverdienter Prälat. Unter seinen poetischen Werken sind seine epischen Dichtungen („Perlen der heil. Vorzeit", „Tunisias", „Rudolfias" [Rudolph von Habsburg]) am bedeutendsten; doch sind auch seine lyrischen Gedichte, besonders die „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen", und seine historischen Schauspiele („die Korvinen", „Karl der Kleine", „Zriny's Tod") nicht ohne Werth. — Franz **Grillparzer**, geb. zu Wien 1790; Privatsecretär der Kaiserin und seit 1832 Archivdirector; von seinen sonstigen Lebensumständen ist außer einer Reise nach Italien und Griechenland wenig zu berichten, da er sehr zurückgezogen lebte. *Grillparzer.* Unter seinen dramatischen Werken sind außer der einst bewunderten, später verspotteten „Ahnfrau" hervorzuheben: „Sappho", „König Ottokar's Glück und Ende", „des Meeres und der Liebe Wellen", in welchem letztern die Sage von Hero und Leander zart und finnig behandelt ist, u. a. m. Bei Gelegenheit seiner achtzigjährigen Geburtstagsfeier ist der Name des greisen Dichters kurz vor seinem Tode aufs Neue in die Oeffentlichkeit getreten, wobei ihm viele Beweise der Anerkennung von allen Seiten zu Theil geworden sind. — Ign. Friedr. **Castelli**, geb. 1781 zu Wien, wurde durch eine mühsame Beamtenlaufbahn weder seines Mutterwitzes noch seiner angebornen Laune beraubt. *Castelli.* Nachdem er sich durch eine Anzahl von Lustspielen, Travestien, Uebersetzungen und lyrischen Gedichten („Patriotische Kriegslieder für die österreichische Armee") einen Namen gemacht, erlangte er die Stelle eines Hoftheaterdichters, die er besonders dem großen Erfolg seiner „Schweizerfamilie" zu verdanken hatte. Außer seinen dramatischen Dichtungen, unter denen „die Waise und der Mörder" am bekanntesten ist, hat Castelli noch eine große Menge Gedichte, Anekdoten, Erzählungen u. dergl. verfaßt und ist der Herausgeber des Taschenbuchs „Huldigung der Frauen". Die Travestie „der Schicksalsstrumpf" erschien unter der Bezeichnung: Von den Brüdern Fatalis. — Ludw. Franz **Deinhardstein**, geb. 1794 in Wien, Vicedirector am Hofburgtheater, mehr durch seine „dramatischen Dichtungen" (Künstlerdramen) und „Theaterstücke" als durch seine lyrischen Gedichte bekannt. *Deinhardstein.* Zu seinen beliebtesten Dramen gehören „Boccaccio", „Hans Sachs", „Garrick in Bristol", „die verschleierte Dame" u. a. Die „Skizzen einer Reise" sind oberflächlich. Er starb 1859 in Wien.

§. 146. Frauenliteratur. Die hohe, durch den langen Frieden gesteigerte, und selbst in den untern Volksklassen verbreitete Cultur und die durch den Mangel großer Thaten und Begebenheiten erzeugte Wichtigkeit literarischer Erscheinungen führte eine Menge Leute, die in andern Ländern und unter andern mehr natürlichen Verhältnissen

sich dem praktischen und handelnden Leben zugewendet haben würden, auf das Gebiet der Wissenschaft, Kunst, Literatur und Schriftstellerei. Dabei blieben auch die Frauen nicht zurück. In Briefen, Gedichten, Romanen, Reisebeschreibungen, Uebersetzungen u. dergl. traten sie vor die Oeffentlichkeit und setzten die altehrwürdige Sitte, welche den Frauen Schweigen auferlegt in der Versammlung, bei Seite. Nur Wenige bewahrten dabei die der weiblichen Natur angemessene poetische Innigkeit, zarte Gefühlsamkeit und schüchterne Sitte; die Meisten vergaßen das Wesen und die Bestimmung des Weibes, ergriffen mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit einer aus der Bahn gerückten Natur

Annette v. Droste-Hülshof 1798—1848.

in der Regel die äußerste Meinung, bald wie Annette von **Droste-Hülshof** aus Westfalen, eine lyrische Dichterin von Innigkeit, Gefühlswärme und Natursinn, in feudalem streng katholischem Conservatismus, bald in auflösendem Liberalismus und trugen nicht wenig bei zu den krankhaften und verschrobenen Verstimmungen und Ansichten über die bestehenden socialen und politischen Mißverhältnisse, dem Grundübel der jungen, reformlustigen Welt.

Rahel 1771—1833.

Rahel, die als Jüdin geborene, später zum Christenthume übergetretene Gattin Varnhagen's von Ense (§. 147.), eine Frau von Talent und Originalität, erregte durch die von ihrem Gemahl als Nachlaß herausgegebenen Briefe („Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" und „Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang"), die mehr durch Gedankenfülle als durch Stil und (aphoristische) Form glänzen, großes Aufsehen in den vornehmen Kreisen, wo pikante, mitunter geistreiche Bemerkungen, Urtheile und Aussprüche mehr Anklang und Bewunderung finden, als gediegene, auf Nachdenken und Erfahrung beruhende Lebensanschauung, und wo ein Ankämpfen wider natürliche Verhältnisse nicht selten für ein Zeichen einer höhern, ungewöhnlichen Individualität gilt. Uebrigens war Rahel von Varnhagen nicht blos berühmt als Mittelpunkt eines sie bewundernden geistreichen Kreises von namhaften Persönlichkeiten und wegen ihres ausgebreiteten brieflichen Verkehrs, sondern auch durch ihre wohlthätige Wirksamkeit in Zeiten der Noth und Bedrängniß. —

Bettina v. Arnim, geb. 1785. zu Frankfurt a. M. † in Berlin 1859.

Elisabeth von Arnim (genannt **Bettina**), die erregbare, excentrische Schwester des phantastischen Novellendichters Cl. Brentano und die Gattin des Romantikers Achim von Arnim (§. 138), ging von einer an Anbetung grenzenden Bewunderung Goethe's, die sie in ihrem an vortrefflichen Schilderungen, geistreichen Bemerkungen und poetischen Ideen und Bildern reichen „Briefwechsel eines Kindes" niedergelegt hat, allmählich zum äußersten Demokratismus über, eine Denkweise, die der Goethe'schen Weltanschauung schroff gegenübersteht. Ein zweiter, in dem Buche „die Günderode" veröffentlichter Briefwechsel ist ebenfalls reich an dichterischen Schönheiten und musikalischen Wohlklängen, und zeugt namentlich von ihrer großen Empfänglichkeit für das mächtige Walten der Natur; aber die übergroße Naivetät und zur Schau getragene Originalität und Ungebundenheit, wodurch sie auch ihren spätern Werken stets den Charakter der Kindlichkeit zu bewahren suchte, beweisen eine krankhafte Geistesrichtung und eine überspannte Phantasie, die nothwendig auf Irrwege führen mußte. Doch bewahrte sie stets ein warmes Gefühl für die leidende Menschheit, ein Gefühl, das sie auch in den Schriften ihrer spätern Periode bewährte, als sie sich in die socialen Probleme, in die verworrene Lebensgestaltung der Neuzeit vertiefte („Dies Buch gehört dem König", „Ilius Pamphilius und die Ambrosia", „Gespräche mit Dämonen"). —

Ida v. Hahn-Hahn, geb. 1805.

Als Bettina's Antipode kann die aristokratische Gräfin **Ida von Hahn-Hahn** gelten, eine durch äußere Widerwärtigkeiten wie durch innere Unruhe und durch den Hang zu einem vagirenden Leben vielfach umhergetriebene Dame, die ihre blasirten Ansichten und die Erzeugnisse einer überreizten Phantasie in zahlreichen Romanen und Reisebeschreibungen der Welt kund gegeben hat. Im Zwiespalt mit sich selbst und mit der Welt suchte sie zuletzt durch den Uebertritt zur katholischen Kirche und durch klösterliche Asketik den innern Frieden und die Seelenruhe zu erlangen, die ihr bisher fremd geblieben, und verdammte in dem Buche „von Babylon nach Jerusalem" ihr früheres Streben und Schaffen als Verirrung. —

Fanny Lewald, geb. 1812.

In geistiger Beweglichkeit verwandt mit dieser Gräfin, wenn auch in dem Romane „Diogena" als ihre Gegnerin auftretend, ist Fanny

Lewald aus Königsberg, eine durch Tendenzromane („Jenny"; „eine Lebensaufgabe"; „Wandlungen" u. a. m. und Reiseschilderungen („Italienisches Bilderbuch"; „England und Schottland") bekannte, zum Christenthum bekehrte Jüdin, Verwandte von Aug. Lewald. Unruhig und verfahren, theilte sie mit ihren Stammesgenossen Rahel, Börne, Heine die schnelle Auffassungsgabe und die gewandte Darstellung, aber auch den skeptischen und friedelosen Geist, der in den von der Kirche, vom Staat und von der Gesellschaft gesetzten Schranken nur Hemmnisse der individuellen Freiheit, nur Fesseln des menschlichen Geistes erblickt. Später vermählte sie sich mit dem durch Reisebeschreibungen und Werke über Literatur und Kunst („Torso", „Lessing's Leben") wie durch mehrere Monographien aus der Geschichte des Alterthums („Tiberius"; „Cleopatra") bekannten Schriftsteller Adolph Stahr. — Von der in den höhern literarisch und künstlerisch gebildeten Kreisen Berlins herrschenden krankhaften Ueberspannung lieferte Charlotte Sophie **Stieglitz**, die geistig reichbegabte Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz, einen tragischen Beweis. Sie gab sich selbst den Tod, in der Absicht, ihren Gatten durch einen tiefen Schmerz zu größerer Thätigkeit und Kraftentfaltung zu spornen und dadurch sein von Mißmuth und Verstimmung gelähmtes poetisches Talent productiver zu machen.

Ch. Sophie Stieglitz † 1834.

H. Stieglitz 1803—1851.

Für ihren Gatten hatte dieses erschütternde Ereigniß, diese freiwillige Selbstaufopferung einer starken, aber verirrten Seele, nicht die beabsichtigte Wirkung. Er führte von dem an ein unstetes Wanderleben, bis er sich zuletzt in Venedig niederließ, wo er auch starb, und was er seitdem gedichtet („Gruß an Berlin", ein Zukunftstraum, u. a.) steht dem Frühern („Bilder des Orients"; „Stimmen der Zeit in Liedern" u. a. m.) an Werth nach. — In der Romanliteratur haben viele Frauen bald durch Uebersetzungen und Nachahmungen, bald durch Originalwerke nach Ruhm und Unsterblichkeit gestrebt; aber unter den vielen Namen, die jeder Meßkatalog zu Tage förderte, sind außer der einer frühern Zeit angehörenden Karoline **Pichler** aus Wien und Johanna **Schopenhauer** nur noch die durch mehrere geschichtliche Romane („Godwie Castle", „St. Roche", „Thomas Tyrnau" u. a.) bekannte Auguste von **Paalzow**, Klinger's Freundin Fanny **Tarnow** (Natalie), die mit Levin Schücking vermählte Luise von **Gall** durch ihre Frauennovellen, die schwedische Schriftstellerin Friederike **Bremer**, deren auch ins Deutsche übersetzte Romane („Die Nachbarn", „das Haus" u. a.) das schwedische Familienleben nach den verschiedensten Seiten mit Wahrheit darstellen; die im September 1852 auf Java verstorbene „Therese" (geb. v. Struve, verheirathete v. Lützow), und Elise Polko (geb. Vogel) Verfasserin der „musikalischen Märchen", zu einiger Berühmtheit gelangt.

K. Pichler 1769—1843.

J. Schopenhauer 1766—1838.

Frau v. Paalzow † 1874.

Fany Tarnow 1783—1862.

Fr. Bremer 1801—1865.

Eine ähnliche Richtung wie Friederike Bremer nahm auch Henriette Wilhelmine **Hanke**, die Verfasserin mehrerer gutgemeinten, häuslichen Sinn und fromme Sitte erweckenden, aber ohne hervorragendes Talent geschriebenen Romane („die Freundinnen"; „die Perlen"; „die Schwiegermutter" u. a.) und Ottilie **Wildermuth** aus Schwaben, deren Romane und Novellen Wärme und Zartheit der Empfindungen und poetische Darstellung kund geben („Bilder aus der schwäbischen Heimath"; „Auguste. Ein Lebensbild"). Die früher gepriesene, dann vergessene Helmina **v. Chezy**, eine Enkelin der Karschin (§. 105), gehört der Zeit und der Richtung der Romantiker an. Von ihrem vielbewegten Leben, das sie in Genf beschloß, geben die nach ihrem Tode erschienenen Denkwürdigkeiten ein anziehendes Bild.

Wilhelmine Hanke 1785—1862.

Helmina v. Chezy 1783—1856.

Als lyrische Dichterinnen haben sich bekannt gemacht Adelheid v. Stolterfoth durch ihre „rheinische Lieder und Sagen", Luise v. Plönnies aus Hessen, sowohl durch kunstvolle Uebersetzungen französischer und englischer Dichter als durch eigene Gedichte (der Sonettenkranz „Abälard und Heloise"; „Gedichte"; die niederländische Sage „Marieken von Nymwegen", ein weiblicher Faust und Tannhäuser, und vor Kurzem „die sieben Raben", liebliche Bilder aus der deutschen Märchenwelt), die Oesterreicherin Betty Paoli u. A. m. In der dramatischen Poesie erlangte Charlotte Birch-Pfeiffer einigen Ruf, hauptsächlich darum, weil sie jeden beliebigen Stoff in eine bühnengerechte Form einzukleiden verstand, während Elise Schmidt durch mehrere Stücke im wilden kraftgenialischen Geiste Hebbels („Judas Ischarioth"; „der Genius und die Gesellschaft";

„Machiavelli") bald anzog, bald abstieß. Die Werke der Frau Birchpfeiffer, ohne tiefern Gehalt, haben keinen andern Werth, als daß sie gleich den Kotzebue'schen sich leicht aufführen lassen und empfindsamen Gemüthern eine flüchtige Rührung bereiten. — Als Verfasserin anziehender Jugendschriften von sittlicher Tendenz und gediegenem Inhalte verdient Thekla von Gumpert eine rühmliche Erwähnung.

Ida v. Hahn-Hahn. Ida Gräfin von **Hahn-Hahn**, geb. 1805 im Meklenburgischen, Tochter eines sonderbaren Mannes, der durch thörichte Theaterunternehmungen den größten Theil seines Vermögens verschwendete, war drei Jahre (von 1826—1829) mit dem reichen Grafen von Hahn vermählt, ließ sich dann aber von ihm scheiden und führte seitdem ein unstetes Wanderleben, während dessen sie nicht blos fast alle Länder Europa's, sondern auch den Orient bereiste und zum Gegenstand ihrer schriftstellerischen Thätigkeit machte („Jenseits der Berge", „Reisebriefe", „Erinnerungen aus und an Frankreich", „Ein Reiseversuch im Norden", „Orientalische Briefe"). Von ihren in den exclusiven Kreisen beliebten Romanen folgten rasch auf einander: „Aus der Gesellschaft", „der Rechte", „Gräfin Faustine", „Ulrich", „Sigismund Forster" und als Fortsetzung „Cecil". Auch als lyrische Dichterin ist sie aufgetreten. Ihr Streit mit dem Operateur Dieffenbach wegen ihrer Augenkrankheit und mit der Redaction der Allgemeinen Zeitung wegen ungünstiger Recensionen gaben Zeugniß von ihrem unverträglichen Charakter. —

K. Pichler Karoline **Pichler**, geb. zu Wien 1769, Tochter des Hofraths von Greiner, genoß einer vortrefflichen Erziehung unter der Leitung ihrer Mutter, die einst Maria Theresia als Waise zu sich genommen und zur Vorleserin gebildet hatte. 1796 vermählte sie sich mit dem Regierungsrath Andr. Pichler. Nach einigen „Idyllen" und unbedeutenden Dichtungen verfaßte sie ihren berühmtesten Roman „Agathokles", worin sie im Gegensatz zu Gibbon's freireligiösen Urtheilen „den wohlthätigen und beglückenden Einfluß des Christenthums auf die Veredlung der Menschheit" darzustellen versuchte. Ihre übrigen meistens historischen Romane („die Grafen von Hohenberg", „Ferdinand II.", „die Belagerung Wiens von 1683", „Henriette von England" u. a. m.) sind weniger bedeutend und die erst nach ihrem Tode als Nachlaß erschienenen „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" leiden an breiter Geschwätzigkeit. —

J. Schopenhauer Johanna **Schopenhauer**, geb. 1766 in Danzig, führte ein bewegtes, wechselvolles Leben und starb 1838 in Jena. Als Künstlerin und Kunstkennerin machte sie sich zuerst in der schriftstellerischen Welt bekannt durch ihres Freundes „Fernow's Leben"; dann folgten eine Anzahl Reiseschriften und Novellen („Reise durch England und Schottland", „Reise durch das südliche Frankreich bis Chamouny", „Ausflucht an den Rhein" u. a. Novellen, „Fremd und eigen") und endlich ihre Romane, worunter „Gabriele", „die Tante", „Sidonia" am bekanntesten sind. Von ihrer Tochter Adele Schopenhauer rühren her: „Haus-, Wald- und Feldmärchen" u. a. Ihr Sohn, Arthur Schopenhauer (1788—1860), ein geistvoller Sonderling, hat sich durch seine philosophischen Schriften viele Bewunderer und viele Gegner erworben.

III. Die deutsche Wissenschaft.

§. 147. Die Aufgaben. Während die Poesie und Kunst das Reich des Schönen zu erschließen und zu erweitern und das Leben durch ästhetische Genüsse zu veredeln und zu bereichern bemüht war, suchte die Wissenschaft in die Natur und in die Menschenwelt einzudringen, suchte die Geschichtschreibung durch Erforschung und Darstellung der Thaten und Bestrebungen früherer Generationen die Nachgebornen über die Zustände und Erlebnisse der Vergangenheit zu unterrichten, die Continuität des Menschengeschlechts durch alle Jahrhunderte festzuhalten und der Gegenwart die Arbeit und die Errungenschaften der Vorfahren zu bewahren; suchte die Jurisprudenz die Rechtsnormen und Rechtsinstitute zu erzeugen und zu beleuchten, unter welchen das staatliche und gesellschaftliche Zusammenleben seinen geordneten Lauf vollbringen könnte; suchte die Naturwissenschaft auf dem Wege der Induction mittelst Beobachtung und Erfahrung der Natur ihre Kräfte und Wirkungen abzulauschen, die Erscheinungen und Vorgänge in der physischen und materiellen Welt zu begreifen und zu erklären, die Naturdinge des Universums in ihrem Entstehen, Bestehen und Vergehen zu erforschen, das Weltall und die kosmische Ordnung und ihre Gesetze zu ergründen; suchte die Theologie in die Wahrheiten der Religion, in das Wesen und die Bedeutung der Offenbarung einzudringen und die Entstehung und Fortbildung der Glaubenslehren und den Gang des kirchlichen Lebens zu erfassen und darzuthun, und auch die Philosophie, wenn sie gleich durch kein neues weltbeherrschendes System die früheren Lehrgebäude verdrängte, vielmehr ihre Aufgabe in der kritischen und historischen Behandlung älterer Philosophen zu lösen suchte, wie H. Ritter in Göttingen, wie Trendelenburg in Berlin, wie Ed. Zeller in Heidel-

berg und sein Nachfolger auf dem akademischen Lehrstuhl Kuno Fischer u. A. behauptete dennoch ihre Macht und hohe Stellung im Reiche der Wissenschaft, indem sie die durch Kritik und Empirie erlangten Resultate zur Aufstellung allgemeiner Gesetze verwerthete und den andern Wissenschaften Formen und Methode zum abstracten Denken und zur Speculation darbot. Hat die Philosophie von dem kühnen Constructionsverfahren früherer Jahre abgelenkt, hat sie es aufgegeben, die geistigen und physischen Lebensfunctionen der Natur und Menschenwelt durch eine mächtige aber einseitige Geistesarbeit zu umspannen; so hat sie dennoch ihre Würde als „Weltweisheit" zu wahren gewußt. Nur an ihrer Hand und mit ihrer Hülfe konnte die Naturwissenschaft zu einer Theorie der Genesis der Erde und ihrer Zeugungen gelangen, konnte der Versuch gewagt werden, in dem Gebiete des geschichtlichen Lebens eine bestimmte Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, die menschliche Willensfreiheit und die Handlungen selbstbewußter Persönlichkeit unter die Macht einer naturnothwendigen Causalität zu bannen, konnte die Philologie zur vergleichenden Sprachwissenschaft aufsteigen, wie sie dem Geiste eines Wilhelm von Humboldt vorgeschwebt. Auch Arthur Schopenhauer, der nach vielen Reisen in Frankfurt lebte und starb, suchte in seinem Hauptwerk „die Welt als Wille und Vorstellung" weniger ein System nach inneren Denkgesetzen zu construiren, als die gegebene Welt zu entziffern, ihren Sinn und ihre Bedeutung zu erfassen und in den Erscheinungen des Willens in seinen verschiedenen Abstufungen und Brechungen die Natur und die Menschenwelt zu begreifen. Schopenhauer 1788—1860.

Als ein großer Schritt zur Vermehrung und Verbreitung wissenschaftlicher Bildung muß die Einrichtung der öffentlichen Vorträge betrachtet werden, eine Sitte, die immer weitere Dimensionen annimmt und die Wissenschaft zum Gemeingut aller Stände und jedes Alters und Geschlechts zu erheben bezweckt. Wurde früher die Wissenschaft als das Sondergut kleiner abgeschlossener Gelehrtenkreise betrachtet und behandelt, so trat in den letzten Jahrzehnten ein lebhaftes Streben zu Tage, die Resultate gelehrter Studien, Forschungen und Untersuchungen in gemeinverständlicher populärer Fassung Jedermann begreiflich und zugänglich zu machen, ein Streben, das von der mündlichen Rede bald seinen Weg in die Schrift fand, so daß populäre Vorträge über alle Zweige der Wissenschaft und Kunst neben den zahlreichen Zeitschriften in den verschiedenen Culturgebieten zu einer eigenen Literaturgattung heranwuchsen. Begünstigt wurde diese Richtung durch die Zunahme des Associationswesens, durch die Wanderversammlungen und durch die größeren und kleineren Zusammenkünfte und Vereine von Fachgenossen. Nicht nur, daß die Gleichgesinnten in Kirche und Staat von Zeit zu Zeit zusammentraten, um ihre Interessen zu besprechen und gemeinsame Schritte zur Erreichung ihrer Zwecke zu beschließen, wie die katholischen Vereine, wie der Kirchentag, der Protestantentag und die Zusammenkünfte des Nationalvereins; auch die Philologen und Schulmänner, die Naturforscher, die Juristen, die Lehrer hielten periodische Versammlungen zur Förderung ihrer gemeinschaftlichen Interessen, und die Germanisten, die Männer der deutschen Wissenschaft auf dem Gebiete des Rechts und der Geschichte, tagten in den Jahren 1846 und 1847 in Frankfurt und Lübeck. Unter König Max II. von Bayern wurde im Jahre 1858 eine eigene historische Commission gegründet, die mit der Münchener Akademie in Verbindung gesetzt und von dem König mit Geldmitteln ausgestattet, sich die wichtige Aufgabe gestellt hat, die Geschichte der deutschen Wissenschaft in allen ihren Zweigen durch sachkundige Männer anfertigen zu lassen und die Vergangenheit des deutschen Volkes und Reiches durch Herausgabe von Städtechroniken und öffentlichen Urkunden aufzuhellen. Für die Kunst waren die Ausstellungen in den größeren Städten eine ähnliche anregende Bildungsschule. Concentration u. Popularisirung der Wissenschaften durch Vorträge u. Versammlungen.

1. Theologie.

§. 148. Auf dem, fast in Deutschland allein mit Ernst und Ausdauer cultivirten Gebiete der Religionswissenschaft, der speculativen Theologie, der Dogmatik und Ethik, der biblischen Kritik und Auslegungskunst sah es zu Anfang des laufenden Jahrhunderts gar viel anders aus als jetzt. In vieler Beziehung stehen sich die Zustände von damals

und heute direct gegenüber. Dies bestätigt sich zunächst, wenn wir einen Blick auf die
Kathol. Kirche. katholische Theologie und ihr Verhältniß zum Protestantismus werfen. Nachdem die politische Macht der katholischen Kirche in Folge des Lüneviller Friedens aufgehört und die Rheinbundsacte die letzten Reste bestehender Rechtsungleichheit der Confessionen beseitigt hatte, schien es, als ob die Confessionsschranken überhaupt allen und jeden Halt im Bewußtsein der Zeit verloren hätten. Vielfach fanden, wie schon zuvor im consularischen und kaiserlichen Frankreich, so jetzt auch in Deutschland zwischen katholischen und protestantischen Geistlichen die freundlichsten Beziehungen statt. Hochstehende katholische Theologen, wie von Dalberg, von Wessenberg, Johann Michael Sailer, Werkmeister u. A. verbreiteten eine humane und tolerante Gesinnung in den weitesten Kreisen; katholische Dogmatiker jener Zeiten suchten den Ertrag der philosophischen Systeme von Kant und Fichte für die Glaubenslehre zu verwerthen, und in dem Felde der biblischen Archäologie und Kritik lieferten Jahn und Leonhard Hug Arbeiten, welche gerade ebenso gut auch hätten von protestantischen Theologen jener Zeit können geschrieben sein. Diese letztern ihrerseits setzen zwar den alten Streit zwischen dem Rationalismus, welcher das höchste Gesetz in der Vernunft als einer natürlichen Offenbarung, und aus dem Supernaturalismus, der dasselbe in einer heiligen, auf übernatürliche Weise vermittelten Überlieferung erkennt, noch fort, wiewohl mit abnehmender Kampflust auf beiden Seiten; noch mehr war der Gegensatz des lutherischen und des reformirten Princips damals zurückgetreten. Dafür charakterisiren und gruppiren sich die theologischen Richtungen nach der Stellung, welche sie zu den nacheinander hervortretenden und auch Dogmatik und Ethik beherrschenden Systemen von Kant, Fichte, Fries, Jacobi, Schelling, Hegel einnehmen. Der Sinn für geschichtliches Werden und Wachsen ist dabei allerdings vielfach zu kurz gekommen, wie namentlich die Auslegung alt- und neutestamentlicher Urkunden bewies. Während bei ihrer Erklärung auf der einen Seite die Theologen aus der Schule Kants es blos auf Herausstellung eines moralisch nutzbaren Sinnes abgesehen hatten, strebten die speculativen Köpfe ganz unabhängig von dem, was der Verfasser wirklich gesagt hatte, vielmehr nach der Erreichung desjenigen, was derselbe ihrer Meinung nach eigentlich hätte sagen sollen, d. h. sie verlegten die Religionssysteme der neueren Schulen in die Bibel.

Diese letztern bilden nun freilich bereits den Uebergang zu einer zweiten, zunächst romantisch gefärbten, späterhin entschieden reactionär werdenden theologischen Richtung. Wie durch Kant der moralische Charakter des Christenthums, so kam der Ideengehalt
Schelling 1775—1854. desselben durch Schelling zur Anerkennung und Verwerthung. In seiner Nachfolge und Schule wurden gerade diejenigen Dogmen, welche der herkömmliche Rationalismus am meisten in Mißcredit gebracht hatte, Dreieinigkeit, Gottessohnschaft und Versöhnung, als die tiefsinnigsten Mysterien der Religion und die höchsten Probleme der Philosophie zugleich aufgefaßt. Dies Alles geschah zunächst freilich in entschieden pantheistischem Sinne, wie denn auch derjenige Theologe, welcher nebst Schelling und Hegel den nachhaltigsten und fruchtbarsten Einfluß auf die Gestaltung der neueren protestantischen Religionswissenschaft
Schleiermacher 1768—1834. ausgeübt hat, Friedrich Schleiermacher, in der ersten, romantischen Zeit seines Auftretens damit begann, dem Pantheismus, welchen Schelling philosophisch ausbaute, auch von der religiösen Seite her eine neue Bedeutung zu verleihen.

Dieser Mann, gleich ausgezeichnet als Schriftsteller wie als Redner, und letzteres wieder auf der Kanzel so gut wie auf dem Katheder, wo er über fast alle Fächer der Theologie und der Philosophie Vorträge hielt, wurzelte durch Geburt und Jugenderziehung in der Frömmigkeit der Brüdergemeinde; aber ausgebreitete Studien philologischer und philosophischer Art hatten ihn frühe mit allen Instanzen vertraut gemacht, die Weltweisheit, Skepticismus und Aufklärung gegen das positive Christenthum aufgestellt hatten; insonderheit aber war es die genaue Erforschung der Werke Platons und Kants, nicht minder die Bekanntschaft mit Spinoza, Fichte und Schelling, was ihn zu einer höhern, die bisherigen Gegensätze von Rationalismus und Supernaturalismus überbietenden, Anschauung vom Wesen der Religion förderte, zumal er selbst seinen religiösen Genius auch in den Tagen

des kühnsten Zweifels nie verleugnete und, gleichviel wie sich auch die Fragen nach dem persönlichen Gott und individueller Unsterblichkeit in ihm gestalten mochten, doch ein Leben ohne Religion und Glauben, ohne christliche Gemeinschaft und Kirche als nichtig und inhaltsleer schätzte. Es war gerade um die Wende der Jahrhunderte, als Schleier- 1799—1800.
macher zuerst vor die Nation trat in den beiden eng zusammengehörigen Schriften „Reden über die Religion" und „Monologen". Beide tragen nicht blos die Grundzüge seiner eigenen Individualität, sondern auch das Gepräge jener Zeit, die sich so mächtig für Selbstbeschauung und Vertiefung in den innersten Gefühlsgrund enthusiasmirte. Es ist der Idealismus Fichte's auf seiner Spitze, wenn die „Monologen" in der Sprache des stolzesten Selbstgefühls den jenem Geschlechte wie ein leuchtendes Gestirn aufgegangenen Begriff der Individualität feiern und ein souveränes Ich proclamiren, welchem die ganze Welt der Stoffe gleichsam nur als vergrößerter Leib dienen muß, die eigensten Zwecke zu erreichen, während es sich jeden Einwirkungen von außen kühn entgegenstellt, jeder Abhängigkeit entschlägt. Die Voraussetzung dieser Selbstgespräche bildet freilich die Annahme einer unmittelbaren Einheit des kräftig und gesund fühlenden Individuums mit dem lebenden Weltall selbst — und dieser Gedanke bildet das Thema, dem die „Reden über die Religion" gewidmet sind. Dieselben haben ihren Verfasser zuerst in Berlin, wo er damals Prediger an der Charité war, bekannt gemacht und den Grund zu seiner späterhin so erfolgreich und nachhaltig geübten Thätigkeit für Erweckung eines neuen religiösen Lebens gelegt. In ihnen entrollte Schleiermacher zuerst ein allgemeines und ideelles Bild der Religion, wo er ihr abstreift, was Staat, Wissenschaft, Priesterthum, Unduldsamkeit, Streitsucht und die sinnliche Vorstellungsweise des Volks ihr Falsches, Beschränktes und Unwesentliches angehängt haben; er schildert mehr das Wesen der Frömmigkeit, der Ergebung an Gott, das Gefühl der Gemeinschaft mit dem Unendlichen und zeigt, wie natürlich und unvermeidlich diese Gefühle in ihrer Reinheit dem menschlichen Gemüthe sind. Er gewinnt dann jene Angeredeten durch die höchst unpriesterliche Unbefangenheit, mit der er die unmündigen sinnlichen Begriffe von Gott und Unsterblichkeit, von Wundern und Offenbarung u. A. preisgibt, den blinden Autoritätsglauben als einen sclavischen Dienst verwirft, die Religion in jeder Gestalt und Erscheinung ehrt. Der Standpunkt, welchen Schleiermacher damals, als noch „sein frischer, stets fröhlicher Geist einem kühnen Heroen gleich war in trübster Zeit", einnahm, ist durchaus bezeichnet durch die Idee des Zusammentritts des allgemeinen Lebens mit dem besonderen, eine Vereinigung, für deren Vollzug er nur einen Ort im menschlichen Geiste kennt, nicht das Denken, nicht das Wollen, sondern die dunkeln tief liegenden Regionen des Gefühls. Hatte die Orthodoxie vergangener Jahrhunderte die Religion ganz in das Erkennen und Begreifen der sogenannten Glaubenswahrheiten verlegt, hatten Kant und der Rationalismus sie ganz in Moral aufgelöst, so sah jetzt Schleiermacher im Anschlusse an die romantische Zeitströmung in ihr nur Empfindung und Geschmack für das Unendliche, er machte sie ganz zur Sache des Gefühls. Und zwar ist es das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit, welches er später in seiner „christlichen Glaubenslehre" mit der Religion indentificirte, um auf dieser Grund- 1821.
lage eine ebenso scharfe, wie doch auch wieder wesentlich conservativ wirkende Kritik an dem überkommenen Dogmenstand zu üben. Schleiermacher hat es in diesem Buche, von welchem sich eine neue Periode der Theologie datirt, unternommen, die alte, ehrwürdige Ruine der christlichen Dogmatik noch einmal wohnlich einzurichten, indem er daran ging, den eigentlichen Gehalt des Glaubens derjenigen Zeitgenossen, welche ebenso sehr als gebildet wie als religiös angeregt gelten konnten, zu verzeichnen und gegen ungerechtfertigte Uebergriffe sowohl des Rationalismus als des Supernaturalismus abzugrenzen. Dabei versäumte er freilich nicht darauf hinzuweisen, daß das Dogma niemals als Gegenstand, sondern immer nur als Ausdruck des religiösen Glaubens in Betracht kommen könne und deshalb einer ständigen Fortbildung unterworfen sei. Verwerfung einer bestimmten Formel über Gott und göttliche Dinge sollte nicht mehr länger Unglaube an das Göttliche heißen. Wie für die Pfleger der Naturwissenschaften nicht ein Buch oder ein System von der

Natur, sondern die Natur selbst der Gegenstand, die Formel dagegen der den Bedürfnissen des Augenblicks Genüge leistende, aber in steter Veränderung begriffene Ausdruck der erlangten Kenntniß ist, so ist auch das Dogma in der Religion nicht der Gegenstand des Glaubens, sondern der Ausdruck dessen, was des Menschen religiöses Bewußtsein von Gottesahnungen umschließt. Jedes Geschlecht spricht in dieser Beziehung seine eigene Sprache, und so ist es bezeichnend genug, daß Schleiermacher die Dogmatik aus dem Bereiche der systematischen Fächer in den der historischen hinüberpflanzte. Nicht aber als ob er sich damit begnügt hätte, die Religion nur wissenschaftlich, historisch zu begreifen; ihm kam es gegentheils vor Allem darauf an, ihr ewiges Feuer in sich und Andern wach zu erhalten und gleichsam die Wärmeempfindung dafür zu schärfen, und schon dadurch unterschied er sich von derjenigen Schule der gleichzeitigen Theologie, welche vor Allem die Resultate der philosophischen Entwickelung in selbständiger und geistvoller Weise für die Daub 1765—1836. Dogmatik zu verwerthen suchte, wie besonders **Daub** in Bezug auf das System Schellings, **Marheineke** in Bezug auf dasjenige Hegels that. Ein Hauptsitz dieser neuen Theo- Marheineke 1780—1846. logie war einige Jahre über die durch den Großherzog Karl Friedrich von Baden neubelebte Universität Heidelberg, wo außer Daub und Marheineke nicht blos der, durch seinen, die natürliche Wundererklärung durchführenden Evangeliencomentar bekannte Vorkämpfer Paulus 1761—1851. der „Denkgläubigkeit“ und Typus des Rationalismus **Paulus** noch lange wie eine einsame Säule unter den jüngeren Geschlechtern aufrecht stand, sondern auch **De Wette** DeWette 1780—1849. auftrat, welcher die Philosophie von **Fries** zu einer ästhetisirenden Auffassung der Religion verwendete — ein glücklicher Versuch, die beiden sich entgegenstehenden Richtungen des Rationalismus und Supernaturalismus zu vermitteln und eine geschmackvollere und tiefere Theologie anzubahnen. Gleichfalls in Heidelberg wirkte als praktischer Theologe Schwarz 1766—1837. und Pädagoge **Schwarz**, und eben daselbst habilitirte sich als Docent zuerst **Neander**, ein geborener Jude, welcher seinen Namen durch eine Reihe von kirchengeschichtlichen Neander 1789—1850. Arbeiten, die alle, im Contraste zu den gleichfalls sehr bedeutenden, aber einen einseitigen Pragmatismus befolgenden Schriften von **Planck** und der rein sachlich gehaltenen, aber werthvollen Darstellung **Gieseler's**, zweier Göttinger Historiker, im Geiste einer positiv gläubigen, aber mild und wohlthuend wirkenden Frömmigkeit gehalten sind. Im Jahre 1811 wurden **De Wette**, **Marheineke** und **Neander** nach Berlin berufen, wo sie im Verein mit Schleiermacher die in den zwanziger und dreißiger Jahren berühmteste theologische Facultät bildeten. Nur **De Wette's** Bleiben daselbst war nicht lange, da ihn ein Trostschreiben, welches er an die Mutter des unglücklichen Sand gerichtet hatte, zur Flucht nach Basel nöthigte, wo er die alt- und neutestamentlichen Schriften mit kritischem Forschungsgeist behandelte, dem Verstand und ästhetischen Gefühl im Kirchenglauben und der Moral im christlichen Leben ihre Bedeutung wahrte, aber auch „in den Dogmen der Kirche eine nothwendige heilige Poesie als das Gemeingefühl der Kirche vermittelnd“ nachwies. Er war und blieb zeitlebens einer der treuesten, fleißigsten und gewissenhaftesten Mitarbeiter auf dem Gebiete theologischer Forschung.

Die weitere Entwickelung der Theologie knüpft sich zunächst an den nunmehr in Berlin sich herausstellenden Gegensatz zwischen **Schleiermacher**, welcher die Religion als eine Sache für sich auffaßte und bei der Erhebung der im unmittelbaren Gottesgefühl Hegel 1770—1831. erschlossenen Schätze jede Betheiligung der Philosophie ablehnte, und **Hegel**, welcher sich im Namen der letztern eine solche Ausschließlichkeit nicht gefallen lassen wollte und die Dogmatik philosophisch zurechtzulegen und zu bearbeiten begann. Hatte jener das Wesen der Religion in das Gefühl gesetzt, um sie dadurch als das unmittelbare Thatsächliche zu bezeichnen, so wollte dieser nur das Denken für den Ort im menschlichen Geiste halten, worin das endliche Bewußtsein sich zu seinem höchsten und ewigen Inhalte erhebt. Die Philosophie habe dasselbe in der höheren Form des Begriffes, was die Religion nur in der untergeordneten Form der Vorstellung besitze; für alle Denkfähigen sei es daher strenge Nothwendigkeit, von der Vorstellung zum Begriffe fortzuschreiten oder, wie dann **Strauß** deutlicher sagte, aus der Gemeinde der Gläubigen in diejenige der Wissenden überzutreten.

Aber es dauerte einige Zeit, bis diese verneinenden Consequenzen im ferneren Ver- Die
laufe dieser Religionsphilosophie an das Tageslicht traten. Zunächst haben nach Anleitung Hegelsche Rechte.
des allem „seichten" Fortschritt gründlich abholden Hegel Theologen wie Daub und
Marheineke sich mit dem kirchlichen Glauben an Trinität und Menschwerdung, über-
haupt gerade mit denjenigen Dogmen, welche Schleiermacher zurückgestellt hatte, in das
vortrefflichste Einvernehmen zu setzen gewußt, und der Jurist Göschel hat aus den Werken
des Meisters die lutherische Rechtgläubigkeit in Bausch und Bogen herausgelesen. Der
Friede zwischen Theologie und Philosophie schien vollkommen und für immer hergestellt,
Glauben und Wissen schienen versöhnt. Aber nur allzubald sollte sich die Täuschung
offenbaren. Obwohl die Philosophie Hegels das Christenthum als die absolute Religion
gelten ließ, die, auf ihren Begriff zurückgeführt, die Vollendung des göttlichen Selbst-
bewußtseins in der Menschheit, die Versöhnung aller höchsten und letzten Gegensätze be-
deute, so trug sie doch, wie sich in der Folge auswies, was aber die rechte Seite der
Schule der Linken lange bestritt, ein wesentlich pantheistisches Gepräge. Hatte sich so Die
der erste Streit entsponnen um die Bedeutung der Persönlichkeit sowohl Gottes als des Hegelsche Linke.
Menschen, so that sich bald ein noch klaffenderer Gegensatz bezüglich jenes Punktes, wo sich
Gottheit und Menschheit in der Form eines einheitlichen Bewußtseins berühren sollten, kund.
Es war ein schwäbischer Theologe, Schüler sowohl Hegels als Schleiermachers, David Strauß
Friedrich Strauß, welcher in seinem „Leben Jesu" einen völlig zersetzenden Einfluß geb. 1808.
auf alle bisherige Theologie zu üben begann. Von dem Grundsatze Hegels ausgehend,
daß es die Art der Idee nicht sei, ihren unendlichen Inhalt in Ein Exemplar auszu- 1835.
schütten, stieß er den Begriff des Gottmenschen, in welchen die speculative Philosophie mit
priesterlicher Würde ihre tiefste Bedeutung niedergelegt hatte, wenigstens insofern um, als
diese Philosophie bisher gewohnt war, von dem logischen Verhältnisse der göttlichen und
menschlichen Natur, davon diese die „Wirklichkeit" jener, jene die „Wahrheit" dieser sei,
ganz unbefangen auf die geschichtliche Person Jesu überzugehen, als in welcher jene Ein-
heit geschichtlich und augenfällig vorliege. Statt dessen behandelte Strauß in meister-
hafter, blendender Darstellung sämmtliche Bilder, welche die evangelische Geschichte auf-
rollt, als Dichtungen, d. h. als Producte der absichtslos dichtenden Sage, als all-
mähliche, den alttestamentlichen Inhalt im neuen Testament wiederholende Schöpfungen
der ihren Herrn und Meister verehrenden Gemeinde. Nachdem so mit großem Aufwande
von Verstandesschärfe und historisch-kritischer Kunst und Gelehrsamkeit die Wahrheit der
evangelischen Erzählungen von Jesu Leben, Lehren, Leiden und Auferstehen aufgelöst und
als letzter Rest von Geschichtlichkeit, nachdem die „Nebel der Mythen" sich zertheilt, der
„religiöse Genius" Christi und des Christenthums ans Licht getreten war, erhob sich auf
theologischem und kirchlichem Gebiete eine Bewegung von längst nicht mehr dagewesener
Lebhaftigkeit und Bedeutung. Das „Leben Jesu" war der zündende Funke, durch welchen
der schon lange zusammengehäufte Brennstoff in lichterlohe Flammen gerieth. Zur Löschung
des Brandes erschienen die alten und neuen Orthodoxen, die frommen Anhänger Hegel's
und die übrigen positiven Philosophen, die Vermittelungstheologen; eine Fluth von Dar-
stellungen des Lebens Jesu folgte in den nächsten Jahren, von welchen indessen nur die
eine des Leipziger Philosophen Weiße der Wissenschaft wirkliche Dienste geleistet und auf 1838.
die, im Mangel einer soliden Quellenkritik beruhenden, Mängel des Unternehmens von
Strauß aufmerksam gemacht hat.

Aber auch mit anderen als rein wissenschaftlichen Waffen wurde gekämpft. Obwohl
mit dem christlichen Volksglauben im Zwiespalt, wurde Strauß von der liberalen Re- 1839.
gierung von Zürich auf einen theologischen Lehrstuhl der dortigen Universität berufen.
Aber der Sturz der Cantonsregierung durch das für seinen ererbten Glauben aufgestandene
Volk verhinderte die Ausführung. Der Ausgang des Anführers (B. Hirzel) bewies in
der Folge, daß die Bewegung keine reinen Ursprünge hatte. Strauß selbst ließ nun seine
„Glaubenslehre" erscheinen, worin er die ganze christliche Dogmatik als einen inneren 1840
Bildungs- und Zerstörungsproceß, als ein resultatloses Entstehen und Vergehen mit der

gewohnten Kälte historischer Beweisführung darstellte und namentlich alle Erscheinungen der Rückbildung, die versteckten Widersprüche, die allmähliche Zernagung aller festen Fäden des Dogmas durch den Zweifel mit erschreckender Deutlichkeit vorführte. Ihn zu über-
Bruno Bauer geb. 1809. bieten behandelte nun Bruno Bauer, Privatdocent der Theologie zu Bonn, die Evangelien als „literarische Producte, die auf dem Grunde des späteren Gemeindebewußtseins
1840. der Form wie dem Inhalte nach mit verschiedenem Glück und Geschick rein schriftstellerisch entstanden seien". Auch diese Ansichten wurden mit der Stellung eines Lehrers der Theo-
1842. logie für unvereinbar befunden, was seine Entfernung von der Universität und, als Antwort hierauf, seine Enthüllung der „theologischen Schamlosigkeiten" zur Folge hatte. Ein negirender Geist ohne die nothwendige Grenzlinie und gesunde Mäßigung, ist er später der Lobredner russischer Absolutie und griechisch-katholischer Uniformität geworden und endlich in das Lager des preußischen „Junkerthums" übergetreten.

Theologische Reaction. Durch solche Ueberschreitungen hatte sich die Sache der Kritik selbst am meisten geschadet, und es begann nun von Seiten der Kirche der Kampf auf Leben und Tod. Nicht blos konnte ein Lehrtalent wie Strauß keine Stelle mehr auf einem deutschen Katheder selbst der philosophischen Facultät finden, sondern es wurde ein förmliches Abschließungssystem gegen alle Wissenschaft mit steigendem Erfolg ins Werk gesetzt. Freisinnige Kundgebungen, welche man vor der großen Controverse über das „Leben Jesu" ganz unbefangen und unbedenklich äußern konnte, wurden nunmehr ganz anders aufgenommen; man sah in ihnen nur Consequenzen der Kritik von Strauß und sprach über sie nach demselben Maßstabe ab; bei jeder Gelegenheit erhob sich der Ruf „wider die Irrlehre", appellirte man an die Urtheilslosigkeit der Massen, rief das fromme Volksbewußtsein zu Hülfe und setzte sich mit den Staatsregierungen ins Vernehmen. Es wurde seither in den meisten deutschen Staaten, vorab in Preußen, Sachsen, Hannover, Bayern, Praxis, bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle nicht mehr nach der wissenschaftlichen Tüchtigkeit, sondern vor Allem nur darnach zu fragen, ob der Betreffende gläubig genug sei, um dem Interesse der Kirche gegenüber demjenigen der Wissenschaft nichts zu vergeben. Selbst solche Theologen, welche es zeitgemäß erachteten, bei vorkommender Gelegenheit der freien Wissenschaft das Wort zu reden, wurden immer schroffer und abstoßender gegen Alles, was ihnen nicht im Sinne des positiven Christenthums vorkam. Diese Richtung auf religiöse Repristination und kirchliche Reaction nahm ihren mächtigsten Aufschwung, seitdem der
1840. ihr ganz ergebene König Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestiegen hatte. Sofort wurde der Schule Hegel's, die alles Unglück verschuldet zu haben schien,
1841. der Krieg erklärt und Schelling von München nach Berlin berufen, daselbst „zur Heilung der von der Philosophie geschlagenen Wunden" zu wirken. In der That producirte der fast seit einem Menschenalter verstummte Denker sofort eine mystische, an den Neuplatonismus erinnernde Religionsphilosophie, worin er „die vollkommene Einigung der Wissenschaft mit einer Johanneskirche der Zukunft" verhieß.

Aber gegen den neuen Propheten in Berlin trat selbst der alte Rationalismus (Paulus) in die Schranken, und die so pomphaft in Scene gesetzte „Offenbarungsphilosophie" ist thatsächlich vollkommen spurlos vorübergegangen. Anstatt Schelling's wurden vielmehr
Hallische Jahrbücher 1838–42. ganz andere Leute eine Zeit lang die Männer des Tages, durch welche die vorhandenen Gegensätze ihre letzte Schärfung erhielten. Mit Arnold Ruge, dem Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher", die eingingen, nachdem sie eben das Christenthum für eingegangen
Feuerbach 1804–72. 1843–45. erklärt hatten, war auch Ludwig Feuerbach, gleichfalls an Hegel anknüpfend, schon bisher in den vordersten Reihen der negirenden Geister gestanden. Nunmehr erschienen seine Schriften über das Wesen der Religion und des Christenthums, geschrieben mit der Tendenz, „seine Nation vom Wahn der Religion überhaupt zu erlösen". Er erklärte das Christenthum für eine fixe Idee des in gemüthlicher Selbstsucht träumenden Herzens, alle Religion überhaupt für die welthistorische Täuschung der Menschheit, für einen Wahn des Geistes, aus dem erwachend der Mensch nur sich selbst finde. In der Religion verlege der Mensch vermöge einer auf den Wünschen seines kranken Gemüths beruhenden

optischen Täuschung sein eigenes Wesen außer sich und bete sich selbst als Gott an. Auch diese Kaltwassertaufe, welche über den warmen Gottesglauben von Jahrtausenden ausgegossen wurde, gefiel einer „mit Gott brouillirten“, an ihre eigene Göttlichkeit dafür um so gläubigeren Jugend. Vergebens kamen die Regierungen, besorgt über die irreligiöse und kirchenfeindliche Richtung des Zeitgeistes, die in ihren Extremen die tiefsten geistigen Grundlagen aller bestehenden Zustände aufzulösen drohte, der bedrängten Rechtgläubigkeit zu Hülfe, indem sie durch Entsetzung und Beschränkung ihrer Jünger der himmelstürmenden Wissenschaft Meister zu werden suchten; das deutsche Volk, „überall in Opposition mit dem Polizeistaat“, seinen Absichten und einer von der Regieruug begünstigten Weisheit gründlich mißtrauend, hörte darum nur um so willfähriger auf die verbotenen Lehren und erblickte in den vielfach hinter augenfällig kraft- und verdienstlosen Geister zurückgesetzten Schriftstellern die Verkündiger und Märtyrer der Wahrheit.

Einen großen Schlag versetzte aber dieser ganzen religionslosen und antichristlichen Bewegung das Jahr 1848 und die im Gefolge desselben hergehende Reaction, welche sogar die Vertreter der bisher mit der Wissenschaft möglichst in Fühlung gebliebenen Vermittelungstheologie (Nitzsch, Müller, Lücke, Ullmann) mehr oder weniger auf die Seite des kirchlich überlieferungsmäßigen Glaubens drängte, wie es denn dieser Schule je länger je mehr an Widerstandskraft gegen den unwissenschaftlichen Geist der modernen Kirchlichkeit und Orthodoxie gebrach, deren Vertreter ihrerseits sich gern an die Häupter jener im Ansehen der Wissenschaftlichkeit stehenden Theologen anschlossen, um durch sie die eigne Autorität zu stützen. Hatte bisher hauptsächlich der Weizen dieser Mittel- und Schwebetheologie geblüht, so wurde das anders, als in den fünfziger Jahren der wissenschaftliche Kampf hinter den neuerwachten kirchlichen Interessen zurücktrat. Jetzt herrschte Hengstenberg, der schon zu Schleiermacher's Zeiten Professor in Berlin geworden war und in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ sein berühmtes Denunciationsblatt gegründet hatte, unumschränkt, und die Lehrstühle der Theologie wurden allgemein in einer Weise besetzt, welche dieselbe nothwendig dazu führen mußte, aus der Stellung einer ebenbürtigen Facultät ganz heraus zu drängen. Es war das besonders das Werk der preußischen Culusminister von Raumer und von Mühler und des sächsischen Ministers von Falkenstein. Die Werke der meisten von diesen Männern beförderten Theologen sind rein scholastischen Gepräges und wissenschaftlich ohne alle Bedeutung. Namentlich siedelte sich die philologisch und historisch geschulte Behandlung des alten Testamentes bald ganz außerhalb des theologischen Gebietes an.

Die Vermittelungstheologen.

Hengstenberg. 1802—69. 1828.

Nichtsdestoweniger hatte sich ein kleines Häuflein ernst arbeitender Männer, zuerst auf den Universitäten von Tübingen, Straßburg, Jena, auch Zürich, Heidelberg, den Kopf kühl und das Gewissen gerade erhalten. Zwar schmolz die Zahl der Arbeiter bald sehr zusammen; viele wurden in andere Berufssphären gedrängt, manche ganz unterdrückt. Dennoch gelang es, die Continuität der Wissenschaft zu wahren und vor Allem auf dem Gebiete der biblischen Kritik und Geschichte Leistungen hervorzubringen, welche den Vergleich mit jeder anderen, unter günstigeren Bedingungen arbeitenden Wissenschaft aushalten können. Zunächst war dies das Verdienst der sogenannten „Tübinger Schule“, in welcher die von Strauß angeregte Bewegung endlich ihre gesunde Entwickelung in der Theologie selbst finden sollte; dem berühmten Haupt dieser Schule, Ferdinand Christian Baur und seinen begabten Anhängern und Fortbildnern, A. Schwegler, E. Zeller, K. Köstlin u. A., ist es in der That gelungen, ein neues zunächst höchst überraschendes, aber im Wesentlichen unleugbar reelles Licht auf die Verhältnisse des Urchristenthums und seine Entwickelungen zu werfen und die Normen und Gesetze der historischen Methode mit Sicherheit und durchschlagendem Erfolge auch auf dieses so spröd scheinende Gebiet anzuwenden. Besserungen und Modificationen, welche nicht blos von Anhängern der Schule, wie Hilgenfeld und Lipsius, sondern auch von Gegnern, wie Ewald und Ritschl, ausgegangen sind, ändern nichts Wesentliches an diesem Resultate. Die spätere Kirchengeschichte hat einen gelehrten und geschmackvollen Darsteller an Carl Hase in Jena, das

Tübinger Schule.

Baur 1792—1860.

Leben Jesu die eingehendste und gründlichste Bearbeitung von Seiten Keims in Zürich gefunden. Eben daselbst wirkte Alexander Schweizer, einer der begabtesten Schüler Schleiermachers, als praktischer Theologe, Historiker und Dogmatiker.

Neben dem historisch-kritischen Processe läuft auch in der neueren Theologie als die nicht minder wichtige andere Hemisphäre ein philosophisch-dogmatischer Proceß her, welcher an sicheren Ergebnissen dermalen jedenfalls noch ärmer ist. Während auf der einen Seite
1872. Strauß in seinem Schlußbekenntniß „der alte und der neue Glaube" dazu vorgeschritten ist, die Frage, ob „wir noch Christen sind", überhaupt verneinend zu beantworten, und sich, wie vorher auch schon Feuerbach gethan hatte, die Resultate der materialistischen Naturwissenschaft, durch humanistischen Idealismus und ästhetische Begeisterung gemildert, angeeignet hat, steht die große Masse der „systematischen Theologen" ihrer eigenen Aussage zufolge „auf dem Boden der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts" d. h. sie verhält sich, unter lebhaften Protesten gegen die jeweils weniger Gläubigen, mehr oder weniger eklektisch zu dem dort niedergelegten Gedankengehalt. Am prekärsten aber stehen im allgemeinen Durchschnittsbewußtsein dermalen die Actien der sogenannten theologischen Speculation, woran weder die redlichen Bemühungen des sogenannten speculativen Theismus, namentlich durch J.
Weiße 1801—1866. H. Fichte (den jüngeren) und Weiße vertreten, noch die geistvolle und zähe Gedankenarbeit R. Rothe's bis jetzt eine durchschlagende Aenderung herbeiführen konnten. Fast allgemein ist
Rothe 1799—1867. man der Ansicht, daß das lösende Wort für die Räthsel, welche sich auf dem Gebiete des religiösen Bewußtseins angehäuft haben, noch nicht gefunden ist.

2. Geschichtschreibung.

§. 149. In allen Wissenschaften spiegelt sich mehr oder minder der Geist und die Richtung der Zeit ab, in keiner jedoch mehr als in der Historiographie, welche unter den großartigen Zeitereignissen einen bedeutenden Aufschwung nahm und die Erfahrungen und Erlebnisse der reichen Gegenwart benutzend das Völkerleben aller Jahrhunderte in seiner
Niebuhr 1766—1831. Totalität zu durchdringen bestrebt war. Barthold Georg Niebuhr, ein im preußischen Staatsdienst und im akademischen Lehramt (in Bonn) einflußreich wirkender Mann, beleuchtete im ernsten Geist der Freiheitskriege, für die er aus allen Kräften thätig war, und mit der Fackel historischer Kritik die Geschichte Roms und sammelte mit rastlosem Fleiß und bewunderungswürdiger Belesenheit aus den Werken der Alten die zerstreuten Winke und Notizen zu seinem unsterblichen Werke, das eine neue Epoche in der Behandlung der Geschichte des Alterthums begründete. Nicht zufrieden, das Widersprechende der traditionellen Geschichte nachzuweisen und die Irrthümer in dem bisher für historisch Gehaltenen darzuthun, war Niebuhr zugleich bemüht, „die unter der Hülle der Sagendichtung verborgene Wahrheit zu erkennen und ans Licht zu bringen, die ältesten Zustände in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit widerherzustellen, aus den brauchbaren Werthstücken ein neues historisches Gebäude aufzuführen". Obwohl ein Bewunderer der antiken Republiken und der Kraft der römischen Plebejer, sah er doch in der französischen Revolution und ihrer Tochter, der Julikatastrophe, das größte Unheil für die
Schlosser 1776—1861. moderne Staatsordnung. Fr. Christoph Schlosser in Heidelberg faßt in seiner Weltgeschichte mit tiefem Blick die Lebensthätigkeit der Völker alter und neuer Zeit in ihrer Totalität auf, indem er die innige Verbindung der Literatur, Sitten und Denkweise mit den Erscheinungen des öffentlichen Lebens nachweist, und schildert in seiner Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts die Erscheinungen und Charaktere, die Thaten und Meinungen der jüngsten Vergangenheit mit Tiefe, Schärfe und Freimuth und mit dem strengen Richtmaß der Moral und des Rechts. Ausgerüstet mit umfassenden historischen Kenntnissen, übte er als akademischer Lehrer wie als unermüdlicher Schriftsteller und im kleinen Gesellschaftskreise als Erklärer des Dante einen anregenden
Rotteck 1775—1840. Einfluß auf die gebildeten Stände der deutschen Nation. Karl v. Rotteck aus Freiburg im Breisgau, ein Vorfechter liberaler Grundsätze mit Wort und Schrift, bediente sich der Weltgeschichte als Mittel zur Verbreitung politischer Ideen und demokra-

tischer Lehren unter dem Volke; während Heinrich Leo von Halle, ein fruchtbarer protestantischer Historiker von großem Wissen und beweglicher Natur, der für die Heeren-Ukertsche Geschichte der europäischen Staaten die „Geschichte von Italien" mit einer gewissen Wärme bearbeitete, in seinen späteren Jahren (in seiner Universalgeschichte u. a. W.) mit dem Zorn eines Dominikaners gegen die durch die Reformation und Revolution in die Welt gekommene Aufklärung eiferte, nur in der göttlichen Fürstenmacht, umgeben von einer starken Priesterschaft, nicht aber in einem in gesetzlicher Freiheit lebenden Volke das Heil der Welt, das Glück der Staaten erblickte und im „Eifer für die Sache des Herrn" die unbefangene menschliche Erwägung der Zeitbedürfnisse und Zeitrichtung verlierend „den Zeiger der Weltgeschichte zurückzustellen" sich bemühte. Verwandt mit seiner Richtung waren zwei protestantische Theologen Fr. Hurter, geb. 1786 in Schaffhausen, und Aug. Gfrörer († 1861), welche über der Bearbeitung kirchengeschichtlicher Werke (Papst Innocenz III. von Hurter; Gregor VII.; Kirchengeschichte; Geschichte der Karolinger von Gfrörer) sich so sehr in den Romanismus hineinlebten, daß sie zur katholischen Kirche übertraten. — A. H. L. Heeren in Göttingen stellte in seinen „Ideen über Politik, Verkehr und Handel &c. der alten Welt" und in andern historischen Werken über die vielseitige Lebensthätigkeit der Völker des Alterthums manche neue Ansichten auf; E. Wilh. Wachsmuth in Leipzig hat mit tiefer Gelehrsamkeit und gründlicher Forschung sowohl das hellenische Alterthum als die französische Revolutionszeit und die Culturzustände der verschiedenen Völker in allen Zeiten durchdrungen, und Friedr. Christoph Dahlmann, einer der bedeutendsten theoretischen Politiker der Gegenwart, hat, nachdem er sich in der Geschichte Dänemarks u. a. W. auch als geistvollen und gelehrten Historiker bewährt, in der Geschichte der englischen und französischen Revolution Politik und Geschichte verbunden, um Fürsten und Staatsmännern aus der Vergangenheit prophetische Winke und Warnungen über die zu wählende Regierungsweise zu ertheilen. Varnhagen von Ense, ein in das deutsche Staats- und Kriegsleben der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vielfach verflochtener Mann von Freimuth und patriotischer Gesinnung, hat in einer fruchtbaren literarischen Thätigkeit eine große Anzahl von Schriften geschaffen, die, wenn sie auch nicht der strengen Historiographie angehören, sondern auf dem Boden des Biographischen und Memoirenhaften sich bewegen, manches Licht über die behandelten Zeiten und Personen verbreiten. Seine Werke zeichnen sich besonders durch einen so geglätteten Prosastil aus, daß dadurch nicht selten aller Charakter und alle Eigenthümlichkeit verwischt wird, geben aber Zeugniß von einem frischen Auffassungsvermögen und einer jugendlichen Lebendigkeit. Heinr. Luden hat als akademischer Lehrer in Jena eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet, in zahlreichen Geschichtswerken („Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums und des Mittelalters" und die unvollendete „Geschichte des deutschen Volkes"; „Nemesis, Zeitschrift für Politik und Geschichte" u. a. W.) vaterländische Gesinnung und männlichen Freimuth dargelegt und in dem nach seinem Tode herausgegebenen Nachlaß „Rückblicke in mein Leben" viele interessante Bemerkungen über Personen und Ereignisse seiner Zeit mitgetheilt; von ihm angeregt hat sich Johannes Voigt, geboren 1786 zu Bettenhausen im Meining'schen, dem Studium der Geschichte gewidmet und während einer langen akademischen Wirksamkeit an der Universität Königsberg durch eine große Anzahl historischer Werke, unter denen die „Geschichte Preußens unter der Herrschaft des deutschen Ordens" den ersten Rang einnimmt, die Zeiten des Mittelalters zu beleuchten gesucht. Sein Sohn Georg Voigt (geb. 1827), dermalen Professor in Leipzig, hat die Laufbahn des Vaters verfolgt und die Ausgänge der mittelalterigen Lebensordnungen zum Gegenstand seiner Darstellungen gemacht („die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahr des Humanismus"; „Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter"). Gust. Ad. Stenzel, der als Jüngling in den Reihen der Freiheitskämpfer nach Frankreich zog und gegen das Ende seines Lebens im Frankfurter Reichsparlament thätig war, hat neben seinen akademischen Vorlesungen in Breslau eine Reihe historischer Arbeiten aus der vaterländischen Geschichte

Leo geb. 1789. Heeren 1760—1842. Wachsmuth 1784—1866. Dahlmann 1785—1860. Varnhagen v. Ense 1785—1858. Luden 1780—1837. J. Voigt geb. 1786. Stenzel 1792—1854.

verfaßt („Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern"; „Geschichte des preußischen Staats"; „Geschichte Schlesiens" u. a. W.). Friedr. v. Raumer schrieb seine „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" im Geiste und mit der Vorliebe eines Romantikers für die untergegangene Herrlichkeit der mittelalterlichen Welt, und Leopold v. Ranke, der Begründer einer historischen Schule, welche in ganz Deutschland zahlreiche Jünger und Anhänger zählt, suchte das bewegte Leben und die verwickelten Zustände der Reformationszeit in Deutschland, in Italien („Geschichte der Päpste"), in Frankreich und in England durch neue Forschungen aufzuhellen und durch lichtvolle und gewandte Darstellung anschaulich zu machen. Beherrschung des Materials mit geistreicher Auffassung und würdiger Verarbeitung verbindend hat Ranke die Kunst der Historiographie auf eine hohe Stufe der Vollendung geführt. Dahlmann's Freund und Gesinnungsgenosse, Georg Gottfr. Gervinus aus Darmstadt, einer der Göttinger Sieben, hat in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", oder, wie der Titel der vierten und fünften Auflage lautet „Geschichte der deutschen Dichtung" ein Werk ausgeführt, das an Tiefe der Forschung wie an freier, großartiger Auffassung und vaterländischer Gesinnung stets eine Zierde unserer Literatur bleiben wird, und hat dann in seinem gründlichen und geistreichen Werke über Shakespeare den Blick der deutschen Nation zur Zeit der größten politischen Verwirrung durch das Hinweisen auf das harmonische Schaffen dieses großen, klaren Geistes zu schärfen und aufzuklären gesucht. In seiner „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" unternahm er, den Gesetzen des Aristoteles folgend, die Construction der Weltgeschichte im Großen, indem er, gestützt auf den Verlauf der Geschichte im Alterthum und Mittelalter, den Entwickelungsgang des Staats in der neuern Zeit und den Charakter der geschichtlichen Zukunft zu bestimmen versuchte. Die Geschichte selbst, von der bei seinem Hinscheiden acht Bände, die Jahre 1815 bis 1830 umfassend, vollendet waren, ist ein Meisterwerk deutscher Historiographie sowohl an gründlicher Forschung als an edler Darstellung. Gg. Heinr. Pertz hat in dem „Leben des Freiherrn vom Stein" und „des Feldmarschalls Gneisenau" eine große Zeit an großen Persönlichkeiten geschildert und durch Herausgabe und Leitung der Quellen zur deutschen Geschichte (Monumenta) der vaterländischen Geschichtschreibung einen soliden Boden bereitet. Ludw. Häusser hat, nachdem er durch die „Geschichte der rheinischen Pfalz" die Vergangenheit seines Heimathlandes den nachgebornen Geschlechtern vor die Erinnerung geführt, in seiner „deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" die Gebrechen und den Fall des deutschen Reichs und die große Zeit der Freiheitskriege mit vaterländischem Sinn und kräftigem Naturalismus dargestellt und den Verlauf und die Bedeutung dieser welthistorischen Begebenheiten von deutschen Gesichtspunkten beleuchtet. Bei seinem frühen Tod wurde Heinrich v. Treitschke zu seinem Nachfolger in Heidelberg berufen, ein jüngerer Mann, welcher als Redacteur der „Preußischen Jahrbücher" in Schrift und Rede mit dem Muthe und dem feurigen Geiste eines siegesbewußten Feldherrn für die Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Aegide die Waffen schwingt. Heinr. v. Sybel in Bonn, der Begründer der „historischen Zeitschrift", hat mit kritischem Scharfsinn manche dunkle und schwierige Frage der Geschichte zu lösen gewußt und neben seiner akademischen und politischen Thätigkeit noch Muße gefunden, die „Geschichte der Revolutionszeit" mit pragmatischem Geschick und strenger Wahrheitsliebe zu behandeln. Auch sein College Arnold Schäfer, der nach dem gründlichen und umfassenden Werk über „Demosthenes" in neuester Zeit eine Geschichte des siebenjährigen Krieges zu schreiben unternommen hat, ist ein thätiger Mitarbeiter der historischen Zeitschrift. Georg Waitz setzte in der „Geschichte Schleswig-Holsteins" seinem Vaterlande, aus dem ihn der dänische Haß vertrieben, ein schönes Denkmal und suchte in der „deutschen Verfassungsgeschichte" und in verschiedenen andern Werken („Lübeck unter Jürgen Wullenweber") die verflochtenen Zustände und das reiche Leben des deutschen Mittelalters an der Hand des gründlichsten Quellenstudiums zu erforschen. Gustav Droysen, Max Duncker und Theodor Mommsen widmeten ihre schriftstellerischen Talente

Raumer 1781—1873.

Ranke geb. 1795.

Gervinus 1805—71.

Pertz geb. 1795.

Häusser 1818—67.

Sybel geb. 1817.

Waitz geb. 1813.

Droysen geb. 1808.

der Geschichte und Literatur des Alterthums; der erste, indem er durch die Uebersetzung des Aristophanes die Stellung und Bedeutung dieses großen Komödiendichters anschaulich machte, in der „Geschichte Alexander's des Großen“ ein begeistertes Bild von diesem königlichen Helden entwarf und in der „Geschichte des Hellenismus“ die dunkeln Jahre der Diadochenzeit aufzuhellen suchte, bis er es in neuerer Zeit unternahm, den Gang der „preußischen Politik“ geschichtlich nachzuweisen und im „Leben York's“ diesem entschlossenen Gegner der französischen Zwingherrschaft ein würdiges Denkmal zu setzen; der zweite, indem er *Duncker geb. 1812.* in den bis jetzt erschienenen vier Bänden der „Geschichte des Alterthums“ die morgenländischen Staaten und das hellenische Volk bis zum Ende der Perserkriege mit epischer Anmuth und stilistischer Gewandtheit nach den verschiedenen Lebensäußerungen zeichnete, *Curtius geb. 1814.* ein Unternehmen, wobei er in E. Curtius („Griechische Geschichte“) einen würdigen Rivalen gefunden hat. Mommsen endlich hat die „Römische Geschichte“ bis zu Cäsar's Tod *Mommsen geb. 1817.* mit sicherem Griff und genialer Meisterhand dargestellt, aber der antiken Geschichte durch moderne Färbung, schroffen Subjectivismus und einschneidendes Urtheil viel von ihrer Würde und plastischen Ruhe genommen. Wilh. Giesebrecht aus Berlin, an der Mün- *Giesebrecht geb. 1814.* chener Universität thätig, hat in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ die Zustände der deutschen Nation unter den sächsischen und fränkischen Herrschern in eleganter Form und epischer Fülle behandelt. Auch K. W. Nitzsch aus Kiel, jetzt in Königsberg, Sohn des berühmten Philologen Gg. W. Nitzsch und Neffe des Theologen Karl Im. Nitzsch, und Wilh. Wattenbach in Heidelberg haben sich als gründliche Geschichtsforscher bewährt, jener durch seine Arbeiten über die Gracchen und die Staufische Periode, dieser durch sein Werk über die Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter, das in Ottokar Lorenz einen gründlichen Fortsetzer gefunden hat.

Barthold Georg **Niebuhr**, Sohn des berühmten Reisenden Karstens Niebuhr, geboren zu Kopenhagen am 27. August 1776, wirkte, nachdem er in Göttingen die Rechte studirt und längere Zeit in Edinburg geweilt, zuerst im dänischen, dann im preußischen Staatsdienst, neben den praktischen Geschäften stets eifrig mit den Wissenschaften sich befassend und durch Flugschriften, im Bunde mit dem Freiherrn vom Stein, für Verbreitung vaterländischer Gesinnung während der Napoleonischen Zwingherrschaft sich bemühend. Von 1816–1823 lebte er als preußischer Gesandter in Rom, in erster Linie mit wissenschaftlichen Untersuchungen über das Alterthum beschäftigt, und verbrachte dann den Rest seines Lebens als Universitätsprofessor in Bonn, wo er im Bunde mit Savigny, Eichhorn u. A. für historische Rechtskunde wirkte und Vorträge über alle Theile der Länder- und Völkerkunde des Alterthums hielt, welche in der Folge sämmtlich gedruckt wurden. Die Zahl seiner Schriften, historischen, antiquarischen und philologischen Inhalts, ist sehr groß. Voll Kummer und trüber Ahnungen über die Folgen der französischen Julirevolution für Deutschland starb er am 2. Jan. 1831. — Fr. Christ. **Schlosser**, geb. am 17. Nov. 1776 in Jever, verbrachte nach zurückgelegten Studien in Göttingen und einer kurzen Lehrthätigkeit in seinem Geburtsort, den größten Theil seines Lebens in Süddeutschland, zuerst in Frankfurt als Privatlehrer und Gymnasialprofessor, dann seit 1817 als akademischer Lehrer in Heidelberg, wo er am 23. Sept. 1861 starb. Von dem großen Wissen auf allen Gebieten der Geschichte geben außer den universalhistorischen Werken noch zahlreiche Arbeiten Zeugniß, die er theils in dem mit Bercht herausgegebenen „Archiv für Geschichte und Literatur“, theils in besonderen Büchern bekannt gemacht hat (Leben des Theodor de Beza und des Petr. Martyr Vermili u. a.). — K. v. **Rotteck**, geb. am 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau, wo er 1798 die Professur der Geschichte an der Universität antrat, die er dann mit dem Lehrstuhl der Rechts- und Staatswissenschaften vertauschte. Als Mitglied des badischen Landtags war er mit Welcker und Itzstein der Führer der liberalen Partei, deren Ansichten er sowohl in seiner „Allgemeinen Geschichte“, einem unter dem deutschen Mittelstande weit verbreiteten Werk, als in vielen andern publicistischen, historischen und juristischen Schriften verkündete. Am einflußreichsten auf die politische Zeitbildung der liberalen Partei wirkten die in Verbindung mit Welcker u. A. herausgegebenen periodischen und encyclopädischen Werke: „der Freisinnige“, „Staatslexikon“ u. a. Seine politische Wirksamkeit zog ihm mancherlei Zurücksetzungen und Kränkungen von Seiten der Regierung zu. Selbst das Monument, das seine Vaterstadt ihrem am 26. Nov. 1840 gestorbenen Mitbürger errichtete, wurde längere Zeit entfernt. — Arnold Herm. Ludw. **Heeren**, geb. den 25. Oct. 1760 zu Arbergen bei Bremen, wendete als Professor der Geschichte in Göttingen seine Thätigkeit besonders der Erforschung des Alterthums zu, das er, außer den oben erwähnten „Ideen“, durch eine Reihe von Werken („Geschichte der Staaten des Alterthums“ u. a.) zu beleuchten gesucht. Auch seine „Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien“ enthält manche neue Ansichten und scharfsinnige Entwickelungen. — Fr. Christ. **Dahlmann**, geb 13. Mai 1785 zu Wismar, wirkte als akademischer Lehrer in Kopenhagen, Kiel, Göttingen durch Vorträge und Schriften über Politik und Geschichte, eine Thätigkeit,

die vorübergehend durch seine Enthebung von dem Lehrstuhl in Folge seiner Eidesweigerung bei dem hannover'schen Verfassungsbruch im Jahre 1837 unterbrochen und bald in Bonn fortgesetzt ward. In dem deutschen Parlament in Frankfurt nahm er eine hervorragende Stellung ein. Er starb am 5. Dez. 1860, hochverehrt wegen seiner Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit, wie wegen seiner vielseitigen gründlichen Kenntnisse und politisch-historischen Thätigkeit. Karl Aug. **Varnhagen von Ense**, geb. 1785 zu Düsseldorf, stand schon während seiner Studienzeit in Berlin mit Chamisso, den Brüdern Schlegel, Fichte u. A. in Verbindung. Im Jahr 1809 trat er in österreichische Kriegsdienste und wohnte den Schlachten von Aspern und Wagram bei. Mit Stein, Just. Gruner und den preußischen Patrioten befreundet, nahm er um 1813 Theil an den Befreiungskriegen und zwar im russischen Heer als Tettenborn's Adjutant, dessen „Kriegszüge" er auch beschrieben hat. In preußische Dienste als Diplomat eingetreten, begleitete er den Staatskanzler von Hardenberg nach dem Wiener Congreß und später nach Paris. Seit 1819 lebte er ohne Anstellung mit dem Titel eines geh. Legationsraths meistens in Berlin. Seine „Deutsche Erzählungen", „Vermischte Gedichte", „Geistliche Sprüche des Angelus Silesius" u. a. gehören der romantischen Richtung an. Unter seinen „Denkwürdigkeiten" und „Biographien" sind zu merken: „Biographische Denkmale", „Leben des Generals Winterfeldt", „Leben der Königin von Preußen, Sophie Charlotte", „Leben des Feldmarschalls Keith", „Hans von Held" und andere mehr. Seine Briefe und Gespräche mit Alexander von Humboldt, nach des Letztern Tod herausgegeben, und seine eigenen Tagebücher, nach seinem Ableben von seiner Nichte Ludmilla Assing veröffentlicht, haben durch die scharfen Urtheile über hochgestellte Persönlichkeiten großes Aufsehen erregt und manchen Anstoß gegeben, sind aber zugleich ein werthvolles Schatzkästlein verschiedener interessanter Notizen über Personen und Zustände der jüngsten Vergangenheit.

3. Philologie und Sprachwissenschaft.

1. Klassische Philologie.

§. 150. Das kunstreiche Werk der Sprachbildung war von jeher Gegenstand der Forschung und Wißbegierde unter den Culturvölkern alter und neuer Zeit. Die Griechen und Römer, die Inder und Araber haben die Regeln und den Organismus ihrer Idiome zu ergründen und in Sprachlehren oder Grammatiken festzustellen und zu ordnen gesucht. Seit der Reformation sind die grammatischen Studien Gemeingut des gesammten Abendlandes geworden; und wenn sich das Interesse der Humanisten zunächst den klassischen Sprachen, dem Lateinischen und Griechischen zuwandte und daneben nur noch das Hebräische, den Grundtext der Heil-Schrift, in den Kreis ihrer Sprachforschung zog, so dehnte sich diese wissenschaftliche Thätigkeit bald auch über die Landessprachen aus. Doch behaupteten die klassischen Sprachen den ersten Rang; die griechischen und lateinischen Schriften bildeten die Grundlage der Erziehung zu einer menschlicheren Bildung (Humaniora), die Mittel und Wege zu ihrem Verständniß und zu ihrer Auslegung wurden zu einer eigenen Wissenschaft, der klassischen Philologie zusammengefaßt, einer Wissenschaft, welche sich die Erforschung und Durchdringung der alten Culturwelt in allen ihren Lebenserscheinungen zur Aufgabe stellte, in erster Linie aber das wichtigste Hülfsmittel aller Alterthumskunde, die Erkenntniß der Sprachen, zu fördern bestrebt war. Alle Völker haben an dieser Thätigkeit Theil genommen und die Blüthe der philologischen Studien, mit denen das gelehrte Schul- und Erziehungswesen aufs Innigste verbunden war, konnte als Maßstab für den gesammten Bildungsstand einer Nation angesehen werden. Durch diese allseitige Theilnahme wuchs die Philologie zu einer Wissenschaft vom weitesten Umfange heran, die fortwährend neue Elemente in sich aufnahm, immer mehr Zweige ansetzte und zu Hülfswissenschaften ausbildete; sie wurde zur Polymathie und Polyhistorie, in welcher die formale Seite hinter der materialen und realistischen zurücktrat, die Sprachkenntniß selbst nur die Geltung eines nothwendigen Hülfsmittels im Dienste einer überfluthenden Gelehrsamkeit erlangte. „Daran hat die klassische Philologie nie gedacht, eine Sprache um ihrer selbst willen zum Gegenstand des Studiums zu machen, die Beschäftigung damit als Selbstzweck anzusehen, den Gesetzen ihrer inneren Entwickelung nachzuspüren und sie als den Ausfluß der philologischen Organisation eines Volkes zu betrachten." Je nach der vorherrschenden Zeitrichtung wurde sie der Rhetorik, der Kritik, der Aesthetik untergeordnet oder beigesellt; die Grammatik und Linguistik erhielt nur eine propädeutische

Bedeutung. Erst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert machte sich eine neue
Auffassung geltend. Wenn noch Chr. Gottlob **Heyne** in Göttingen, der eigentliche Be- Heyne 1729—
gründer der Philologie zu einer Wissenschaft des klassischen Alterthums, die Sprachkunde 1812.
in den Vorhof des Tempels verwies, wo der Archäologie und der Kunstgeschichte Opfer-
dienst und Verehrung dargebracht wurden; so schuf Fr. Aug. **Wolf** zuerst als Professor Fr. A. Wolf
in Halle dann als Mitglied der Berliner Akademie eine neue Periode, indem er die Phi- 1759—
lologie zur selbständigen Wissenschaft erhob, ihre Grenzen und Ziele feststellte und sowohl 1824.
der Grammatik als den übrigen Disciplinen der „Alterthumswissenschaft" ihre Stellung
und Geltung zutheilte. Es ist allgemein bekannt, welchen Anstoß seine Prolegomena über
Homer für die Entstehungsgeschichte des Epos und die gesammte Kritik gegeben haben. Den
Spuren Wolfs, welcher auf einer zur Herstellung seiner Gesundheit nach dem südlichen
Frankreich unternommenen Reise in Marseille starb, sind seitdem alle deutsche Philologen Gottfr.
gefolgt, wenn gleich einzelne mehr die formale, andere mehr die reale Seite hervorhoben. Hermann
So hat Gottfried **Hermann** in Leipzig unter den verschiedenen Disciplinen der Alter- 1772—1848.
thumswissenschaft der Grammatik den Ehrenplatz zu wahren gesucht, in der richtigen Er- Butt-
kenntniß, daß das Sprachstudium eine vorzügliche Geistesgymnastik, die sicherste Methode mann
zum logischen Denken sei, und ist in dieser Ansicht von Buttmann, Zumpt († 1849) Imma- 1764—1829.
nuel Bekker u. A. unterstützt worden, während August **Böckh**, der Rechner und Mathema- Bekker
tiker unter den Philologen, die Sachkenntniß voranstellte; und K. Ottfried **Müller**, Fr. 1785—1872.
Thiersch, Fr. **Creuzer**, Fr. **Hermann**, K. W. **Göttling** mehr die archäologische A. Böckh
Seite, die cultur- und religionsgeschichtlichen Resultate ins Auge faßten. Einen vermit- 1785—1867.
telnden, ausgleichenden Weg schlugen **Lobeck** in Königsberg, und **Ritschl** in Bonn und K. O.
Leipzig ein, indem sie sowohl der formalen als der realen Seite der Alterthumswissenschaft Müller
gerecht zu werden suchten. „Und so hat sich denn die von Wolf ausgegangene Richtung 1797—1840.
als die wahrhaft fruchtbare und fortwirkende bewährt, in welche die bedeutendsten Philo- Thiersch
logen, wenn auch mit manchen Differenzen der Systematisirung oder der Studienrichtung ein- 1784—1860.
getreten sind, während die früheren Einseitigkeiten keine hervorragenden Vertreter für ihr Creuzer
wissenschaftliches System im Ganzen gefunden haben." Wie viele Anfechtungen die Philologie 1771—1858.
zu erleiden haben mochte, bald von Seiten einer engherzigen christlichen Orthodoxie, welche Fr. Her-
sie als Trägerin und Pflegerin heidnischer Anschauungen zu verdächtigen suchte, bald von mann
Seiten einer praktischen Nützlichkeitstheorie, welche den weiten Weg durch das Alterthum 1804—1856.
für einen Zeit und Kraft raubenden Umweg angesehen wissen wollte; sie wird stets das Göttling
Kennzeichen weltgeschichtlicher Cultur und echt menschlicher Bildung bleiben, die ihre Be- 1793—1869.
deutung nicht in einer gewissen Summe von Kenntnissen und Wahrheiten besitzt, sondern Lobeck
darin, daß sie die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft, die Continuität des Men- 1781—1860.
schengeistes in seinen hervorragendsten Merkmalen darthut und festhält, die Güter und Ritschl
Errungenschaften der Väter in ehrwürdiger Form und solidem Gefäß den Nachkommen geb. 1806.
wahrt und überliefert.

2. Vergleichende Sprachwissenschaft.

§. 151. Während die Philologie die klassischen Sprachen als einen überlieferten Schatz des Alterthums in ihrer echten Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte und als edles Gehäuse geistiger Güter in sorgfältiger Obhut hielt, wurde das kostbare Gut von andern Händen mit andern Gaben vermehrt und zu einer neuen Wissenschaft verbunden. Die philosophische Forschung, die seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts so mächtig in das Geistesleben der deutschen Nation eindrang, und der Weltverkehr, durch Reiseberichte erweitert, lenkten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die menschliche Sprache im Allgemeinen; man suchte ihre Entstehung zu ergründen, aus dem Gange ihrer Entwickelung die geistige Heranbildung des Menschengeschlechts zu errathen, ihre Verzweigungen in bestimmte Classen und Ordnungen zu bringen, ihren Zusammenhang und ihre Abweichungen aus Naturgesetzen und geschichtlichen Schlußfolgerungen zu deduciren. Bei

diesen Versuchen „handelt es sich nicht blos darum, die Sprachen der Erde ihrem Baue nach zu erforschen und darzustellen, sie zu einzelnen Sippen zusammen zu fassen und die verschiedenen Grade ihrer Verwandtschaft festzustellen; im Hintergrund steht die höhere Aufgabe, zu untersuchen, in welcher Weise sich die Verschiedenheit des menschlichen Empfindens und Denkens bei den so mannichfach organisirten Nationen in dem durch die Sprache vermittelten Ausdruck reflektirt". Wir wissen, daß bereits Herder über den „Ursprung der Sprache" nachgedacht hat und damit ein Thema berührte, welches seitdem den Forschungstrieb der Philosophen und Linguisten vielfach beschäftigte. Wenn diese Untersuchungen über das charakteristischste Unterscheidungszeichen des Menschen vom Thiere mehr der Speculation angehören, in die Gebiete der Psychologie und Physiologie eintreten und die Sprachwissenschaft nur in so weit berühren, als diese einen Theil der Anthropologie bildet; so verfolgten andere den mehr empirischen Weg der comparativen Sprachforschung, indem sie aus der unendlichen Menge der Idiome und Dialekte, die sie aus Wörtersammlungen und Sprachproben zur Vergleichung zusammenstellten, die Gesetze der Sprachbildung anzudeuten oder nachzuweisen bemüht waren. Eine in Petersburg veranstaltete Sammlung des „Vater Unser" in allen Sprachen Rußlands ergab allein über hundert Sprachen und Mundarten. So konnte schon J. Chr. Adelung in Dresden kurz vor seinem Tode das Ergebniß langjähriger linguistischer Thätigkeit in einem von Severin Vater fortgeführten Werke niederlegen, dem er den Namen des sprachkundigen Königs von Pontus als Titel vorsetzte: „Mithridates oder allgemeine Sprachkunde". Damit waren die Grundlagen angedeutet, auf denen eine neue Wissenschaft aufgebaut werden konnte, die zugleich in der Naturwissenschaft und in den historischen Wissenschaften wurzeln mußte. Im Gegensatz zu der klassischen Philologie, welcher die Sprachkunde nur als Mittel dient, zur Erkenntniß einer vergangenen Culturwelt in allen ihren Lebenserscheinungen, machte diese neue Wissenschaft die Sprache selbst zum Objekt und Inhalt ihrer Betrachtung, ihrer vergleichenden Beobachtung, ihrer Schlußfolgerungen; wie die Naturwissenschaft sucht sie zunächst einen festen realen Boden zu schaffen, indem sie möglichst viele Sprachen in den Kreis ihrer Beobachtung zieht, dieselben nach der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in Stämme und Familien theilt und auf Grund dieser Beobachtungen und comparativen Thätigkeit die Fragen nach den letzten Gründen aller sprachlichen Erscheinungen zu beantworten versucht. Sie machte das Wort zum Kern und Ausgangspunkte ihrer Untersuchungen, zum Grundelement ihres Lehrgebäudes. Da aber jedes Wort aus articulirten Lauten oder Complexen von articulirten Lauten besteht, welche Gefühle, Vorstellungen, Begriffe ausdrücken, einen geistigen Inhalt, eine Bedeutung haben, so erscheint das Wort zugleich als Ausdruck und Form einer inneren Seelenthätigkeit und wird somit ein wichtiger Factor der geistigen Anlagen, Richtungen und Vorgänge im menschlichen Organismus. Mußte die linguistische Thätigkeit sich lange mit dem Geschäfte des Kärners begnügen, der Material und Bausteine zusammenträgt, so erhielt sie einen künstlerischen Beruf seitdem man durch die Bekanntschaft mit dem Sanskrit den Zusammenhang des großen Sprachenkreises entdeckte, den man als „Indogermanischen", „Indo-Europäischen" oder „Arischen" zusammenfaßt. Die Eroberung Indiens durch die Engländer erleichterte das Erlernen der alten Hindusprache. Es entstanden Grammatiken und Wörterbücher; englische Gelehrte, wie Alex. Hamilton, Jones, Colebrooke widmeten ihre Thätigkeit und ihre Lebenskraft der Erforschung der indischen Sprache und Literatur. Ihr Thun fand bald in andern Ländern Nachahmung. In Frankreich waren es vor Allen Chezy und Burnouf, in Deutschland Friedrich Schlegel und von ihm angeregt sein Bruder August Wilhelm, welche die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf „die Sprache und Weisheit der Indier" hinlenkten. Wir wissen, daß das Hauptverdienst der neuromantischen Schule in dem erfolgreichen Streben bestand, die geistigen und künstlerischen Güter anderer Nationen für Deutschland zu erobern, die fremden Literaturproducte durch Uebersetzungen zugänglich zu machen und zugleich das deutsche Mittelalter den nachgebornen Geschlechtern wieder näher zu bringen. In beiden Richtungen haben die Häupter der

Adelung 1732–1806.

Fr. Schlegel 1772–1829.

Schule den Weg gebahnt. In dem Schriftchen von Friedrich Schlegel mit dem oben bezeichneten Titel nebst einigen Uebersetzungen war zuerst auf die Verwandtschaft des Sanskrit mit andern bekannteren Sprachen hingewiesen, sowohl in einzelnen Wörtern als in der „inneren Structur“, in den grammatischen Formen und Bildungen und zugleich das Verfahren angedeutet, wie man durch vergleichende Sprachstudien zu neuen wichtigen Aufschlüssen und Resultaten gelangen könne. Was Schlegel nur in Umrissen und Beispielen versuchte, führte der geniale Sprachforscher Franz Bopp aus Mainz in größerem Maßstabe und mit umfassenderen Sprachkenntnissen weiter aus, nicht wie die Romantiker in der Absicht für mystische und nebelhafte Gebilde Nutzen zu suchen, sondern um mit fester Hand die Grundlagen eines neuen Systemes zu gewinnen. Bopp's Schrift, „das Conjugationssystem der Sanskritsprache, in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen“, Frankfurt 1816, worin dargelegt war, wie man „vermittelst vergleichender und historischer Untersuchungen die Entstehung der grammatischen Formen in den mit dem Sanskrit verwandten Sprachen erforschen“ möge, gab zum erstenmale einen Begriff von den Gesetzen, nach denen eine bestimmte Sprachform gebaut war und sich entwickelt hatte und sichere Kriterien für die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Idiome. Diese Schrift regte vor Allem zu weiteren Studien des Indischen an. Während er selbst auf Grund der Arbeiten von Wilkins, Colebrooke u. A. ein „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache“ verfaßte; wurden zugleich in Bonn auf Schlegels Anregung von Christ. Lassen aus Norwegen die Sanskritstudien durch verschiedene Arbeiten und Textausgaben wesentlich gefördert und in dem umfassenden Werk „Indische Alterthumskunde“ das Land und Volk der Hindu nach allen Seiten seines geschichtlichen Lebens beleuchtet. Bald wurden an allen deutschen Universitäten Lehrstühle für Sanskrit errichtet, an denen sprachkundige Männer im Geiste Bopps wirkten und die indische Philologie auf gleiche Höhe mit der klassischen und orientalischen hoben, wie Albrecht Weber in Berlin („Indische Studien“), Theod. Benfey in Göttingen, Herm. Brockhaus in Leipzig, Rud. Roth in Tübingen, und in erster Linie Max Müller in Oxford. Diese Thätigkeit auf dem Gebiete des Sanskrit gab der gesammten Sprachforschung einen mächtigen Impuls. Nicht nur daß die klassische Philologie den linguistischen Theil ihrer Aufgabe wieder mehr betonte; auch die germanistischen Studien wurden neu belebt; auch das Zend, die altpersische Sprache wurde, seitdem Anquetil du Perron die zoroastrischen Schriften nach Europa gebracht, durch Burnouf und Haug in München gründlich erforscht und ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachgewiesen; auch die slavischen Sprachfamilien und die Ueberreste des Keltischen und Baskischen wurden zur Vergleichung herbeigezogen, und in der scandinavischen Sprache und Literatur die germanischen Elemente erforscht. Durch diese ausgreifende Thätigkeit kam man aber in Gefahr, über dem Sammeln und Zusammenstellen des Einzelnen den höheren philosophischen Gesichtspunkt aus dem Auge zu verlieren, über Herder hinweg wieder zu Adelung zu gelangen. Es war daher ein großes Glück, daß einer der ersten Geister Deutschlands, welcher Detailkenntniß mit philosophischem Scharfsinn vereinigte, Wilhelm v. Humboldt, wieder das richtige Maß herstellte. Durch die Einleitung zu seinem Werk über die Kawisprache: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts“ wurde er der eigentliche Begründer der neuen Sprachwissenschaft. „Aufgewachsen in Verhältnissen, welche ihn nicht nöthigten, seine großen geistigen Anlagen und Kräfte der Ausbildung in einem beschränkten Berufe dienstbar zu machen, zog er ein Gebiet des Wissens nach dem andern in das Bereich seines Erkennens und Denkens und zwar mit solcher Energie, daß er noch kaum zum Mannesalter gereift, fast in allen Heimathsrecht und Selbständigkeit erworben hatte.“ Wir sind dem bedeutenden Manne, dem das seltene Glück zu Theil geworden, sich wissenschaftlichen Studien einzig zur harmonischen Ausbildung des eigenen Geistes zu weihen, schon auf manchem Felde der literarischen und politischen Thätigkeit begegnet. „Seine Arbeiten im Kreise der klassischen sowohl als der Sanskrit-Philologie, der Aesthetik, Geschichte und Staatswissenschaft geben alle Zeugniß

Bopp 1791—1867.

Lassen geb. 1800.

Wilh. v. Humboldt 1767—1835.

von einem tiefen und freisinnigen, philosophisch gebildeten, kenntnißreichen Denker, welcher die Waffen der Dialektik mit Meisterschaft zu führen verstand." Ein Freund und Geistesgenosse von Goethe, Schiller, F. A. Wolf, als Staatsmann und Diplomat in den höheren Lebenskreisen aller Länder heimisch, der wichtigste Berather bei Gründung der Berliner Universität, unterstützt von den Beobachtungen und Erfahrungen seines Bruders Alexander, der sich das ganze Reich der Naturwissenschaften unterworfen, hat Wilhelm von Humboldt wie ein König im Reiche des Geistes geherrscht. Wo er ansetzte, hat er edle Schätze zu Tage gefördert; aber den Kern und Glanzpunkt seiner vielseitigen Thätigkeit bilden seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten. Indem er die Sprachen der amerikanischen und oceanischen Völker zur Vergleichung herbeizog und die philosophische und historische Betrachtungsweise in der Art verband, daß jene „die Kette, diese den Einschlag seiner wissenschaftlichen Gewebe" bildete, kam er zu dem Resultate, daß die Sprache nicht ein todtes Mittel, nicht ein Werkzeug sei, das zur Bezeichnung der Dinge vom menschlichen Geiste verwendet wird, sondern eine Thätigkeit, das bildende Organ der Gedanken, die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen, daß es mithin keinen Gedanken ohne Sprache gebe, das menschliche Denken erst durch die Sprache entstehe. „Die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Objekt und kehrt als solches aufs Neue wahrgenommen in jene zurück." Die besondere Art, wie sich diese fortlaufende Thätigkeit des Geistes, den Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen, im Einzelnen manifestirt, beruht auf der Geisteseigenthümlichkeit der einzelnen Völker. „Die Verschiedenheit der Sprache läßt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht. „Denn jedes Volk drückt in seiner Sprache die besondere Art aus, wie es die Dinge der Außenwelt auffaßt." Damit war ausgesprochen, daß die Einsicht in den Bau der Sprache zugleich ein Einblick sei in das innerste Wesen eines Volkes und der ganzen Menschheit, ein Grundsatz, wodurch die Sprachwissenschaft die größte Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des gesammten Menschengeschlechts erhält. Alle Sprachen der Erde, lehrte er, müßten zu Hülfe gerufen werden, um als Unterlage für sprachphilosophische Betrachtungen und Untersuchungen zu dienen. Nachdem Humboldt auf solche Weise Aufgabe und Ziel der sprachforschenden Thätigkeit dargelegt, suchte er die vorhandenen Sprachen in ein wissenschaftliches System zu ordnen, auf den Bau der Sprachen die Klassifikation derselben zu gründen. Ausgehend von der Form des Worts, bei dem er zwischen Wurzel- und Beziehungslauten unterschied, theilte er die Sprachen in drei Klassen: in isolirende oder einsilbige Sprachen; worin die Sprachwurzeln d. h. die im Anfang der Sprachschöpfung entstandenen Lautgruppen einfach neben einander gesetzt sind; in eine zusammenfügende (agglutinirende) Klasse, die durch äußerliche Aneinanderfügung oder Einverleibung von Wurzeln dem Verständniß zu Hülfe kommen und die Zusammengehörigkeit so wie die Beziehungen der einzelnen Begriffe auszudrücken streben und in eine flektirende Klasse mit wirklicher Abwandlung der Wurzeln. Bei dieser Eintheilung setze jede höhere Klasse die niedrigern als Vorstufe voraus und alle zu einer und derselben Klasse gehörigen Sprachen seien unter einander als formverwandt zu betrachten. Verschieden davon sei die materielle Verwandtschaft, welche die Sprachstämme bildet, deren man bis jetzt drei aufgestellt hat: den indogermanischen, den semitischen und den finnisch-tatarischen. Alle zu Einem Stamm gehörenden Einzelsprachen gehen auf eine einstmals ungetheilte Grundsprache zurück; die Spuren dieser Grundsprache in den vorhandenen Idiomen zu entdecken ist seitdem das Hauptbestreben der vergleichenden Sprachforschung. Dabei steht der indogermanische Sprachstamm in erster Linie, daher auch die linguistische Thätigkeit vorzugsweise dahin gerichtet blieb. Nicht blos, daß Bopp fortfuhr durch mehrere Schriften, besonders durch das epochemachende Werk „Vergleichende Grammatik des

Sanskrit, Zend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen" die Sprachkunde zu bereichern und die linguistischen Gesetze und grammatischen Verhältnisse festzustellen; auch ein anderer gründlicher Forscher Aug. Fried. Pott von Halle widmete in dem bedeutenden Werk: „Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen" dem indogermanischen Sprachstamm und seinen Familien eingehende Studien, und der kenntnißreiche Aug. Schleicher hat die vergleichende Sprachwissenschaft durch gründliche Untersuchungen namentlich auch über die slavischen Sprachen bereichert und die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen darzuthun gesucht.

Pott geb. 1802.

Schleicher 1821—69.

3. Semitische Sprachen.

§. 152. Neben den indogermanischen Sprachen waren es zunächst die semitischen, welche sich der eingehendsten und umfassendsten Bearbeitung erfreuten. Unter ihnen allen verfügt die arabische über die reichste Literatur und hat vor den andern überdies den Vortheil einer noch lebenden Zunge voraus. Hier begründete Silvestre de Sacy eine neue Epoche des Studiums, welches wie in Frankreich (Reinaud, Quatremère, Munk), so auch in Deutschland sorgsamste Pflege fand durch Schaffung neuer Hülfsmittel (Ewald, Freytag), durch zahlreiche Publicationen arabischer Werke (Fleischer, Wüstenfeld, Flügel) und Uebersetzungen (Hammer-Purgstall, Weil). Die Kenntniß des Phönizischen erweiterte sich beträchtlich, nachdem Gesenius hierfür die richtigen Grundlagen gewonnen hatte, durch neu aufgefundene Inschriften, welche von Ewald, Levy, Blau entziffert wurden. Auch das Syrische hielt sowohl im Grammatischen (Merx) als auch im Lexikalischen (Bernstein) gleichen Schritt mit den übrigen Sprachen, und das Äthiopische fand in Dillmann einen Sachverständigen ersten Ranges. Den Ausgangspunkt für diese lohnenden Streifzüge auf das gesammte Gebiet des semitischen Orients bildete in der Regel das Hebräische, welches in Gesenius' großen grammatikalischen und lexikalischen Leistungen zuerst den engen Formen einer theologischen Fachdisciplin entwachsen ist und dann unter den Händen von Heinrich Ewald, Justus Olshausen, F. Hitzig, H. Hupfeld u. A. eine mit den Fortschritten der klassischen Philologie durchaus ebenbürtige und dabei stets den Zusammenhang mit dem gesammten Sprachgebiet wahrende Ausbildung fand. Ein ganz neues Gebiet des Semitismus wurde entdeckt, nachdem auf den Denkmälern von Persepolis, Babylon und Ninive, aber auch sonst vereinzelt in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien die s. g. Keilschrift ans Licht getreten war. Während nämlich die erste Gattung dieser von den alten Königen Babyloniens und Persiens herrührenden Inschriften, deren Entzifferung von Grotefend 1802 begonnen, von Lassen, Burnouf und H. Rawlinson 1836 vollendet worden war, eine indogermanische Sprache darstellt, nämlich das alte Persisch, und die zweite dem türkisch-tatarischen Stamm anzugehören scheint, ist die dritte fast von allen Forschern, so namentlich auch von den deutschen Gelehrten Olshausen, Oppert, Schrader, als rein semitisch erkannt worden. Gerade die in dieser letzten Sprache abgefaßten Inschriften der Achämeniden, die s. g. assyrisch-babylonischen Keilinschriften, lassen zugleich die interessantesten Schlaglichter sowohl auf den Entwickelungsgang der semitischen Sprache, als auf die spätere Geschichte Israels fallen. Aber auch die frühere Entwickelung dieses Volks sollte noch anderwärtsher eine unerwartete Beleuchtung erfahren. Seit Napoleons Feldzug in Aegypten fingen die Hieroglyphen an ihr jahrtausendelanges Stillschweigen zu brechen. Was der jüngere Champollion und Chabas begonnen hatten, das führten Rosellini und vor Allem Lepsius und Brugsch weiter, und so sieht die ganze alte Geschichte des Orients angesichts dieser allenthalben wieder aus dem Staub erstehenden Monumente und zum Reden gebrachten Inschriften einer durchgängigen Erneuerung entgegen

Gesenius 1786—1842.

4. Germanische Philologie.

von der Hagen 1780—1856. Docen 1782—1828. Jacob Grimm 1785—1863. Wilh. Grimm 1786—1859. Lachmann 1793—1851. Haupt geb. 1808. Schmeller 1785—1852.

§. 153. Die stärkste Stütze und Hülfe erhielt die vergleichende Sprachwissenschaft neben dem Sanskrit an den immer mehr aufblühenden germanistischen Studien, an der tiefen Erforschung der altdeutschen Sprache und Literatur. Wir haben wiederholt auf den großen Umschwung hingewiesen, den diese Studien zunächst im Gefolge der Romantik, dann auf eigenen Füßen als selbständige Wissenschaft einherschreitend in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erfahren hat. In den schwersten und schmachvollsten Tagen der deutschen Geschichte erwachte die Liebe und das Interesse für die Denkmale der vaterländischen Vorzeit und führte zu ungeahnten Resultaten. Mit instinktiven Gefühlen wie durch höhere Eingebung wendeten eine Anzahl deutscher Männer ihre geistige Thätigkeit, ihren Sammel- und Forschungsfleiß dem germanischen Alterthum zu und begannen ein Werk, das mehr als jedes andere Ringen und Streben bestimmt war, das deutsche Nationalgefühl, das Bewußtsein der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme zu wecken und zu beleben. In einem Augenblick, da die deutsche Nation zerrissen und gebrochen zu Boden lag, wurde von hochherzigen Männern fast unbewußt die ältere deutsche Sprache und Dichtung aus dem Todesschlummer gerufen und ein Band gewoben, das mit unsichtbarer Kraft die aufgelösten Theile des alten Reiches zusammenhielt und zu gemeinsamen Lebenszielen anregte. Die deutsche Sprache und Literatur war lange Zeit das einzige Verbindungsglied der nationalen Einheit, aber sie wurde zum Feuerherd für alle vaterländischen Gefühle. Wie viele herrliche Schätze sind zu Tage gefördert worden, seitdem die Romantiker, vor Allen Friedr. Schlegel, Tieck, Arnim, Joseph Görres die mittelalterigen Dichtungen, die Minne- und Volkslieder aus der Vergessenheit hervorzogen, seitdem Friedr. H. von der **Hagen** die Nibelungen dem deutschen Volke wieder zuführte und der fleißige **Docen** aus den Schätzen der Münchener Bibliothek den älteren Titurel und so manches Andere bekannt machte, bis auf die Glanzzeit der germanischen Philologie, welche durch die Brüder Jacob und Wilhelm **Grimm** begründet, und an ihrer Seite durch **K. Lachmann**, **Schmeller**, **Uhland**, **Moriz Haupt**, **Simrock** und so viele andere Mitarbeiter fortgebildet und nach allen Seiten ausgebreitet wurde! Welches Licht haben Jacob Grimms Forschungen über das altdeutsche und nordische Epos, über Sage und Volksdichtung, über Reinhart Fuchs und so vieles Andere ausgestreut; welche Wirkungen haben seine „deutsche Grammatik", seine „Weisthümer des deutschen Rechts", seine „deutsche Mythologie" für die Erkenntniß deutschen Lebens und deutscher Sitten in der Sprache, in den Rechtsalterthümern und den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen hervorgebracht und wie sind die „Kinder- und Hausmärchen" der beiden Brüder ins Volk, in die große und kleine Welt gedrungen! Unter ihren Händen und durch ihre Anregung sind die Studien über deutsche Sprache, deutsche Literatur, deutsches Wesen im Innern des Gemüths wie in der Bethätigung des äußern Lebens zu einer Tiefe und zu einem Umfang gediehen, daß der germanischen Philologie so wenig wie der vergleichenden Sprachforschung der Rang und die Ehre einer eigenen Wissenschaft mehr streitig gemacht werden darf. Allenthalben regten und regen sich fleißige Hände, um durch emsige Bestellung des weiten Ackerfeldes immer reichere Ernten hervorzurufen, den Vorrath von edlen Früchten immer noch zu mehren. Wir haben gelegentlich die Namen der hervorragendsten Germanisten erwähnt, die neben dem Berliner Brüderpaar an dieser vaterländischen Arbeit mitgewirkt haben: wie verschieden auch die Ansichten, Richtungen und Studien sein mögen, die bei **G. F. Benecke**, **Maßmann**, **Mone**, **Hoffmann von Fallersleben**, **Graff**, **Meusebach**, **A. Holtzmann**, **Wackernagel**, **Müllenhoff**, **Zarncke** und so vielen Andern hervortreten, sie alle fördern treffliche Bausteine zu dem vaterländischen Ehrentempel der germanischen Sprachwissenschaft, dessen Entstehung und Architekturgeschichte uns Rudolf von **Raumer** kürzlich in einem eingehenden Werk vorgeführt hat, wie ein Jahr vorher Theod. **Benfey** die Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie. „Wie alle philologische Wissenschaft," so schließt v. Raumer sein Werk, „hat sich die germanische Philologie geschult an der strengen und ausgebilde-

ten Methode der klassischen Philologie. Die Erforschung des Sanskrit und des Zend ist ihr, wie allen indoeuropäischen Studien, gewinnbringend gewesen. Die wissenschaftliche Untersuchung einerseits des Littauischen und der slawischen Sprachen, andrerseits des Celtischen hat auch der germanischen Philologie gedient. Andrerseits haben alle diese Wissensgebiete die unverkennbarsten Einwirkungen von Seite der germanischen Philologie erfahren. Aber nicht darin allein liegt der Werth der germanischen Philologie, daß sie ein Glied bildet in der Kette der gesammten Sprach- und Literaturforschung. Ihre wesentlichste Bedeutung in unserem Vaterlande gibt ihr die Stellung, welche sie im Kreise der Wissenschaften einnimmt, deren Gegenstand das deutsche Volk ist. Sie steht in der engsten Beziehung zu dem großartigen Aufschwung, den die Erforschung der deutschen Geschichte nach allen Seiten hin genommen hat. Die Thaten und Schicksale des deutschen Volks, sein Recht, seine Kunst, seine gesammte Cultur werden in unserer Zeit mit einer Gründlichkeit erforscht, einer Wärme und Lebendigkeit dargestellt, von der frühere Jahrhunderte kaum eine Ahnung hatten. — Und wie die Sprache der tiefste Ausdruck unseres Volkes ist, so ist die Wissenschaft von dieser Sprache und den in ihr niedergelegten Geisteswerken gleichsam das Herz der Wissenschaften, die sich die Erforschung unseres Volkes zur Aufgabe gesetzt haben."

4. Pädagogik.

§. 154. Seitdem Pestalozzi nach den im vorigen Jahrhundert neugewonnenen Principien den Elementarunterricht reorganisirt und dem Schullehrerstande seinen eigentlichen Standesgeist eingehaucht hatte, ist es in Deutschland immer allgemeinere Ueberzeugung geworden, daß allein durch verbesserte Volkserziehung der rechte Grund gelegt werden könne, um politische und sociale Schäden zu heilen und den Nachkommen eine bessere Zukunft zu sichern. Zu keiner Zeit waren die pädagogischen Fragen so im Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen und Interessen der Nation gestanden; nie war man überzeugter davon, daß das Schicksal eines Volks, seine Blüthe und sein Verfall in letzter Instanz von der Erziehung abhänge, welche seiner Jugend zu Theil wird. In Staat und Kirche, in der Philosophie und Poesie, ja selbst in den Staats- und Kriegswissenschaften machte sich dieser Punkt in seiner allbedingenden, übergreifenden Wichtigkeit je länger desto mehr geltend. Aber auch eine eigene pädagogische Literatur und Fachgelehrsamkeit hat sich gebildet, deren Producte schon um die Mitte des Jahrhunderts fast in's Unübersehbare angeschwollen waren und seither noch fortwährend anwachsen.

Ihren nachhaltigsten Anstoß hat die Bewegung auf dem Gebiet des Unterrichts- und Erziehungswesens ohne Frage von Seiten der Philosophie erhalten, deren hervorragendste Vertreter von Anfang an lebhafte Theilnahme für diese Seite der gesellschaftlichen Aufgabe an den Tag legten. Wie einst Kant eine Zeit lang das Heil der Welt von den pädagogischen Reformen Basedow's erwartet hatte, so war Fichte begeistert für Pestalozzi. Jener baute, den Grundsätzen seines Systems zufolge, Alles auf die moralische Erziehung, welche den Kindern bei Zeiten die richtigen Gründe begreiflich machen und sie lehren solle, das Gute um seiner selbst willen zu thun! Systematische Darstellungen der Erziehungskunst in dieser Richtung gaben Niemeyer, Schwarz, Stephani, Greiling u. A. In fast noch strengerer Weise forderte der Andre eine Erziehung, welche an die Stelle der selbstsüchtigen Motive die unbedingte Liebe zum Guten setzt und den Zögling gewöhnt, sich als ein dem Ganzen verpflichtetes Glied in der Kette vernünftiger Wesen zu wissen. Diesem Gedanken gab Fichte dann in den „Reden an die deutsche Nation" eine politische Wendung, indem er in einer strammen Nationalerziehung nach antikem Vorbild das einzige Mittel, „die Menschheit auf ihre eigenen Füße zu stellen", erblickte. Auch aus dieser Schule einer abstracten, aber charaktervollen Pädagogik gingen Theoretiker hervor, wie Ritter, Sauer, Johannsen u. A. Auch von Schelling, wiewohl er sich unmittelbar höchstens in seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" der Pädagogik genähert hat, gingen doch bedeutende Anregungen aus,

Schule Kant's.

Schule Fichte's.

Schelling-Hegel'sche Schule. wie die Namen J. J. Wagner, Blasche und vor allen Graser bezeugen. Eingehender hat sich Hegel mit diesen Fragen beschäftigt; ihm ist der Mensch, was er ist, erst durch Erziehung und Bildung, die ihn zum Abstreifen seiner Zufälligkeiten und Besonderheiten, zum Wissen und Wollen des Allgemeinen bringen soll. Von diesem Standpunkte aus ist sowohl das System der Erziehungskunst selbst durch Rosenkranz, als auch besonders die Gymnasialpädagogik von Deinhardt, Kapp, Thaulow bearbeitet worden, während Emil Anhalt sich der Theorie des Volksschulwesens zuwandte. Sehr tiefgreifende Wirkungen hat neben Hegel in seinen „Vorlesungen über Pädagogik" auch Schleiermacher geübt, z. B. durch seine idealistischen Ansichten über die Strafe und seine unbedingte Polemik gegen alle Körperstrafen. (Theologische Pädagogik.) Während er sich übrigens noch ganz von philosophischen Principien leiten läßt, haben Theologen wie der katholische Dursch und der protestantische Palmer das System der Pädagogik auf Voraussetzungen von dogmatischer Natur auferbaut. Am förderlichsten aber haben in neuerer Zeit diejenigen Philosophen in die Erziehungswissenschaft eingegriffen, welche dieselbe auf rein psychologischer Unterlage durchzubilden versuchten. Die hier in Betracht kommenden Hauptrichtungen führen sich auf die Namen Herbart und Beneke zurück. (Herbart 1776—1841.) Jener, der Nachfolger Kant's auf dem Königsberger Katheder, ist von der Pädagogik erst zur Philosophie übergegangen und hat zuerst über Pestalozzi, dann eine ganze Reihe pädagogischer Arbeiten geschrieben. In strenger Verfolgung seines Begriffes von der menschlichen Seele als einem schlechthin einfachen Wesen, welches die von außen es treffenden Affectionen mit Vorstellungen beantwortet, sucht er die ursprünglichen Thatsachen der innern Erfahrung auf, um aus ihnen alle zusammengesetzten Erscheinungen des geistigen Lebens zu begreifen und endlich den Zweck der Erziehung in einer, der sittlichen Charakterbildung untergeordneten, „gleichschwebenden Vielseitigkeit der geistigen Interessen" zu finden. „Alle müssen Liebhaber für Alles, Jeder muß Virtuose in Einem Fache sein": dies sein berühmtester Kanon. Während Kant, Fichte, Schleiermacher, Rosenkranz das Ziel der Erziehung mehr in das Gemeinsame verlegen, dem der Zögling einzubilden und einzuverleiben ist, gehört es zum wesentlichen Charakterzug der bedeutenden pädagogischen Schule, die sich an Herbart anschloß, den Menschen zunächst als Einzelwesen zu fassen und den Zweck der Erziehung nie außerhalb des Zöglings zu verlegen. Dieser Richtung gehören an Mager, Miguel, Kern, Rothert, ganz besonders aber Ziller und Allihn, Theodor Waitz und Stoy. (Beneke 1798—1854.) Einen andern Versuch in ähnlicher Richtung machte E. Beneke, dessen als reine Naturwissenschaft construirte Seelenlehre sich ganz am Gegensatze zu Herbart gebildet hat und dessen unterstem Grundsatz von der Einfachheit und Unveränderlichkeit der Seele verwirft. Nach ihm bringt der Mensch nur die Fähigkeit sinnlicher Empfindungen und Anschauungen mit ins Leben; es gilt nun, die Spuren, welche dieselben in der Seele zurücklassen, zu bewahren, sie nach ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in sich zu verbinden und zu trennen, die unter ihrem Einflusse entstandenen Anlagen auszubilden. Die Pädagogik ist es, welche Kunst und Regel in diesen Prozeß zu bringen hat. „Die Natur will — so lautet hier einer der obersten Sätze — daß der Mensch zuerst überwiegend sinnlich sei, darauf überwiegend reproductiv sich entwickle, und dann erst productiv werde für das Intellectuelle. Diese Ordnung soll der Erzieher nicht stören." Solche Grundsätze, welche in ihrer Anwendung sich freilich mehr für Verstandes- als für Gemüths- und Charakterbildung ergiebig erwiesen, wurden theoretisch weiter gebildet und praktisch verwerthet durch Dreßler, Ueberweg; auch schloß sich, theilweise wenigstens, an sie die s. g. Gothaer Pädagogik an, vertreten durch Dittes, C. Schmidt, Kehr u. A. — Neben diesen die pädagogische Entwickelung in erster Linie bedingenden Philosophen, denen aber noch zahlreiche andere, wie J. H. Fichte (der jüngere), der für die Gemeinschaft erzogen wissen will, und Krause, der dagegen den Zweck der Erziehung ganz im Zögling selbst sieht, sich anschließen, sind es aber auch die großen Heroen unserer poetischen Nationalliteratur, welche theils durch Ausbildung und Verfeinerung des allgemeinen (Die Dichter.) Bildungsideals, wie vor allen Schiller und Goethe selbst, theils auch durch directe

Betheiligung an den Arbeiten der theoretischen Erziehungskunst großen Einfluß gewonnen haben. So hat Jean Paul Friedrich Richter (§. 133) in seiner „Levana“ einem Grundgedanken seines Lebens Anwendung auf die Pädagogik gegeben, der Anschauung nämlich von der nur durch einen selbst schon Freigewordenen möglichen Befreiung und Lösung des Idealmenschen, der in Jedem verborgen liegt, freilich aber nur in individueller Form an's Tageslicht gebracht werden kann. Es gilt also, zu den Kleinen hinabzusteigen, wie die Götter zu den Menschen; aber mit Vorsicht, da Niemand voraussehen kann, „an welchen gefährlichen Stellen der Zukunft der Zauberer, der in ein kleines Kind verwandelt vor ihm spielt, sich aufrichte als Riese“. Beschirmen müsse man daher das Kind vor allen heftigen und starken, vor allen süßen und weichlichen Empfindungen; ja keine verordneten Rührungen, kein religiöser Methodismus! So ist das Buch Ausdruck einer reich blühenden Liebe zur Kinderwelt, nicht ohne bemerkbare Reminiscenzen an Rousseau und Fichte. Unter den eigentlichen Pädagogen schloß sich an Jean Paul zunächst Curtmann an, welcher den Gedanken vom Idealmenschen mit dem Christenthum in Verbindung brachte und überhaupt conservativere Bahnen einschlug.

Wieder ganz eigenthümlich als Theoretiker sowohl wie als Praktiker steht neben den Genannten Friedrich Fröbel, ohne Zweifel der tiefsinnigste und begabteste Schüler Fröbel 1782—1852. Pestalozzi's, zugleich diesen seinen Meister mannigfach ergänzend. Er ist „der Psycholog des Kindheitslebens. Mit wahrer Genialität und innigstem Verständniß hat er sich in die Kindesanfänge zurückgedacht und von dem tiefreligiösen wie zugleich humanen Glauben durchdrungen, daß die Ursprünglichkeit der Menschennatur noch nichts Falsches oder Irreleitendes bergen könne, will er dies Ursprüngliche nur entwickeln, stufenweise und nach allen Seiten seiner eingepflanzten Anlage hin. Dies die Gesammtaufgabe der frühesten Erziehung.“ Niemand seit Pestalozzi hat so lange anregend auf das sittliche Bewußtsein und Pflichtgefühl für Eltern und Lehrer gewirkt. Die bekannteste Frucht seiner Thätigkeit, die ganz in der Losung „Kommt, lasset uns unseren Kindern leben“ aufging, liegt in den „Kindergärten“ vor, die trotz des vom preußischen Cultusminister von Raumer, welcher ihren Urheber mit Julius Fröbel verwechselte, gegen sie geschleuderten, brutalen Bannes, bald überall in Deutschland, ja sogar in Europa zu blühen begannen. Dies war namentlich das Werk begeisterter Anhänger des Systems, unter welchen Mittendorff, Barop, Wichard Lange und vor allen Frau Bertha von Marenholtz-Bülow zu nennen sind.

Der Kindergarten soll der eigentlichen Volksschule vorangehen. Diese letztere erfreute sich einer vielseitigen, auf Lehrplan, Methode und Lehrmittel gerichteten Pflege, wie sie denn überhaupt einen Schatz des darum viel beneideten deutschen Volkes darstellt. Zu den verdienstvollsten Pädagogen, die sich auch literarisch am Werk der Reform der Volks- Stephani 1761—1850. schule betheiligten, gehören Stephani, einer der ersten Vertreter der Idee von der Schule als Staatsanstalt und nicht minder auch der s. g. Lautiermethode, Dinter, der Dinter 1760—1831. berühmte Virtuose der s. g. sokratischen Fragemethode und dialektischen Unterweisung, Denzel, der den Ertrag der auf Basedow, Rochow, Pestalozzi zurückgehenden Reform dem Denzel 1773—1838. Durchschnittmaaße der deutschen Volksschule, zunächst in Nassau und Würtemberg, anzupassen wußte und brauchbare Lehrgänge schrieb, Zerrenner, welcher in ganz ähnlicher Zerrenner 1780—1832. Richtung in Norddeutschland wirkte, Johann Baptist Graser, ein philosophisch durchgebildeter Geist, welcher der schwankenden Empirie gegenüber den Unterricht von der Graser 1766—1841. Idee des Menschenwesens aus behandelt wissen wollte und unter Anderm zuerst den folgenreichen Gedanken von der Verbindung des Leseunterrichts mit dem Schreibunterricht aussprach; ferner Gräfe, der Director der Bürgerschule zu Bremen, Zeller, der Vorsteher des Waisenhauses zu Beuggen u. A. Ein tiefgreifender Gegensatz, welcher sich innerhalb dieser, auf Pestalozzi zurückgehenden, pädagogischen Richtung aufthat, betraf die Stellung zu Religion und Kirche. Während nämlich Diesterweg, der Herausgeber der „Rhei- Diesterweg 1790—1866. nischen Blätter“ und Seminardirector in Berlin, in zahlreichen Schriften der Selbständigkeit und Emancipation der Volksschule, die ihr Ziel in der Ausbildung des rein Mensch-

lichen hat, das Wort redete und den kirchlichen Einfluß auf diesem Gebiet zeitlebens und kräftigst bekämpfte, verband sich eine andere, durch ausgezeichnete Theoretiker und Schulmänner wie Ramsauer, Stern, Carl von Raumer und vor allen Harnisch vertretene Richtung aufs engste mit der kirchlichen Reaction und gab einer reichen, halb theologisch, halb pädagogisch gefärbten Literatur Dasein, die schließlich in den „Preußischen Schulregulativen" von Stiehl einen gesetzgeberischen Ausdruck und Abschluß gewann. In Folge dieser und anderer Kämpfe hat die Volksschule leider auch alle Schwankungen des politischen und kirchlichen Lebens in Deutschland mitempfunden; sie ist Gegenstand öffentlicher Verhandlungen auf Synoden und Kirchentagen, in Parlamenten und Lehrerversammlungen geworden; Lehrer sind vielfach zu den verschiedenartigen und entgegengesetztesten Parteizwecken mißbraucht worden; ein tief gewurzeltes Mißtrauen gegen die Geistlichkeit ist weit verbreitet unter ihnen, und Trennung der Schule von der Kirche ein eigentliches Losungswort der Zeit geworden.

Harnisch 1787—1864.

Aber auch in die Gymnasialpädagogik griff der kirchliche Gegensatz vielfach ein, wenngleich er von einem anderen, ihn kreuzenden noch an Wirksamkeit überboten wurde, dem alten Streit nämlich zwischen Humanismus und Realismus. Die allmähliche Auseinandersetzung beider Gebiete erfolgte in der z. B. von Köchly in seinen Schriften zur Gymnasialreform vorgezeichneten Richtung, wonach das Gymnasium die Vorbereitung zu den historischen Wissenschaften zu leisten hat, wie die Realschule diejenige zu den Naturwissenschaften. Ein anderer Weg der Ausgleichung war es, wenn Brandt den Gegensatz innerhalb des Gymnasiums selbst durch Herstellung von Parallelclassen für Humanisten und Realisten versöhnen wollte. Im Gegensatze dazu entwarf Klopp einen einheitlichen, neue und alte Sprachen zugleich umfassenden Lehrplan, um dessen Ueberführung in die Praxis sich Hauschild bemühte. Das Resultat aller dieser Kämpfe war, daß sich aus der höheren Bürgerschule die Realschule entwickelte, deren Idee schon Spilleke in einer Epoche machenden Abhandlung beschrieben hatte. Allgemein anerkannt ist jetzt, daß die Realschulen ihr Centrum in den Naturwissenschaften und in den Sprachen der neueren Culturvölker besitzen; streitig ist, wie weit zur Erreichung dieses Zweckes das Lateinische unentbehrlich sei. Die Universitäten der Realschulen aber sind die s. g. polytechnischen Schulen, wie sie seit einem halben Jahrhundert zu immer größerer Blüthe in Deutschland herangediehen sind.

Die Realschule.

Im Gegensatze zu diesem neu sich gestaltenden Schulwesen schien die humanistische Richtung eine Zeit lang ihren Halt in einem Bunde mit Kirche und Confession suchen zu wollen. So wenig dies in Sinn und Trieb der großen Begründer unserer gegenwärtigen humanistischen Bildung, F. A. Wolf, G. Hermann, A. Böckh (§. 150), gelegen war, so haben doch dieselben verdienten Schulmänner, welche das Schlagwort der „Concentration des Unterrichts" ausgaben und aus Furcht vor Zersplitterung am liebsten allen Unterricht in den Naturwissenschaften und modernen Sprachen aus dem Gymnasium verbannt hätten, dem Religionsunterricht fast allein eine bedeutende Stellung neben den klassischen Sprachen eingeräumt. So vor allen Friedrich Thiersch selbst, der Begründer der Gymnasialpädagogik; aber auch Nägelsbach, Flatt, Carl von Raumer, K. L. Roth, G. Schwab, Landfermann u. A. Dagegen sucht Lübker, indem er das historische Princip durchführt, nach einer Vermittelung in dem Sinne, daß die Gelehrtenschule Alterthum, Christenthum und moderne Welt in ihrer gegenseitigen Verbindung kennen lehren soll. Allgemein einverstanden ist man übrigens in der Anerkennung, daß für die Jugend Kenntniß der Jugend der Welt, d. h. des Alterthums, das Naturgemäße sei, daß die klassischen Sprachen am meisten dazu geeignet seien, die Denkkraft zu entwickeln, überhaupt für die Geisteswissenschaften vorzubereiten und so diejenige Bildung, welche das Gymnasium geben soll, zu fördern. Reges Leben ist in allen Richtungen dieser Fachliteratur zu bemerken. Lehrmittel, Schulbücher, Klassiker-Ausgaben folgen in Fluthen und fortwährend wird sowohl die theoretische als die praktische Seite an der Sache in Programmen und Zeitschriften wie auf Philologenversammlungen behandelt.

Die Gymnasialpädagogik.

5. Rechtswissenschaft.

§. 155. Romanisten und Germanisten. Auch die Rechtswissenschaft vermochte sich den allgemeinen Zeitströmungen nicht zu entziehen, wie sehr auch die als Grundlage dienenden Rechtsquellen und Rechtsinstitute einen stationären, den Einwirkungen des Zeitgeistes unzugänglichen Charakter an sich zu tragen scheinen. Wenn die Periode der Aufklärung und der Philosophie am Ende des vorigen Jahrhunderts ihr Streben nach Reformen und Neugestaltungen auch im Rechtsleben durch die Vorliebe für systematische Abfassung von Rechtsbüchern kund gab, ein Streben, das in Bayern, Preußen, Oesterreich und anderwärts zur Codification gemeingültiger Landrechte führte und in dem Napoleonischen Gesetzbuch seinen Abschluß und schärfsten Ausdruck fand; so trat zu Anfang dieses Jahrhunderts die Macht der Romantik, der Restauration und Legitimität in der Rückkehr zum historischen, in der Pietät für das geschichtlich Gewordene, in der Ehrfurcht für die Institute der Vergangenheit zu Tage. Wie also dort die Grundanschauung vorherrschte, „daß die Staatsgewalt als die zum Herrschen bestimmte Vernunft der Gesammtheit und als das Gemeinorgan Aller" die Macht habe, an der Hand der Philosophie den Organismus des gesammten öffentlichen Lebens fest und genau zu bestimmen, somit das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie als Urgrund und Hauptquelle der Staats- und Rechtswissenschaft angesehn ward; so machte sich hier das Bestreben geltend, an der Hand der Rechtsgeschichte aus den römischen, kanonischen und germanischen Rechtsquellen alle lebenskräftigen Elemente, alle bewährten Dogmen, Normen und Institute zu sammeln, zu Nutz und Frommen der Mitwelt zu verwerthen und mit neuen Errungenschaften vermehrt den Nachgebornen zu überliefern. Diese Entwickelung der Rechtswissenschaft stand demnach mit der allgemeinen Zeitrichtung in Uebereinstimmung. Wie die Reformlust der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts überhaupt ihre Quelle und Berechtigung in den verkommenen und ausgelebten Zuständen des Staats und der Gesellschaft hatte und als nothwendiger Kampf der Vernunft gegen verjährte unhaltbare Mißstände aufgefaßt werden muß; so suchte man auch im Rechtsleben und in der Rechtswissenschaft mit den scharfen, einschneidenden Waffen der Vernunft und der Philosophie sich aus der Barbarei zu retten und dem Rechte, das mit uns geboren ist, Geltung zu verschaffen. Die Jurisprudenz war so sehr „in hohlem Formalismus, in pedantischer Geist- und Geschmacklosigkeit, in unfruchtbarer Autoritätenverehrung verknöchert", daß solchen Zuständen und Anschauungen gegenüber die rationalistische Lehre des Naturrechts nicht nur an ihrem Platze war, sondern auch leichtes Spiel hatte. „Das Bestehende erschien so unvernünftig, daß man aus der geistlosen Oede der Gegenwart sich auf das Gebiet der Abstraction rettete, von dem idealen Staat und von dem ewigen gleichen Rechte für alle Menschen träumte, welche man aus dem schlechtverstandenen positiven Recht sich beliebig herausconstruirte."

So sehr indessen diese reformatorische Thätigkeit als ein Fortschritt zu betrachten war, so konnte sie in ihrer einseitigen Richtung doch nur als eine Uebergangsstufe gelten. Auf ihrem eigenen Boden wurden die Männer groß gezogen, welche, wie Gustav Hugo in Göttingen, Heise in Jena, Thibaut in Heidelberg u. A., die auf anderen Gebieten gewonnenen Resultate und Methoden auf die Jurisprudenz anwendend, eine tiefere, gründlichere und geschmackvollere Behandlung des Rechtsstudiums hervorriefen. „Allein alle diese Männer standen noch wesentlich auf dem Boden des alten Rationalismus, und wenn sie auch den Werth der Rechtsgeschichte besser als ihre Vorgänger würdigten, so erblickten sie doch die Aufgabe der Wissenschaft wesentlich in einer philosophirenden Methode, um die Gesetze Justinians mit den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes, der natürlichen Vernunft in Einklang zu bringen." Erst die romantische Schule, die neben manchem Krankhaften und Verkehrten viele edle Bestrebungen ins Leben rief, die aus dem Schachte der Vergangenheit so manches edle Metall zu Tage förderte und zur Bereicherung und Verschönerung der Gegenwart verwerthete, zeigte auch in der Jurisprudenz ihre anregende Kraft. Indem sie zu dem kritisch-philosophischen Geist die tiefere historische Forschung

Neue Wege.

Hugo 1764—1844.

Die historische Rechtsschule.

hinzufügte und mit empfänglichem Sinn und Verständniß sich in die Natur und Eigenthümlichkeiten der Völker und Zeiten versenkend, der geistigen Arbeit früherer Geschlechter nachging und die Begriffe und Anschauungen im rechten Lichte darstellte, bewirkte sie, daß die von dem Geist der Romantik berührten Rechtsgelehrten die Jurisprudenz auf eine höhere Stufe führten. Dies geschah vor Allen durch Friedr. Karl v. Savigny, den Sprößling eines nach Deutschland übergesiedelten oberlothringischen Rittergeschlechts, der in Frankreich geboren, in Marburg, Landshut und Berlin als gefeierter akademischer Lehrer, zuletzt als Staatsmann und Minister wirkend, den ganzen geistigen Aufschwung der Zeit auf die Rechtswissenschaft übertrug und als „Haupt der historischen Rechtsschule" zur Begründung einer neuen Aera in der Jurisprudenz den größten Impuls gab. Nachdem er in der geistvollen Schrift „das Recht des Besitzes" das Vorbild einer echten juristischen Methode aufgestellt, hat er in den beiden Hauptwerken „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" und „System des heutigen römischen Rechts" eine feste Basis für die historische und dogmatische Behandlung dieses Hauptzweiges der Rechtswissenschaft gelegt.

Savigny 1779—1861.

Der Streit über Codification. Thibaut 1772—1840.

Mit dem Falle Napoleons und der Aufrichtung des deutschen Bundes traten neue Ziele und Richtungen in das Staats- und Rechtsleben ein, die sich auch in der Wissenschaft ausprägten. Wenn im Gegensatz zu Thibaut, welcher in einer berühmten Flugschrift: „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" im Sommer 1814 „so recht aus der vollen Wärme seines Herzens" die Aufstellung eines gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuches des bürgerlichen Rechts dringend empfahl, Savigny in der kleinen Schrift: „Ueber den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" von einem solchen Verfahren abmahnte und nachwies, daß das wahre nationale Recht eines Volkes nicht ein Erzeugniß gesetzgeberischer Weisheit, sondern gleich seiner Sprache, seiner Kunst, seiner gesammten Sitte ein organisches Product des Volksgeistes, der Inbegriff der Rechtsthätigkeit aller Jahrhunderte sei; so kann man in diesem Zwiespalt immer noch die Keime und Wurzeln der alten Doppelrichtung erkennen, aber bereits auf einer Höhe, wo eine Versöhnung und Verständigung ermöglicht und angebahnt war. Beide Anschauungen fußten, wie ihre Vertreter, auf dem Boden umfassender wissenschaftlicher Bildung und Rechtskunde, beide verfolgten eine wissenschaftliche philosophisch-historische Methode, beide strebten nach einem patriotischen Ziel; nur über den Begriff und die Beschaffenheit des höchsten Gutes im Rechtsleben gingen die Ansichten aus einander: ob die Summe des in der Volkssitte, im Gewohnheitsrecht, in den Traditionen und überlieferten Instituten der Nation lebenden Rechtsbewußtseins der höchste Ausdruck des nationalen Rechts, das wahre Ziel und Objekt der Rechtswissenschaft sein solle, oder das Product einer durch das Zusammenwirken von Wissenschaft und Staatsgewalt mit allen Mitteln der Vernunft, Erfahrung und Intelligenz unterstützten gesetzgeberischen Thätigkeit. Es war ein Bürgerkrieg, welcher der Jurisprudenz selbst die besten Früchte eintrug, in dem nur Siege zu feiern, keine Niederlagen zu betrauern waren. Man hatte das Schlachtfeld gemeinschaftlich behauptet, nun brachte man auch die gewonnene Beute gemeinschaftlich in Sicherheit. Man hatte die Waffen kennen gelernt und erprobt, nun benutzte man sie zu weiteren Eroberungen. Diente die Historie mit ihren Hülfswissenschaften, der Kritik und Hermeneutik, der Sprach- und Alterthumskunde zum Beschaffen, Ordnen und Klären des Stoffes, und war man durch eine gesunde wissenschaftliche Methode zu den positiven Resultaten aufgestiegen, so blieb der Vernunft und Philosophie die große Aufgabe, die Ausbeute der geistigen Arbeit, die Ergebnisse sorgfältiger und emsiger Studien für das praktische Leben zu verwerthen. Mit solchen Kräften und Erfahrungen ausgerüstet, bauten nun die Gelehrten an dem mächtigen Tempel der Rechtswissenschaft weiter, und wie sehr auch die Arbeiten auseinander gingen und sich ins Einzelne verliefen, sie verloren den Grundriß, die Arbeitsregeln und die Ziele nicht aus dem Auge. Hatten Savigny und Thibaut verschiedene Ansichten über die Aufgabe der Zeit in Betreff der gesetzgeberischen Thätigkeit, so waren beide unermüdlich bestrebt, durch akademische Vorlesungen wie durch Schrift-

Blüthe des römischen Rechts.

werke das römische Recht zu erklären, an der Geschichte seiner Entstehung, seiner Entwickelung, seiner Vollendung, seiner Macht und Bedeutung zu allen Zeiten die Methode der Rechtsbildung darzuthun, und an den einzelnen Bestimmungen der Pandekten für alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens ein juristisches Urtheil über alle Beziehungen des Privatrechts zu schaffen. Einen edlen Mitbewerber hatten die Häupter der Romanisten an dem erwähnten Historiker Niebuhr, „dessen durchdringender, von dem reichsten lebendigen Wissen unterstützter Forschungstrieb nicht nur über die innere Entwickelung der römischen Zustände ein unerwartetes Licht verbreitete, sondern auch vermittelst der dadurch angeregten Methode auf dem ganzen Gebiete der historischen Wissenschaften im In- und Auslande die fruchtbarsten Wirkungen hervorgebracht hat". In die Fußtapfen der Häupter traten jüngere Männer, welche auf derselben Bahn fortschreitend den errungenen Schatz wahrten und mehrten, in zahlreichen Hand- und Lehrbüchern die Geschichte des römischen Rechts durch alle Perioden darstellten und den im Corpus juris enthaltenen Rechtsstoff nach eigenen Systemen ordneten und beleuchteten, oder einzelne Lehren und Rechtsfragen in besonderen Abhandlungen erläuterten. So wirkte in Heidelberg Thibauts Nachfolger auf dem Lehrstuhl des römischen Rechts K. A. v. Vangerow, ein bis zu seinem Tode (10. Okt. 1870) in ganz Deutschland hochgefeierter Romanist; so förderten in Bonn Ed. Böcking († 3. Mai 1870) und Ferd. Walter, in Leipzig K. G. v. Wächter di römische Rechtskunde im Geiste Savigny's und Niebuhrs; so bereicherten in Berlin G. Fr. Puchta († 8. Jan. 1846), F. L. Keller († 12. Sept. 1860) und Bethman-Hollweg, in Gießen, Wien und Göttingen, Jhering, in München und später in Heidelberg Windscheid, an andern Orten andere Professoren das juristische Wissen durch geistreiche Arbeiten über Geschichte und Dogmatik und verbreiteten Licht und Leben über das gesammte weite Gebiet des römischen Rechts.

Und nicht blos das römische Recht nahm unter den Händen und durch den Einfluß dieser Männer einen mächtigen Aufschwung, auch das germanische Recht gewann durch eine wissenschaftliche Behandlung an Umfang und Tiefe. Schon im achtzehnten Jahrh. hatte man das deutsche Recht von dem römischen abgelöst und zu einer selbständigen Disciplin erhoben, und der gelehrte Pütter machte bereits den Versuch, ein gemeines deutsches Privatrecht aufzustellen. Aber erst das durch die romantische Schule geweckte Interesse für die historische Vergangenheit und das Geistesleben des Mittelalters führte auch zu genauerer Erforschung der deutschen Rechtsinstitute. Nachdem zuerst Biener ein durch Genauigkeit und Quellenstudium ausgezeichnetes Werk über die Geschichte des deutschen Rechts begonnen, aber nicht vollendet hatte, begründeten C. Fr. Eichhorn, welcher mit Savigny und Göschen die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" leitete, durch sein umfassendes Werk „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" und Jacob Grimm, gleichfalls ein Freund und Schüler Savigny's, durch die „Deutschen Rechtsalterthümer" eine neue Periode in der Auffassung und Behandlung des deutschen Rechts. Während der letztere in die Tiefe des deutschen Volkslebens hinabsteigend Alles sammelte und verwerthete, worin das Rechtswesen mit der Sitte, der Sprache und dem Gemüthsleben zusammenhängt, hat Eichhorn mit juristischer Methode den reichen Stoff nach wissenschaftlicher Eintheilung und Ordnung systematisch dargestellt, die rechtshistorischen Forschungen auf die geschichtliche Begründung der vorhandenen Einrichtungen und des jetzt geltenden Rechts hingelenkt und durch Beispiel und Anregung dem germanischen Rechtsstudium einen mächtigen Impuls gegeben. Seitdem zeigte sich ein großer Eifer und ein warmes vaterländisches Interesse für die Erforschung des deutschen Rechtslebens, die sich theils in der mit großer Sorgfalt und kritischer Schärfe veranstalteten Herausgabe der Quellen, theils in der Bearbeitung der Rechtsgeschichte sowohl des gesammten Reichs als einzelner Territorien, theils in der Abfassung von Lehrbüchern des deutschen Privatrechts, wie von Mittermaier, Maurenbrecher, Gerber u. A., kund gaben, theils in den gründlichen und eingehenden Untersuchungen über einzelne Punkte zu Tage traten, wodurch mitunter ganz neue Anschauungen gewonnen und viele dunkle Seiten des Geschichtslebens

Das germanische Recht.

Pütter 1725—1807.

Biener 1748—1828.

Eichhorn 1781—1854.

aufgehellt wurden. Wie Niebuhrs historische Arbeiten die Kenntniß des römischen Rechts wesentlich förderten, so die oben erwähnten geschichtlichen Forschungen und Sammelwerke von Waitz, Pertz, Wattenbach, Giesebrecht u. A., denen die rechtsgeschichtlichen Arbeiten von Stobbe, Homeyer, Albrecht, Beseler, Philipps, Walter, Zoepfl u. A. ergänzend zur Seite traten, das Studium des deutschen Rechts. Vor Allen hat Waitz einen folgenreichen Weg eingeschlagen, „indem er die älteste Zeit nicht aus sich selbst zu erklären suchte, sondern jedes einzelne Verhältniß mit beständiger Berücksichtigung der späteren Entwickelung feststellte".

§. 156. Staatsrecht und Politik. Diese mit nationalem Sinn und Vaterlandsliebe unternommenen und gepflegten Studien kamen nicht minder dem Privatrecht als dem Staatsrecht zu gute, daher in diesem Theile der Jurisprudenz wie in der ganzen Behandlung der Staatswissenschaft gleichfalls eine doppelte Richtung, eine historisch-positive und eine philosophisch-politische hervortrat. „Die letztere hatte die von Frankreich herübergekommene Theorie des Staatsvertrags zum Ausgangspunkt, die andere die noch auf dem Feudalismus ruhende Verfassung des deutschen Reichs." Das Staatsrecht, das zunächst an die bestehenden öffentlichen Verhältnisse gewiesen ist, steht am meisten unter dem Einfluß der Zeitideen und der geschichtlichen Ereignisse. Es war daher natürlich, daß die von Pütter und seiner Schule befolgte Behandlungsweise, welche das alte Reichsstaatsrecht zur Unterlage hatte, mit der Auflösung des deutschen Reiches ein Ende nahm. Die Macht der Ereignisse und der Widerstreit der Anschauungen gegenüber der französischen Revolution und ihren Doctrinen machte sich nunmehr auch in den Lehren von Staat und Staatsrecht geltend. Nachdem zunächst die Philosophie, besonders der Idealismus Fichte's, nach Rousseau's Vorgang die Begriffe von Staat und gesellschaftlichem Zusammenleben theoretisch festzustellen gesucht hatte und ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit zu Resultaten gelangt war, die gleich dem französischen Politiker einen angeblichen Staatsvertrag als das rechtliche Band aller staatlichen Gemeinschaft statuirten, zugleich aber dem Staatsorganismus eine Macht beilegten, welche die Keime des Absolutismus in sich trug; gingen unter den Einflüssen der zeitgeschichtlichen Ereignisse und der historisch-romantischen Restaurationsideen die politischen und staatsrechtlichen Anschauungen und Systeme weit aus einander. Von republikanischen, auf dem Grundsatze der Volkssouveränetät und des Gesammtwillens beruhenden Staatsgrundsätzen schreckten die Vorgänge in Frankreich ab: seit Burke und Gentz galt das conservative Erhaltungsprincip als die Seele der Staatsweisheit, wozu sich dann im Laufe der Zeit die Lehre von der heiligen Macht der Legitimität gesellte. In der Rheinbundsperiode entwickelte sich die Staatsidee philosophisch und praktisch im Sinne eines gesteigerten Monarchismus, „die Omnipotenz des Staats oder des Souveräns galt als Dogma". Nach dem Wiener Congreß und insbesondere seit der Julirevolution wurde die gemischte oder Repräsentativ-Verfassung, die auf Englands Boden erwachsen und ausgebildet als Constitutionalismus oder Parlamentarismus allmählich in allen germanischen Staaten Eingang fand, die vorherrschende Staatsform, zu deren Vertheidigung oder Bekämpfung die bedeutendsten Staatsrechtslehrer ihre geistigen Waffen führten. Demgemäß lassen sich die Werke über Staatsrecht und Politik, so sehr auch die einzelnen Theorien in einander überspielen oder an den Enden

Klüber 1762—1837.

sich berühren mögen, unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen: Während Klüber, „der Taufzeuge des deutschen Bundes", aus Pütter's Schule hervorgegangen in seinem „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts" den historischen Standpunkt einhielt, dabei jedoch auch den Staatstheorien des Jahrhunderts Geltung angedeihen ließ, wirkten die mehrfach er-

Welcker 1790—1869.

wähnten Staatsrechtslehrer K. v. Rotteck und K. Th. Welcker in Reden und Schriften für Ausdehnung der Volksrechte und der individuellen Freiheit gegenüber der Staatsgewalt und ihren Organen, jener mehr im Geiste Kants das Vernunft- und Naturrecht verkündigend und mehr für die Rousseau'sche Idealdemokratie als für die constitutionelle Monarchie begeistert; dieser mehr auf philosophisch-historischem Weg einen auf Vernunft, Willensfreiheit und Geschichte gegründeten Rechtsstaat anstrebend, dessen Zweck er „in der

möglichsten Erreichung der Tugend und Humanität und durch sie der Glückseligkeit Aller" erblickt, und dem modernen Repräsentativstaat mit der Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente den Vorzug gebend. Im Gegensatz zu diesen Vorkämpfern des Liberalismus kam Karl Salomo Zachariä, in seinem Hauptwerk: „Vierzig Bücher vom Staat" und in andern staatswissenschaftlichen Schriften zu der Ansicht, daß die Machtvollkommenheit (Souveränetät) nicht dem Volke, sondern dem Staatsherrscher zustehe und wurde, wenn auch nicht unbedingt dem Absolutismus huldigend, doch ein Fürsprecher monarchischer Machtfülle, umgeben von strengen Rechtsformen, und ein Gegner demokratischer Volksregierung. Ein geistreicher, mit großen Kenntnissen ausgerüsteter Universitätsprofessor, übte Zachariä durch Vorträge und Schriften eine bedeutende Wirksamkeit in der Nähe und Ferne. Er war neben Thibaut, Vangerow, Mittermaier u. A. eine der Säulen der Heidelberger Juristenschule. Sein Nachfolger war Robert v. Mohl, welcher in einer Reihe von Werken, worunter die „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" den ersten Rang einnimmt, den Zwiespalt der Ansichten über die philosophische und historische Auffassung des Staats und seiner Aufgaben dadurch auszugleichen bemüht war, daß er mit kritischer Schärfe zunächst die in der vorhandenen Literatur niedergelegten Ideen und Lehren über die politischen Wissenschaften zu ergründen und in ihrer Bedeutung darzustellen suchte. Sein Werk „ist ein unentbehrliches Hülfsmittel der Orientirung in den verirrlichen Anlagen und Pflanzungen der Staatswissenschaften. Eine so reiche Bücherkenntniß, eine so vielseitige Belesenheit auf dem ganzen Gebiet der Staatswissenschaften ist wohl noch nie dagewesen". Als er in den praktischen Staatsdienst eintrat, erhielt seine Lehrkanzel einen würdigen Nachfolger in J. C. Bluntschli, dem Verfasser der „Geschichte des Allgem. Staatsrechts und der Politik" u. a. W. und dem Mitherausgeber des „Staatswörterbuchs". Der Geburt nach der Schweitz angehörend, welcher auch seine ersten Studien gewidmet waren („Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich"), hat er in der Folge der Entwickelung des deutschen Volkes in religiösen wie in staatsrechtlichen Dingen mit warmer Hingebung seine männliche Kraft und Thätigkeit geweiht.

Zachariä 1769–1843.

Mohl geb. 1799.

Bluntschli geb. 1808.

Während der Restauration und der heiligen Allianz widmete eine Anzahl französischer und deutscher Staatsrechtslehrer ihre Feder dem monarchisch-aristokratischen Regierungssystem mit hierarchisch-feudalen Grundlagen, das sie von „Gottes Gnaden" herleiteten. Die Führer dieser krankhaften Reactions- und Restaurationstheorien, ein Bonald, de Maistre u. A. haben einen schlimmen Einfluß geübt. Auch von den deutschen Vorfechtern jener verderblichen und unwürdigen Rückschrittspolitik, welche unter Metternichs Schutz und Gunst der Freiheit, den Volksrechten und allen Errungenschaften der Revolution mit den Waffen mittelalterlicher Scholastik entgegentraten, dem Schweizer Ludw. v. Haller, dem Berliner Adam Müller, ist die Menschheit in den Fortschritten ihrer Entwickelung gehemmt worden. Der romantischen Schule in ihren äußersten verschrobenen Consequenzen angehörend, sahen sie in der Rückkehr zur hierarchisch-feudalen Monarchie des Mittelalters den Anker der Rettung gegen die Wogen des revolutionären Geistes, der das Volk zur Theilnahme und Mitwirkung am öffentlichen Leben beiziehen wollte. Den ersten Abfall zur Sünde wider den heiligen Geist ihrer Doctrinen erblickten sie in der Reformation, daher sie auch, wie ihre Gesinnungsverwandten auf andern Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sich in den Schooß der katholischen Kirche flüchteten. Hallers Hauptwerk: „die Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt"; und Müller's politische Schriften: „Elemente der Staatskunst" und „von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaft" waren lange das Evangelium der feudalen und reactionären Partei in Preußen und anderen deutschen Staaten. Verwandt mit dieser Richtung, nur die Consequenzen minder grell hervorkehrend und zu dem orthodoxen Eifer noch die Waffen der Wissenschaft fügend, steht der erwähnte Historiker Heinr. Leo in Halle, welcher den Staat als ein „Kunstwerk göttlichen Ursprungs" betrachtet und in leidenschaftlichem Hasse gegen die Revolution „das Reich der Hölle auf Erden" als Führer der „Königstreuen" der eifrigste Vertheidiger ward „jener wunderlichen

Mischung aus jüdischer Theokratie, straffer militärischer Zucht, lehensmäßiger Oberherrlichkeit über die kleinen Herren, vererbtem Absolutismus und modernen Gelüsten, aus welchen Elementen nach den Ansichten einer am Hofe und in der Beamtung einflußreichen Partei die preußische Königskrone zusammengesetzt ist". Der entschiedenste und geistreichste Vertreter aber dieser theologisirenden Rechts- und Staatsphilosophie ist Friedr. Jul. Stahl 1802–61. Stahl, ein zur lutherischen Kirche übergetretener Israelit, welcher als akademischer Lehrer zuerst auf den bayerischen Universitäten, dann in Berlin eine bedeutende Wirksamkeit hatte. Ein Mann von Geist, Scharfsinn und Redegabe, verstand er es vor Allen, „die Tendenzen der königlichen Romantik und die Ansprüche des ritterlichen Adels in wissenschaftliche Formeln zu fassen und mit dialektischer Gewandtheit die Blößen der Gegner darzulegen". Durch seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" wurde Stahl der Begründer einer Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung, welche sich in den höheren Kreisen einer besonderen Gunst erfreute. „Ueberzeugt von der Richtigkeit und Gefährlichkeit der ganzen auf die Autorität der hochmüthigen Vernunft basirten neueren Philosophie, fordert er Umkehr der Wissenschaft zum Glauben an die geoffenbarte Wahrheit der christlichen Religion, und verlangt die Erneuerung jener ungetrübten Einheit von Theologie und Philosophie, wie sie im Mittelalter Thomas von Aquino dargestellt hat." Ihm ist der Staat nur in monarchischer Form denkbar, das göttliche Recht des legitimen Herrschers gilt ihm als das höchste Rechtsprincip. — Auch der katholische Professor Ferd. Walter in Bonn hat in seinem „Naturrecht und Politik" den christlichen Standpunkt für seine Staatslehre gewählt; doch vermied er den zelotischen Eifer der Ultramontanen wie die aufregende Schärfe Stahls.

Bei diesem Widerstreit der Meinungen, bei dieser Zerfahrenheit der Richtungen ist es erfreulich, auch solchen Bestrebungen zu begegnen, welche auf gesundem Boden erwachsen und erwärmt vom Sonnenlichte der Humanität mit den belebenden Strahlen echter philosophischer und historischer Bildung den Staat als einen lebensvollen Organismus auffaßten, in welchem alle menschlichen Kräfte zur Thätigkeit kommen und durch ihr Zusammenwirken und Ineinandergreifen die rechte Harmonie und die wohlthätige Bewegung begründen sollten, welche das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwickelung W. v. Humboldt 1767–1835. zu fördern vermöchten. Dies geschah am nachdrücklichsten durch Wilh. von Humboldt und Dahlmann. Der erstere, ein Gesinnungsgenosse und Mitarbeiter Steins auf dem praktischen Felde der Politik in der schweren Uebergangszeit aus der Napoleonischen Machtherrschaft zu den stillen Tagen der landesväterlichen Fürsorge unter der Aegide der heiligen Allianz, und im Umgang mit Schiller und Goethe auf der Höhe der Bildung und der Gesellschaft sich bewegend, hat die philosophischen Ideen mit den Erfahrungen der Geschichte zu verbinden gesucht, um eine den Zeitbedürfnissen entsprechende Staatsform zu schaffen. Ausgehend von der Maxime, „daß neue Maßregeln und Einrichtungen im Staate an schon vorhandene geknüpft werden müssen, damit sie als heimisch und vaterländisch im Boden Wurzel fassen können", wollte er mit der Wiederherstellung der alten ständischen Verfassung den Grundbau zu einer neuen Verfassung in der preußischen Monarchie legen, „die liberalen Ideen mit den conservativen Interessen versöhnen". Wenn auch die Früchte seiner Bemühungen durch den Winterfrost der Reaction zu Grunde gingen, seine politischen Anschauungen werden mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten fortleben. F. C. Dahlmann hatte sich frühe durch seine praktische Thätigkeit wie durch seine historischen Studien gewöhnt, „die Begründung des Rechts in der Geschichte zu erkennen" und in seiner Schrift: „Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt", wovon nur der erste Band erschienen ist, ein Werk geschaffen, das sowohl durch die historische Methode und durch den Adel seiner Grundgedanken als durch den sittlichen Ernst, womit es die festen und ehrwürdigen Formen der Rechtsordnung mit den Bedürfnissen und Regungen der Volksfreiheit in Harmonie zu setzen suchte, allgemeine Anerkennung fand. Dahlmann, wie sein geistesverwandter Nachfolger Georg Waitz in seinem Buch „Grundzüge der Politik" stehen auf dem Boden der constitutionellen Mon-

archie, als deren Vorbild beiden die Parlaments-Verfassung Englands gilt. Das Wesen, die Entstehung und Fortentwickelung dieser Verfassung nach allen Seiten geschichtlich beleuchtet zu haben, ist das Hauptverdienst des historisch und philosophisch gebildeten Professors und Parlamentsredners in Berlin Rud. Gneist in seinem umfassenden Werk „über das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht". Gneist geb. 1816.

§. 157. Prozeß- und Strafrecht. Der Wetteifer und gelehrte Streit zwischen der philosophisch-praktischen und der historisch-restaurirenden und conservirenden Schule, von denen jene in dem „Archiv für die civilistische Praxis", diese in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" lange Zeit ihr einflußreiches Organ hatte, kam auch den andern Zweigen der Jurisprudenz zu Statten, so daß sowohl das Prozeß- und Strafrecht, als das Völker- und Kirchenrecht eine Umgestaltung erfuhren und daß durch den kräftigen Aufschwung, den das gesammte juristische Studium nahm, die Rechtspflege und Rechtswissenschaft nach allen Seiten mächtig gefördert und gehoben wurden. Wenn die rationalistisch-philosophische Behandlung des Strafrechts und Strafprozesses, welche noch während des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts die Herrschaft behauptete, durch die Aufstellung neuer Strafrechtstheorien im Geiste der Humanität und Aufklärung die Härten früherer Zeiten zu mildern, das Veraltete und Ueberlebte zu beseitigen oder zu reformiren bemüht war; so suchte man jetzt auf allen Seiten brauchbare Institute der Vergangenheit ins Leben zurückzuführen, die Theilnahme geschworner Beisitzer bei den Gerichtsverhandlungen und ihre Mitwirkung bei der Rechtsfindung allgemeiner zu machen, die Rechtspflege anderer Völker für die deutsche Nation zu verwerthen; bis endlich durch die Vereinigung geschichtlicher Erfahrung und philosophischer Speculation unter dem Einfluß der Humanität und der fortschreitenden Gesammtbildung eine Gerichtspraxis und ein Strafverfahren ins Leben trat, welche einerseits die Forderungen der Gerechtigkeit und die Sicherungen des gemeinen Friedens und gesellschaftlichen Zusammenlebens zu befestigen, andrerseits aber auch den Geboten der Menschlichkeit, des gesteigerten Culturlebens und der individuellen Freiheit Rechnung zu tragen beflissen war. Ist es hauptsächlich dem Einfluß der Rechtswissenschaft zuzuschreiben, daß bei dem Strafprozeß oder peinlichen Gerichtsverfahren alle Mittel und Wege zugelassen werden, welche zur vollen und wahren Erkenntniß des Criminalfalles, zur Eruirung der Schuld oder Unschuld des Angeklagten ohne allen Zwang oder Ueberredungskunst führen können; daß bei der Vertheidigung alle aus den äußeren Verhältnissen oder dem inneren Seelenleben herfließenden Gründe zur Rechtfertigung oder zur Minderung der Schuld in Anwendung kommen; daß bei dem Zeugenbeweis und dem ganzen Justizverfahren Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und unparteiisches Urtheil durch Geschworene fast allgemein und einstimmig als der Zeitbildung und der Gerechtigkeit entsprechend angesehen und in Uebung gesetzt ward; so war die Rechtswissenschaft nicht minder bemüht, die Regierungen zur Verbesserung der bestehenden Gesetze, zur Abfassung neuer Rechtsbücher zu bewegen und für eine Strafart der Verbrechen zu wirken, welche weniger die alte Vergeltungslehre oder die Abschreckungstheorie ins Auge faßte als die Reue und Besserung des Verurtheilten, welche die Sicherheit der Staatsgesellschaft weniger in dem gewaltsamen Ausreißen eines ungesunden Gliedes als in der Heilung desselben zu erreichen suchte. Die Besserungsanstalten mit Einzelhaft, mit nützlicher Beschäftigung, mit Unterricht und religiöser Belehrung; die Einführung der Schwurgerichte; die Vervollkommnung der Rechtspraxis durch scharfbegrenzte Begriffsentwickelung; der in manchen Staaten siegreich durchgeführte Kampf gegen die Anwendung der Todesstrafe, diese und andere Errungenschaften zeugen von der heilsamen Wirksamkeit der verbesserten Criminaljustiz und von dem wohlthätigen Einfluß einer zugleich nach Gerechtigkeit und Humanität strebenden Strafrechtswissenschaft. Auf allen deutschen Universitäten wirkten namhafte Rechtsgelehrte in diesem Sinne; und wenn sie auch über manche Grundsätze verschiedener Ansicht waren, wenn auch in der Methode oder in der Anwendbarkeit dieser oder jener Reformen des Gerichts- und Strafverfahrens ihre Wege auseinander gingen; die großen Errungenschaften der Cultur und Humanität, die

sich auf allen Lebensgebieten geltend machten, die Fortschritte in der Anschauung menschlicher Würde und Rechte, die Achtung vor jedem Einzelleben konnten auch vor dem richterlichen Forum, im Strafrecht und in der Gesetzgebung nicht verläugnet oder unterdrückt werden. Unter den zahlreichen Männern, die in Rede und Schrift für Ausbildung und Veredlung des Prozeß- und Strafrechts ihre ganze Kraft und Geistesthätigkeit einsetzten, stehen die Namen **Feuerbach**, **Grolmann** und **Mittermaier** in erster Linie.

Feuerbach 1775—1833. P. J. A. v. Feuerbach, geboren am 14. Nov. 1775 in Jena, gest. den 29. Mai 1833 auf einer Badereise in Frankfurt a. M., hat als akademischer Lehrer in Jena, Kiel, Landshut, durch Vorträge und Lehrbücher, als praktischer Jurist im bayerischen Staatsdienst bei der Abfassung des Strafgesetzbuches wie in hohen richterlichen Stellungen, trotz aller juristischen Strenge in der Strafrechtstheorie, philosophischen Geist und Scharfsinn, Achtung vor individueller Freiheit und eine ungemeine allseitige Bildung bewährt. Aehnlich an Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Lebensgang, wenn auch in Ansichten und Prinzipien

Grolmann 1775—1829. vielfach abweichend war **Grolmann**, welcher, gleichfalls die juristische Lehrkanzel in Gießen mit dem praktischen Staatsdienst vertauschend, als hessen-darmstädtischer Minister starb, nachdem er die juristische Literatur mit namhaften Werken über den Code Napoleon und verschiedene Gebiete des Rechtslebens bereichert, und

Mittermaier 1787—1867. C. J. A. **Mittermaier**, geb. am 5. Aug. 1787 zu München, gestorben als vieljähriges Mitglied der berühmten Juristenfacultät in Heidelberg am 28. Aug. 1867, hat die Grundsätze der Humanität, der Toleranz und der Menschenliebe im Leben wie in seinen Schriften und Vorträgen an Tag gelegt und die großen Kenntnisse, die ihm eine umfassende Gelehrsamkeit lieferte, und die reichen Erfahrungen, die er auf weiten Reisen im Auslande gesammelt, zum Wohle des Vaterlandes und zum Nutzen der Menschheit zu verwerthen gewußt. Neben ihnen

Wächter geb. 1797. entwickelte K. G. v. **Wächter** aus Würtemberg sowohl als Universitätsprofessor in Tübingen und Leipzig, wie als praktischer Jurist in Ständeversammlungen und auf Reichstagen und als Präsident des Oberappellationsgerichts in Lübeck eine bedeutende Wirksamkeit auf allen Gebieten der Rechtskunde.

§. 158. **Kirchenrecht und Völkerrecht.** Das Interesse für das historische Rechtsstudium kam auch dem **Kirchenrecht** zu statten. Wenn man in früheren Jahrhunderten die gesammte Jurisprudenz nach dem weltlichen und geistlichen Recht schied, so ist in unsern Tagen das letztere gegenüber dem ersteren bedeutend zurückgetreten und kommt gegenwärtig wesentlich nur noch als eigentliches kirchliches Recht in Betracht. Auch hat durch die Reformation ein beträchtlicher Theil des kanonischen Rechtsbuches seine Geltung für die protestantischen Länder verloren. Je mehr das Band, welches im Mittelalter die Staaten an die allgemeine Kirche knüpfte, gelockert und gelöst ward, je mehr der moderne Staat alle ethischen Kräfte, alle menschlichen Beziehungen in sein Bereich zog, desto mehr mußte sich das Forum der rein kirchlichen Gerichtsbarkeit in engere Grenzen einschränken, desto mehr suchte der Staat alle gemeinsamen Gebiete für seine eigene Jurisdiction zu erobern und die geistlichen Organe auf das Religiöse und Kirchliche zu verweisen. Das allgemeine Kirchenrecht verlor daher immer mehr Boden; die kirchlichen und religiösen Angelegenheiten wurden in den einzelnen Staaten und Ländern durch besondere Bestimmungen auf dem Wege der Gesetzgebung und Verordnung oder durch Concordate und Conventionen mit dem päpstlichen Stuhl geregelt. Die Arbeiten über das Kirchenrecht, unter denen von Seiten der Katholiken das Lehrbuch von Ferd. **Walter** in Bonn, von Seiten der Protestanten die Werke von **Eichhorn** und von A. L.

Richter geb. 1808. **Richter** in Berlin sich einer besonderen Anerkennung erfreuten, haben daher mehr eine wissenschaftliche als praktische Bedeutung. Alle wichtigen Fragen, alle streitigen Fälle von zweifelhafter Natur fallen entweder unter das Landes-Staatsrecht oder sie beruhen auf besonderen Abkommen mit dem päpstlichen Stuhl, für welche von diesem der Charakter völkerrechtlicher Verträge in Anspruch genommen wird. Dieses sogenannte **Völkerrecht** aber, das gleichfalls einen Zweig der wissenschaftlichen Jurisprudenz bildet, ist mehr das Resultat solcher Formen und Zugeständnisse, welche die fortschreitende Cultur,

der gesteigerte Verkehr zwischen den einzelnen Staaten und Nationen, die Anerkennung allgemeiner Menschenrechte bei Freund und Feind geschaffen und geheiligt hat. Durch Errichtung von Gesandtschaften und Consulaten und durch Aufstellung gemeingültiger Rechtsprinzipien suchte man die Angehörigen fremder Staaten gegen Gewalt und Unrecht sicher zu stellen, die Geschäfte der Industrie und des Handels zu schützen und den verderblichen Wirkungen des Kriegs Schranken zu setzen. Die Aufstellung eines allgemeinen Völkerrechts kann jedoch erst einer Zeit zufallen, wo die cultivirte Menschheit, in Völkerfamilien gegliedert, zu einer allgemeinen Conföderation vereinigt sein und ein ewiger Friedenszustand, wenn auch nicht nach den utopischen Träumen der Schwärmer oder Philanthropen, wohl aber unter der Gesammtgarantie aller Regierungen aufgerichtet werden wird. Dann wird das Allgemeine Völkerrecht, das jetzt nur, wie gewisse gesellschaftliche Formen und Anstandsregeln, als die Summe von gemeingültigen Sittengeboten und Humanitätsgesetzen Anerkennung findet, den Charakter eines völkerbindenden Staatsrechts annehmen, das in der christlichen Ethik, in der europäischen Cultur, in dem Gesammtgefühl und Gesammtbedürfniß aller civilisirten Völker und in dem der Menschenbrust inwohnenden Friedensgebot seine Quelle und seine Wurzeln hat und alle Störungen dieses Friedenszustandes, alle Durchbrechung der Rechts- und Sittengebote vor einem allgemeinen europäischen Areopag mit den Waffen des Geistes nach dem ewigen göttlichen Rechte verhindern wird.

6. Mathematik und Naturwissenschaften.

§. 159. Einer besonders eifrigen und erfolgreichen Pflege hatten sich in unserem Jahrhundert die Naturwissenschaften zu erfreuen. Der dem Realismus zugewendete Geist der Zeit, welcher die Befriedigung des Wissensdranges nicht mehr zu finden erhoffte in religiösen und philosophischen Speculationen, der, getäuscht durch die vielen vergeblichen Versuche, aus den allgemeinen Voraussetzungen des menschlichen Geistes das Räthsel des Daseins auf deductivem Wege zu erklären, sich auf den Boden der Erfahrung und der strengen logischen und mathematischen Deduction als die allein sichere und unangreifbare Grundlage unseres Erkennens flüchtete, mußte das Aufblühen der Naturwissenschaften, die ja ausschließlich die Dinge der Erfahrung zum Gegenstand haben, in hohem Maße begünstigen. So aus der allgemeinen Zeitströmung naturgemäß hervorgewachsen, haben ihrerseits wieder die Bestrebungen und Forschungen im Gebiete der exacten Wissenschaften einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt auf unser gesammtes Staats- und Volksleben, auf die Bildung und Denkweise der modernen Nationen. Durch die großartigen Fortschritte der Technik, durch die Vervollkommnung der Maschinen, durch den elektrischen Telegraphen, der seit seiner Entdeckung in wenigen Jahrzehnten zu einer an Vollendung grenzenden Entwickelung emporgeblüht ist, durch die Nationen verbindenden, vor den kühnsten Wagnissen, vor den größten Schwierigkeiten nicht mehr zurückschreckenden Eisenbahnbauten haben unsere wirthschaftlichen und socialen Zustände in kurzer Zeit eine durchgreifende Umgestaltung erfahren, welche tief in das politische Leben der europäischen Staaten eingreift. Und nicht minder bedeutsam, wenn auch weniger augenfällig ist der geistige Einfluß, welchen die Gewöhnung an ein inductives Forschen, an strenge mathematische Schlußfolgerung auf den Bildungsgang und auf die gesammte wissenschaftliche Thätigkeit der Völker ausgeübt hat. Bereits haben Männer wie Stuart Mill und Buckle den Versuch gemacht, die Methoden der inductiven Forschung, deren Fruchtbarkeit die glänzenden Erfolge der Naturwissenschaften dargethan haben, auf die Wissenschaft des praktischen Lebens, die Politik und die Nationalökonomie, und selbst auf die Geschichtsforschung anzuwenden. Durch Whewell, Mill u. A. wurden die philosophischen Grundlagen der naturwissenschaftlichen Forschung aufs Neue untersucht, von Mill hauptsächlich in seinem „System der inductiven und deductiven Logik" in geistreicher und anziehender Weise die Erfahrung als die einzige Quelle unserer fundamentalen Begriffe und Erkenntnisse hingestellt. Wie sehr auch diese Versuche den Stempel der Einseitigkeit an sich tragen mögen, wie wenig auch durch sie ein tieferes philosophisches Bedürfniß befriedigt

Bedeutung und Blüthe der Naturwissenschaften.

werden kann, so trugen diese Arbeiten doch durch ihre große Verbreitung zur Klärung der Anschauungen und zur Bekämpfung der Vorurtheile einer überwuchernden Speculation bei und vor Verflachung und Verarmung im entgegengesetzten Extrem wird wenigstens der deutsche Geist durch die unvergänglichen Leistungen unserer classischen Philosophie bewahrt bleiben. Bei dieser großen Bedeutung der exacten Wissenschaften ist es erklärlich, daß die Resultate der Forschung nicht die Geheimlehre einer Gelehrtenkaste bleiben konnten, daß dieselben in hohem Maße die Aufmerksamkeit der Laien auf sich zogen und daß sich allseitig das Bedürfniß fühlbar machte nach einem Einblick in die Wege der Naturforschung. Daher hat sich denn auch das Interesse des gebildeten Publicums mit großer Vorliebe den Naturstudien zugewandt, und das verdienstvolle Streben vieler Männer der Wissenschaft, in Rede und Schrift die Ergebnisse der Forschung zum Gemeingut des Volkes zu machen, fand einen fruchtbaren Boden. Die populären naturwissenschaftlichen Schriften bilden heut zu Tage einen nicht unbeträchtlichen Theil der Literatur, und großen Anklang finden die jetzt fast allerwärts üblichen populären Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände.

Alex. v. Humboldt 1769—1859. Der erste und hervorragendste Vertreter dieser populären Richtung in der naturwissenschaftlichen Literatur ist **Alexander von Humboldt**, der in seinen „Ansichten der Natur" und im „Kosmos" dem deutschen Volk zwei classische Werke hinterlassen hat, welche für alle Zeiten ein schönes Zeugniß ablegen von deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaft. Ausgerüstet mit einer seltenen Fülle und Vielseitigkeit der Kenntnisse, denen fast kein Gebiet des menschlichen Wissens fremd blieb, durch jahrelange Reisen vertraut mit der Natur dreier Welttheile, war Humboldt wie kein Anderer geeignet, die Naturwissenschaften sowohl in ihrer Gesammtheit als in ihren Beziehungen zum Leben der Völker und der Einzelnen zu erfassen. Ohne in der Allgemeinheit zu verflachen, ging sein Streben dahin, die Natur als ein großes Ganze zu erfassen, die Erfahrungen, die er während seines langen und reichen wissenschaftlichen Lebens gesammelt hatte, diesem universellen Gedanken dienstbar zu machen, und die Wissenschaft zu behüten vor dem Irrweg einer kleinlichen Zersplitterung in Einzelheiten. Diesem Streben hat er in seinem letzten Werke einen würdigen Ausdruck gegeben, dessen stolzer Titel „Kosmos" die Weltordnung, das Ziel des Verfassers erkennen läßt. In diesem Werke wollte Humboldt die Summe unseres Wissens über das Weltall vor die Augen führen, aber nicht registerartig neben einander gestellt, sondern als ein organisches Ganze, überall verknüpft und abgerundet zu einem Bilde der physischen Beschaffenheit des Universums. Es ist die Frucht einer langen wissenschaftlichen Arbeit, die Darstellung seiner eigenen großartigen Anschauung der gesammten Natur, wie er sie in seinem vielbewegten Leben erworben hatte. Begabt mit feinem poetischen Sinn für das Schöne hat er die Wirkung der Natur auf das Gemüth zu würdigen gewußt, und durch seine herrlichen Schilderungen überall Liebe und Begeisterung für die Natur zu wecken verstanden. Das Streben Humboldts, die Resultate der Naturforschung nicht blos den Fachgelehrten, sondern allen Gebildeten zugänglich zu machen, hat unter allen gebildeten Nationen zahlreiche Nachfolger gefunden, von denen namentlich der Franzose D. Fr. **Arago** († 1853), ein Mann der Freiheit auf dem Gebiete des Geistes wie der Politik, hervorzuheben ist. Keiner dieser Nachfolger erreicht jedoch Humboldt an Genialität, an Tiefe der Gedanken und an Schönheit der Darstellung. In der Folge machte sich vielfach der Dilettantismus und die Oberflächlichkeit in einer Popularität breit, welcher der wissenschaftliche Hintergrund abging.

Geographie und Entdeckungsreisen. §. 160. Diejenige Wissenschaft, welche durch Humboldts Bestrebungen am meisten gefördert wurde, ist die **Geographie**. Durch die vergleichende Zusammenstellung der reichen Erfahrungen, welche er auf seinen Reisen gesammelt hatte, ist er der Schöpfer mancher neuen Zweige der physischen Erdbeschreibung geworden, welche seitdem bestrebt war, die natürlichen Verhältnisse und Vorgänge auf der Erdoberfläche in ihrer Gesammtheit zu erfassen und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zu begreifen. Durch die Thätigkeit Karl **Ritters**, **Petermanns** u. A. hat die geographische Wissenschaft bedeutende

K. Ritter 1770—1859.

Fortschritte gemacht, und durch kühne Reiseunternehmungen werden unsere Kenntnisse der Beschaffenheit der Erdoberfläche beständig erweitert. Männer wie **Barth**, **Vogel**, **von der Decken**, **Livingstone**, haben sich dem kühnen Wagniß der Erforschung des Innern von Afrika unterzogen, und zum Theil der Wissenschaft ihr Leben zum Opfer gebracht, während andere, nicht minder gefahrvolle und beschwerliche Unternehmungen auf die Erforschung der nördlichen Polargegenden gerichtet sind. Eine in ihrer Entstehung und Ausbildung fast ausschließlich den letzten hundert Jahren angehörige Wissenschaft ist die **Geologie**, deren Ziel vorzugsweise die Erforschung der Urgeschichte unserer Erde ist. Derjenige, welcher diese Bestrebungen zuerst auf wissenschaftlichen Boden stellte, indem er sie phantastischen Träumereien entrückte, und die sorgfältige Beobachtung und erfahrungsmäßige Erklärung des bestehenden Zustandes der Erdoberfläche als den einzigen Schlüssel zur Lösung der Räthsel einer fernen Vergangenheit hinstellte, ist **A. G. Werner**, der als Lehrer an der Bergakademie in Freiberg, wiewohl er nie über die Grenzen seines Vaterlandes Sachsen hinauskam, die dort gesammelten Thatsachen zu einem System der Geologie verarbeitete, welches in ganz Europa lauten Widerhall fand. Nach Werners Ansicht ist das allein in großem Maßstab wirkende Agens das Wasser, während er einer erhöhten Temperatur, wie sie sich bei den vulkanischen Erscheinungen zeigt, eine nur sehr untergeordnete und locale Bedeutung zuschreibt. So ist Werner der Stifter der sogenannten **neptunistischen** Schule in der Geologie, welcher bald eine andere Richtung, die **plutonistische**, schroff entgegentrat, indem sie den Wirkungen einer hohen Temperatur bei der Bildung der jetzigen Gestalt der Erdoberfläche eine viel größere Bedeutung zuschrieb, als Werner. Da die Wernersche Lehre immerhin auf einen sehr beschränkten Kreis von Thatsachen gegründet war, so war es unvermeidlich, daß gewisse Einseitigkeiten und Schwächen derselben anhafteten. So kam es denn auch, daß viele von Werners eigenen Schülern und ursprünglichen Anhängern, und gerade die hervorragendsten, denen es vergönnt war, ihre Beobachtungen und Forschungen auf einen größeren Theil der Erdoberfläche auszudehnen, wie Humboldt und Leopold von Buch, von des Meisters Ansichten abfielen und sich der plutonistischen Richtung zuwandten. Der bedeutendste unter den Schülern Werners und derjenige, dessen Arbeiten für die Wissenschaft am folgereichsten waren, ist der geniale **Leopold von Buch**, der, anfänglich ein begeisterter Anhänger Werners, auf ausgedehnten wissenschaftlichen Reisen die geologischen Verhältnisse anders kennen und würdigen gelernt hatte als sein Lehrer und so allmählich durch seine Erfahrungen zu einem der eifrigsten und einflußreichsten Vorkämpfer der plutonistischen Richtung wurde, welcher sich in Kurzem die bei weitem größere Zahl der Forscher zuwandte.

Geologie.

A. G. Werner 1750—1817.

Leopold v. Buch 1774—1853.

Wiewohl Werners Ruhm weit über Deutschland hinaus verbreitet war, wiewohl er persönliche Schüler in allen Ländern Europa's zählte und seine Lehre Anfangs überall begeisterte Aufnahme fand, so brach sich doch auch außerhalb Deutschlands bald eine der neptunistischen Richtung entgegengesetzte Anschauungsweise Bahn, allerdings gestützt und angeregt durch die aus der Wernerschen Schule überkommene exacte Forschungsmethode, befördert durch die Arbeiten von Humboldt und Buch. In Frankreich, wo schon früher durch Dolomieu eine der Wernerschen Ansicht entgegengesetzte Lehre aufgestellt worden war, trat vor Allen ein persönlicher Schüler Werner's d'Aubuisson de Voisins, belehrt hauptsächlich durch die Erforschung der geognostischen Verhältnisse der Auvergne, gegen die Ansichten seines Lehrers auf und verschaffte der plutonistischen Richtung ziemlich allgemeine Anerkennung, welcher später auch ein ausgezeichneter Geologe und Mineraloge, **Elie de Beaumont**, huldigte.

Elie de Beaumont geb. 1798.

In England, wo ebenfalls die geognostische Beschaffenheit des Landes auf alte Wirkungen feuerflüssiger Massen hinwies, waren es hauptsächlich **Hutton** und **Hall**, welche der rein neptunistischen Anschauung entgegentraten, und einer Lehre, welche den unverkennbaren Wirkungen des Feuers gebührend Rechnung trägt, Eingang verschafften. Sir Charles **Lyell** näherte sich insofern wieder den Ansichten Werners, als er, gestützt

Lyell geb. 1797.

auf ausgedehnte Beobachtungen den Nachweis versuchte, daß die Veränderungen auf der Erdoberfläche das Ergebniß Jahrtausende dauernder Einwirkung derselben Kräfte und Ursachen seien, deren Thätigkeit wir noch gegenwärtig wahrnehmen, wodurch die großen Erdrevolutionen, die man sonst angenommen, beseitigt würden.

Petrefaktenkunde und Paläontologie

In neuerer Zeit hat eine mit der Geologie verwandte Wissenschaft, welche früher nur als ein untergeordneter Zweig derselben, als ein Mittel zur Erkennung der Gesteine behandelt wurde, ein hohes selbständiges Interesse gewonnen, die Petrefaktenkunde, welche, indem man die in den Gesteinen enthaltenen Ueberreste urweltlicher Thiere und Pflanzen sorgfältig sammelte und verglich, um daraus ein Bild des organischen Lebens auf der Erde in ferner Vergangenheit herzustellen, zur Paläontologie heranreifte. Manche kostbare Funde haben dem forschenden Geist Aufschluß gegeben über die Urgeschichte und die Entwickelung der Bewohner der Erde, und was insbesondere die Urgeschichte des Menschengeschlechts anlangt, so haben darüber die Entdeckungen der Pfahlbauten und anderer Ueberreste einer ursprünglichen, sehr rohen menschlichen Thätigkeit neue, wenn auch noch spärliche und unsichere Anhaltspunkte gewährt, an welche anknüpfend, und durch weitere Entdeckungen unterstützt, vielleicht die Forschung der Zukunft über diese so dunkle, aber für unsere ganze Weltanschauung hochwichtige Frage Licht verbreiten wird.

Darwin geb. 1809.

Die Richtschnur und das leitende Princip aller neueren Forschungen über die Entwickelung des organischen Lebens auf der Erde bildet die geistreiche Theorie des Engländers Darwin, der in seinem Werk „über die Entstehung der Arten" gestützt auf seine Beobachtungen und scharfsinnige Schlüsse den Nachweis unternommen hat, wie sich die unendliche Mannichfaltigkeit der Thier- und Pflanzenformen unter dem Einfluß des „Kampfes ums Dasein" aus wenigen Urtypen auf völlig naturgemäßem und nothwendigem Wege vermittelst „Zuchtwahl" und Vererbungskraft herausgebildet hat.

Mineralogie.

Die Fortschritte der Geologie in Verbindung mit der größeren Ausdehnung des Bergbaues hatten naturgemäß auch ein Aufblühen der Mineralogie zur Folge, welche von da an ausschließlich auf die physikalische und chemische Untersuchung der Mineralien basirt wurde. Den Krystallformen der Mineralien wurde eine besondere Beachtung geschenkt, seitdem Weiß der Krystallographie einen wissenschaftlichen Boden gegeben hatte und seitdem durch Mitscherlich die merkwürdigen Beziehungen der Krystallformen zu der chemischen Zusammensetzung der Mineralien aufgedeckt worden waren. Diese physikalisch-chemische Behandlungsweise der Mineralogie wurde von Naumann, Rose u. A. weiter ausgebildet und zu systematischer Classifikation der Mineralien verwerthet.

Mathematik.

§. 161. Der Entwickelungsgang eines großen Theils der Naturwissenschaften, der Astronomie, der Physik, der Physiologie, ist mit den Fortschritten der Mathematik aufs engste verknüpft, ein Gebiet, auf welchem in unserem Jahrhundert eine bedeutende Regsamkeit zu Tage tritt. Seit der Erfindung der Infinitesimalrechnung durch Leibniz und Newton im siebenzehnten Jahrhundert, welche einen gewaltigen Umschwung in der mathematischen Wissenschaft zur Folge hatte, ist die mathematische Speculation bis in unsere Tage ununterbrochen und erfolgreich beschäftigt gewesen mit dem weiteren Ausbau dieser großartigen Schöpfung.

Gauß 1777—1855.

Die Natur des Gegenstandes verbietet uns hier auf Einzelnes einzugehen, indessen ist es Pflicht, wenigstens die Männer zu nennen, deren Namen in die Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft unzertrennlich verflochten sind. Was im vorigen Jahrhundert durch Leonhard Euler, Lagrange, La Place, Legendre rühmlichst begonnen wurde, das haben in würdiger Weise Cauchy, Gauß, Jacobi, der leider so jung dahingegangene geniale Abel u. a. in unserem Jahrhundert fortgesetzt. C. F. Gauß war einer der größten Mathematiker aller Zeiten, nicht minder hervorragend durch seine Leistungen in der Astronomie und Physik, als in der reinen Mathematik. In letzterer sind es hauptsächlich die Gebiete der Zahlentheorie und der Geometrie, welche Gauß nicht nur bedeutende Fort-

schritte, sondern großartige neue und fruchtbare Grundlagen verdanken; während er für die Astronomie und die beobachtende Physik in der sogenannten Methode der kleinsten Quadrate durch ungemein tiefsinnige Gedanken und Schlüsse ein Verfahren geschaffen hat, um die wenn auch kleinen, doch immerhin unvermeidlichen Fehler der Beobachtung möglichst unschädlich zu machen, wodurch die Beobachtungen mit einer früher nicht geahnten Sicherheit und Schärfe zu Resultaten verwerthet werden konnten. Im Verein mit dem Physiker Wilhelm Weber in Göttingen schuf Gauß neue Grundlagen und Hülfsmittel für die Untersuchung des Erdmagnetismus, Forschungen, welche durch die Gründung des magnetischen Vereins bald systematisch über ganz Europa ausgedehnt wurden, und die nebenbei die Veranlassung waren zur Erfindung der elektrischen Telegraphie. Auch in der Kunst der Darstellung ist Gauß mustergültig. Seine Schreibweise, in der er sich größtentheils der lateinischen Sprache bedient, läßt sich vergleichen mit der Klarheit und Gedankenschärfe der Mathematiker des klassischen Alterthums. Die sehr zahlreichen Werke des großen Mathematikers, welche zum Theil gänzlich vergriffen und sehr selten geworden waren, werden in neuester Zeit gleichzeitig mit dem handschriftlichen Nachlaß durch die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in einer prachtvoll ausgestatteten Ausgabe aufs Neue publicirt und dadurch allgemein und leicht zugänglich gemacht. Auf den von Gauß angebahnten Wegen sind mit besonderem Erfolge zwei Männer fortgeschritten, welche beide frühzeitig der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurden, gleichwohl aber durch ihre Schöpfungen wesentlich zur Fortentwickelung der neueren Mathematik beigetragen haben und deren Namen für alle Zeiten in der Geschichte der Mathematik glänzen werden: Lejeune-Dirichlet und Riemann. — Nicht minder hervorragend ist die Wirksamkeit Jacobi's in Königsberg, der durch seine zahlreichen Arbeiten fast alle Theile der Mathematik gleichmäßig bereichert hat. Aber fast noch bedeutsamer als durch seine Schriften hat Jacobi durch seine Lehrthätigkeit gewirkt, in der ihm Bessel und Neumann würdig zur Seite standen. Durch die Begründung des mathematisch-physikalischen Seminars zu Königsberg, welches Jacobi gemeinschaftlich mit Neumann leitete, ist er als der Stifter einer eigenen mathematischen Schule zu betrachten, aus welcher ein großer Theil der hervorragendsten Mathematiker der Gegenwart hervorgegangen ist, wie Hesse, Borchardt, Aronhold, Clebsch († 1872) u. A. Die neuerdings begonnene Herausgabe seiner Vorlesungen durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin wird noch unschätzbare Ergebnisse seiner Forschungen, die bis dahin nur dem kleinen Kreis seiner Zuhörer bekannt waren, allgemein zugänglich machen. Nach Jacobi's Ueberfiedelung nach Berlin wurde dessen Lehrthätigkeit in Vorlesungen und im Seminar durch seinen Schüler Richelot in einer des Meisters würdigen Weise fortgesetzt. — Nächst Göttingen und Königsberg ist auch Berlin eine hervorragende Pflanzstätte für die mathematische Wissenschaft in Lehre und Schrift. Der alte Ruhm der Akademie, in welcher Friedrich der Große schon die hervorragendsten Gelehrten zu vereinigen wußte, ist nicht verblichen, und an der noch jungen Berliner Universität hat seit Dirichlets und Jacobi's Zeiten das mathematische Studium einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die dort thätigen Lehrer, Kummer, Weierstraß gehören auch jetzt zu den Zierden der Wissenschaft.

Wilh. Weber geb. 1804.

Dirichlet 1805—59. Riemann 1826—66. Jacobi 1804—51.

Die Fortschritte, welche in unserem Jahrhundert die Mathematik gemacht hat, sind in hohem Maße der Himmelskunde förderlich gewesen, welcher durch die Verbesserung der Hülfsmittel der Beobachtung eine Fülle neuer Aufgaben erwachsen sind, die sich noch fortwährend mehren, und deren Lösung ein geordnetes, angestrengtes Zusammenwirken der Astronomen und Mathematiker dringend erheischt. Die mit allen Hülfsmitteln der Technik aufs Sorgfältigste und Genaueste ausgeführten Fernröhre, unter denen sich die von Fraunhofer, Repsold u. A. besonders auszeichnen, haben uns eine große Zahl neuer Weltkörper und neuer Vorgänge im Himmelsraum kennen gelehrt, deren genaue Erforschung und Erklärung eine große, aber schwierige und mühevolle Aufgabe der Theorie ist. Durch die Arbeiten des großen Astronomen Bessel zu Königsberg ist es möglich geworden, die Entfernung einiger Fixsterne zu ermitteln, und dadurch auch zur Kenntniß der Be-

Astronomie.

Bessel 1784—1846.

wegungen im Fixsternsysteme zu gelangen. Eine der hervorragendsten Errungenschaften der Astronomie in unserem Jahrhundert ist ferner die Entdeckung des Planeten Neptun, dessen Existenz aus seinen Einwirkungen auf den im Jahr 1781 durch den älteren Fr.
Herschel, Vater, 1738–1822. W. Herschel entdeckten letzten Planeten Uranus geschlossen wurde. Bessel gebührt der Ruhm, zuerst das Dasein eines solchen Planeten behauptet und den Versuch gemacht zu haben, seinen Ort, seine Größe und seine Bahn durch Rechnung zu bestimmen, eine
J. Herschel, Sohn, 1792–1871. Arbeit, welche durch Krankheit unterbrochen, später durch den Director der Pariser Sternwarte, Leverrier, durchgeführt wurde. Die nachmalige wirkliche Auffindung des Planeten durch Galle in Berlin bestätigte auf das Glänzendste das Resultat der Berechnung. Eine
Leverrier geb. 1811. andere für die Astronomie nicht minder wichtige Entdeckung ist die der kleinen Planeten, deren Zahl jetzt schon auf hundert und dreißig angewachsen ist, und deren Bahnen um die Sonne durch die Rechnung und durch die Beobachtung aufs Sorgfältigste verfolgt werden. Die Arbeit, die daraus dem Astronomen erwächst, ist eine ungeheuere und nur durch ein wohl organisirtes Zusammenwirken aller Kräfte ist sie zu bewältigen. Dieses Bedürfniß der Arbeitstheilung gab Veranlassung zu der im Jahr 1863 auf der Astronomenversammlung zu Heidelberg erfolgten Gründung der (deutschen) Astronomischen Gesellschaft, deren erfolgreiche Wirksamkeit sich in wenigen Jahren weit über Deutschland hinaus verbreitet hat. Auch der Mond ist vielfach Gegenstand der astronomischen Untersuchung gewesen, wodurch der Wissenschaft Fragen gestellt wurden, deren Beantwortung zum Theil noch von der Zukunft durch fortgesetzte Beobachtungen erwartet
Mädler geb. 1794. werden darf. Im Jahr 1831 hat Mädler durch seine auf den schärfsten Messungen beruhende Karte der Mondoberfläche die Beschaffenheit dieses Himmelskörpers genauer kennen
Hansen geb. 1795. gelehrt. Durch Hansen in Gotha und Delaunay in Paris wurde die Bewegung des Mondes scharfen Berechnungen unterworfen, welche zu kleinen Unterschieden geführt haben, deren Ausgleichung eine wichtige Aufgabe der Astronomie ist, welche die Zukunft zu lösen hat. Eine unerwartete Bereicherung unserer Kenntnisse über die Beschaffenheit der Gestirne hat die schöne Entdeckung der Spectralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg gebracht, wodurch die Möglichkeit geschaffen wurde, über die Stoffe, welche nicht nur die Sonne, sondern selbst die entferntesten Fixsterne und Nebelflecken zusammensetzen, aus den Eigenschaften des Lichtes, welches sie aussenden, Aufschluß zu erhalten. Endlich hat in jüngster Zeit wieder die merkwürdige Erscheinung der Sternschnuppen und Meteorsteinfälle in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich gezogen, seitdem die glänzende Erscheinung im November 1866 über dieses, immerhin in mancher Beziehung räthselhafte Phänomen neue Aufschlüsse gebracht hat. Die Untersuchungen von Schiaparelli in Mailand, von Leverrier, J. Herschel u. A. haben einen engen Zusammenhang dieser Erscheinung mit den Kometen, wenn auch noch nicht vollständig nachgewiesen, so doch sehr wahrscheinlich gemacht.

Physik. §. 162. Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Errungenschaften der Physik in unserem Jahrhundert, so tritt uns hier zunächst eine immer ausgedehntere Anwendung der Mathematik entgegen, welche in Verbindung mit bedeutend fortgeschrittener Experimentir- und Beobachtungskunst zu bedeutsamen Aufschlüssen über die Ursachen der physikalischen Erscheinungen geführt hat. Die Naturkräfte und ihre Wirkungen sind nicht allein durch vielfältige Beobachtungen im Einzelnen genauer erforscht, durch mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen ihre Erklärung versucht worden, sondern sie wurden auch durch allgemeine Grundprinzipien unter einander verbunden, die durchgreifenden, Allen gemeinschaftlichen Gesetze des Wirkens gesucht, und in manchen Beziehungen auch
Optik. aufgefunden. In der Optik gelangte mehr und mehr die sogenannte Undulationstheorie zum Siege, nach welcher das Licht in einer wellenartigen Bewegung besteht, deren Grundgedanke schon im siebenzehnten Jahrhundert von Huyghens ausgesprochen, aber von Newton aufs Eifrigste bekämpft wurde. Auf Newtons großen Namen gestützt, hatte lange Zeit diejenige Ansicht, nach welcher das Licht die Wirkung einer besonderen Lichtmaterie sein sollte, unbestrittene Alleinherrschaft, bis der geniale französische Physiker

Fresnel, unbefriedigt durch die Newtonsche Erklärung der Erscheinungen, auf die alte Ansicht von Huyghens zurückgriff und mit bewunderungswürdiger Geistesschärfe, gestützt auf die unbestrittenen Thatsachen der Beobachtung, durch unangreifbare Schlüsse die Wellenlehre bis in ihre kleinsten Einzelheiten feststellte, so daß die so mannichfaltigen optischen Vorgänge darin ihre vollständige und befriedigende Erklärung finden. Dem englischen Physiker und Mathematiker Hamilton ist es gelungen, auf die Fresnel'schen Gesetze gestützt, Thatsachen, welche der Beobachtung bis dahin entgangen waren, vorher zu sagen, und später als wirklich vorhanden nachzuweisen. Fresnel 1788—1827.

Mit kaum geringerem Erfolge wurde die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität bearbeitet, welche erst im vorigen Jahrhundert Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind. Durch die Entdeckung des Galvanismus im Jahr 1789 und die darauf gerichteten Forschungen Volta's hatte die Elektricitätslehre an Allgemeinheit und Reichthum der ihr zufallenden Thatsachen ungemein gewonnen und durch die Entdeckungen von Oersted und Faraday war ein früher ungeahnter Zusammenhang zwischen der Elektricität und anderen Naturkräften, namentlich dem Magnetismus und dem Lichte nachgewiesen, welcher der Wissenschaft manches Räthsel zu lösen gab. Auch hier war es ein französischer Physiker von hervorragendem Geist, Ampère, welcher zuerst den Versuch machte, aus den unumstößlichen Thatsachen der Erfahrung durch strenge mathematische Schlüsse zu einer Theorie dieser Erscheinungen zu gelangen. Auf den von Ampère betretenen Bahnen sind mit großem Erfolg mehrere deutsche Physiker fortgeschritten, wie Neumann, Wilhelm Weber, Kirchhoff u. A., welche den immer mehr anwachsenden Reichthum an bekannten Thatsachen für die Theorie fruchtbar zu machen bemüht waren. Die größte und folgenreichste Entdeckung, durch welche die Physik in unserem Jahrhundert bereichert wurde, ist die der sogenannten mechanischen Wärmetheorie, eine Entdeckung, die sich nicht allein, wie der Name sagt, auf die Theorie der Wärme bezieht; aus ihr haben alle Theile der Physik gleichmäßig Nutzen gezogen; sie hat unsere Grundanschauungen über die Vorgänge der Natur wesentlich geändert, dieselben auf ein einheitliches allgemeines Princip zurückgeführt, und dieses Princip in allen Theilen der Physik durchzuführen, ist für die Zukunft das Ziel der Forschung. Der Grundsatz dieser Theorie ist der, daß in der Natur nirgends Bewegung absolut verloren gehe, und sie sucht daher die bei vielen Vorgängen verschwindende sichtbare Bewegung in der Form von Wärme als unsichtbare Bewegung wiederzufinden. Der erste Gedanke dieser Lehre wurde von einem Arzte, Mayer in Heilbronn, im Jahre 1840 ausgesprochen, der bei seinen Beobachtungen am Krankenbette durch scharfsinnige Schlüsse zu Folgerungen geführt wurde, welche das ganze Weltall beherrschen. Fast gleichzeitig mit Mayer und unabhängig von ihm waren mit ähnlichen Untersuchungen Joule in England und Helmholtz in Deutschland beschäftigt. Die Bestrebungen dieser und anderer Forscher haben nun die Grundlagen der neuen Theorie theils durch den mathematischen Calcul, theils durch Beobachtungen und Experimente festgestellt und über jeden Zweifel erhoben. Magnetismus u. Elektricität. Volta 1745—1827. Ampère 1775—1836. Wärmetheorie.

Mit dieser Entwickelung der Physik hielten die Fortschritte einer verwandten Wissenschaft, der Chemie, gleichen Schritt. Die Chemie hat sich vergleichungsweise erst spät frei machen können von den tief eingewurzelten mittelalterlichen Anschauungen und scholastischen Vorurtheilen, erst die Entdeckungen von Priestley, Scheele, Lavoisier gegen Ende des vorigen Jahrhunderts haben dieselbe in den Kreis der modernen Wissenschaften als ebenbürtiges Glied eingeführt; aber gleichwohl ist die Chemie in unserem Jahrhundert bald zu einer Lieblingswissenschaft geworden. Man erkannte die zahlreichen Beziehungen, in denen dieselbe den übrigen Wissenschaften ergänzend zur Seite steht, die Technik stellte an die Chemie immer höhere Anforderungen, das noch wenig bebaute Feld versprach eine reiche Ausbeute, und so wandte sich der Forschungstrieb mit besonderem Eifer diesem Gebiete zu, und wenn auch noch viele Fragen zu beantworten, manche Ergebnisse unsicher und bestritten sind, so sind doch in wenigen Jahrzehnten unsere Kenntnisse der chemischen Chemie.

Vorgänge, die theoretischen Aufschlüsse über dieselben, sowie die Hülfsmittel der Forschung wunderbar gewachsen. Unter den älteren Chemikern sind hauptsächlich hervorzuheben der Franzose Gay-Lussac und der Schwede Berzelius, welche die Wissenschaft nicht nur durch neu entdeckte Thatsachen, sondern auch durch neue grundlegende Anschauungsweisen bereichert haben.

Gay-Lussac 1778—1850. Berzelius 1779—1848.

Der letztere hat sich namentlich durch die Ausbildung der Atomtheorie, welche noch heut zu Tage das Fundament der chemischen Theorien bildet, ferner durch die Erforschung des innigen und allgemein verbreiteten Zusammenhangs der Elektricität mit den chemischen Vorgängen unsterbliche Verdienste erworben. In gleicher Richtung und theilweise mit demselben durch wissenschaftliche Untersuchungen verbunden wirkte Mitscherlich in Berlin, ein vielseitig gebildeter Gelehrter; und Leop. Gmelin, einer durch wissenschaftliche Leistungen ausgezeichneten Familie aus Würtemberg entstammt und lange Jahre als Professor in Heidelberg thätig, hat in seinem „Handbuch der Chemie“ alle Resultate, die während seiner Zeit auf dem Gebiete dieser Wissenschaft durch Forschungen und Experimente zu Tage gefördert wurden, mit großer Genauigkeit zusammengefaßt und verbucht.

Mitscherlich 1794—1863. Gmelin 1788—1853.

Die merkwürdigen Beziehungen der Elektricität zum Chemismus sind vielfach Gegenstand der Untersuchung gewesen, da man in denselben nicht vereinzelte Erscheinungen, sondern den Ausfluß allgemeiner Gesetze zu finden glaubte. Die Arbeiten von Humphry Davy, Faraday, Bunsen und Anderen sind hierin von fundamentaler Bedeutung.

Bunsen geb. 1811.

Aber auch die Wirkung der anderen Naturkräfte bei chemischen Vorgängen wurde nach allen Seiten hin aufs Sorgfältigste durchforscht. Auch hierin sind die mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft, mit aller Kunst der Beobachtung ausgeführten Untersuchungen von Bunsen über die chemischen Wirkungen des Lichtes von besonderem Interesse. Eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben, die sich die Chemie der neuesten Zeit gestellt hat, ist die Untersuchung der organischen Verbindungen, welche, wiewohl meist aus einer sehr geringen Anzahl von einfachen Stoffen gebildet, doch eine so große Mannichfaltigkeit bieten, und dadurch der Wissenschaft viele Fragen stellen, durch deren Beantwortung die Kenntniß der allgemeinen Gesetze der Chemie gefördert wird. Der hervorragendste Vertreter dieser Richtung in der Chemie ist Justus v. Liebig in München, welcher seine Forschungen besonders auf die Vorgänge während des Lebens der Thiere und Pflanzen, namentlich den Ernährungsproceß ausgedehnt und darin Resultate ans Licht gebracht hat, welche nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Volkswirthschaft und die Gesundheitspflege von der höchsten Wichtigkeit sind. Welche unglaublichen Fortschritte die Chemie während der wenigen Jahrzehnte ihres wissenschaftlichen Bestehens zurückgelegt hat, erfährt man am gründlichsten in der „Geschichte der Chemie“ von Herm. Kopp.

Liebig 1803-1873.

Physiologie.

Die Errungenschaften in der Physik und Chemie konnten nicht ohne Nutzen bleiben für eine Wissenschaft, die mit diesen in genauem Zusammenhang steht, die Physiologie, welche sich die Ergründung der Gesetze des Lebens als Ziel vorgesteckt hat, ja erst nachdem die Gesetze in den einfacheren Vorgängen der unbelebten Natur erkannt worden waren, konnte der Versuch gemacht werden, dieselben auch in den viel dunkleren und verwickelteren Vorgängen in lebenden Organismen nachzuweisen. Noch viele Räthsel sind hier zu lösen und werden vielleicht ewig ihrer Lösung harren. Mehr und mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß in diesem Gebiete die exakte Forschung und damit die Möglichkeit des Begreifens nur so weit reicht, als sich die Thätigkeit nothwendig wirkender Naturkräfte verfolgen läßt, die von den die sogenannte todte Natur beherrschenden Kräften dem Wesen nach nicht verschieden sind. Auch in der Physiologie wie in den übrigen Theilen der Naturwissenschaft ist die in Kurzem zu hoher Vollendung herangereifte Experimentirkunst der Beobachtung ergänzend zur Seite gestanden und hat den heutigen Stand dieser Wissenschaft wesentlich mitbedingt. Der Erste, welcher die Physiologie auf einen festen naturwissenschaftlichen Boden stellte, welcher mit Nachdruck auf die Anwendungen physikalischer und chemischer Gesetze in dieser Wissenschaft hinwies, der somit als der Begründer der modernen Physiologie angesehen werden kann, war Johannes

Johannes Müller 1801—1858.

Dü Bois-Reymond geb. 1818.

Helmholtz geb. 1821:

Müller. Nicht minder hervorragend als Anatom und Zoologe, denn als Physiologe hat er sich besondere Verdienste um die vergleichende Anatomie erworben, und dadurch wieder fördernd auf die Physiologie zurückgewirkt, indem er die allgemeinen Gesetze des Lebens in den verschiedenen Formen des organischen Daseins nachwies. Die von Müller betretenen Wege verfolgte sein Schüler und Nachfolger an der Berliner Universität, Emil Dü Bois-Reymond weiter, welcher hauptsächlich der Erforschung der physikalischen Vorgänge im thierischen Leben seine Kräfte widmete, und durch seine Entdeckungen über das elektrische Verhalten der Muskeln und Nerven neues Licht und neue Anschauungen über die verborgenen Gesetze der Lebenserscheinungen verbreitete. In gleichem Sinne und mit nicht geringerem Erfolg ist Helmholtz in Heidelberg (jetzt Berlin) bestrebt, die so dunkeln und räthselhaften Vorgänge der Sinneswahrnehmungen auf dem Wege des Experiments, der physikalischen, mathematischen und anatomischen Forschung, zu ergründen und zu erklären. In seinem ausgezeichneten Werk „die Lehre von den Tonempfindungen" hat Helmholtz nicht allein die feinen physikalischen Vorgänge im Ohr und in den Nervenapparaten bis in die äußersten Consequenzen verfolgt, er hat auch die physikalischen Ursachen der angenehmen Empfindung musikalischer Töne und des daraus entspringenden musikalischen Kunstgenusses in der Natur der Schallwellen und im Bau des Ohres aufgedeckt und dadurch den Grund gelegt zu einer neuen, auf naturwissenschaftlichem Boden erwachsenen Theorie der Musik. Mit gleichem Scharfsinn wandte sich Helmholtz der Erforschung der Vorgänge des Sehens und des Zustandekommens der Gesichtswahrnehmungen zu, Forschungen, deren Resultate er in einem Werke über „physiologische Optik" niedergelegt hat. Durch diese bahnbrechende Thätigkeit ist Helmholtz der Begründer einer neuen, auf physikalische Untersuchungen gegründeten Richtung in der Physiologie der Sinne, eine Richtung, welche allein Aussicht hat, endlich die Lösung des großen Räthsels zu finden.

Botanik und Zoologie

Büffon 1707—88.

Linné 1707—78.

Jussieu 1748—1836.

Cuvier 1769—1832.

Decandolle 1778—1841.

Oken 1779—1851.

K. Vogt geb. 1817.

§. 163. Auch für die weitere Entwickelung der Botanik und Zoologie war die neue Richtung der Physiologie von bestimmendem Einfluß. Den natürlichen und künstlichen Systemen des Thier- und Pflanzenreichs, wie sie von Büffon, Linné, A. L. Jussieu, einer um die Anordnung des Pariser Pflanzengartens und um die gesammte Botanik hochverdienten Familie angehörig, Cuvier, Decandolle aufgestellt worden, und welche ihrer Zeit für das Aufblühen der Wissenschaft und für die Verbreitung und Förderung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse eine hohe Wichtigkeit gehabt haben, wurde in neuerer Zeit geringere Bedeutung beigelegt. Die Zoologie und Botanik erhoben sich über den Rang von bloß beschreibenden Wissenschaften, indem man mehr und mehr den Hauptnachdruck legte auf die Erforschung des Entwickelungsganges des Thier- und Pflanzenlebens, der inneren Vorgänge während des Lebensprocesses. Die durch die Vervollkommnung und immer wachsende Anwendung des Mikroskops erreichten Entdeckungen von Mohl, Hofmeister, de Bary, Sachs u. A. haben auch diesen Wissenschaften neue Bahnen geöffnet und neue Gesichtspunkte geschaffen. — Von großem Einfluß auf den Entwickelungsgang der Naturkunde und Naturphilosophie war Lorenz Oken, ein charakterfester Mann, der wegen seiner freien, den herkömmlichen Ansichten vielfach widerstrebenden Ideen, die er in seiner Zeitschrift „Isis" und in mehreren naturgeschichtlichen Werken niedergelegt hat, viele Anfechtungen von Seiten der deutschen Regierungen zu erdulden hatte, bis er ein Asyl in der Schweiz fand. Unbefriedigt von dem bisherigen empirischen Verfahren, das in der genauen Erkenntniß und Beschreibung der Naturdinge die Aufgabe und das Ziel der naturgeschichtlichen Studien erblickte, suchte er zu allgemeinen Gesetzen und Entwickelungsformen zu gelangen, ein Streben, das ihn einerseits zu großartigen Ideen, andererseits aber auch zu unklaren mystischen Irrgängen führte. Am weitesten in der polemischen und negirenden Richtung gehen die naturwissenschaftlichen Arbeiten Karl Vogt's aus Gießen, der nach der Auflösung des Frankfurter Reichsparlaments, wo er als einer der Führer und Hauptredner der „Linken" thätig war, seinen Aufenthalt in der Schweiz genommen hat, ein kühnvorstrebender Mann, der in weit verbreiteten Schriften über alle Theile der Naturwissenschaft („Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde"; „Physiolo-

gische Briefe"; „Bilder aus dem Thierleben" u. a. W.) den bisherigen Ansichten über die Entstehung und Entwickelung der Naturgeschöpfe und des Menschen schroff entgegentrat. Im Geiste der französischen Materialisten der Aufklärungszeit, aber mit umfassenderen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, suchte er darzuthun, daß der Ursprung des Menschen, seiner höheren körperlichen und geistigen Begabung, auf natürlichen Vorgängen beruhe und eine gesetzmäßige Folge von älteren Entwickelungen und Lebensformen sei, die in weit entlegene Fernen der Geschichte der Erde und der Lebewelt zurückreichten: eine Ansicht, die von einigen jüngeren Männern (Moleschott, Büchner u. A.) zu einem materialistischen und atheistischen System der Anthropologie ausgebildet wurde.

Medicin. §. 164. Erst verhältnißmäßig spät ist in den Kreis der empirisch forschenden Wissenschaften die Medicin, oder genauer gesagt, die Pathologie, eingetreten, diejenige Wissenschaft, welche die Lebenserscheinungen unter veränderten abnormen Umständen, die Vorgänge im kranken Körper zu erforschen hat, und deren letztes praktisches Ziel es ist, auf Grund solcher Forschungen jene abnormen Umstände zu beseitigen, die Krankheit zu heilen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch ging die allgemeine Richtung der Medicin dahin, die Krankheitserscheinungen aus gewissen allgemeinen Hypothesen und Theorien zu erklären, die, wenn sie zum Theil auch ursprünglich auf einzelnen richtigen Thatsachen beruhten, doch keineswegs erwiesen und jedenfalls viel zu allgemein und durchgreifend aufgefaßt worden waren, und solchen Theorien ordnete man ohne große Rücksicht auf die Thatsachen die verschiedenen einzelnen Krankheiten unter, und richtete natürlich auch das Heilverfahren darnach ein. Solche medicinische Systeme entstanden und verschwanden in rascher Folge; das eine wurde als unhaltbar zurückgedrängt, um einem anderen, ebensowenig berechtigten Platz zu machen. Die Anhänger der verschiedenen Systeme bekämpften sich aufs Aeußerste und manches Talent und mancher Scharfsinn wurde in unfruchtbaren Streitigkeiten um unhaltbare Theorien nutzlos vergeudet. Während aber am Anfang unseres Jahrhunderts die Pathologie in England und Frankreich bereits auf einen realeren Boden exacter Forschung gestellt war, gerieth die Medicin in Deutschland auf einen Irrweg, der noch verderblicher zu werden drohte, als die Systeme des vorigen Jahrhunderts. Es war die naturphilosophische Richtung, welche am Anfang unseres Jahrhunderts unter den deutschen Aerzten die herrschende und die allein anerkannte war, welche die sorgfältige Beobachtung der Thatsachen mit den damals schon der Wissenschaft zu Gebote stehenden Hülfsmitteln verschmähte, fast verachtete, und an deren Stelle philosophische Speculationen treten ließ, welche gänzlich des Inhalts entbehrten. „Aber inmitten dieses trostlosen Wirrwarrs der medicinischen Anschauungen," sagt Friedreich in einer Rede über den heutigen Stand der Medicin, „war es eine rettende That, als Schönlein, wesentlich durch die Gewalt seines Wortes und seiner unmittelbaren Lehre, eine durchgreifende Umgestaltung der deutschen Medicin zu Stande brachte. Wie Hippokrates dereinst die Heilkunde aus den Banden der Priester und der alten philosophischen Secten erlöste; wie Sydenham seinen in Systemmacherei und Doctrinarismus versunkenen Zeitgenossen die Fahne der reinen Naturbeobachtung und unbeeinflußten Erfahrung entgegenhielt; so war es Schönlein, der Hippokrates unseres Jahrhunderts, welchem es gelang, die naturphilosophischen Fesseln zu sprengen und der Medicin wieder die empirische Basis zu verschaffen, ohne welche ein reeller Fortschritt, ein bleibender Gewinn nicht möglich sein konnte." Schönleins Bestreben war hauptsächlich darauf gerichtet, alle Hülfsmittel einer exacten Beobachtung, die Percussion und Auscultation, die chemische Analyse und das Mikroskop auf die pathologische Forschung anzuwenden, die unendliche Mannichfaltigkeit der Krankheitsformen zu studiren und zu classificiren und dadurch sichere Anhaltspunkte für das Heilverfahren zu gewinnen. Diese großen Gedanken einer Reformation der Medicin auf naturwissenschaftlichem Boden zündeten gewaltig und führten eine große Zahl begeisterter und talentvoller Schüler auf die gleiche Bahn, welche die Lehren des Meisters weiter ausbildeten und die Medicin als ebenbürtiges Glied in den Kreis der Naturwissenschaften einführten. Nachdem er mehrere Jahre in Würzburg und Zürich eine

Schönlein 1793–1864.

große wissenschaftliche und praktische Thätigkeit entfaltet, erhielt er in Berlin, wo schon vor ihm einer der bedeutendsten Mediciner des Jahrhunderts, Chr. W. Hufeland, als Arzt und Schriftsteller („Makrobiotik oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern" und viele andere Werke) sich eines europäischen Rufes erfreut hatte, einen ausgedehnten Wirkungskreis. Auch der Gegensatz, welcher dieser rationellen Behandlung in dem von Hahnemann aufgestellten System der Homöopathie entgegentrat, hat einen wohlthätigen Einfluß auf die Heilkunde geübt, so wenig auch bisher dasselbe in weiteren Kreisen sich Geltung zu verschaffen vermocht hat. — Viele deutsche Aerzte von hervorragender Bedeutung wie Canstatt, Fuchs, Pfeufer, Friedreich, Birmer u. A. gingen aus Schönleins Schule hervor. Nachdem so einmal die Wissenschaft auf die richtigen Bahnen gewiesen war, machte sie auf denselben rasche Fortschritte. Es war hauptsächlich die Wirksamkeit Virchow's, welcher der naturwissenschaftlichen Richtung in der Medicin in Deutschland zum entschiedenen Siege verhalf, der aufs Nachdrücklichste die Anwendung exacter Methoden verlangte und diesen Geist bei seinen Schülern weckte und nährte, der an der Hand naturwissenschaftlicher Forschungen, der Beobachtung und des Experiments, zum Schöpfer eines neuen Zweiges der Medicin, der pathologischen Anatomie wurde, derjenigen Wissenschaft, welche die Wirkung krankhafter Zustände in den Veränderungen der Organe des Körpers nachzuweisen bestrebt ist und dadurch sichere Grundlagen für die Heilung, namentlich auch für chirurgische Operationen zu gewinnen. Aber wenn auch in vielen Krankheitsfällen trotz mancher besseren Erkenntniß der Medicin gänzlich die Mittel einer wirklichen Heilung fehlen, wenn z. B. den großen Volkskrankheiten und Epidemien die eigentliche Medicin fast machtlos gegenübersteht, so läßt sich doch ein wirklicher Nutzen der richtigen Erkenntniß zum Besten der leidenden Menschheit nicht verkennen. Gerade jenen furchtbaren Seuchen gegenüber kann die auf eine richtige Erkenntniß der Ursachen gegründete, durch rationelle Grundsätze geleitete Vorsorge unendlichen Segen verbreiten, indem die verderbliche Wirkung der Krankheit, wenn auch ihr Ausbruch nicht ganz verhütet werden kann, doch auf einen möglichst engen Kreis beschränkt wird. Durch die Cholera-Epidemien, welche in unserem Jahrhundert Europa heimgesucht haben, ist die Frage nach einer rationellen öffentlichen Gesundheitspflege zu einer brennenden geworden, und hauptsächlich der Thätigkeit Pettenkofers in München ist es zu danken, daß die wissenschaftliche Medicin sich dieser Frage angenommen hat. Die Hygieine ist bereits an mehreren deutschen Universitäten ein eigener Lehrgegenstand geworden, und täglich gewinnt diese Wissenschaft an Bedeutung, denn nur durch eine weise Vorsorge, verbunden mit einer richtigen Erkenntniß der verderblichen Ursachen, wird es endlich gelingen, den Ausbruch der verheerenden, ganze Nationen ergreifenden Epidemien zu verhüten.

Hufeland 1762—1836.

Hahnemann 1755—1843.

Wir sind zum Schlusse unserer Darstellung gelangt, und glauben gezeigt zu haben wie die verschiedenen Theile der Naturwissenschaft gleich den Rädern einer Maschine fördernd und stützend in einander greifen, wie überall das Streben nach echter und wahrer Wissenschaft in der edelsten Bedeutung des Worts, nach unumstößlicher Erkenntniß der Wahrheit auf sicheren und unwandelbaren Grundpfeilern zu Tage tritt, wie dieses Streben nach allen Seiten hin reiche Früchte getragen hat, und wie in Folge dessen alle Theile der Naturwissenschaft in wenigen Decennien mehr gefördert wurden, als in früheren Jahrhunderten. Aber je mehr die Wissenschaft weiter schreitet, desto mehr wächst auch ihr Stoff, wachsen ihre Aufgaben. Jede neue Entdeckung stellt neue Fragen, die der Beantwortung harren. Dies aber wird die Kraft des Forschers nicht lahm legen, sondern anspornen, mit immer erneuter Anstrengung dem Ziele zuzustreben, denn es ist ja nach Lessings schönem Ausspruch nicht der Vollbesitz der Wahrheit, sondern das Bewußtsein des treuen und redlichen Strebens nach der Wahrheit, was den Menschen Glück und Befriedigung gewährt.

Schluß.

IV. Die deutsche Kunst.

1. Die bildende Kunst.

§. 165. Wie die Wissenschaft nahm auch die bildende Kunst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung und entfaltete ein reiches, vielseitiges Leben. Wie in der gesammten Literatur gibt sich auch in der Malerei und Plastik das Streben kund, sich der Fesseln zu entledigen, womit ein starrer Regelzwang und die Macht der Convenienz und Mode den freien Flug der Phantasie so lange gehemmt hatte. Dieser Aufschwung ging hauptsächlich von Deutschland aus. Wir haben dargethan, wie zuerst Winckelmann und Lessing an der Hand der Antike neue Kunstanschauungen geweckt, neue Gesetze der Aesthetik begründet, neue Ideale aufgestellt haben; wir haben angedeutet, welche Thätigkeit der kunstsinnige Goethe in allen Gebieten der schönen Kunstdarstellung hervorgerufen, wie belebend Schillers edler Geist auf alle idealen Richtungen und Bestrebungen eingewirkt, wie durch Heinse und noch erfolgreicher durch J. J. Rousseau auf die Natur als die echte Mutter und Lehrmeisterin aller Kunst hingewiesen und somit der Nachbildung der Antike ein frischer Naturalismus als erwärmender Gegensatz zur Seite gestellt worden. Diese mächtige Anregung verfehlte ihre Wirkung nicht bei einem nach Abwerfung ausgelebter Formen und nach freier Geistesthätigkeit so eifrig ringenden Geschlechte. Und so sehen wir denn aus verschiedenen Richtungen und Versuchen sich allmählich eine Kunstblüthe entwickeln, welche sich an die große Vergangenheit des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts würdig anreiht, ja in der Mannichfaltigkeit der Gegenstände und in der Freiheit der Behandlung dieselbe übertrifft. Denn während jene ältere Kunst hauptsächlich im Dienste einer herrschenden Kirche stand, hat die neue, gereift unter der Einwirkung protestantischer Religionsbegriffe und getragen von einer umfassenden Weltbildung, das weite Gebiet der Geschichte, Sage und Poesie zum Feld ihrer Thätigkeit gewählt und dabei das reiche Natur- und Volksleben in der ruhigen und aufgeregten Erscheinung zu idealen Kunstgebilden ausgebeutet Dadurch traten der Historienmalerei die Landschaft und das Genre als ebenbürtige Gattungen zur Seite, in der Architektur ging man auf die antiken Vorbilder zurück und errichtete nach ihren Gesetzen und mit freier Anwendung ihrer harmonischen Linien, Formen und Säulenpracht großartige Bauwerke, die von dem kunstgeschichtlichen Bildungsstand des Zeitalters ein würdiges Zeugniß ablegen, und in der Bildnerei, die dem neuerwachten geschichtlichen Bewußtsein und Nationalgefühl der Völker einen kräftig wirkenden Ausdruck geben sollte, suchte man die antike Schönheit und Realität mit der modernen Geistes- und Gemüthswelt zu vereinigen.

Romantische Kunst. Die Romantik, deren Ziele und Wirksamkeit wir kennen, bereicherte, wie das Leben und die Literatur, so auch die Kunst mit neuen Anregungen, Bestrebungen und Ideen; und wenn auch diese Richtung im Ganzen und Allgemeinen als eine krankhafte Erscheinung, als ein Rückschritt in dem geistigen Bildungsgang bezeichnet werden muß, so hat sie doch auch ihre heilsamen Folgen gehabt: indem sie der klassischen Richtung einen Gegensatz aufstellte, hemmte sie die einseitige Exclusivität, die Wiederbelebung mittelalterlicher Ideen und Vorstellungen hatte neben der ungesunden Begeisterung und Hinneigung zu einem abgestorbenen Kirchenthum und Ritterthum auch die Wirkung, daß der Sinn für die nationale Vergangenheit, für die vaterländische Geschichte geweckt wurde; daß man die heilige Geschichte und religiösen Traditionen wieder der Kunst zugänglich machte und neben den klassischen Bauwerken auch gothische Kirchen errichtete oder ausbaute (Kölner Dom), alte Ritterburgen herstellte, altdeutsche Bilder und Gedichte sammelte. Aeußere Umstände kamen dieser Richtung fördernd entgegen: „Es war die Zeit der Knechtschaft unter französischen Waffen, in der man im Gebiete des Geistes diejenige Freiheit zu suchen genöthigt ward, deren man nach Außen entbehrte, in der man sich an dem Glanze der Vorzeit wieder aufzurichten strebte und aus der geistigen Tiefe derselben Kraft und Stärke zum Widerstande in sich aufnahm." War es auch eine Verkehrtheit, wenn Friedrich Schlegel, Tieck u. A. in Raphael und Michel Angelo schon die Spuren des Verfalls

erblickten und, die Verwirklichung ihrer Ideale in der Vergangenheit suchend, die Nachbildung der vom Geiste des Christenthums beseelten Kunst des Mittelalters als den einzig richtigen Weg darstellten und statt der Antiken die in Zeichnungen und Formen so unvollkommene vorraphaelische Kunstzeit als Vorbild empfahlen, so bereicherte die Romantik andererseits das Kunstgebiet mit neuen Elementen, legte den Ideen, dem inneren Sinn und Gedanken höhere Bedeutung bei, entfaltete ein tieferes Gemüths- und Seelenleben und verhinderte, daß über der formalen Vollendung der geistige Inhalt vernachlässigt ward. So kämpften die beiden Schulen, die klassische und die romantische, eine Zeit lang um die ausschließliche Herrschaft, bis man zu der Einsicht kam, daß beide, richtig verstanden und richtig angewendet, gleiche Berechtigung in sich trügen, daß das Fehlerhafte nur in ihrer Einseitigkeit und ausschließlichen Geltung bestände und man sich zu einem Vergleich vereinigte, beruhend auf der Gemeingültigkeit des Grundsatzes: „daß nur das im Geiste Ergriffene und wahrhaft Empfundene als wahre Kunstdarstellung erscheinen kann, daß aber dazu auch nothwendig Vollkommenheit der Form gehöre, als deren Basis gründliche und richtige Zeichnung zu betrachten sei".

A. Malerei.

§. 166. Gegensätze und Kampf. Schon in der eklektischen Schule von Bologna war das Streben nach Effect für die Sinne die vorherrschende Richtung. Darin lag der Keim der Entartung, die bald mit Macht in die gesammte Kunst einbrach. Pietro da Cortona, Andrea Sacchi und Carlo Maratta waren die letzten Nachzügler der großen Kunstperiode Italiens, in denen wenigstens noch technische Geschicklichkeit hervortrat. Bald folgte eine Zeit der Unnatur und Oberflächlichkeit, welche die Malerkunst einem gänzlichen Verfall entgegenführte und sie in den Dienst einer verkehrten Geschmacksrichtung herabwürdigte. Dieser Verfall ging dem sächsischen Hofmaler Ismael Mengs zu Herzen, und er beschloß, seinen ältesten Sohn zum Maler heranzubilden und ihn durch Unterricht und Studium zum Wiederhersteller der Kunstbildung zu befähigen. Er gab ihm den Namen Raphael und suchte ihn von früher Jugend an durch Anstrengung seiner Kräfte und durch Hinweisung auf die großen Vorbilder zu dem hohen Berufe vorzubereiten. Und in der That erreichte Raphael Mengs die Höhe der Kunstvollendung, soweit sie durch Fleiß, Studium und gute Vorbilder erlangt werden kann. Nur der angeborne Genius, die göttliche Gabe, die jeder echten Künstlergröße innewohnen muß, ging ihm gänzlich ab. Wie sehr daher auch der Name des sächsischen Malers bei den Zeitgenossen in Ehren stand, so daß die Höfe von Dresden und Rom, von Neapel und Madrid wetteiferten, ihn durch Jahrgehalte und Auszeichnungen in ihre Nähe zu ziehen und auf die Dauer zu fesseln; die Nachwelt ehrt in ihm mehr den Begründer eines reineren, von dem Studium der Antike und der Nachahmung der großen Meister ausgehenden Kunstgeschmacks, als den Schöpfer bedeutender Kunstwerke. Seine Gemälde lassen bei aller Correctheit in Zeichnung und Behandlung den Beschauer kalt. Wie Winckelmann trat auch Raphael Mengs zur katholischen Kirche über.

Pietro da Cortona 1596—1669. Sacchi 1559—1661. Maratta 1625—1713.

Raphael Mengs 1728—79.

Unter seinen zahlreichen in Deutschland, Italien, Spanien und andern Ländern verbreiteten Werken ist das in Fresco ausgeführte Deckengemälde in der Villa Albani zu Rom, „der Parnaß" genannt, am berühmtesten.

War auch Mengs keineswegs ein genialer Künstler und weder durch fruchtbare Phantasie, noch reiche Erfindungsgabe hervorragend, so wirkte er doch vortheilhaft auf die Entwickelung der Kunst ein, indem er die herrschende Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit verdrängte und der idealen Schönheit und formalen Correctheit Haltung verschaffte. Und so anregend war sein Beispiel, daß selbst sein Gegner Pomp. Batoni in Rom („Sturz des Zauberers Simon") sich der neuen Richtung des strengeren Stils nicht zu entziehen vermochte, und in Deutschland eine Anzahl namhafter Künstler sich theils an ihn anschloß (wie Angelica Kauffmann aus Chur, eine durch heitere und gefällige Form und Farbenbehandlung ausgezeichnete Künstlerin, wenn gleich hie und da weich bis zur Sentimentalität und anmuthig bis zur Süßlichkeit, wie der Züricher Joh. Heinr. Füßli u. A. m.), theils auf der von ihm und Winckelmann gezeigten Bahn weiter schritt und mit kühnerer Hand die Früchte vom Baume der Antike zu brechen unternahm. Auch die realistische Richtung, die sich bei Dan. Nic. Chodowiecki und bei dem Landschaftsmaler Phil. Hackert kund gab, hat ihren Ursprung in der sorgfältigeren Beobachtung der Außenwelt, in den gründlicheren Studien nach der Natur und nach Modellen und in der ge-

Schule von Mengs.

Batoni 1708—87. Angel. Kauffmann 1742—1808. Füßli 1742—1825.

treuen Nachahmung der Wirklichkeit, die durch Mengs als Grundbedingung aller Kunstthätigkeit aufgestellt wurden. Chodowiecki aus Danzig verdankte seinen Ruhm vornehmlich den kleinen Zeichnungen (Radirungen), womit er die literarischen Werke seiner Zeit ausstattete und die ein treues Bild der Gestalten und Physiognomien, der Trachten, Gewohnheiten und Sitten der damaligen Gesellschaft, häufig mit einem Anflug von Ironie und Spott, darbieten, ein Schatzkästlein individueller Beobachtungen und deutscher Gemüthlichkeit; und Hackert aus Prenzlau förderte die Landschaftmalerei durch die treue, sorgfältige und geschickte Zeichnung der Naturgegenstände, besonders des Baumschlags.

Chodowiecki 1726—1801. Hackert 1737—1807.

Die mechanische Kunstrichtung und Carstens Reaction dagegen.

Diese Kunstrichtung hatte indessen auch ihre Gefahren und Abwege. Man legte der Einbildungskraft und dem schöpferischen Vermögen zu geringen Werth bei und hielt sich ausschließlich an die Nachahmung, an das genaue Studium der Wirklichkeit, an die getreue Darstellung der Modelle. Am weitesten ging in dieser Richtung die von David begründete klassische Schule in Frankreich, bei welcher die Nachahmung der Antike, verbunden mit Studien nach der Natur, nach Modellen und nach dem Theater, den Grundcharakter bildete, über welchen dann ein künstliches, leidenschaftliches Pathos ausgegossen ward. So entstanden Werke, „deren Verdienst lediglich in gut ausgeführten Theilen und in technischer Geschicklichkeit bestand, die aber des wahren Lebens und der organischen Einheit entbehrten, die künstlich zusammengesetzt, aber nicht gleichsam aus Einem Ergusse des Geistes hervorgebracht waren". Man strebte die Wirklichkeit nach dem Idealen der Antiken zu verbessern und ersetzte den Mangel an schöpferischer Phantasie durch künstliche Reflexion des Verstandes und durch gezwungenen dramatischen Ausdruck. Dieser mechanischen Methode trat ein junger Mann aus Schleswig, Asmus Jacob Carstens, mit Kraft und Entschiedenheit entgegen, ein Künstler, „dessen kurzes Leben eine Reihe von Drangsalen war, in welche kaum ein anderer Schein des Glücks gefallen ist, als das klare Bewußtsein des Künstlerberufes". Statt die Antiken abzuzeichnen und sich mechanisch ihre Formen anzueignen, versenkte er sich in aufmerksames Anschauen derselben und suchte den Totaleindruck seinem Geiste und Gedächtniß so einzuprägen, daß er sie in freier Darstellung zu reproduciren vermochte. Mit einer fruchtbaren und wahrhaft dichterischen Einbildungskraft begabt, gelangte Carstens auf diesem Wege dahin, die antike Kunstwelt mit Freiheit in das Leben zurück zu führen, in den Geist der Alten einzudringen, ohne bei ihnen Knechtsdienste zu thun. Aber er hatte wenig Freunde und viele Gegner. Wie sehr auch Karl Ludwig Fernow, nachmals Bibliothekar in Weimar, Carstens' Ansichten und Leistungen zur Geltung zu bringen suchte, die Stimmen seiner Neider und Widersacher, unter denen der „Maler Müller" in erster Linie stand, waren mächtiger. Verkannt und wenig beachtet, fand er nicht die nöthige Unterstützung zu großen Compositionen in Oel oder al fresco. Von Armuth und Krankheit niedergebeugt, starb er in jungen Jahren in Rom. Erst das nachgeborne Geschlecht erkannte seine hohe Begabung.

Carstens 1754—98. Fernow † 1808.

Die künstlerische Hinterlassenschaft von Carstens besteht ausschließlich in Zeichnungen und Aquarellmalereien, wovon die bedeutendsten sich in Weimar befinden. Es sind meistens Motive aus der antiken Götter- und Heroenwelt, mit Freiheit und geistiger Selbstthätigkeit dargestellt, z. B. „der Argonautenzug"; „die Nacht mit den Schicksalsgottheiten"; „Homer als Sänger vor dem Volke"; „das goldene Zeitalter" u. A. Daß bei solchem Verfahren einzelne Fehler in der Zeichnung der Formen vorkommen mußten, war natürlich, und diese Fehler und Ungenauigkeiten dienten den Gegnern zur Folie ihrer Kritik.

Schule von Carstens. Koch 1768—1839.

Carstens hatte den Weg gezeigt, auf dem der Kunst Wahrheit und Würde wiedergewonnen werden könnte. Durch seine Anregung erwachte daher bald ein lebendiger Geist unter den deutschen Künstlern. Joseph Anton Koch, Sohn eines Tyroler Bauern aus dem obern Lechthal, in der Karlsschule zu Stuttgart erzogen und an der großen Alpenwelt der Schweiz herangebildet, empfing von dem norddeutschen Künstler, mit dem er in Rom in der innigsten Freundschaft lebte, die Begeisterung für das Alterthum und für Dante's göttliche Komödie.

Nach dem letztern Werke machte er eine Reihe von Zeichnungen und einige größere Compositionen al fresco (in der Villa Massimi), die von einer eigenthümlichen, großartigen Phantasie Zeugniß geben. Neben dem Florentiner Dichter waren es vornehmlich die griechische Mythologie und das Alte Testament, von denen er sich zu bildlichen Darstellungen angezogen fühlte. Doch beruht Kochs künstlerischer Ruhm hauptsächlich auf seinen landschaftlichen Zeichnungen, Radirungen und Gemälden, häufig durchwoben mit Scenen aus der Mythologie oder aus dem Leben der alten Völker. Am gelungensten sind seine Bilder aus der Umgegend von Rom.

Schick 1779—1812.

Gottlob Schick aus Stuttgart wurde gleichfalls durch Carstens auf die neue Bahn geführt. Aber in der Schule von David, die er zuvor durchgemacht, hatte er sich eine größere technische Meisterschaft angeeignet, als der schleswigsche Jüngling, daher er demselben in der vollkommenen Ausbildurg des Ganzen der Malerkunst eben so sehr überlegen war, als er ihm an Reichthum der Erfindung nachstand.

Wächter 1762—1842. Reinhart 1761—1846. H. J. Tischbein d. ä. 1722—89. Tischbein d. j. 1751—1829.

Zu seinen ersten Werken hatte Schick den Stoff aus dem Alten Testamente und aus der Mythologie gewählt („David vor Saul auf der Harfe spielend“, „das Opfer Noa's“ und das herrliche Bild „Apollo unter den Hirten“). Als er sich, angeregt von Tieck, Schlegel u. A., der neuromantischen Richtung zuwendete, ging seine Erdenlaufbahn in jungen Jahren zu Ende, auch hierin seinem Freunde Carstens ähnlich. — Schick's Landsmann Eberhard v. Wächter aus Bahlingen schöpfte gleichfalls die Motive für seine Gemälde mit Vorliebe aus der Mythologie, aus dem Alten Testament und aus der Geschichte des Alterthums. Er theilte mit Carstens die begeisterte Liebe zur Kunst und eine schöpferische Phantasie, stand ihm aber nach an großartigem Formsinn und an klarem Gedankenausdruck. Zu seinen berühmtesten Werken gehört „Hiob und seine Freunde“. Auch der Landschaftsmaler J. Christ. Reinhart aus dem Voigtlande, dessen Bilder (besonders aus der Umgegend von Rom) das Große und Bedeutsame der Natur in harmonischer Ausführung darstellen, und der jüngere J. Hein. Tischbein, in verschiedenen Werken nach antiken Vasengemälden, gehörten dieser Richtung an. Dagegen hielt sich der Oheim des Letzteren gleichen Namens in seiner „Hermannsschlacht“ an die französische Schule.

Die romantische Kunst.

§. 167. **Sieg der Romantik.** Der klassischen Kunstrichtung traten zuerst eine Anzahl deutscher Künstler entgegen, die sich im Anfang unseres Jahrhunderts in Rom zusammenfanden und ihre innere Uebereinstimmung durch ein klösterliches Zusammenleben und durch gemeinsame Studien und Ausführungen kund gaben. Ganz in die Ideen Schlegels und Tiecks eingehend, widmeten sie ihre Kunst ausschließlich christlich-religiösen Darstellungen nach dem Vorbilde altdeutscher und altitalienischer Gemälde. Mehrere von ihnen bezeichneten ihre Erweckung für die neu-romantische Kunstrichtung durch ihren Uebertritt in die katholische Kirche. An der Spitze dieser christlich-frommen Künstlergenossenschaft stand Friedrich Overbeck von Lübeck, ein Mann von sanfter weicher Natur, der die Mythologie als „Abgötterei“ verabscheute und, der antiken Kunst und Poesie sich ferne haltend, seine Gegenstände ausschließlich aus dem Gebiet der christlichen Religion und Legende wählte, der aber, „mit der alterthümlich schlichten Darstellungsweise, mit dem Ausdruck tiefster Frömmigkeit, eine solche Anmuth und Holdseligkeit in der Bildung der Gestalten zu entwickeln gewußt, daß der Mehrzahl seiner Werke die innigste Anerkennung nicht gefehlt hat“. Aber bei der vorherrschenden Unsinnlichkeit seiner Bilder, die sich bis zur Allegorie steigerte, ging die Kraft und der Sinn für das Große und Gewaltige verloren. In der Kirche hat er, wenn auch nicht eine Erhebung seiner Kunst, so doch die seiner Natur entsprechende Richtung und den Frieden seines kindlichen Herzens gefunden.

Overbeck 1789—1869.

Unter seinen zahlreichen Oelgemälden christlich-religiösen Inhalts („der Einzug Christi in Jerusalem“; „Christus bei Martha und Maria“; „Erweckung des Lazarus“; die „Krönung Mariä“; eine Reihe von Zeichnungen zur biblischen Geschichte und zu den Evangelien, der Bilderkreis von den „sieben Sacramenten“ u. v. A.) gibt das große Bild im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. „der Bund der Kirche mit den Künsten“ von den Vorzügen und Mängeln des Künstlers, von der Schönheit und Formvollendung in Composition und Colorit, wie von der Monotonie und Leblosigkeit in den Motiven und Geberden, den anschaulichsten Begriff. Er hatte dabei die Absicht, den Entwickelungsgang der Kunst unter dem Einfluß der christlichen Religion im Bilde zu zeigen. Auch durch Gemälde in Fresco hat sich Overbeck berühmt gemacht. In der erwähnten Villa Massimi in Rom hat er eines der Zimmer mit einer Reihe von Darstellungen aus Tasso's befreitem Jerusalem geschmückt.

Cornelius 1783—1867.

Wie in Overbeck die weiche, ausschließlich religiöse Gefühlsrichtung ihren Vertreter fand, so die freiere, kräftigere Stimme der Romantik in Peter Cornelius aus Düsseldorf. Sohn des Akademie-Inspectors, ist er unter künstlerischen Eindrücken aufgewachsen. Angeregt und ermuntert von den Brüdern Boisserée, gab er zuerst während seines Aufenthaltes in Frankfurt (1808—1811) in den „Federzeichnungen zu Goethe's Faust“ einen Beweis von seiner fruchtbaren Phantasie, wie von seiner technischen Fertigkeit. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Rom erwarb er sich durch seine trefflichen Zeichnungen zu dem Nibelungenliede und durch seine Fresken in der Wohnung des preußischen Consuls Bartholdi und in der Villa Massimi die großartige Compositionsgabe, die er später in den Meisterwerken entfaltete, welche er im Auftrage

König Ludwigs von Bayern in München und in der Folge in Berlin ausführte. Dabei bewahrte er sich eine freiere religiöse Richtung; die Conversionen der Romantiker fanden an ihm, einem Katholiken von Geburt, einen scharfen Gegner.

Ein doppelter Ruf führte Cornelius im J. 1819 nach Deutschland zurück: im Sommer arbeitete er in der neuerbauten Glyptothek zu München, die er mit Frescomalereien mythologischen Inhalts (aus dem Trojanerkrieg u. A.) schmückte, und im Winter wirkte er als Director an der Düsseldorfer Maler-Akademie. Von jenen Fresken urtheilt Förster: „der Stil ist edel und großartig; in den vollen, breiten und schönen, bei aller Idealität durch und durch körperhaften Formen der Antike verwandt, in der Gewandung überall neu, eigenthümlich, phantasiereich, geschmack- und ausdrucksvoll." Dabei hat er die Kunst der Arabeske in den Wandverzierungen erneuert. Nach Vollendung der Glyptothek übernahm Cornelius die Ausmalung der Ludwigskirche und zugleich die Bilder für die Loggien der Pinakothek. Dort hat er über die Lehre von Gott und sein Verhältniß zum Menschen eine Anzahl herrlicher Wand- und Deckengemälde ausgeführt, die in dem „jüngsten Gericht" ihren Abschluß fanden. Den Corridor vor den Sälen der Pinakothek verherrlichte er mit Bildern kunstgeschichtlichen Inhalts. Im J. 1825 als Director der Akademie nach München berufen, lebte und wirkte er ausschließlich in jener Kunststadt bis zum J. 1841, wo er sich, einem Rufe des kunstliebenden Königs Friedrich Wilhelm IV. folgend, in Berlin niederließ. Hier ist er seitdem mit umfassenden Arbeiten beschäftigt gewesen (Fresken in der Vorhalle des Museums; Zeichnungen für den als Pathengeschenk des Prinzen von Wales bestimmten „Glaubensschild" und in der Friedhofhalle Campo santo des neuen Domes), zu deren Composition er öfters seinen Aufenthalt in Rom genommen hat. In den letzten Arbeiten hat er die christlichen Glaubenslehren in einer Reihe von Bildern nach protestantischer Auffassung mit Freiheit und Klarheit dargestellt.

W. Schadow 1789—1862. Neben Overbeck und Cornelius gehören noch dem neuromantischen Künstlerkreise an: Wilhelm Schadow (Sohn des Bildhauers Joh. Gottf.), Philipp Veit von Berlin, beide zur katholischen Kirche übergetreten, und Julius Schnorr von Leipzig. Der erste wurde im J. 1826 Cornelius' Nachfolger in der Kunstakademie zu Düsseldorf, wo er eine Reihe von Schülern um sich sammelte, welche durch ihre Leistungen in der Historienmalerei, wie in der Landschaft bewirkten, daß die „Düsseldorfer Schule" der Münchner unter Cornelius und seinen Jüngern ebenbürtig zur Seite trat. Weniger befähigt zu großartigen Compositionen, aber ausgezeichnet durch treues und liebevolles Naturstudium, widmete sich Schadow mit besonderer Vorliebe der Oelmalerei und suchte seine Meisterschaft mehr in wählerischer Nachbildung der Natur, als im freien Schaffen („Gebet Christi am Oelberg"; „die thörichten und die klugen Jungfrauen" u. a. W.); Veit 1793—1854. Philipp Veit (durch seine Mutter Dorothea Enkel des Philosophen Mendelssohn und Stiefsohn von Friedrich Schlegel) ließ sich nach einem längeren Aufenthalt in Rom, wo er sich durch seine Fresken in der Villa Massimi und durch sein Altarbild „Maria als Himmelskönigin" bekannt machte, in Frankfurt a. M. nieder. Hier wirkte er als Director des Städel'schen Instituts thätig im Geiste der Romantik, bis er im Jahre 1843 seine Stelle niederlegte. Sein Meisterwerk ist das große Frescogemälde: „die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum" und als Nebenbilder: „Italia und Germania." Schnorr geb. 1794. Jul. Schnorr v. Carolsfeld, Sohn des Directors der Zeichnenakademie in Leipzig, beurkundete seine reiche Phantasie und seine poetische Auffassung zuerst in den Fresken aus Ariosto's rasendem Roland, womit er die Villa Massimi ausschmückte. Nachdem er noch durch mehrere Oelgemälde („die Hochzeit zu Cana"; „Lasset die Kindlein zu mir kommen") seinen Ruhm begründet, erhielt er die Professur der Historienmalerei an der Akademie in München und den Auftrag, fünf Prunkgemächer im Erdgeschoß des neuen Residenzschlosses mit Fresken aus dem „Nibelungenliede" und die „Kaisersäle" im Königsbau mit historischen Bildern zu verzieren, eine Aufgabe, der er sich mit Glück und Erfolg unterzog. Im J. 1846 folgte er dem Rufe als Director der Kunstakademie nach Dresden. Fohr 1795—1810. Auch der talentvolle Genre- und Landschaftsmaler Carl Fohr von Heidelberg, der als drei und zwanzigjähriger Jüngling in der Tiber beim Baden ertrank, gehörte, wie der Züricher Ludw. Vogel („Heimkehr der Schweizer nach der Schlacht von Morgarten"), Carl Vogel aus dem Erzgebirge u. A., dem romantischen Künstlerkreis an.

Overbecks Schule. Um die bedeutendsten dieser Männer hat sich eine zahlreiche Schule jüngerer Künstler gesammelt, die, bald den Fußstapfen der Meister folgend, sich enge an die Vorbilder anschlossen, bald die empfangene Lehre und Anregung an freien Schöpfungen fortbildeten. So entstanden in Deutschland Künstler-

schulen, die im Wetteifer, einander zu überbieten und ihre Geschmacksrichtung zur Geltung zu bringen, das Interesse für die schönen Künste weckten und förderten. Die geringste Zahl unbedingter Anhänger zählte Overbeck's exclusiv christlich-romantische Anschauung. Die Benennung „Nazarener", die ihnen nicht ohne eine Beimischung von Spott zugelegt ward, bewies, daß ihr Streben nur von Wenigen anerkannt wurde. Philipp Veit und Joh. Eduard Steinle aus Wien, beide in Frankfurt a. M. thätig, sind die getreuesten Verehrer des Altmeisters in Rom geblieben. Von dem Talent des Letztern geben die „Bergpredigt" und das „Paradies" in der Kapelle der Burg Rheineck und eine Anzahl religiöser Oelgemälde in verschiedenen Kirchen einen schönen Beweis. Auch die österreichischen Künstler Joseph Führich aus Böhmen und Carl Rahl aus Wien († 1865) hielten sich an die christliche Romantik und an die alten Meister Italiens. Der jung verstorbene Alfr. Rethel von Aachen, dessen Frescobilder aus dem Leben Karls des Großen im Rathhaussaal seiner Vaterstadt, sowie die von Robert Reinick unter dem Titel „Auch ein Todtentanz" bekannt gemachten Zeichnungen aus der Revolutionszeit vom J. 1848 von großer Begabung zeugen, schloß sich an Veit an. (Steinle 1810—60. Rethel 1816—59.)

§. 168. Deutsche Malerschulen. Am bedeutendsten war der Einfluß von Cornelius auf die gesammte neuere Kunst. Ihm verdanken die beiden größten Kunstschulen der Gegenwart in Düsseldorf und München ihre erste Blüthe. Hat sich auch jene in der Folge unter der Leitung von Wilh. Schadow eine eigene selbständige Bahn gebrochen, so blieb in der letzteren sein kräftiger Geist stets der eigentliche Leitstern. Schon, in jener ältern Zeit gingen aus der Düsseldorfer Schule eine Anzahl namhafter Künstler hervor, die sich seitdem einen ehrenvollen Namen erworben haben, wie Wilh. Kaulbach Hermann Stilke, Jacob Götzenberger (Fresken in Bonn und Baden-Baden), E. Förster, Carl Schorn („Wiedertäufer vor Gericht"), Neffe des bekannten Kunstschriftstellers gleichen Namens, Carl Hermann („Geschichte des deutschen Volks in Bildern"), Bernh. Neher (Schillerzimmer im Weimarer Schloß), Eugen Neureuther u. A. m. Und auch in der zweiten Periode unter Schadow hat die Düsseldorfer Akademie Maler vom ersten Rang geliefert, wie Julius Hübner von Oels und Eduard Bendemann aus Berlin („die trauernden Juden"; „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem"), beide später nach Dresden berufen, wo sie neben Schnorr an der dortigen Akademie eine erfolgreiche Wirksamkeit entfalteten. Bendemann schmückte das Schloß mit einer Anzahl von Frescobildern aus der Geschichte; von Hübners Gemälden erlangten die zwei historischen Charakterbilder, Carl V. im Kloster und der sterbende Friedrich II. in Sanssouci, so wie auch das Reformationsbild „Disputation von Leipzig" verdientes Lob; und Schnorr hat in seiner „Bibel in Bildern" der deutschen Nation ein unsterbliches Werk voll frischer kräftiger Züge geliefert, das, durch die Holzschnitzkunst vervielfältigt, an weiter Verbreitung nur durch die lebensfrischen, treu gemüthvollen Darstellungen des deutschen Volks- und Familienlebens von Ludw. Richter (Illustrationen zu Volks- und Studentenliedern; zu Grimms Volksmärchen; „Erbauliches und Beschauliches"; „Für's Haus" u. A.) übertroffen ward. — Die erste Stelle aber unter den Historienmalern der Düsseldorfer Schule nimmt Carl Fr. Lessing aus Breslau ein („das trauernde Königspaar"; „Leonore"; „Huß vor dem Concil"; „Huß vor dem Scheiterhaufen"; „die Hussitenpredigt"; „Ezzelino im Gefängniß"; „Gefangennehmung des Papstes Paschalis II." u. A. m.). Im J. 1858 folgte Lessing einem Rufe nach Karlsruhe, wo er neben dem (seitdem gestorbenen) Landschaftsmaler J. W. Schirmer aus Jülich, gleichfalls ein Zögling und langjähriger Lehrer der Düsseldorfer Schule, die neue Kunstakademie leitet. Durch Lessing, Schirmer, Sohn († 1868), Achenbach, Hildebrandt, Friedr. Preller (Wielandzimmer im Weimarer Schloß) u. A. nahm die deutsche Landschaftmalerei, durch Jacob Becker, Ludw. Knaus, Benj. Vautier, den Norweger Ad. Tidemand, den Humoristen Pet. Hasenclever aus Remscheid und Heinr. Rustige aus Westfalen die Genremalerei nach der ernsten und heitern Seite einen hohen Aufschwung. (Schule von Cornelius. Düsseldorfer Schule. Erste Periode. Schorn 1803—50. Zweite Periode. Hübner geb. 1806. Bendemann geb. 1811. (in Dresden). Richter geb. 1803. Lessing geb. 1808. Schirmer 1807—1863 (in Karlsruhe).)

Das regste Kunstleben jedoch entfaltete sich in München unter der Protection des Königs Ludwig und unter dem anregenden Beispiel von Cornelius. Die großartigen Neubauten, die von jenem ins Leben gerufen und mit Wand- und Deckengemälden geschmückt wurden (die Ludwigskirche; die Aller-Heiligen-Hofkapelle; die Basilika des heil. Bonifacius; die Aukirche im gothischen Stil; die Glyptothek; die ältere und neue Pina- (Münchner Schule.)

kothek u. A.), führten besonders die Malerei in Fresco zu einer hohen Blüthe. Heinr. Heß von Düsseldorf, fast gleichzeitig mit Schnorr an die Akademie in München berufen, hat in der Aller-Heiligen-Hofkapelle und in der Bonifaciuskirche eine Reihe großartiger Bilder im streng-katholischen Stil ausgeführt, voll Ruhe, Innigkeit und heiligen Ernstes und fern von jeder Aufregung und Leidenschaft, aber auch ohne dramatisches Leben. Sein Schüler und Gehülfe bei diesen Arbeiten war Johannes Schraudolph aus dem Allgäu, dem in der Folge die Ausschmückung des Kaiserdoms in Speyer übertragen ward.

H. Heß 1798–1863. Schraudolph geb. 1808.

Eine verschiedene Richtung nahmen drei andere namhafte Künstler der Münchener Schule: Friedr. **Dietz** von Karlsruhe, seit 1864 Schirmers Nachfolger an der Kunstakademie seiner Vaterstadt; Bonavent. **Genelli** von Berlin und Moritz **Schwind** von Wien. Der Erste hat sich besonders als Maler von Schlachten und Kriegsscenen hervorgethan („Zerstörung Heidelbergs durch Melac"), eine Kunstgattung, worin sich auch Peter Heß (1792–1871), Bruder von Heinrich, A. Adam († 1863), Wilhelm v. Kobell u. A. auszeichneten; der Zweite durch Aquarelle und Zeichnungen, z. B. zu Homer, Dante, ferner zwei Bilderfolgen von großartiger Leidenschaftlichkeit: „das Leben eines Wüstlings" und „das Leben einer Hexe"; Schwind endlich, der zuerst bei der Ausschmückung des neuen Königsbaues in München mitgewirkt, dann die Kunsthalle in Karlsruhe mit Fresken versehen und endlich mehrere Jahre hindurch mit der Ausmalung der inneren Räume der wiederhergestellten Wartburg mit Bildern aus der thüringischen Geschichte (Sängerkrieg; Leben der heil. Elisabeth) betraut ward, hat zugleich durch eine Reihe humoristischer Bilder („Ritter Kurts Brautfahrt"; „die Musikanten" u. A.) und zuletzt durch Bearbeitung deutscher Märchen (vom „Aschenbrödel" in Oel und von den „sieben Raben" in Aquarell) sich ungetheilten Beifall erworben. „Schwind gebietet über einen Reichthum von Phantasie und Geist, wie kein Zweiter," urtheilt E. Förster, „und spielend und endlos wie die Perlen im schäumenden Glas, reiht sich bei ihm Gedanke an Gedanke, Bild an Bild. Und Scherz, Witz, Laune bis zu den lustigsten satirischen Einfällen stehen ihm zu Gebote, wie die zarteste Empfindung, sanfte Rührung und der Ernst des Lebens und seine höchsten geistigen Güter."

Dietz 1812–70. Genelli 1801–68. Schwind 1804–71.

Aber alle diese Namen wurden in neuerer Zeit überstrahlt durch einen Künstler, der in der Frescomalerei alle bisherigen Leistungen durch geniale Composition übertroffen hat, durch Wilhelm Kaulbach. „Poesie und Geschichte sind vornehmlich die Fundgruben, aus denen Kaulbach seine Werkstücke geholt; der Kirche ist er ziemlich fern geblieben, dem wirklichen Leben aber hat er tief ins Auge geblickt. Scharfsinnig für die Gebrechen der Seele und der Sinne und reichlich gesättigt von dem Zeitgeist der Verneinung, gebietet er über die Mittel der Satire mit fast unbeschränkter Gewalt. — Tiefe des Gemüths und Wärme der Empfindung sind seinen Gestalten nicht vorzugsweise eigen; dafür wird seine Hand bei Allem, was sie schafft, bei Formen und Linien, bei Bewegungen und Gruppirungen, vom feinsten und ausgebildetsten Schönhei ssinn geleitet."

Kaulbach geb. 1805.

Nach seiner Niederlassung in München wurde Kaulbach zuerst berufen, den neuen Königsbau mit einer Reihe von Darstellungen aus Klopstock, Goethe, Wieland zu verzieren, neben welchen Arbeiten er noch „Schillers Verbrecher aus verlorner Ehre" und „das Narrenhaus" malte. Aber seinen eigentlichen Beruf als Geschichtsmaler trat er mit dem großartigen Doppelbild „die Hunnenschlacht" an, au welche dann „die Zerstörung Jerusalems" folgte. Zur Erholung und Erheiterung verfertigte er neben diesen großen Bildern die Zeichnungen zu Goethe's „Reinecke Fuchs". Die bittere Satire und Spottsucht, die Kaulbach in diesem Werke zuerst an Tag legte, wandte er bei den Fresken an den Außenwänden der neuen Pinakothek über die Geschichte der neuen deutschen Kunst in so rücksichtsloser Weise an, daß er sich die Feindschaft der meisten seiner Kunstgenossen zuzog. Den Glanzpunkt der Kaulbach'schen Kunstthätigkeit aber bezeichnen die sechs Bilder aus der Weltgeschichte im Treppenhaus des neuen Museums in Berlin, in welchen alle seine Vorzüge, Schönheitssinn in Gestaltung und Farben und ideale Auffassung des geschichtlichen Lebens, aufs Herrlichste hervortreten. Das erste Bild behandelt den „Thurmbau zu Babel", das zweite „Homer", das dritte „die Zerstörung Jerusalems", das vierte „die Geisterschlacht der Hunnen und Römer", das fünfte „die Kreuzzüge", das sechste „die Reformation". Neben diesen sechs großen Geschichts- und Culturbildern sind noch die acht Gestalten der Sage, der Geschichte, der Poesie, der Wissenschaft und der vier Zweige der bildenden Kunst angebracht und darüber ein Fries mit einer Reihe heiterer Kinderbilder, gleichsam ein Lustspiel zum hohen Ernst der übrigen.

Neben diesen großen Malern regte und regt sich noch eine Welt von Künstlern verschiedener Richtung in vielseitiger Thätigkeit, und zugleich entwickelte sich die Landschaftsmalerei unter den Händen eines Rottmann, Ernst und Bernhard Fries, Morgenstern, Heinlein u. A. zu einer hohen Blüthe und poetischen Auffassung. Die 28 italienischen Landschaften, die Karl Rottmann von Handschuchsheim bei Heidelberg al fresco in den Arkaden des Hofgartens, und die 23 griechischen Landschaftsbilder,

Rottmann 1798–1850. E. Fries 1801–33. Morgenstern geb. 1805.

die er in einer der Oelmalerei verwandten Harzmalerei auf Mauergrund in der neuen Pinakothek gemalt hat, so wie die Ansichten von Heidelberg und verschiedenen Gegenden Italiens von Ernst Fries zeugen von der allseitigen Ergründung und Erfassung der Natur, die sich die Münchener Schule vor Allem zur Aufgabe gestellt hat; und Joh. Stieler aus Mainz gab auch der Bildnißmalerei einen künstlerischen Schwung. Die Stieler 1781—1858. Ueberſiedelung von Cornelius nach Berlin und der längere Aufenthalt von Kaulbach daselbst trug bei, daß in Preußens Hauptstadt, wo bisher hauptsächlich die Bildnerei und Baukunst geblüht hatte, auch die Malerkunst in umfassender Weise gepflegt wurde. Carl Begas aus Heinsberg bei Köln, bekannt durch mehrere Bilder christlich-romantischen Begas 1794—1855. Inhalts, trat durch seine „Loreley" und durch viele ausgezeichnete Bildnisse in die Reihe der hervorragenden deutschen Künstler ein. Neben ihm hat sich Wilh. Hensel († 1861) als Historienmaler, Friedr. W. Schirmer († 1866) durch Landschaftsbilder, Eduard Magnus durch seine Portraits und J. Schlesinger durch Restauration und Copien alter Gemälde einen Namen gemacht. In Rom hat der deutsche Historienmaler Anselm Feuerbach durch eine Reihe von Bildern große Talente und Arbeitskraft an den Tag gelegt (Francesca da Rimini, Plato's Symposium, Iphigenia, Medea; das Urtheil des Paris, Amazonenschlacht u. a.). In neuester Zeit als Professor der Kunstakademie nach Wien berufen ist er neben Hans Makart aus Salzburg, einem wegen effektvoller Darstellung ergreifender Scenen in farbenreicher lebensvoller Gruppirung vielbewunderten Künstler (die sieben Todsünden; die Abundantia; Katharina Cornaro) der strebsame Vorkämpfer einer neuen Kunstrichtung.

B. Bildnerei (Plastik).

§. 169. Wie Mengs in der Malerei, so schuf Ant. Canova aus Possagno in der Canova 1757—1822. Bildhauerkunst neues Leben durch die Hinweisung auf die Meisterwerke des Alterthums. Begabt mit einem großen Talente der Ausführung und mit einem feinen Sinn für Schönheit und Anmuth, wußte er seinen Statuen eine gewisse Grazie einzuhauchen, daher ihm auch vorzüglich die jugendlichen und weiblichen Gestalten gelangen. Aber bei seiner entschiedenen Neigung für das Weiche und Gefühlvolle gab er sich mehr und mehr der sinnlich-sentimentalen Geschmacksrichtung der Zeit hin und suchte mehr durch theatralischen Effect und gezierte Lieblichkeit, als durch Ernst und Wahrheit zu gefallen. Daher mußte bei fortschreitender Entwickelung der Kunstbildung die hohe Bewunderung, womit man Canova's erste Werke überschüttete, allmählich verstummen: man erkannte, daß unter der äußeren, oberflächlich der Antike nachgebildeten Form eine mangelhafte Kenntniß vom Bau des menschlichen Körpers und eine nach sinnlichem Effecte haschende Geschmacksrichtung verhüllt liege, daß er die manierirte Methode des Bernini weniger verdrängt, als mit der Nachahmung der alten Kunstwerke und Kunstgesetze verbunden habe. So kam es, daß der vielbewunderte und hochgepriesene Mann, dessen „Perseus" man als einen genügenden Ersatz für die entführte mediceische Venus erklärte, dessen Statuen man allein gewürdigt hat neben den Meisterwerken des Alterthums im Vatican zu prangen, seine späteren Jahre wenig beachtet verlebte und durch größere Männer sich verdunkelt sah. Unter diesen neuen Kunstgrößen glänzt in erster Linie Albert Thorwaldsen aus Kopenhagen, Thorwaldsen 1770—1844. von geringen, aus Island stammenden Eltern geboren. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die drei Männer, welche die Grundsteine zum Tempel der neuen Kunst gelegt, Winckelmann, Carstens und Thorwaldsen, aus dem fernen Norden stammten, wo ihnen jede äußere Anregung abging. Desto lauter und vernehmlicher sprach der angeborne Genius in ihrer Seele und wies ihnen den Pfad des Ruhmes. Von der dänischen Regierung reichlich unterstützt, nahm Thorwaldsen im Jahre 1797 seinen Aufenthalt in Rom, das er von der Zeit an nur selten und vorübergehend verließ. Dort fand der junge Künstler in seinem Landsmann, dem Archäologen Zoëga, einen kundigen Führer und in Carstens einen treuen, anregenden Freund. Die antike Kunst war die reiche Fundgrube, aus welcher beide ihre Ideale schöpften. Aber das Lebensglück war dem Dänen holder

als dem Schleswiger. Gleich die erste Statue „Jason" erlangte solchen Beifall, daß bald Bestellungen auf Bestellungen kamen und er seinen Plan einer Rückkehr in die Heimath aufgab. Die antike Götter- und Heroenwelt blieb lange die Quelle, aus der er mit Vorliebe seine Stoffe schöpfte, sowohl für seine Statuen, worin er die den Alten abgelernte Schönheit und Klarheit der Formen und Linien mit den Ergebnissen moderner Bildung und Lebensfülle zu einem seelenvollen Ganzen zu verbinden wußte (Venus, Mars, Adonis, Amor und Psyche, Hebe, Ganymed, Anakreon, Homer u. v. A.), als für seine Reliefs, die er wieder mit Vermeidung von Perspective und Verkürzungen nach griechischem Princip auf die einfache gleiche Fläche beschränkte, also von der bisherigen malerischen Behandlung abging.

In dieser Gattung hat Thorwaldsen das Größte geleistet und wieder in die naturgemäße Bahn eingelenkt. „Was bei dieser Beschränkung scheinbar an Freiheit verloren ging, wurde durch Bestimmtheit der Formen, Einfachheit der Composition und Harmonie aller Theile reichlich ersetzt." Der „Siegeseinzug Alexanders in Babylon", ein Fries, womit er im Jahre 1811 ein Zimmer des päpstlichen Palastes auf dem Quirinal schmückte, als Napoleon daselbst seine Wohnung nehmen sollte, war das erste Denkmal der neuen Kunst in dieser Gattung, das noch zweimal in Marmor ausgeführt wurde: in der Villa Sommariva am Comersee und im Schloß zu Kopenhagen.

Aber wenn gleich die alte Götter- und Heroenwelt in ihrer klaren, schönen Gestaltung und Naivetät stets das Reich blieb, in dem Thorwaldsens Herz und Sinn vorzugsweise weilte, und wo er stets seine Gesetze und Vorbilder suchte; so stand er doch zu sehr im handelnden Leben, als daß er sich der herrschenden Zeitrichtung und den Bedürfnissen des wirklichen Daseins hätte entziehen können. Diese aber gingen auf das Religiöse und Praktische, und je mehr das Interesse an der Kunst wuchs und sich verbreitete, desto mehr verlangte die Welt, daß der Künstler dem Zeitgeiste huldige. Darum war Thorwaldsens spätere Thätigkeit hauptsächlich der kirchlichen Plastik und der monumentalen Kunst zugewendet. Christus selbst, die Apostel und andere Gestalten aus der heiligen Geschichte (die Predigt des Johannes, zwölf colossale Statuen und Gruppen im Giebelfelde der Metropolitankirche zu Kopenhagen) wurden von ihm in einer Reihe von Kunstwerken dargestellt, die freilich mehr von einer großartig poetischen als von einer tiefreligiösen und gläubigen Auffassung zeugen.

Christus und seine Jünger und das Leben Jesu bot ihm die Stoffe zu einer ganzen Reihenfolge christlicher Reliefe (Christi Einzug in Jerusalem und der Gang nach Golgatha). Die meisten dieser Arbeiten befinden sich in der Frauenkirche und in dem Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen. Von seinen Monumentalwerken sind am berühmtesten: das Guttenbergsdenkmal in Mainz, das Standbild Schillers in Stuttgart, die Reiterstatue Maximilians in München, Graf Potocki in Krakau, die Grabmäler Pius' VII. in der Peterskirche zu Rom und des Herzogs von Leuchtenberg in München, der sterbende Löwe in Luzern u. a. m.

Mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet, wie kein Künstler vor ihm, hat Thorwaldsen dennoch stets die Einfachheit und die gemüthliche Unterhaltung im Freundeskreise allem Glanze vorgezogen. Seine Reise in die Heimath im Jahre 1838 und seine Rückkehr nach Rom im Jahre 1841 glich einem Triumphzuge. Er starb schmerzlos im Theater zu Kopenhagen den 24. März 1844. „In Thorwaldsen verehrt unsere Zeit ihren größten Künstler," sagt E. Förster; „seit dem beglückten Urbinaten hat keiner so allgemeine Anerkennung, Bewunderung und Liebe gefunden, als er. Und mit Recht! Ausgestattet mit künstlerischen Gaben, die ihn den großen Meistern des griechischen Alterthums an die Seite stellen, hatte er ein Gemüth, das alle Herzen an sich zog und fesselte." In seiner schönen Gestalt und in dem edeln Kopfe spiegelte sich die Hoheit und Würde seines Geistes. Drei Völker zählen ihn mit gleichem Rechte zu den Ihrigen: die Dänen, welchen er durch seine Geburt angehörte, die Deutschen, nach denen er sich gebildet, und die Italiener, unter denen er gelebt und gewirkt hat.

Durch Canova und Thorwaldsen ist Rom mit seinen zahlreichen Werkstätten, seiner Marmortechnik und seinen antiken Vorbildern ein Hauptsitz plastischer Kunstthätigkeit geworden, wo Bildhauer aller Nationen ihren ständigen Aufenthalt nahmen, wie die Italiener Pietr. Tenerani († 1869), der Engländer John Gibson, die Deutschen Karl Steinhäuser aus Bremen (seit 1864 in Karlsruhe: sitzende Goethestatue in Weimar) und Ed. Mayer, der Holländer Matth. Kessels u. A. m.

Wenn auch Thorwaldsen alle seine Zeitgenossen an Meisterschaft und Zahl der Kunstwerke weit überragte, so fanden doch noch andere Bildhauer Raum und Gelegenheit zu Ehre und Ruhm. Joh. Heinr. Dannecker aus Stuttgart, der mehr in die Fußstapfen Canova's trat, erwarb sich die größte Anerkennung durch die herrliche Büste Schillers. Unter seinen übrigen Werken sind die Ariadne auf dem Tiger in Frankfurt und seine Christusstatue in Petersburg und eine zweite in Regensburg am berühmtesten. — Martin Wagner aus Würzburg, als Maler und Bildhauer („die Völkerwanderung", ein Relief im Innern der Walhalla) gleich ausgezeichnet, galt für den „gelehrtesten Künstler" der Neuzeit, den König Ludwig von Bayern mit der Erwerbung der „äginetischen Bildwerke" und des „barberinischen Faun" betraute, zu welchem Behuf er zweimal Griechenland bereist hat. — Bedeutender noch war Joh. Gottfried Schadow aus Berlin, dessen „Siegesgöttin mit dem Viergespann" auf dem Brandenburger Thor, und eine Anzahl von Standbildern (Friedrich der Große in Stettin, der alte Dessauer, General Ziethen, Blücher in Rostock, Luther in Wittenberg u. a.) den Beweis geben, daß er es verstand, „die Kunst in das richtige Verhältniß zur Natur und Wirklichkeit zu setzen". Er war der Begründer des „Realismus" in der Bildnerei, der in Darstellung und Gewandung sich mehr an das wirkliche Leben hielt und vorwiegend nach lebendiger Auffassung und scharfer Charakteristik der individuellen Erscheinung strebte.

Dannecker 1758—1841.

W. Wagner 1778—1858.

Schadow 1764—1850.

Ein neues Leben entfaltete sich auch für die Bildnerei durch die Kunstliebe König Ludwigs in München; und hier begegnen wir einem Manne, welcher, wenn auch nicht in Formvollendung und correcter Ausführung, so doch an Reichthum der Phantasie, an Gestaltungs- und Schönheitssinn dem nordischen Bildhauer nahe kam — Ludwig Schwanthaler. Wenn auch nicht unempfänglich für die antike Kunst, die ihm die Motive zu seinen ersten Sculpturwerken in Relief gab (an dem silbernen Tafelservice und in der Glyptothek), so weilte er doch mit Vorliebe bei der Herrlichkeit der deutschen Ritterzeit, die er mit den Blicken eines Romantikers in idealer Verklärung auffaßte. In der Ritterburg, die er sich am Ufer der Isar erbaute, durchlebte er noch einmal die Träume seiner Jugend. Angeregt von dem Kunstsinn des Königs, entwickelte Schwanthaler eine wunderbare Thätigkeit, wie aus der großen Menge von Statuen, Denkmälern und Basreliefs hervorgeht, die von ihm herrühren.

Schwanthaler 1802—48.

So schmückte er das Giebelfeld der „Walhalla" mit der „Arminiusschlacht" (überlebensgroße Marmorstatuen), den Thronsaal mit den Ahnen des Regentenhauses in Erz gegossen und im Feuer vergoldet; verschiedene Gebäude mit Basreliefs. Unter seinen Standbildern sind hervorzuheben: Mozart für Salzburg, Jean Paul für Bayreuth, Goethe für Frankfurt a. M., Großherzog Karl Friedrich für Karlsruhe, Ludwig von Hessen in Darmstadt; in München: Kreitmayr; Tilly und Wrede in der Feldherrnhalle; andere Statuen in Erlangen, Stockholm, Speyer. Aber das größte Denkmal setzte er sich selbst in dem Riesenwerk „Bavaria" vor der Ruhmeshalle. Die große Erzgießerei von Stiglmayer in München kam dieser großen Kunstthätigkeit, die sich durch Schwanthaler und seine Schüler (unter denen H. Fernkorn aus Erfurt durch sein Denkmal des Erzherzogs Karl in Wien sich einen Namen gemacht hat) in der bayerischen Hauptstadt entwickelte, fördernd entgegen.

Die Palme in der neuen Bildnerei gebührt dem Meister Christian Rauch aus Arolsen. Er hat das Verdienst, eine der Gegenwart angehörige, dem Gehalte und der Form nach vaterländische Kunst geschaffen zu haben, ohne die Annäherung an die Antike zu hemmen. Dem Denkmal der Königin Louise im Mausoleum zu Charlottenburg, dessen Ausführung ihm auf Thorwaldsens Empfehlung übertragen ward, folgten die Standbilder von Bülow und Scharnhorst in Marmor; von Blücher (in Breslau) in Erzguß und das Denkmal auf dem Kreuzberg bei Berlin; König Max I. von Bayern im Krönungsornat und eine Reihe anderer Statuen. Auch die „Walhalla" enthält mehrere Werke von ihm selbst oder nach seinen Zeichnungen von Schwanthaler ausgeführt. Den Höhepunkt seines Ruhmes erreichte er jedoch durch das herrliche Denkmal Friedrichs II. unter den Linden in Berlin, ein Werk vaterländischer Liebe und Begeisterung. In die letzten Jahre seines Lebens fallen die Standbilder Yorks und Gneisenau's und die liegende Statue Friedrich Wilhelms III. im Mausoleum zu Charlottenburg. Besaß Rauch

Rauch 1777—1857.

auch nicht den schöpferischen Formsinn und die harmonische Schönheit der Bewegung von Thorwaldsen, so folgte er dagegen in Allem der Natur mit Gewissenhaftigkeit und Ausdauer. Unter seinen zahlreichen Schülern haben sich viele des Meisters würdig gezeigt, wie der Schlesier Aug. Kiß (die mit dem Tiger kämpfende Amazone zu Pferd), Friedr. Tieck, Bruder des Dichters, K. Fr. Wichmann, Friedr. Drake aus Pyrmont (Marmorstatue Friedrich Wilhelms III. im Thiergarten) u. A. m. Den größten Ruhm unter
Rietschel 1804—61. ihnen erlangte jedoch Ernst Rietschel aus Sachsen in ärmlichen Verhältnissen geboren, welcher, nachdem er unter Noth und Entbehrungen die inwohnende Genialität in der Akademie zu Dresden und in der Werkstätte von Rauch zur Entwickelung gebracht und dann eine Reihe Sculpturwerke in Dresden, Leipzig und Berlin ausgeführt (Denkmal des Königs Friedrich August; die allegorischen Figuren der vier Facultäten im Leipziger Universitätsgebäude; Ehrenstatue Thaers; Giebelfeld am Berliner Opernhaus und eine Pietà) zuletzt in dem Standbilde Lessings zu Braunschweig und in der Gruppe Goethe und Schiller in Weimar, die schwierige Aufgabe löste, Statuen im Gewande der Zeit darzustellen, ohne der Idealität der Auffassung zu nahe zu treten. Ueber den Arbeiten zu dem großartigen Lutherdenkmal in Worms raffte den Künstler ein früher Tod weg. Sein Ziel war die höchste Naturwahrheit in harmonischer Verbindung mit Schönheit und Würde. Ein begabter Schüler von Rietschel ist Ernst Hähnel aus Dresden (Beethoven in Bonn, Karl IV. in Prag). Großes natürliches Talent entwickelte auch der österrei-
Gasser 1828—1868. chische Bildhauer Hans Gasser, weniger in der Wielandsstatue in Weimar, als in andern Werken.

C. Architectur.

§. 170. Der in München und Berlin erwachte rege Kunstsinn gab sich auch in der
Baukunst. Baukunst zu erkennen. Dort wetteiferten zwei Männer von entgegengesetzten Richtungen in dem gleichen Streben, die Hauptstadt Bayerns mit herrlichen Bauwerken zu schmücken —
Klenze 1784—1853. Leo v. Klenze, bei Hildesheim geboren, und Friedr. v. Gärtner aus Koblenz; hier wußte Karl Friedr. Schinkel aus Neu-Ruppin die durch die Romantik erlangte Anre-
Gärtner 1792—1847. gung mit den Kunstgesetzen der Alten zu neuen harmonischen Formen, zu einem dem praktischen Leben entsprechenden architektonischen Stil zu verbinden. Klenze hing mit
Schinkel 1781—1841. voller Liebe an der griechischen Kunst, daher erscheint er auch am größten, wo er sich dieser Neigung ohne Zwang hingeben darf, wie in der „Glyptothek“ mit ihrer herrlichen Säulenhalle, in der „Walhalla“, jenem dem deutschen Nationalruhm geweihten Denkmal auf der Höhe von Donaustauf bei Regensburg, nach dorischem Baustil, wie in der Ruhmeshalle und in dem Prachtthor der „Propyläen“; doch war Klenze zu sehr durchdrungen von dem Gefühle, daß alle Künste ein zusammengehöriges Ganze bilden und alle Stilgattungen ihre eigenthümlichen Vorzüge hätten, als daß er nicht auch zur Wiederbelebung des Renaissance-Stils im „Neuen Königsbau“ und in der „Pinakothek“ und des romanischen oder byzantinischen Stils in der „Allerheiligen-Hofkapelle“ willig die Hand geboten hätte. Gärtner dagegen führte seine meisten Bauwerke, die „Ludwigskirche“ und die übrigen öffentlichen Gebäude der „Ludwigsstraße“ (Bibliothek) mit der „Feldherrnhalle“ und dem „Siegesthor“ an beiden Enden, im romanischen Stil aus, und bei dem „Wittelsbacher Palast“ wandte er sich zur Gothik: doch fehlte ihm der große Sinn für das Zusammenwirken der verschiedenen Künste im Bauwerk und der durch diesen Verein begründete Totaleindruck. Neben diesen beiden Meistern hat sich noch G. Friedr. Ziebland aus Regensburg durch die Bonifaciuskirche im Stil der alten christlichen Basiliken und Dan. Ohlmüller aus Bamberg durch die gothische Maria-Hilf-Kirche in der Vorstadt Au einen Namen erworben. — In Berlin knüpft sich die ganze neuere Architectur an Schinkel an. Nachdem er sich in dem „Denkmal auf dem Kreuzberg“ im gothischen Stil versucht und in der „Hauptwache“ neben dem Zeughaus von der altgriechischen Kunst die dorische Säulenordnung entlehnt hatte, schuf er im „Schauspielhaus“ und im „Museum“ an der Hand der An-

tike Bauwerke nach neuer Anlage und neuen Combinationen, wobei auf das Zusammen-
wirken aller Künste gerechnet war und der von Phantasie belebte Schönheitssinn des
Künstlers ans helle Licht trat. Unter Schinkels Schülern ragen Aug. Stüler (Neues Stüler
Museum, Dombau mit der Friedhofhalle) und Wilh. Stier durch großartige Auffassung 1796—1865.
hervor. Zu gleicher Zeit gab sich auch an andern Orten ein eifriges Streben für Er- Stier
richtung neuer Bauwerke kund und setzte mancherlei Kräfte in Bewegung: So hatte der 1799—1856.
Ausbau des Kölner Doms und die Aufführung der neuen Burgen und Kirchen am
Rhein die Erneuerung der gothischen Kunst in weitem Umfang durch Zwirner, La- Zwirner
saulx u. A. zur Folge; so suchte in Dresden Gottfr. Semper in dem großen (im Sep- 1801—61. Lasaulx
tember 1869 durch eine Feuersbrunst zerstörten) Theater und im „Neuen Museum" und 1781—
in dem Polytechnicum zu Zürich den Stil des vorigen Jahrhunderts an der Hand der 1848. Semper
Antike zu veredeln; so hat in Karlsruhe Heinr. Hübsch aus Weinheim, ein begabter, der geb. 1803.
romantischen Richtung huldigender Künstler, in einer Reihe öffentlicher Gebäude (Finanz- Hübsch
ministerium, polytechnische Schule, Kunsthalle, Theater, Trinkhalle in Baden-Baden und 1795—1863.
mehrere Kirchen) seinen Sinn für genaue Constructionen und maßvolle Formen beurkundet;
so weckte in der alten Kunststadt Nürnberg der talentvolle Architekt K. Alex. Heideloff aus Heideloff 1788—
Stuttgart Sinn für die mittelalterige Gothik und für die deutsch-vaterländische Baukunst. 1865.

2. Tonkunst.

§. 171. Die Entwicklung der kirchlichen Musik, welche ihren Höhepunkt in Palestrina erreichte, so wie die allmähliche Steigerung des individuellen musikalischen Ausdrucks durch Hülfe der Instrumentalmusik bis auf Bach und Händel, öffnete zugleich der dramatischen Musik die freie Bahn. Aus dem strengen Bann des Contrapunktes hervortretend, zeigte sich die freiere Behandlung der Melodie in verschiedenen Formen lebendig und für verschiedene Zwecke fähig. Es konnten besonders die geistlichen Volksspiele dieser mächtigen Einwirkung sich nicht entziehen, und im Laufe der Zeit entwickelte sich aus ihnen gleichwie das Drama, so auch die Kunstform der Oper. Die erste Stufe des weltlichen kunstmäßigen Chorgesangs war das Madrigal. Wie die Cantate zum Oratorium, so leitete das Madrigal zum dramatischen Gesang über. — Der mächtigste Antrieb zur Schöpfung der neuen musikalischen Form jedoch lag in der Umgestaltung der italienischen Bildung zur Zeit des Wiederauflebens antiker Wissenschaft und Kunst. In dem Wunsche, die antike Tragödie zu neuer Gestaltung zu bringen, versuchte man an der platonischen Akademie zu Florenz einen Ersatz für die musikalische Declamation der alten Griechen zu finden, und gelangte so zu der Form des Recitativ's. Die volle Verständlichkeit des Wortes war die erste Forderung der Alterthumsfreunde und man nannte das Mittelding zwischen Gesang und Rede: „musica parlante," „Stilo rappresentivo". Am 6. Februar 1600 ward die Aufführung der ersten Oper dieses Stiles von Jacobo Peri zur Feier der Hochzeit Heinrich's III. von Frankreich mit Maria von Medici in Scene gesetzt. — Bei dem gesang- und melodienliebenden Volke der Italiener jedoch machte der musikalisch-declamatorische Vortrag kein Glück. So wurde denn bald der Recitativo bewegter, die Melodie trat hervor, die Harmonie als Begleitung des Gesanges zurück, und es wurde im 17. Jahrhundert die Ausbildung der Oper vollzogen, die durch den Wechsel von Arien und Chören nebst einer
vollständigen Instrumentalmusik zum Ausdruck der individuellen Empfindung und Leiden- Scarletti
schaft, wie zur Darstellung lebendiger Situationen musikalisch befähigt ward. — Der 1649—
als Kirchencomponist bekannte große Musiker, Alessandro Scarletti steht auch am 1759. Piccini
Beginn der Geschichte der modernen Oper in Italien. Aus seiner und Francesco Duran- 1728—
te's Schule sind eine große Anzahl bedeutender Tonsetzer der italienischen Oper hervorgegangen, 1800.
unter welchen Piccini, Jomelli und Pergolese die bekanntesten sind. Den Glanz- Jomelli 1714—74.
punkt der italienischen Oper bezeichnet ein deutscher Name: Adolf Hasse, geb. 1699 in Pergolese
Hamburg, gestorben in Venedig 1783. Man nannte ihn in Italien, wie auch Händel 1710—36. Hasse
„il caro Sassone". Kein Anderer hat wie er die Grundzüge der italienischen Oper in 1699—
1783.

solcher Reinheit dargestellt. Schüler Scarletti's und Mitstreiter des jugendlichen Mozart im J. 1771 umfaßte sein Wirken auch im Kreise der Kirchenmusik die ganze Entwickelungsgeschichte der italienischen Oper, deren Siegeszug sich allmählich über die ganze gebildete Welt ausdehnte. In Deutschland war die Hamburger Opernbühne unter Reinhold

Kaiser 1673—1739. Mattheson 1681—1764. Lully 1633—87. Rameau 1683—1764.

Kaiser und Mattheson eine der ersten und bedeutendsten. An ihr hatte auch der junge Händel seine ersten Lorbeern erworben. Ganz besonders günstigen und durch die sogenannte klassische Tragödie wohl vorbereiteten Boden aber fand die italienische Oper in Frankreich. Im Jahre 1645 kam die erste italienische Operngesellschaft nach Paris und es gelang, weniger dem Genie, als der Geschicklichkeit des Florentiners Lully, die italienische Oper durch Zwischenspiele und Tänze für den Geschmack des französischen Publicums so einzurichten, daß er und sein Schüler Rameau, Diderots Neffe, über ein Jahrhundert lang die französische Bühne beherrschten.

Während in Italien die Kirchenmusik durch die Einwirkung der Oper allmählich von ihrer reinen Höhe herabstieg und diese selbst durch das Streben nach formellen Virtuosenleistungen mehr und mehr an innerlichem Gehalt verlor, begann in Paris die musikalische Reformation durch einen deutschen Künstler, dessen Erscheinung den Beginn der neueren deutschen Kunstblüthe in ihrer herrlichsten Entfaltung bezeichnet. Christoph

Gluck 1714—87.

Ritter von Gluck war der Begründer der klassischen Opernmusik. Aus dem italienischen Virtuosenthum langsam sich emporhebend trat er, nachdem er vierzig Opern in der hergebrachten italienischen Weise geschrieben hatte, im J. 1762 zu Wien mit seinem Orpheus auf, welcher zuerst den reinen Seelenton anschlug, der in den späteren Werken des Meisters zu der vollen erschütternden und rührenden Macht der künstlerischen Wahrheit sich steigerte. Es folgten Alceste, Armida, Iphigenia in Aulis in steigender Linie. Was Größe und Adel der Gesinnung, reine, ernste Seelenschönheit betrifft, so ist Gluck von keinem Anderen übertroffen worden; die Leichtigkeit, Beweglichkeit, den musikalischen Reichthum Mozart's zu erreichen, war ihm dagegen nicht vergönnt. Der Kampf der italienischen mit dieser neuen klassischen Opernmusik spielte sich in Paris ab, und der Wettstreit der beiden Vertreter dieser Richtungen, Piccini und Gluck, endigte mit dem vollen Siege des größten Meisterwerkes des Letzteren, der Iphigenia in Tauris. Es ist dieses wahrhaftige Kunstwerk an Reinheit, Wahrheit und Schönheit ein in seiner Art unvergleichliches, wenn man es nicht etwa mit Goethe's Iphigenia zusammenstellen will. Gluck starb in Wien 1787. Er hatte die große französische Oper zu einer Höhe geführt, auf der sie ohne ihn nicht zu halten war; er hatte zugleich die durch Piccini vertretene italienische Richtung in ihrem Einflusse geschwächt. Um so leichter mußte die der Natur des Volkes entsprechende heitere Operette

Gretry 1741—1813. Hiller 1728—1804. Dittersdorf 1739—1799. Benda 1721—95.

Gretry's, Isouard's u. A. zu allgemeiner Geltung kommen. Ähnliche Versuche einer volksthümlichen Entwicklung zeigten in Deutschland die Liederspiele J. A. Hillers und besonders die Wiener Volksoper, deren Hauptrepräsentant Dittersdorf ist. Neben seinem „Doctor und Apotheker" haben sich Schenks „Dorfbarbier" und Wenzel Müllers „Schwestern von Prag" bis in unsere Zeit auf den Bühnen erhalten. Größeren Beifall auch außer den Grenzen des Vaterlandes, fanden die ausdrucksvollen Melodramen (besonders „Ariadne auf Naxos") von G. Benda. Mit dem an Innigkeit und ergreifender Charakteristik zuweilen an Gluck erinnernden Mehül und dem frischen, heitern, melodienreichen Boieldieu erlischt die Blüthezeit der französischen Oper.

Wir wenden uns zu der deutschen Instrumentalmusik, deren Begründer und Urheber Joseph Haydn unter dem Namen des „Vater Haydn" in der ganzen musikalischen

Haydn 1732—1809.

Welt bekannt ist. Geb. 1732 zu Rohrau in Niederösterreich, hat er in Wien als armer Junge durch Capellsingen und „gassatim musiciren" sein Brod verdient und dann dreißig Jahre hindurch als Privatkapellmeister des Fürsten Esterhazy gedient. Man verdankt ihm die fertige Form der Sonate, des Streich-Quartetts und der Symphonie, wie er denn 118 Symphonien und 83 Quartette hinterließ. In seinen alten Tagen erst zum Vollgefühl seines Genius gelangt und in England mit Ruhm und Gold überhäuft, erhob

er sich im Greisenalter zu seinem größten Werke der „Schöpfung", die die ewige Jugend mit ins Dasein brachte und kurz vor seinem Tode hat er die „Jahreszeiten" geschrieben.

Haydn starb im Jahre 1809 zu Wien. Es ist die frische herzliche Lebensfreude, die er in seiner Musik ausströmt; das was dem Volksliede zunächst Inhalt und Form gibt: das Singen und Klingen der Zauber der Natur, die Fröhlichkeit des Lebens. „Seine Flöten sind die der Idylle," heißt es in Reißmann's Charakteristik Haydn's, „seine Clarinetten die Schalmeien der Hirten, seine Hörner und Trompeten sind die Instrumente des Waldes, und in seinem Streichquartett singt, jubelt und klagt das ganze bewegte äußere Leben." Die Verschmelzung dieses herrlichen Lebensreichthums mit der Macht der tiefsten Innerlichkeit, und die Fülle und Schönheit des künstlerischen Ausdrucks finden wir in dem nächsten und — es möge frei ausgesprochen sein — dem größten unserer Musiker.

Den Namen, welchen wir jetzt zu nennen haben, wird ein Jeder, welcher Gefühl und Verständniß für die ideale Kunst hat, mit Ehrfurcht und Liebe nennen. Wolfgang Amadeus Mozart, geb. 1756 zu Salzburg, war das ächte reine Genie, in die Welt gekommen den Menschen zur Freude. So kraftvoll und lieblich war Mozart's Genius, daß er selbst sein eigenes dürftiges und gequältes Dasein zu lichter Heiterkeit verklärt hat. Als Wunderkind auf Reisen früh gereift, ward er ein schlechtgehaltener Diener des Erzbischofs von Salzburg und die späte Befreiung aus diesen unwürdigen Fesseln eröffnete ihm das Martyrerthum des Lectionengebens. Auf seinem Todesbette erhielt er die Ernennung zum Kapellmeister an der Stephanskirche. Die Reihe seiner unsterblichen Werke eröffnete „Idomeneo" und die „Entführung aus dem Serail". Wenn dann im „Figaro" das volle dramatische Leben, im „Don Juan" die Scala des menschlichen Gefühles vom tiefsten Grauen des Todes bis zur überschäumenden Lebenslust, in der „Zauberflöte" die Ruhe des künstlerischen Bewußtseins in höchster Vollendung verklärt erscheint, so steht Mozart auf nicht geringerer Höhe in seinen Orchesterwerken. Von den Symphonien sind die drei größten in D-dur, G-moll und C-dur in anderthalb Monaten geschaffen. „Den Sieg nach dem Kampfe feiert die des Gottes volle C-dur, die Jupiter-Symphonie," sagt Schlüter. Die Angst des Irdischen ist überwunden, Alles ist seliger Friede, Glanz, Majestät. Es ist die Apotheose des Meisters selbst, auf dessen siegesfroher Stirne die Unsterblichkeit strahlt.

Mozart 1756—91.

Mozart hat einen für sein kurzes Leben kaum begreiflichen Reichthum an musikalischen Schöpfungen hinterlassen. Die Streichquartette und ein Theil der Claviercantaten gehören zu dem Schönsten, was wir von ihm besitzen, sowie eine Auswahl unter der Menge Sonaten, die er für seine Schüler geschrieben hat. Sein letztes Werk ist das wunderbare „Requiem", das unvollendet auf seinem Sterbebette lag, als er, wie Raphael im 36. Jahre seines Alters hinweg gerufen wurde (1791).

Der Erbe seiner Kunst ward ein nicht minder begabter, doch anders gearteter Genius, der uns vielleicht näher steht, als Mozart, weil er in schärferer Individualität uns entgegentritt als dieser — Ludwig von Beethoven, geb. 1770 zu Bonn. Der Instrumentalmusik seine schönste und beste Kraft zuwendend erscheint er als der letzte große Vertreter jener klassischen Zeit. Beethoven's Tondichtung ergreift uns so tief und wunderbar, vielleicht mehr oder doch in anderer Weise als die Mozart's, weil er den Inhalt des Lebens, in seiner eigenen leidenschaftlichen Seele verarbeitet, als individuell gezeichnetes Charaktergemälde zum Ausdruck bringt. Was er gedacht, gefühlt, gelitten, wie er sich sehnte, und freute, das hat Jeder von uns in ähnlicher Weise in sich empfunden und erfahren. Es tritt als Kunstgebilde höchster Vollendung vor uns, das uns erhebt und reinigt und uns die selige Befriedigung eines versöhnenden Abschlusses gibt. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, hat Beethoven eine Gewalt der Offenbarung, die einzig ist in der Kunst. Wenn Mozart aus dem Lichte niedersteigt, so macht sich Beethoven die Bahn aufwärts aus dem Dunkel zum Lichte. Wenn der Erste unsere Liebe und Bewunderung ist, so fühlen wir in dem Anderen einen Theil unseres eigenen Wesens. Vielleicht erklärt dies

Beethoven 1770—1827.

theilweise die eigenthümliche und unwiderstehliche Wirkung seiner Musik. Beethoven hat seine größten Werke in der Taubheit geschaffen. Nie hat es ein tragischeres Schicksal gegeben. Die neun Symphonien sind in den Zeitraum von 1799—1824 geschrieben. „Wo Beethoven die Mächte seines Orchesters zusammenrief, da galt es dem Kampf mit großen Geschicken, dem Sieg über dunkle Gewalten, aus der Knechtschaft zur Freiheit, aus der Nacht zum Licht." Die Reihe der Streichquartette, die Sonaten, welche in sich eine ganze Lebensentwicklung entfalten, endlich die großen Werke „Fidelio", Musik zu Egmont, und nebst der neunten Symphonie die letzte seiner großen Schöpfungen, die „Missa solemnis" —: so steht uns dieser Riesengeist gegenüber!

Wenn wir die Reihe der genannten Meister überblicken, welche Nation darf sich eines
ähnlichen Reichthums an Tiefe, Gewalt und Schönheit der Kunst rühmen? Beethoven
Schubert 1797— starb zu Wien im Jahre 1827. Als Liedercomponist hat er in Franz Schubert, geb. in
1828. Wien 1797 seinen Nachfolger gefunden. Das Schubert'sche Lied bezeichnet, wie die Beethovensche Sonate, die Vollendung der modernen klassischen Tonkunst. Es ist der Schlußstein ihres vor einem Jahrhundert begonnenen Aufbaues. Es ist der Genius, der mit lieblicher und ernster Melodie das Leben geleitet, rein wie der Quell, der aus dem Felsen kommt und unerschöpflich wie er. Die Dichtung der Zeit ist in ihrem ganzen Umfang in der Musik ihm zu eigen geworden, kein Dichter, dem er nicht ein melodisches Liebeszeichen mit auf den Weg gegeben hat. Schubert ist der Liebling der Jugend und die Freude der Alten. In seinem Kreise ist er unmittelbar wie Mozart und kühn und groß wie Beethoven; auch seine Clavier- und Orchestercompositionen sind von hohem Reize, wenn auch weniger sicher in der Vollendung der Form und Gliederung. Er starb 31 Jahre alt, 1828 zu Wien, das die Heimath aller Musiker gewesen ist.

Für die Weiterbildung der Oper in Italien, Deutschland und Frankreich waren die Mozartschen
Muster von folgenreichem Einflusse. Besonders gewann die italienische Oper an harmonischer Fülle
und reicherer Instrumentation in den Werken Salieri's („Axur"), Righini's, Paërs, („Sargino");
in der auch durch dramatische Anlage und Charakteristik vervollkommneten komischen Oper glänzten
Cimarosa Paesiello („die schöne Müllerin"), Fioravanti („die Dorfsängerinnen") und besonders Cimarosa,
1755— dessen Meisterwerk „die heimliche Ehe" dem Mozart'schen Vorbilde nahe kommt. — Die deutsche,
1801. vielfach dem gleichzeitigen Singspiele (Himmel „Fanchon") verwandte Oper ging auf dem durch
Mozarts „Entführung" gebahnten Wege fort. Werke von größerer Bedeutung sind die meisterhaft sentimentale „Schweizerfamilie" von Jos. Weigl (1764—1896) und „das unterbrochene Opferfest" von Winter (1754—1825).

Selbständig und schaffend erscheint in der Weiterführung der Gluck-Mozartschen Aufgaben die
Spontini französische Oper. Nach Méhül („Joseph in Aegypten") ist Spontini der wahrste Nachfolger
1778— Glucks, dessen große Formen er zur Verherrlichung des französischen Kaiserthums und Kriegsruhms in
1851. seinen Opern „die Vestalin", „Cortez", „Olympia" genial benutzt hat. Die Mozartsche Richtung ver-
Cherubini tritt der in jeder Hinsicht klassische, unseren großen Meistern ebenbürtige Cherubini. Größer noch
als in seinen Opern (deren Preis „der Wasserträger") erscheint sein edler und reiner Stil in seinen
1760— Werken für Kirche und Kammer, besonders dem „Requiem", wie den phantasiereichen und musterhaft
1842. Boieldieu gearbeiteten „Ouvertüren". Mit seinem Schüler Boieldieu trat das leichtere französische Element in
1775— den Vordergrund. Seine melodienreichen Opern „Johann von Paris" und „die weiße Dame" sind die
1834. besten französischen, gediegen und volksthümlich. Ihm folgte Auber mit der platt modernen Conver-
Auber sationsoper („Maurer und Schlosser",) „Fra Diavolo" u. s. w.). Ganz außer der Reihe steht die kühn
1782— geniale Revolutionsoper „die Stumme von Portici" (1827). Aubers Stil wiederholten der in „Zampa"
1871. seine Mittel und Manier steigernde Herold (1791—1833), der leichtfertige Adam („Postillon von
Longjümeau", „Brauer von Preston" u. s. w.) und unser Flotow (geb. 1811), der mit seinen geschickt angelegten Opern „Stradella", „Martha" u. s. w. dem Geschmack der Zeit zu genügen verstand. Etwas selbständiger steht der sonst unbedeutende Halévy (geb. 1799) in seiner der Marschner-Wagnerschen Richtung verwandten Oper „die Jüdin".

Der Einfluß Mozart's war an der Auberschen Schule wirkungslos vorübergegangen, an seine Stelle
Rossini trat der aufs Neue Epoche machende Rossini (geb. zu Pesaro in der Romagna). Die italienische Ge-
1792— sangsvirtuosität feierte durch seine lebendigen Reizes vollen genialen Opern „Tancred", „Barbier von
1869. Sevilla", „Semiramis", „Tell" u. s. w.) in einer musikalisch armen und politisch ermatteten Zeit
(1813—30) neue Siege. Rossini ist der Mozart Italiens, im Tragischen wie im Komischen Meister. Bei
Bellini Bellini überwiegt eine leidende Sentimentalität („Romeo und Julie", „Nachtwandlerin"), die sich in
1802—35. der „Norma" zur wirklichen Leidenschaft steigert. Leichtfertig in der ernsten Oper („Lucia von Lammer-
Donizeti moor", „Lucrezia Borgia"), zeigt Donizetti in der komischen („Regimentstochter", „Liebestrank",
1797— „Don Pasquale") Charakter und Talent.
1848.

Der beliebteste unter den italienischen Operncomponisten ist jetzt ohne Zweifel Verdi, dessen sterilen Melodienformen nirgends zu entgehen ist.

In Deutschland gab die romantische Oper Carl Maria v. Weber's, geb. zu Eutin, gest. zu London, den durch die romantische Poesie angeregten Ideen den edelsten und volksthümlichsten Ausdruck. Weber ist vor Allen der wahrhaft deutsche Componist, wie in seinen erhebenden Kriegsliedern, so in der tief gemüthlichen Musik zu dem Schauspiel „Preciosa", den gesangreichen, glänzend instrumentirten Opern „Freischütz", „Euryanthe", „Oberon". In der Richtung auf das Volks- und Liedmäßige folgten ihm Konradin Kreuzer („das Nachtlager in Granada") und der derb gemüthliche, um die komische Oper („Czaar und Zimmermann", „Wildschütz" u. s. w.) wohl verdiente Alb. Lorzing. Der direkteste Nachfolger Weber's, ganz Romantiker in der Wahl und Behandlung seiner Stoffe, ist Heinrich Marschner; doch haben seine düster gefärbten und die Darsteller anstrengenden Opern („Vampyr", „Hans Heiling", „Templer und Jüdin") im Volke wenig Boden gefunden. Den Mangel an kräftiger und einheitlicher Erfindung suchte Meyerbeer durch Raffinement und übertriebene, musikalische wie außermusikalische, Effekte zu verdecken, was ihm mit seinen die Sinnlichkeit der Menge aufregenden Monstreopern „Robert der Teufel", „die Huguenotten", „der Prophet", „die Afrikanerin" nur zu wohl gelungen ist.

(M. Weber 1786—1826.) (Lorzing 1803—51.) (Marschner 1795—1862.) (Meyerbeer 1794—1864.)

Eine neue Epoche scheint der deutschen Oper mit Richard Wagner aufgehen zu wollen. Noch einmal taucht durch ihn die musikalisch-declamatorische Oper auf die Oberfläche der Zeit. Ein Nachfolger Glucks im Princip, leitet ihn seine Muse gleichwohl nicht zur Einfachheit, sondern immer mehr ins Ungeheuerliche, Ueberschwängliche. Er durchbricht die musikalische Kunstform zu seinen dramatischen Zwecken und macht nie Dagewesenes auf seiner Bühne heimisch. Noch nie hat ein Künstler zugleich so erbitterte Feinde und so begeisterte Freunde gehabt, wie Richard Wagner. Ein endgültiges Urtheil steht der späteren Kunstgeschichte zu. Seine große Begabung und Leistung ist einstweilen durch die Opern: „Tannhäuser", „Lohengrin", „Meistersänger", „Rheingold" und „Walkyre" unwiderleglich bezeugt.

(Richard Wagner geb. 1813.)

Unsere Zeit ist, wie die letzten Versuche in Deutschland, in Italien und Frankreich zeigen, für die Oper unproductiv geworden. Concert und Kammermusik ist es, welche, besonders seit Beethovens Tode, bei uns die Herrschaft erlangt hat. Clementi, Hummel, Fesca, Romberg, Moscheles, Onslow u. A., vor Allen Spohr mit seinem „Faust", seiner „Jessonda", so wie in den „letzten Dingen" und den Symphonien, bilden die ältere Schule, die in Mendelssohn-Bartholdy zugleich ihren Abschluß und ihre Weiterbildung fand.

(Clementi 1752—1832.) (Hummel 1788—1837.) (Spohr 1783—1859.)

Felix Mendelssohn-Bartholdy, geb. zu Hamburg, gest. zu Leipzig, ist durch die Feinheit und Gediegenheit, die meisterliche musikalische Form und durch vollendete Instrumentaltechnik der Gipfel der musikalischen Bestrebungen in den jüngst vergangenen Jahrzehenden geworden und der mit Recht hochgefeierte Liebling der musikalischen Welt. Sein Feld war das der Kammermusik und des Oratoriums. Nach dem Muster Händels schuf er seinen „Paulus" und „Elias", seine Psalmen und Motetten. Zu den ursprünglichsten und frischesten seiner Compositionen gehört die Musik zum Sommernachtstraum und die Walpurgisnacht. Mit den „Liedern ohne Worte" ist er, wie Schubert durch seine Lieder mit Worten, der Hausfreund der deutschen Musikliebhaber geworden. Unter seinen eigentlichen Nachahmern steht der originelle Däne Niels-Gade wohl am höchsten, während Robert Schumann, geb. zu Zwickau, gest. bei Bonn, gar bald seine eigenen Wege ging. Er ist der in unseren Tagen beliebteste der modernen Musiker, und er verdient es, wenn reiche musikalische Begabung, eine besonders feine, meistens weiche und elegische Kunststimmung und die charakteristische Gabe sich in kleinen wie umfassenden Formen gleich vollendet und abgerundet hierzu berechtigt. Im Liede steht er Schubert am nächsten. Wenn auch die freie frische Naivetät des letztern ihm unerreichbar blieb, so ist ihm um so inniger und wahrer der Ausdruck poetischer und individuell gemüthlicher

(Mendelssohn-Bartholdy 1809—47.) (Schumann 1810—56.)

Stimmungen eigen. Von größeren Werken hat er uns „Paradies und Peri“, „der Rose Pilgerfahrt“, „Manfred“ und „Faust“ hinterlassen. Seine Symphonien gehören zu dem Reichsten und Gediegensten, was die Neuzeit hervorgebracht hat. Der bedeutendste unter den lebenden Tonsetzern ist ohne Zweifel jetzt Schumann's Schüler, Johannes Brahms, dessen Requiem, Schicksalslied und Siegesgesang eine neue klassische Periode anzukündigen scheint. Von denjenigen, welche sich in den größeren Formen der Oper, des Oratoriums bewährt haben, seien hier nur Lachner, Lindpaintner, Reisiger, Nicolai und Hiller genannt. Für Salon- und Concertmusik würde die Reihe endlos werden, wollten wir mit dem Aufzählen beginnen. Wir begnügen uns den elegisch weichen, graciösen Chopin, dann Henselt und Stephan Heller als Claviercomponisten anzufügen.

Möge dieser kurze Ueberblick einen Begriff geben von der reichen und herrlichen Entwicklung einer Kunst, die als ächte Volksbildnerin ganz vorzugsweise der Volksgeschichte angehört.

V. Literarische Rundschau der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit.

§. 172. Waren in früheren Zeiten einzelne Gegenden vorzugsweise die Sitze der Dichtkunst, so daß diese mehr oder minder ein bestimmtes landschaftliches oder örtliches Gepräge annahm, so kann es als Beweis von dem zunehmenden Nationalgefühl und Einheitsbestreben des deutschen Volks gelten, daß in unserm Jahrhundert die Literatur überall ziemlich gleichmäßig gepflegt und verbreitet war, daß sie einen nationalen Charakter annahm und daß einzelne Richtungen und gewisse politische und religiöse Parteifärbungen nicht hie und da ausschließlich vorwalteten, sondern das ganze Vaterland durchzogen. Daß die Residenzstädte mit ihren Theatern, Kunstsammlungen und anregenden geselligen Verbindungen, die Universitätsstädte mit ihren Bibliotheken und ihrem wissenschaftlichen Verkehr, die Hauptsitze des Buchhandels, wie Leipzig, Berlin, Stuttgart, Frankfurt u. a., vorzugsweise die Sammelplätze der Schriftsteller und Dichter wurden, liegt in der Natur der Sache; ebenso daß die vorherrschenden Eigenthümlichkeiten dieses oder jenes Volksstammes, die geistige Richtung des Landes oder einzelner hervorragenden Persönlichkeiten nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Literatur blieben; aber einen geistigen Mittel- und Brennpunkt, von wo aus sich die Strahlen nach allen Richtungen ausgebreitet hätten, wie in früheren Jahren die sächsischen und thüringischen Länder, wird man vergebens suchen. Blieb auch Berlin vorzugsweise der Sitz der Philosophie und aller auf Speculation und Systematik beruhenden Wissenschaften, München die Pflanzschule der schönen Künste und in neuester Zeit der Sitz einer regsamen schöngeistigen Lebensthätigkeit, Leipzig und Dresden der Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Kritik, der dramatischen Kunst und der Belletristik, so wird man doch auch in andern Gegenden ein selbständiges geistiges Leben und Wirken gewahr.

Am Rhein.

1) Am Rhein. In den regsamen Städten des **Rheins**, namentlich in Düsseldorf, wo eine der Münchener ebenbürtige Kunstschule eine große Wirksamkeit entfaltet (§. 168); in Bonn mit seiner weltberühmten Universität, wo Arndt, Dahlmann u. A. wirkten und wo Beethoven, der phantasievollste Tondichter, das Licht der Welt erblickte (§. 171); in dem bewegten Frankfurt mit seinen historischen Erinnerungen, seinem Wohlstand und seiner ehrsamen, für Kunst, Literatur und jegliche Bildung empfänglichen Bürgerschaft wurden die mannigfachen Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Kunst mit Eifer und Erfolg bearbeitet. K. Immermann, als Dramatiker und Romandichter unter dem Geschlechte der Nachgebornen („Epigonen“) in der Vorderreihe, der Dramendichter Christ. Grabbe (1801—1836), ein verwildertes und verkommenes Talent, bei dem die gährende Leidenschaft nie zur Klarheit und Besonnenheit durchzudringen vermochte („Don Juan und Faust“; „Herzog Theodor von Gothland“; „Hannibal“; „Friedrich Barbarossa“; „Heinrich IV.“; „Hermannsschlacht“ u. a. m.), die Lyriker

Christ. Matzerath und der im J. 1858 jung gestorbene A. Schults aus Elberfeld („Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus"; „Ludwig Capet"), der Bearbeiter und Sammler altdeutscher Heldensagen und Volkslieder K. J. Simrock, der dichterische Domherr W. Smets in Aachen, der Kritiker und Romanschriftsteller Levin Schücking („Schloß am Meer"; „Ritterbürtigen" u. a.), der beliebte fruchtbare Lustspieldichter Rod. Benedix („Doctor Wespe"; „der Liebesbrief"; „der alte Magister"; „das bemooste Haupt"; „der Steckbrief"; „Aschenbrödel" u. a.), der phantasievolle Dichter und Kunstkenner Gottfried Kinkel, der gelehrte Kunsthistoriker und Kunstkritiker K. Schnaase u. A. m. lebten oder leben noch an den romantischen Ufern des Rheins, dessen Sagen die Dichterin Adelheid v. Stolterfoth, Karl Geib, Wolfg. Müller von Königswinter gesammelt und bearbeitet haben. In den Gedichten des letztgenannten unlängst verstorbenen Dichters „spiegeln sich neben den Rebenhügeln des Rheins auch die Trümmer der Vergangenheit wieder, die ernst und still in den königlichen Strom niederschauen und mit seine allerschönste Zierde bilden". Periodische Schriften, wie das „Rheinische Jahrbuch" und das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung„ förderten die Verbreitung ihrer Schriften. Auch der durch Bildung und durch Welt- und Menschenkenntniß ausgezeichnete Novellist Rehfues, Verfasser mehrerer kunstvoller Romane („Scipio Cicala"; „die neue Medea" u. a.), hatte bis zu seinem Tod (1842) seinen Wohnsitz in Bonn, als Curator der Universität, und der durch seine zahlreichen Schriften über Italiens Geschichte, Landeskunde und Kunstgeschichte bekannte preußische Legationsrath Alfred v. Reumont wurde 1808 zu Aachen geboren. Wie im Alterthum der römische Dichter Ausonius die Mosel, so hat Pfarrius von Köln das Nahethal besungen, und der schreibfertige Prediger Oertel von Sobernheim verfaßte unter dem angenommenen Namen W. O. von Horn volksthümliche Erzählungen („die Spinnstube"; „Friedel"), „rheinische Dorfgeschichten", „die Maje", ein Volksblatt, und eine Reihe von Erzählungen mit christlich-religiöser Tendenz. Kurz vor seinem Tode in Wiesbaden († 14. Oct. 1867) vollendete er noch das Werk: „Der Rhein. Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster, Städte". In Mannheim und abwechselnd in andern Städten hat Otto Müller in mehreren biographischen Romanen aus Deutschlands literarischer Vergangenheit („Bürger, ein deutsches Dichterleben"; „Charlotte Ackermann"; „der Stadtschultheiß von Frankfurt") Talent, Fleiß und achtbare Studien an Tag gelegt. — **Frankfurt**, die Vaterstadt Goethe's und Klinger's, zog von jeher strebsame Männer an, doch besaß es nicht immer Kraft genug, sie auf die Dauer zu fesseln. Das Städel'sche Institut mit seinen alten und modernen Kunstschätzen, dem Künstler der romantischen Schule wie Veit, Steinle († 1860), Passavant († 1861), der Bildhauer Schmidt v. d. Launitz († 1869) u. A. ihre Kräfte zuwandten, das naturhistorische Museum, wofür Reisende wie Rüppel thätig waren, die Schulanstalten humanistischer und realistischer Richtung, wo die Directoren Classen, Tycho Mommsen, Kühner, der jüngst verstorbene Paldamus u. A., die Historiker und Literarhistoriker Kriegk (jetzt im städtischen Archiv), Creizenach, Weismann, und manche Gelehrte von Ruf (Fleckeisen, Schenk u. A.) wirkten oder noch wirken, geben ein ehrenvolles Zeugniß von dem Bildungssinn der Einwohner. — **Darmstadt**, von den kleineren Residenzstädten eine der rührigsten, wo der Bureaukratismus nicht jede künstlerische und literarische Regung erdrückte, ist die Vaterstadt vieler talentvollen Männer, von denen einige, wie Lichtenberg (aus Ober-Ramstadt) und Gervinus, zu den ersten Größen der deutschen Literatur zählen. Wenn gleich von der frühern künstlerischen Höhe heruntergekommen, ist doch Darmstadt auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur nicht schlaff geworden. K. Wagner hat im Gebiete der Pädagogik und deutschen Literatur, Wilh. v. Plönnies († 1871) als militärischer Schriftsteller und Dichter eine erfolgreiche Wirksamkeit bewährt. Offenbach war der Wohnort des deutschen Sprachkenners und Grammatikers Karl Ferd. Becker, und an der Bergstraße weilte die Dichterin und gewandte Uebersetzerin ausländischer Dichter Luise v. Plönnies. — **Heidelberg**, die freundliche Neckarstadt mit ihrer altehrwürdigen Universität und dem historischen Hauch, der über Schloß und Stadt ausgegossen ist, war

Frankfurt.

Darmstadt.

Heidelberg.

vor einigen Jahrzehnten der Hauptsitz romantischer Bestrebungen, als sich die weltberühmte Kunstsammlung der Brüder Boisserée daselbst befand, als die „Studien“ von Daub und Creuzer das Organ poetisch-philosophischer Forschungen bildeten, als die durch ihr tragisches Ende, wie durch Bettina's Briefe berühmte Günderode einige Zeit in dieser Musenstadt weilte und die hohe Gestalt des kraftvollen Thibaut für die „Reinheit der Tonkunst“ wirkte. Selbst das Gegengewicht, das die romantische Richtung und Creuzer's symbolische Mythenerklärung, wonach in den griechischen Göttersagen die Grundideen einer orientalischen Urreligion verhüllt liegen, an dem rüstigen Voß fand, war der Literatur im Allgemeinen ersprießlich. In Friedrich Wilhelm Karl Umbreit († 1860) erstand der hebräischen Poesie ein Erklärer und Uebersetzer im Geiste Herder's. Die Universität, im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert ein heller Stern, dann durch den Krieg und geistlichen Druck im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert verdunkelt, wurde durch den hochsinnigen Karl Friedrich aus dem Verfall der kurfürstlichen Zeit emporgehoben und hat seitdem unter der Pflege eines wohlmeinenden Fürstenhauses auf dem Gebiete des Wissens und der Gelehrsamkeit eine hervorragende Stelle behauptet, also daß bis zur Stunde in allen Fächern Männer wirken, die zu den ersten Größen deutscher Wissenschaft zählen. — In **Karlsruhe**, wo der Dramaturg Ed. Devrient dem Hoftheater vorstand, lebten Max von Schenkendorf, ein frommes, vaterländisches Gemüth, und Peter Hebel, der die schwarzwälder Gemüthlichkeit, die sich in seinen „allemannischen Gedichten“ ausspricht, und die praktische Lebensweisheit, die seine „Erzählungen“ offenbaren, auch im geselligen Leben, im Kreise der Freunde kund gab. Auch der dramatische Dichter Jos. von Auffenberg (geb. zu Freiburg 1798, † 1857), der Verfasser von „Pizarro“, „die Flibustier“, „Wallas“, „die Syrakusaner“, „humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova“ u. a., und Jos. Scheffel, der begabte Dichter geselliger Lieder voll realistischen Humors, des erzählenden Gedichtes: „der Trompeter von Säckingen“, des literar-historischen Romans „Ekkehard“ und „Frau Aventiure“, einer Sammlung freigedichteter Lieder im Geiste der Minnesänger, gehören Baden an, und der geistreiche Graf von Benzel-Sternau (geb. zu Mainz 1767; gest. zu Constanz 1851), als Humorist in Jean Paul's Manier, nur weniger idealistisch („das goldene Kalb“, „der steinerne Gast“), Dramatiker („der Geist von Canossa“ u. a.) und vielseitiger Schriftsteller voll sittlichen Ernstes und warmer Begeisterung für menschliche und bürgerliche Freiheit bekannt („Gespräche im Labyrinth“, „der alte Adam“), wirkte längere Zeit im badischen Staatsdienst. In dem lieblichen Baden-Baden hielt sich August Lewald, geb. zu Königsberg 1792, langjähriger Herausgeber der vielgelesenen Zeitschrift „Europa“ und Verfasser vieler beliebter Reiseschilderungen, Novellen und anderer belletristischen Schriften, längere Zeit auf. — **Freiburg** mit seinem altehrwürdigen Münster war vor einigen Jahrzehnten eine politische Macht, als die liberalen Deputirten Rotteck, Welcker, Duttlinger u. A. daselbst lebten und die beiden ersten das auf die öffentliche Meinung so einflußreiche „Staatslexikon“ gründeten, und im Felde der Archäologie war Anselm Feuerbach († 1851), Verfasser des „Apollo von Belvedere“, ein geistreicher Kenner und Forscher. Als vorzügliche Bildungsanstalt für katholische Theologen besitzt Freiburg großes Ansehen und ausgedehnte Wirksamkeit in kirchlichen Dingen; früher mehr der freien Richtung huldigend, trat die Curie in neuerer Zeit in den Dienst des Ultramontanismus, doch galten Hirscher († 1865) und der gelehrte Staudenmaier († 1856) lange für die Zierden ihrer Kirche. Eine Bewohnerin Freiburgs, Wilhelmine von Hillern, die Tochter der Frau Birch-Pfeiffer auch in der „Kunst des Fabulirens“, hat sich in neuester Zeit durch den Roman „Ein Arzt der Seele“ und durch verschiedene Arbeiten in periodischen Schriften einen Namen gemacht. In Constanz lebte und starb (1860) der frühere Bisthumsverweser Ign. Hein. Karl Freiherr von Wessenberg in stiller Opposition gegen den römischen Ultramontanismus, seine Muße mit lyrischen und epischen Dichtungen („Blüthen aus Italien“; „Julius oder die Pilgerfahrt“ u. a.), historischen und philosophischen Studien („die großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten

und sechzehnten Jahrhunderts", „Gott und die Welt") würdig ausfüllend. Treu seiner Ueberzeugung hat er mit ehrenhafter Consequenz den kirchlichen Freimuth, verbunden mit echter Frömmigkeit des Herzens und Wandels, aus einer freiern Zeit bis zu seinem Tode treu bewahrt. Zu Eppishausen an den lieblichen Rebgeländen des Bodensee's verbrachte der Freiherr von Laßberg († 1855), ein lebendiges Abbild mittelalterlicher Jäger- und Ritterzeit, unter Studien und Sammlungen aus längst entschwundenen Zeiten („Liedersaal") seine spätern Lebensjahre, über der Verehrung einer untergegangenen Welt voll Romantik und Feudalität die Gegenwart vergessend. Auf seinem Gute starb auch seine Schwägerin Annette von Droste-Hülshof. — In der Schweiz haben sich in neuester Zeit Jeremias Gotthelf (eig. Alb. Bitzius, † 1854) durch gelungene Volksbücher in Pestalozzi's Geist, nur mit minder edler Haltung und mit allem derben Naturalismus („Bauernspiegel", „Uli der Knecht" u. a.) und durch seine „Bilder und Sagen aus der Schweiz", der Maler und Dichter Gottfried Keller („Der grüne Heinrich. Ein Roman"; „Gedichte" u. a.) und der Romanschreiber Charles Sealsfield, von deutscher Abkunft (1797—1864), durch geschickte Bearbeitung amerikanischer Stoffe („Lebensbilder aus beiden Hemisphären", „Süden und Norden", „Virey" u. a.) und A. E. Fröhlich, Dichter von Fabeln, Erzählungen und geistlichen Liedern, einen Namen erworben, und im Elsaß hielt das Brüderpaar August und Adolf Stöber den deutschen Dichtergeist auch unter der französischen Herrschaft lebendig. — Basel, seit alten Tagen mit Deutschland innig verwachsen, zog viele seiner bedeutendsten literarischen Kräfte aus unserm vielgespaltenen Vaterlande (de Wette, Wilh. Wackernagel, Dichter und Sprachforscher u. A.). Hagenbach, der Kirchenhistoriker und Dichter, J. Burckhardt, der Geschichtschreiber und Kunstkenner, und H. Gelzer, der Literarhistoriker, gehören dagegen auch durch ihre Geburt der Schweiz an. Auch Zürich und Bern haben manchem deutschen Schriftsteller von Ruf dauernd oder vorübergehend ein Asyl und einen angemessenen Wirkungskreis geboten und wenigstens auf dem Felde der Literatur und der geistigen Arbeit die deutsche Stammverwandtschaft treu bewahrt. Schweiz.

§. 173. 2) Schwaben. Die größte dichterische Regsamkeit aber herrscht in **Schwaben**, der alten Heimath der Lieder und des Gesangs. In Stuttgart, wo Cotta († 1863), der König unter den Buchhändlern und der Verleger mehrerer Zeitschriften mannichfachen Inhalts, einen Thron aufgeschlagen hat, um den sich eine vielgeschäftige Schaar von Schriftstellern in rastloser Thätigkeit bewegt, wo Wolfg. Menzel den kritischen und kunstrichterlichen Stab im Dienste der wissenschaftlichen „Umkehr" schwang, wo der frühverstorbene Wilh. Hauff († 1827) seine anmuthigen Novellen und Märchen dichtete, und sein älterer Bruder Hermann Hauff die Redaction des vielgelesenen Morgenblattes bis zu seinem am 16. Aug. 1865 erfolgten Tode leitete; wo Fr. Haug (1761—1829), der witzige Lieder- und Epigrammendichter, seine „zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahl's große Nase" verfaßte, wo Hackländer seine durch lebendige Schilderungen und gesunden Realismus ausgezeichneten „Bilder aus dem Soldatenleben" und „Europäisches Sclavenleben" entwarf und als Romanschriftsteller und Belletrist („Ueber Land und Meer"), zum Theil in Verbindung mit dem Novellenschriftsteller Edmund Höfer („In einer stillen Straße", „Das verlassene Haus", „An der Gränze" u. a.), bis zur Stunde eine große Thätigkeit entfaltete, da regten und regen sich Kräfte mannichfaltiger Art. Neben Ludwig Uhland († 1862), dem gemüthlichen Sänger und kräftigen Vorkämpfer liberaler Ideen, wirkten hier Gustav Schwab († 4. Nov. 1850), Dichter und Uebersetzer, Sammler deutscher Lieder und Sagen und Biograph von Schiller; der Publicist Paul A. Pfizer († 30. Juli 1867) und sein jüngerer Bruder Gustav Pfizer, Dichter und vielseitiger Schriftsteller, Rud. Tanner († 1849 in Aarau), Karl Mayer, Herm. Kurtz, Karl Grüneisen, der lyrisch-dramatische Dichter J. G. Fischer, dessen „Excursionen am Bodensee" durch Schönheit der Schilderung und fittlichen Ernst, wie seine Dramen „Saul", „Florian Geier", „Friedrich II." durch Freiheitsliebe und vaterländische Gesinnung hervorragen; der fromme Alb. Knapp, Wilh. Zimmermann, Schwaben.

der Verfasser der demokratischen „Geschichte des Bauernkrieges" und der „Hohenstaufen", der Buchdrucker und Natursänger Niklas Müller, der Lyriker und Erneuerer mittelalteriger Kunstepik Wilh. Hertz, der Dichter und Uebersetzer Ludw. Seeger († 1864), der Orientalist Ernst Meier († 1866), bekannt als Uebersetzer orientalischer Dichtungen (Nal und Damajanti; Sakontala) und Sammler schwäbischer Sagen u. A. m. Bei dem in der Geschichte der schwäbischen Vorzeit berühmten Weinsberg bewohnte in ländlicher Stille der sinnige und menschenfreundliche Dichter und Arzt Justinus Kerner (1786—1862) ein gastliches Haus, das, trotz der Gespenster, womit der Verfasser der „Seherin von Prevorst" die Umgegend heimsuchen läßt, als ein Sitz behaglicher Lebensfreude weithin bekannt war; seine lyrischen Gedichte sind der wahre Ausdruck einer gemüthvollen Schwabennatur; nicht fern davon dichtet Ed. Mörike seine ansprechenden Lieder, Idyllen und Novellen („Maler Nolten", „Idylle vom Bodensee"), und Hölderlin, der für das Hellenenthum schwärmende Verfasser des Brief-Romans „Hyperion" und vieler schwungvollen Gedichte in antiken Rhythmen, dessen phantasiereicher Geist, von einer ungestillten Sehnsucht nach unerreichbaren Zielen verzehrt, frühe durch die Nacht des Wahnsinns umhüllt ward, bis er in hohem Alter sein bewußtloses Leben in Tübingen schloß (1843), war bei Heilbronn geboren. Sein Landsmann Waiblinger, der 1830 in Rom starb, überließ sich einer wilden Natürlichkeit voll ursprünglicher Kraft, aber ohne „die Zucht der Bildung". Auch David Friedrich Strauß, der, die dornenvolle Laufbahn des Theologen aufgebend, sich vielseitigen literarischen Studien widmete und das Feld der Biographie mit dem glänzendsten Erfolg bearbeitete (Dan. Schubart; Nicod. Frischlin; Ulrich v. Hutten; Voltaire u. A.), hat sich nach einem wechselvollen Wanderleben ab und zu wieder seiner alten Heimath zugewendet, die auch dem Kritiker und Aesthetiker Vischer, nach einem längeren Aufenthalt in Zürich, wieder einen entsprechenden Wirkungskreis darbot. — Im Hohenlohe'schen verbrachte K. Jul. Weber (1767—1832), Verfasser der satirischen „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen", des „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", Sammlungen von Scherzen und Späßen, „an einen humoristischen Reflexionsfaden gereiht und mit Lesefrüchten aus verschiedenen Wissenschaften ausgefüllt", und einiger historischen Werke („die Möncherei", „das Ritterwesen") sein einförmiges Leben.

Franken. §. 174. 3) Franken. **Franken**, von einem gemüthlichen, kunstsinnigen Volksstamme bewohnt, wo Nürnberg, die Geburtsstätte des Meistergesangs und im Reformationszeitalter der Mittelpunkt deutscher Kunst, als ein herrliches Denkmal mittelalterlichen Städtewesens in die Gegenwart hineinragt, hat manche literarische Kräfte hervorgebracht, besaß aber nicht die Macht, sie festzuhalten. K. L. v. Knebel aus Wallerstein, als ernster Lyriker und Uebersetzer bekannt, wurde Prinzenerzieher am Weimarer Hof und blieb bis zu seinem Tode (1834) ein Mitglied jener geistreichen Kreise, die sich in Weimar und Jena um Goethe und Schiller, um Herder und Wieland sammelten. Friedr. Rückert aus Schweinfurt wählte zuerst Erlangen als Wirkungskreis seiner dichterischen Thätigkeit und seiner orientalischen Studien, bis ihn der preußische König nach Berlin berief (§. 139); Aug. von Platen aus Ansbach (§. 141), der Heimath der beiden Dichter Uz und Cronegk, der sprach- und formgewandte Lyriker und satirische Dramatiker in aristophanischem Geiste, suchte unter Italiens hellem Himmel Heilung für seine Schwermuth und beschloß sein unstetes Leben im fernen Syrakus. Ein hohes Talent, „konnte er in der großen Umgebung von Rom und Neapel doch die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen". Nürnbergs literarische Lebensfähigkeit scheint mit seiner reichsstädtischen Freiheit untergegangen zu sein; denn weder Grübel's Lieder im heimischen Dialekt, die einer frühern Periode angehören, noch die kirchenfeindlichen Bestrebungen einiger philosophischen Schriftsteller der Gegenwart (unter denen Fr. Daumer, der Uebersetzer des Hafis und Verkünder einer neuen, auf orientalischer Sinnlichkeit und junghegelischer Abstraction aufgebauten Religion der Zukunft, den Reigen anführte, bis er im weiten Schooß der römisch-katholischen Kirche Heilung suchte) können als Beweis

großer geistiger Triebkraft gelten. Die religiös=gemüthliche Bürgerschaft zehrt noch an den Erinnerungen ihrer großen Vergangenheit auf dem Gebiete der Kunst und Literatur. Doch hat in neuerer Zeit die Gründung des germanischen Museums den historischen und vaterländischen Studien einen rühmlichen Aufschwung verliehen. — An diesem Aufschwung hat auch die Universität Erlangen Theil genommen, wo in den letzten Jahrzehnten sich ein regeres geistiges und wissenschaftliches Leben entfaltete und mehrere strebsame Männer (August Schaden, † 1853; Nägelsbach, † 1857; Döderlein, † 1863, u. A.) edle Studien zu heben bemüht waren, — Bamberg mit seiner geschichtlichen und künstlerischen Vergangenheit (welche Joseph Heller, 1798—1840, durch zahlreiche Schriften und Sammlungen erläutert hat) und Würzburg mit seiner mehr dem Realen als Idealen zugewandten Universität leiden an den Nachwirkungen geistlicher Herrschaft. — Das gemüthliche Oberfranken, wo einst Jean Paul sein reiches Seelenleben lebte, scheint gegenwärtig von den Musen verlassen zu sein.

§. 175. 4) **Bayern**, sonst ein gesangreiches Land, blieb bis vor Kurzem an dichterischem Ruhm hinter andern Staaten zurück, so reich auch das Volk von jeher an poetischen Sagen und künstlerischen Traditionen war. Einige Lieder und Poesien in Musenalmanachen und einige Gedichte in verschiedenen Volksdialekten (Kobell) lieferten einen schwachen Beweis von der poetischen Thätigkeit der Bayern. Erst in neuerer Zeit hat sich daselbst ein regerer Sinn für Poesie kund gegeben, wenn auch größtentheils unter fremder Einwirkung. In München, dem Hauptsitz antiker und christlicher Kunst, voll herrlicher Kirchen und Bauwerke, herrscht ein bewegtes Künstlerleben mit regem Witz und frischem Humor („fliegende Blätter"), welches König Ludwig, der Freund und Beförderer aller schönen Künste, hervorrief und hegte. Aber die einseitige Begünstigung des strengen Katholicismus hat früher manche bedeutende Männer in andere Länder getrieben. Zog doch der größte Maler, Peter Cornelius, und der berühmteste Philosoph der Neuzeit, Fr. W. J. Schelling, nach Berlin, und der große Naturforscher Lorenz Oken (1779—1851) und der gründliche Kenner der neugriechischen und orientalischen Welt Fallmerayer († 1861) mußten, jener dauernd, dieser vorübergehend, in der Schweiz eine Zufluchtsstätte gegen politische Verfolgungen suchen. Friedrich Thiersch dagegen (1784—1860), der geistreiche Kenner des griechischen Alterthums in seinen künstlerischen und literarischen Erzeugnissen, und Schelling's Jünger, der Ergründer der Natur und der Menschenseele, Gotth. H. Schubert (1780—1860), „ein bibelfester, glaubenstreuer, mystisch=kühner Apostel der Nachtseiten der Natur und einer jenseitigen Geisterwelt", beide aus Sachsen, harrten bis zu ihrem Tode in München aus. So sehr auch manche Wissenschaften durch geistreiche und gelehrte Forscher, wie die Physik durch Steinheil, die alt= und mittelhochdeutsche Sprache durch Schmeller, bereichert und gepflegt wurden, und so gründliche Arbeiten in einzelnen Zweigen die bayerische Akademie in ihrer vieljährigen Wirksamkeit zu Tage gefördert haben mag, so war doch lange Zeit die Universität München mit all ihren reichen Hülfsquellen im Gebiete der freien Wissenschaft nur ein trüber Stern, wo Mysticismus (Franz Xaver Baader, † 1841, der Schöpfer der „Philosophie, welche für Natur und Gottesweisheit einen geheimnißvollen Mittelpunkt suchte") und Ultramontanismus ihr düsteres Reich aufgeschlagen hatten. Die „historisch=politischen Blätter", wo der gelehrte Döllinger, der redegewandte E. v. Lasaulx († 1861), der Mediciner Ringseis, der Staatsrechtslehrer Philipps (später in Oesterreich wirkend) u. A., die Freunde und Gesinnungsgenossen von Joseph Görres und seinem Sohne Guido († 1852), ihre kirchliche Polemik niederlegten, waren für alle Freunde humaner Bildung eine unerfreuliche Erscheinung. Erst seit dem Regierungsantritt des Königs Max II. (1848—64), eines Gönners gründlicher Wissenschaften, nahm auch die Universität München eine freiere Richtung und einen vielversprechenden Aufschwung, der auch durch mehrere begabte Dichter und Schriftsteller, die daselbst ihren Wohnsitz haben oder hatten, gefördert ward, wie Em. Geibel, Paul Heyse, Hermann Lingg („Gedichte"; „Völkerwanderung", epische Dichtung u. A.), Friedr. Bodenstedt (geb.

Bayern.

1819, j. in Meiningen; „Gedichte", „Ada", „Demetrius", „Lieder des Mirza Schaffy", „Tausend und ein Tag im Orient", ein Wanderbuch voll frischer Eindrücke aus eigenen Erlebnissen, „Epische Dichtungen" u. a.), Franz Löher („General Spork"), Fr. v. Schack Kunstmäcen und Uebersetzer persischer, spanischer und arabischer Dichtungen („Firdusi" u. a. W.), Aug. Becker („Jung Friedel, der Spielmann") u. a. m. Hier ließ sich auch W. H. Riehl nieder, der mit feinem Spürsinn aus Natur und Sage, aus Werken und Anlagen von Menschenhand glänzende Steine zu musivischen Arbeiten über das Culturleben und die Bildungsgeschichte deutscher Stämme und Landschaften auszulesen und mit gewandter Feder zu einem schillernden Bilde zusammenzufassen versteht. In Franz Trautmann, dem begeisterten Verehrer mittelalterlichen Lebens mit seiner Gläubigkeit, Einfalt und ritterlichen Kraft, hat das bayerische Volk einen nationalen Dichter von echter Prägung gefunden („Eppelein von Geilingen", „Herzog Christoph genannt der Kämpfer", „Petrus Nöckerlein"). Im Gegensatz zu dem früheren Religionseifer hat in München seit dem vaticanischen Concil unter der Aegide von Döllinger, Friedrich u. A. eine Opposition gegen die jesuitischen und ultramontanen Bestrebungen Wurzel gefaßt, welche der Vernunft und Wissenschaft ihre Rechte zu wahren bemüht ist. — Regensburg, die alte Römerstadt, in deren Nähe König Ludwig den deutschen Ehrentempel Walhalla errichten ließ, besaß eine Anzahl ausgezeichneter Bischöfe und Domherren, von denen einige, wie Sailer und Diepenbrock (später Bischof in Breslau, wo er 1853 starb), als Zierden ihrer Kirche dastehen. — Augsburg, einst neben Nürnberg der Hauptsitz reichsstädtischer Blüthe und Bildung und eines großartigen Weltverkehrs, ist seit einigen Jahrzehnten durch die Bedeutung und Verbreitung der „Allgemeinen Zeitung" ein Mittelpunkt ausgedehnter journalistischer Thätigkeit geworden. Auch lebte und wirkte bis zum 3. Sept. 1854 daselbst der greise, als Kinderschriftsteller weitberühmte Domherr Christoph Schmidt (geb. 15. Aug. 1768), der Verfasser der „Ostereier" und vieler ähnlichen Erzählungen.

Oesterreich.

§. 176. 5) Oesterreich. Reich an dichterischen Kräften aller Art ist Oesterreich, wo selbst die Ungunst der Zeiten weder die angeborene Dichternatur, noch die literarische Regsamkeit des Volks zu ersticken vermochte. Abgesehen von den bedeutenderen Dichtern, von denen oben die Rede war (§. 145), und auch abgesehen von den Sumpfpflanzen, die unter einem genußsüchtigen, lebensfrohen Volke leicht aufschießen und nach dem Beifall der großen Menge streben, von Blumauer's Travestien, von den Wiener Theaterpossen eines Nestroy, Bäuerle u. A., ist das österreichische Land nicht arm an Künstlern und Schriftstellern, wenn schon manche, wie Ed. Duller (Lyriker, Romanschreiber und populärer Volksschriftsteller), Dräxler-Manfred (Herausgeber des „Kursaals in Wiesbaden"), Kuranda, mehrjähriger Redacteur der „Grenzboten", Schuselka, ein fruchtbarer Literat, der Romanschriftsteller und Dichter Karl Herloßsohn aus Prag († 1849 in Leipzig), Herausgeber des „Kometen" u. A. m., die Heimath und die Metternich'sche Polizei mieden und sich in der Fremde niederließen. Auch der jüdische Humorist, Satiriker und Witzmacher Mor. G. Saphir aus Pesth (1794—1858) mußte eine Zeit lang die österreichische Hauptstadt verlassen, und der biedere, als Arzt, Universitätslehrer und vielseitiger Schriftsteller allgemein geachtete Freih. v. Feuchtersleben zog sich durch seine kurze Theilnahme am öffentlichen Leben als Unterstaatssecretär in dem Ministerium Doblhoff 1848 das Mißfallen der Regierung und höheren Stände in solchem Grade zu, daß ihn der Kummer über seine Zurücksetzung im 45. Jahre ins Grab stürzte (3. Sept. 1849). Als Epiker in Anast. Grüns Manier hat sich Karl Beck aus Pesth („Nächte", „der fahrende Poet", „Janko, der ungarische Roßhirt"), als Lyriker J. Gabr. Seidl, J. N. Vogl, der Ritter von Tschabuschnigg aus Klagenfurt und die böhmischen Freiheitssänger Moritz Hartmann (1821—1872, „Kelch und Schwert"; aus Böhmens Vergangenheit; „Reimchronik des Pfaffen Mauritius"; „Adam und Eva", ein anmuthiges Idyll; „Bretonische Lieder", „Tagebuch aus Languedoc und aus der Provence" u. A.) und Alfred Meißner („Ziska, das Weib des Urias", u. A.), als Dramatiker und Novellist

Uffo Dan. Horn (1817—1860), als Lustspieldichter Ed. Bauernfeld († 1872; „Großjährig"; Bürgerlich und romantisch" u. a.) und der Alpensänger Nic. Baumann („das Versprechen hinterm Herd"), Feldmann („ein höflicher Mann"; „die Schicksalsbrüder") und der unglückliche, in Melancholie verkommene Ferd. Raimund († 1836; „Verschwender", „der Alpenkönig und der Menschenfeind" u. A.) auch in weitern Kreisen bekannt gemacht, und als Uebersetzer orientalischer Poesien suchte der Verfasser der osmanischen Geschichte und der große Kenner des Morgenlandes, Hammer-Purgstall mit Rückert zu wetteifern. Vor Allem aber blühte die Tonkunst in Oesterreich, wo der geniale Mozart (1756—1791) und Joseph Haydn (1732—1809) geboren waren und der phantasiereiche Beethoven (1770—1827) den größten Theil seines Lebens zubrachte. Das Wiener Burgtheater, viele Jahre unter Laube's Leitung, war von jeher ein Brennpunkt künstlerischer Thätigkeit, der auch in neuester Zeit dichterische Kräfte anzog, wie Hebbel aus Dithmarschen, Mosenthal aus Cassel („Deborah"; „Bürger und Molly", „die deutschen Komödianten" u. A.). Und doch muß man mit Wehmuth bekennen, daß Oesterreich sich an den literarischen Interessen des deutschen „Reichs" wenig betheiligte, daß es auch in dieser Hinsicht lange als ein fremdes Land anzusehen war. Auch Adalbert Stifter († 1868), der Verfasser der durch lebendige Naturschilderungen ausgezeichneten „Studien", und Rob. Hamerling, dessen philosophisch-epische Dichtungen „Ahasver in Rom", „der König von Zion" durch phantasiereiche, effektvolle Schilderungen die Leser fesseln, gehören Oesterreich an, und der schlesische Lyriker von aristokratischer Färbung v. Strachwitz, der im Gegensatz zu den „Gedichten eines Lebendigen" in den „Liedern eines Erwachenden" für moderne Ritterlichkeit in die Schranken trat, dann nach einer Reise durch Schweden und Norwegen in mehreren dichterischen Schilderungen die Reiseeindrücke in formgewandten Versen niederlegte, starb 1848 in Wien. Aus Ungarn stammt der in Berlin lebende Jul. Leop. Klein, Verfasser einer „Geschichte des Drama's" und mehrerer dramatischen Werke.

§. 177. 6) Thüringen und Sachsen. Thüringen mit der Wartburg, dem einstigen Sammelplatz der Minnesänger, und mit Weimar, dem glänzendsten Musensitz der Neuzeit, hat noch jetzt an seiner großen Vergangenheit einen starken Anhalt und einen reichen Schatz von Erinnerungen. Die Romane Ernst Wagner's aus Meiningen und August von Tromlitz' (Witzleben), so wie die Dichtungen und Uebersetzungen („Tegner's Frithiof-Sage") der Amalie v. Helvig, geb. Imhof von Weimar († 1834 in Berlin), gehören einer früheren Periode an; aber auch die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit besaß in Ludwig Bechstein zu Meiningen († 1860), in Arnold Schlönbach († 1866; „Weltseele"; „der Stedinger Freiheitskampf" u. A.) und in Adolf Bube († 1873) zu Gotha geschickte Bearbeiter der thüringischen Sagen und Volksballaden, und in letzterm einen sinnigen und gemüthvollen Beobachter der Natur in ihrem stillen Walten („Naturbilder"). Dabei hält Jena, die lebenskräftige Universitätsstadt, und der wissenschaftliche Geist einiger Gymnasien, wie Gotha und Weimar, den Sinn für Literatur und geistiges Leben aufrecht, und in Weimar und Coburg-Gotha finden unter dem Schutze kunstliebender und freisinniger Fürsten Wissenschaften und Künste eine friedliche Stätte. (Der Dramatiker Ed. Tempeltey aus Berlin, Verfasser der „Klytämnestra" u. a. W.; Julius Grosse von Erfurt („das Mädchen von Capri"), Lindner aus Rudolstadt, Verfasser des gekrönten Preisdrama's „Brutus und Collatinus" und der „Bluthochzeit"; Palleske, der Biograph Schiller's; der Dichter, Publicist und Historiker Biedermann, jetzt in Leipzig; der kunstsinnige Ad. Schöll u. A.) Fr. Gottl. Becker in Gotha trat in die Fußstapfen seines als Volksschriftsteller und Journalist berühmten Vaters Rud. Zach. Becker, der unter Napoleon's Machtherrschaft für seinen deutschen Freimuth durch siebenzehnmonatliche Haft in Magdeburg büßen mußte. August Thieme, dramatischer und lyrischer Dichter aus Thüringen (geb. 1780) wirkte lange im Kirchen- und Schulfache in Rußland und Finnland. — Sachsen, der alte Sitz protestantischer Cultur, bewahrte auch in der neuern Zeit seinen literarischen Ruhm, wenn gleich seit dem Uebertritt des Herrscher-

Thüringen.

Dresden. hauses zur katholischen Kirche in **Dresden** die Kunst mehr Geltung fand als Literatur und Wissenschaft. Tiedge verbrachte hier den Abend seines Lebens und Ludw. Tieck, der Romantiker, stand noch vor Kurzem unter dem jungen Geschlechte da, wie eine gebeugte und wankende Säule aus vergangenen Tagen, ehe er dem Rufe des gleichgesinnten Königs nach Berlin folgte, um in seiner Geburtsstadt sein Grab zu finden († 1853). Der Dramatiker Maltitz, der Verfasser von „Schwur und Rache", „Hans Kohlhaas", „Oliver Cromwell" u. a., starb in Dresden im vierundvierzigsten Lebensjahre (1837); Karl Förster, der Romantiker, wirkte hier bis zu seinem Tode (1841) neben Tieck, und auch Gutzkow hat die kunstliebende Stadt viele Jahre lang zum Aufenthalt gewählt. Otto Ludwig aus dem Meining'schen, der Verfasser des „Erbförster" und der „Makkabäer", zweier dramatischen Dichtungen voll kräftiger Zeichnung und klarer Gestaltung der Charaktere, aber ohne ideale Größe und Reinheit, ferner der Novelle „Zwischen Himmel und Erde", hatte sich gleichfalls in Dresden niedergelassen, wo er im J. 1865 starb, und in der Nähe der schönen Elbestadt suchte Otto Heubner während seiner zehnjährigen Haft in Königstein und Waldheim in der Dichtkunst („Klänge aus der Zelle in die Heimath") und in metrischen Uebersetzungen englischer Lyriker Trost und Ergebung für die Trübsal in langer Nacht. Der durch verschiedene Schriften im Geiste Rückert's, besonders durch die Spruchgedichtsammlung „Schau um dich und schau in dich" bekannte Literat Jul. Hammer war in Dresden geboren und starb 1862 in Pillnitz; auch der Novellenschriftsteller Rob. Waldmüller gehört der sächsischen Hauptstadt an. Die herrliche Gemäldegallerie unter Hübner's und Bendemann's Leitung und die Antikensammlung (Becker's Augusteum) unter der Aufsicht des Literarhistorikers und Archäologen Herm. Hettner, so wie das treffliche Theater, für dessen Oper einst K. Maria von Weber († 1826) und bis in die neueste Zeit, vorzüglich auch als Liedercomponist populär, Karl Gottlieb Reissiger († 1859) thätig waren, sind mächtige Magnete für künstlerische und kunstsinnige Naturen. Die königliche Familie ist durch Bildung und wissenschaftlichen Sinn ausgezeichnet, Eigenschaften, die von jeher dem ganzen sächsischen Volke innewohnten und sich noch jetzt durch die trefflichen Schulanstalten bewähren. Eine glänzende Stelle

Leipzig. in der neuesten Literatur nimmt **Leipzig** ein, der große Markt der Bücherwelt und der Hauptsitz des „jungen Deutschland". Die ausgedehnten Buchhandlungen, die Menge von Zeitschriften verschiedenen Inhalts, die berühmte Universität, das rege Leben während der Messen, der Einfluß eines ununterbrochenen literarischen Rufes, dies Alles hat der Stadt ein solches Gepräge von Bildung, Wissenschaftlichkeit, Kunstsinn und literarischer Regsamkeit verliehen, daß sie von jeher vorzugsweise als Musensitz galt und die bedeutendsten Schriftsteller, Dichter und Gelehrten anzog. Auch für die ernste Tonkunst wußte der früh verstorbene, als Künstler wie als Mensch ausgezeichnete Felix Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig, dem einstigen Wirkungsort des großen Sebastian Bach, ein reges Interesse zu wecken und zu erhalten, und für Verbreitung der Alterthumswissenschaft hat außer den großen Philologen, wie Gottfried Hermann u. A., besonders W. Ad. Becker durch deutsche Werke („Gallus, oder römische Scenen aus der Zeit August's") vortheilhaft gewirkt. Unter den neuesten Dichtern sind, seitdem der Dramatiker Julius Mosen, der sich auch im epischen Lehrgedicht („Lied vom Ritter Wahn"; „Ahasver"), in Volksliedern und Balladen („die letzten Zehn vom vierten Regiment"; „Andreas Hofer") und in Novellen und Romanen („Bilder im Moose"; „Georg Venlot"; „Congreß von Verona") versucht und durch eine Reihe geschichtlicher Dramen („Heinrich der Finkler"; „Cola Rienzi"; „Don Juan von Oesterreich"; „der Sohn des Fürsten" u. a.) sich einen guten Namen erworben hat, als Theaterdirektor nach Oldenburg berufen wurde, wo er am 10. Oct. 1867 einer langen schmerzhaften Krankheit erlag, am bedeutendsten: J. Minckwitz aus Leipzig (Platen's Freund und Uebersetzer des Aeschylos und Homer), Gustav Freytag, der beliebte Roman- und Dramendichter („Valentine", „Waldemar", „die Journalisten", „die Fabier" u. A., der verbreitete Roman „Soll und Haben", das anziehende, größtentheils aus alten Urkunden geschöpfte Buch „Bilder aus der deutschen

Vergangenheit" mit seiner Fortsetzung: „Neue Bilder" und in jüngster Zeit die Romane „die verlorene Handschrift", „die Ahnen", Herm. Marggraff († 1864 in Leipzig), seit 1853 Redacteur der „Blätter für liter. Unterhaltung", die Romanschriftstellerin Elise Polko, Tochter des bekannten Schuldirectors Vogel („Musikalische Märchen"; „ein Frauenleben" u. A.) und mehrere Schriftsteller des „jungen Deutschland". Wilhelm Gerhard (1780—1858) und Ad. Böttger (1815—1870) sind mehr durch ihre Uebersetzungen als durch ihre eigenen politischen Erzeugnisse bekannt geworden. Der dramatische Dichter und Humorist K. Fr. G. Wetzel von Bautzen (1780—1819) und Wilh. Müller aus Dessau (1794—1827), der talentvolle Bearbeiter der „Griechenlieder" und der „Lieder eines reisenden Waldhornisten" gehören einer früheren Zeit an. Auch der größte Meister der ernsten Musik, G. Fr. Händel, war in Sachsen (Halle) geboren, doch war England das Land seiner musikalischen Wirksamkeit. — Muskau in der Lausitz ist der durch herrliche Parkanlagen ausgezeichnete Stammsitz des Muskau. geistreichen Fürsten Pückler († 1871), der als angeblicher „Verstorbener" eine große Anzahl interessanter und pikanter, wenn gleich flüchtiger und mitunter leichtfertiger Schriften, besonders Reiseberichte („Briefe eines Verstorbenen", „Jugendwanderungen", „Semilasso's vorletzter Weltgang" u. a.) und vermischte Aufsätze („Tutti frutti") verfaßt und zuletzt seine Feder dem Preise des ägyptischen Beherrschers Mehemed Ali gewidmet hat, und der Wohnort des empfindsamen Dichters des pantheistisch gefärbten „Laienbreviers" und Verfassers mehrerer Novellen in Jean-Paul'scher Manier, Leopold Schefer (1784—1862). Köstritz in Reuß-Schleiz ist der Geburts- und Wirkungsort des Pfarrers Julius Sturm, des Verfassers lyrischer Gesänge und „frommer Lieder" in conservativem und gläubigem Sinne.

§. 178. 7) Preußen. Das östliche Preußen, namentlich das bewegliche Königsberg, hat auch in neuester Zeit bewiesen, daß mit Herder, Kant, Hamann, u. A. seine Literatur nicht ausgestorben, aber auch die von jeher herrschenden geistigen Gegensätze nicht versöhnt sind. Wie man auch die excentrischen Richtungen auf dem Gebiete der Religion (der mystisch-pietistische Kreis unter dem Einfluß der Frau von Krüdener im Hause der Frau Barkley, der spätern Gattin des Dichters Max v. Schenkendorf, mit seinen Nachwirkungen in den Muckerkreisen der dreißiger Jahre und als Gegensatz Rupp und die freie Kirche) und der Politik (Jacoby) beurtheilen mag, einen strebsamen, rührigen Geist kann man der dortigen Bevölkerung nicht absprechen. Aber das Land hat mehr Erzeugungs- als Erhaltungskraft; wie in früheren Jahren Hamann, Herder u. a. die Blüthen ihres Geistes in andern Gegenden entfalteten, so auch in neuerer Zeit die bedeutendsten Schriftsteller, Franz von Gaudy aus Frankfurt an der Oder (1806—1840) und Johannes Falk, der Sohn eines armen Perrückenmachers in Danzig (1770—1826). Der erstere, ein beliebter Dichter und Novellenschriftsteller („Erato", „Korallen", „Venetianische Novellen", „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen" u. a.), brachte einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zu, bis er in der Blüthe männlicher Jahre in Berlin starb; der zweite, nicht minder ausgezeichnet durch seine satirischen und humoristischen Schriften („der Mensch und die Helden", „die Gräber von Rom und die Gebete", „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire") wie durch seine menschenfreundliche Wirksamkeit, als Gründer einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, war einer der Genossen des Weimarer Musenkreises. Auch Freiherr von Eichendorff von der romantischen Schule, bekannt als gemüthvoller lyrischer Dichter, als Roman- und Novellenschriftsteller („Aus dem Leben eines Taugenichts", „das Marmorbild", „Ahnung und Gegenwart") und als Dramatiker („Meierbeth's Glück und Ende", „Ezzelino von Romano", „die letzten Helden von Marienburg" u. a. m.) und als Uebersetzer Calderon's, gehört seiner Geburt nach Schlesien, seinem amtlichen Wirkungskreis nach dem östlichen Preußen an, lebte aber längere Zeit in Berlin. Die katholische Richtung der Romantiker auf die Spitze treibend, gerieth er in seiner „Geschichte des Drama's" zu einem so befangenen Kunsturtheil, daß er den „Selbstzweck aller Kunst für den Dienst

im Vorhofe der katholischen Kirche hingibt". Ebenso verbrachte Otto Gruppe aus Danzig, Verfasser des „Alboin", der „Königin Bertha" und anderer Romanzen aus den Heldensagen Karl's des Großen nach Paul Diaconus, sein Leben fern von dem Geburtslande; sein Landsmann Rob. Reinick (1805—1852), der Maler und Dichter heiterer Natur- und Frühlingslieder, hatte Dresden zu seinem Aufenthaltsort gewählt, wo ihn ein früher Tod der Kunst und Poesie und dem Freundeskreise entriß und Ferd. Gregorovius, der talentvolle Beschreiber italienischer Landschaften, weilt schon seit vielen Jahren in der Stadt Rom, deren Geschichte im Mittelalter er zu schreiben unternommen und nunmehr vollendet hat. Alexander Jung theilte die Richtung des „jungen Deutschland", dessen Genosse er war, und der Humorist in Jean Paul's Manier Bogumil Goltz, geboren in Warschau († 1870), hat nach mehrjährigem Aufenthalt in Thorn als reisender Vorleser und Improvisator viele Länder und Städte besucht. In der Nähe von Königsberg mit seiner geistesfrischen Universität, wo neben andern berühmten Gelehrten der Philosoph und Literarhistoriker Rosenkranz thätig ist, verlebte bis zum Jahre 1856 der Freiherr v. Schön, ein Genosse Stein's und der Männer der Freiheitskriege, seine späteren Tage in stiller Opposition gegen die politische Richtung der preußischen Regierung. Ein Zögling der Königsberger Hochschule, Julian Schmid, hat als früherer Mitredacteur der Zeitschrift „Grenzboten" und besonders durch seine Schrift „Geschichte der neuesten Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert" einen kritischen Geist und mannichfache Studien, wenn auch mitunter einseitiges Urtheil und parteiischen Sinn beurkundet. Ein patriotischer Dichter aus Preußen, C. F. Scherenberg, unternahm es, große geschichtliche Ereignisse poetisch aufzufassen und darzustellen („Waterloo"), und hat mit seinem vielgepriesenen und vielgetadelten Gedicht „Leuthen" versucht, die hohe Gestalt Friedrichs II. und den siebenjährigen Krieg für eine neue Gattung epischer Poesie zu benutzen und mit Humor zu behandeln. Aber der derbe Naturalismus der Form und Sprache verletzt nicht selten den ästhetischen Kunstsinn. Auch der Maler Ernst Scherenberg hat sich als Dichter versucht („Stürme des Frühlings"). — Schlesien, im siebenzehnten Jahrhundert die Heimath einer weitberühmten Sängerschule und das Geburtsland vieler hervorragenden Talente, ist auch in neuerer Zeit hinter andern Ländern nicht zurückgeblieben und hat seine Freiheitsliebe nicht selten in scharfer Opposition gegen das preußische Staats- und Kirchenregiment kund gegeben. Die Keime dieser Richtung finden sich schon bei Friedrich von Sallet (1812—1843), dem talentvollen Verfasser des freigeistigen, auf Hegelischen Sätzen aufgebauten „Laienevangeliums", witziger Epigramme und anziehender Märchen, der wegen satirischer Verhöhnung des Soldatenstandes, dem er selbst angehörte, eine durch kriegsrechtlichen Spruch erkannte, aber von dem König ermäßigte Gefängnißstrafe zu bestehen hatte. Raupach, der fruchtbare, oberflächliche Dramatiker in Kotzebue's Art („die Hohenstaufen", Cyklus von Tragödien u. v. a., † 1852 in Potsdam), ein schroffer, dem Absolutismus ergebener Mann; der Aesthetiker und Romanzendichter Kahlert (geb. 1807), der Romanschriftsteller Gustav vom See (Struensee) u. A. lebten und wirkten in Schlesien. Auch Max Waldau (Hauenschild; 1822—1855), der Verfasser des Romans „Nach der Natur", einer epischen Erzählung aus Graubündtens Alpenwelt, „Cordula", einer Art „Dorfgeschichte in Versen mit kriegerischem Hintergrund" und einiger „Canzonen", der Dramatiker und Literarhistoriker Rud. Gottschall („Ferdinand v. Schill"; „Lambertine von Méricourt"; „die Diplomaten"; „der Nabob"; das Lustspiel „Pitt und Fox" u. a. §. 144) und die Dramatiker Brachvogel („Narciß"), Fr. v. Uechtritz („Chrysostomus"; „Alexander und Darius"; „die Babylonier in Jerusalem") gehören dem schlesischen Lande an. Die lebenskräftige Universität Breslau, wo der Historiker Stenzel und viele bedeutende Männer wirkten, ist eine Pflanzschule deutscher Bildung für die slavischen Ostländer. In Freienwalde an der Oder hat der Drechslermeister Carl Weise, gebürtig aus Halle, in seinem „Familienleben in Dichtungen" das Volks- und Naturleben sinnig und gemüthvoll und mit der Wärme und dem Realismus eigener Erlebnisse darzustellen versucht. — Aus der preußischen Provinz

Posen stammt Otto Roquette, der beliebte Sänger der erzählenden Gedichte „Waldmeisters Brautfahrt" und „der Tag von St. Jacob", in welchem letztern das hochtragische geschichtliche Ereigniß mit tiefgreifenden Familieninteressen verbunden und der Gegensatz des einfachen, freiheitliebenden, tapfern Volkes gegen die kampfgehärteten, übermüthigen Raubschaaren auf ergreifende Weise in einzelnen Zügen dargestellt ist. Die fähigsten Männer auf dem Gebiete der Kunst und Literatur zog das reiche Leben Berlins an, das in dem preußischen Königreiche eine ähnliche centripetale Anziehungskraft übt, wie die größern Hauptstädte Englands und Frankreichs. So aus Schlesien, unter vielen andern bereits Erwähnten, den Romanschriftsteller Häring (Wilibald Alexis) von Breslau und den Dichter und Maler Aug. Kopisch (1799 — 1853), den Entdecker der „blauen Grotte" auf Capri bei Neapel und Platen's Freund, den Lyriker, Dramatiker und Romanschriftsteller K. v. Holtei (geb. zu Breslau 1797), einen Epigonen aus den Freiheitskriegen („Vagabunden"), den Schöpfer der Berliner Localposse, David Kalisch aus Breslau (1820—72) Verfasser von „hunderttausend Thaler"; „Berlin bei Nacht"; „Namenlos", „der Aktienbudiker" „Dr. Peschke"; „Verpefft" u. A.; aus Pommern den Dichter („Jakobäa", Tragödie) und Kunstkenner Franz Theodor Kugler (geb. 1808 in Stettin, † 1858), den Romanschriftsteller („Problematische Naturen") Fr. Spielhagen von Stralsund, den Dramatiker Gust. zu Putlitz („Ein Hausmittel"; „die blaue Schleife"; „Familienzwist und Frieden"; „das Testament des großen Kurfürsten" u. a. m., das poetische Märchen: „Was sich der Wald erzählt") u. A. m. Auch Rob. Prutz nahm zeitweise seinen Aufenthalt daselbst, so wenig auch seine Muse in die Nähe des Thrones und Hofes paßte. Der Dichter Michael Beer, Bruder des Componisten Meyerbeer und Verfasser mehrerer Dramen („Klytämnestra"; „der Paria"; „Struensee" u. A.) ist in Berlin geboren, verbrachte aber einen großen Theil seines Lebens in andern Städten, besonders in München, wo er mit Ed. v. Schenk (§. 141) in freundschaftlichen Beziehungen stand. Heinrich Steffens (1775—1845), Romantiker und Naturphilosoph in Schellings Geist, vertauschte sein norweg'sches Vaterland mit Deutschland, zu dem er eine innere Verwandtschaft fühlte, kämpfte während der Freiheitskriege in den deutschen Heeren und verlebte seine spätern Jahre in der preußischen Hauptstadt, ein fruchtbarer und thätiger Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie, der Novellendichtung, der Politik und der Religion. Bei der Abgeschlossenheit Oesterreichs, wodurch Wien für die literarische Lebensthätigkeit Deutschlands von wenig Bedeutung war, erlangte Berlin den ersten Rang unter den deutschen Städten und wurde von seinen Verehrern als die Metropole der deutschen Bildung gepriesen. Die zwei ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, wo so viele Sterne erster Größe daselbst glänzten, ist Berlins goldenes Zeitalter gewesen. Aus jenen Tagen des Ruhms stand noch bis zum Jahre 1859 Alexander von Humboldt, der unermüdliche Durchforscher der Erde und des Weltalls („Kosmos"), wie ein starker Pfeiler da. Von ihm angeregt hat Karl Ritter (1779—1859) durch seine Geographie von Asien die Wissenschaft der Erdkunde gänzlich umgestaltet und ist ihm nach einem „geheiligten Stillleben der Wissenschaft" in demselben Jahre in die Gruft gefolgt. „Wie Ritter die Geschichte des Menschengeschlechts aus den natürlichen Bedingungen des Erdlebens entwickelt, wie er zuerst das Leben auf der Erdoberfläche so recht eigentlich aus den Grundfesten des Erdbaues hervorwachsen ließ, so hat Humboldt's Kosmos die innige Verflechtung aller Natur- und Geschichtserscheinungen mit dem gesammten Weltenleben zuerst in den weitesten Kreisen zur feststehenden Ueberzeugung gemacht." Der ältere Bruder Wilhelm v. Humboldt (§. 151), gleich ausgezeichnet als Staatsmann, Aesthetiker und Sprachkenner, ist schon im Jahr 1835 von hinnen geschieden. Unter den vielen berühmten Namen, die noch jetzt oder bis in die jüngste Zeit die preußische Hauptstadt zierten, sind vor Allen die Brüder Grimm und Wilhelms Sohn, der Kunsthistoriker Hermann Grimm, die Geschichtschreiber Raumer, Ranke, Pertz, Droysen, und der fromme Kirchenhistoriker Neander († 1850) zu nennen. Lachmann, unter den deutschen Philologen und Germanisten in der vordersten Reihe, hat nach seinem Tode (1851) in

Posen.

Berlin.

Moritz Haupt einen würdigen Nachfolger erhalten. Im Schulwesen hat Director Diesterweg († 1866) in Pestalozzi's Geist lange eine bedeutende Wirksamkeit auf den ganzen deutschen Lehrerstand geübt, und als Verfasser weitverbreiteter Jugendschriften haben sich Theod. Dielitz, Ferdinand Schmidt, H. Kletke u. A. einen guten Namen erworben. Die von Goethe verspotteten „Musen und Grazien in der Mark" hat Niendorf durch seine „Hegler Mühle, ein Cyklus märkischer Gedichte" und Theod. Fontane aus Neu-Ruppin durch seine Preußenlieder „Männer und Helden" und andere Werke zu Ehren gebracht. — In Freiburg an der Unstrut verbrachte „der alte Vater Jahn", der Schöpfer der Turnkunst und Verfasser des deutschen Volksthums", die Jahre der reactionären Ungnade, bis ihn im Jahre 1848 der Dank des deutschen Volks in die Frankfurter Nationalversammlung sandte. Er starb am 15. October 1852.

Hannover. §. 179. 8) Hannover. Auch **Hannover** mit der weltberühmten Universität Göttingen, der Geburtsstätte des Hainbundes, ist nicht ohne Pflege der schönen Literatur und Kunst geblieben. Der begabte, durch den frühen Tod seiner Geliebten in Schwermuth versunkene Erneuerer der romantischen Heldendichtung, Ernst Schulze (1789—1817), der Verfasser der durch Zartheit der Form und klangvolle Sprache ausgezeichneten, aber an elegischer Eintönigkeit leidenden epischen Erzählung „Cäcilie" in 20 Gesängen aus Otto's I. Heldenkämpfen wider die heidnischen Dänen und des romantischen Gedichts „die bezauberte Rose" in drei Gesängen, so wie vieler lyrischen Gedichte in weichen, sanften Klagetönen, war in Celle geboren, wo er auch in der Blüthe der Jahre starb; in der Hauptstadt des Landes dichtete Spitta († 1859) seine Lieder voll religiöser Gemüthlichkeit („Psalter und Harfe") und der Dichter Eckermann († 1854) Goethe's Gesellschafter im Alter, gehörte seiner Geburt nach Hannover an. — In Braunschweig dichtete Rob. Griepenkerl († 1869) seine Revolutionsdramen „Robespierre" und die „Girondisten", die eine Zeit lang einen vorübergehenden Beifall erregten, und Karl Köchy, „der letzte Ritter der Romantik", Verfasser vieler dramatischen Stücke und anderer dichterischen Werke, war längere Zeit Dramaturg und Intendanturrath am Braunschweiger Hoftheater. In Braunschweig fand auch Fried. Gerstäcker, der vielgewanderte Verfasser amerikanischer Reisebilder und Romane im J. 1872 im Grab die Ruhe, die er im Leben wenig gekannt. — Das Schaumburger Ländchen ist die Heimath des beliebten Dichters und Reisebeschreibers Julius v. Rodenberg; aus Bückeburg stammt Victor Strauß, lyrischer und epischer Dichter („Richard") und der Waldeck'sche Flecken Korbach ist der Geburtsort Karl Josias Freiherrn von Bunsen (geb. 1791, † zu Bonn 1860), der lange als Niebuhr's Nachfolger in Rom der Mittelpunkt der archäologischen und antiquarischen Studien und Forschungen gewesen, später als preußischer Gesandter in London durch gelehrte Werke auf dem Gebiete der Alterthumskunde (über Aegypten) und der Kirchengeschichte (Hippolyt) die deutsche Wissenschaft im Auslande würdig vertrat und während seiner Zurückgezogenheit in Heidelberg in seinen Briefen an E. M. Arndt über die „Zeichen der Zeit" Duldung, Humanität und Gewissensfreiheit muthig und kräftig verfocht, bis er zuletzt zur Veröffentlichung des großen Bibelwerks schritt, das, eine neue Uebersetzung nebst Erklärungen und historischen Einleitungen und Ausführungen enthaltend, als das Werk seines Lebens gelten kann. Nach seinem Tode wurde die Arbeit unter der Leitung seines Sohnes von geschickten Händen weiter geführt.

(Margin notes: Braunschweig. — Waldeck.)

Hansestädte. Hamburg. §. 180. 9) Unter den Hansestädten war von jeher Hamburg wie durch Handel, Betriebsamkeit und Reichthum, so durch literarische Thätigkeit hervorragend. Von den Tagen Klopstock's, Reimarus' und Lessing's bis auf die Gegenwart oder jüngste Vergangenheit, wo der Historiker Lappenberg († 1865; „Geschichte von England"), die Publicisten Wurm, († 1859), Aegidi u. A. daselbst wirkten, wo Otto Beneke die „Geschichten und Sagen" der Stadt sinnig bearbeitete und, angelehnt an die heimathlichen Zustände und Verhältnisse vergangener Tage, die Culturgeschichte mit der belehrenden und unterhaltenden Schrift „von unehrlichen Leuten" bereicherte, war in Hamburg ein reges, wissenschaftliches Treiben, das sich besonders in der Erforschung der Landes-

geschichte durch Zeitschriften und monographische Arbeiten bethätigt. Joh. Gottw. Müller (1744—1828), der Verfasser des komischen Romans „Siegfried von Lindenberg", war der Geburt nach ein Hamburger; doch hat die Stadt ihre bedeutendsten literarischen Kräfte aus der Ferne gezogen. Die Hamburger Schauspielerin Charlotte Ackermann, aus Lessing's großer Zeit, die aus Liebe für einen Wüstling, einen dänischen Werbeoffizier am gebrochenen Herzen plötzlich in jungen Jahren starb, hat in unsern Tagen dem Literaten Otto Müller den Stoff zu einem anziehenden biographischen Roman geliefert. Lebrecht Dreves (geb. 1816), ein Romantiker im Geiste Eichendorff's, vertauschte nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche seine protestantische Geburtsstadt Hamburg mit dem friedlich-beschaulichen Leben zu Feldkirch im Vorarlberg. Auch sind mehrere Schulmänner wie Classen (früher in Frankfurt) Wichard Lange, Theod. Hofmann u. A. getreue Hüter der geistigen Güter in der Weltstadt des Verkehrs. — In Bremen wirkte Fr. A. Krummacher (1768—1845), der Verfasser der lieblichen Parabeln, als Prediger; und unter dem Einfluß des langjährigen Bürgermeister J. Smidt († 1857) und des Historikers und Publicisten Hormayr (1781—1848), der viele Jahre als bayerischer Ministerresident daselbst lebte, hat die Stadt in neuerer Zeit eine bedeutende journalistische Wirksamkeit geübt. Die gelehrte Schule Bremens erfreute sich unter der Leitung des Philologen und Aesthetikers Wilh. Ernst Weber († 1850) eines guten Rufes. Sein College J. W. Schäfer hat sich durch Werke über die deutsche Literaturgeschichte bekannt gemacht. Und auch in der Dichtkunst ist die altberühmte Weserstadt in der Gegenwart nicht zurückgeblieben. J. P. Willatzen hat als Uebersetzer altisländischer Volksballaden und Heldenlieder der Färinger und in jüngster Zeit durch eine Sammlung lyrischer Gedichte voll Anmuth und Gemüthlichkeit Talent und Formgewandtheit entfaltet. — Lübeck, einst die stolze Beherrscherin der Ostsee, zeigte von jeher mehr Sinn für das praktische Leben, für Handel, Verkehr und Seewesen und für tüchtige Rechtspflege als für die stille Seelenthätigkeit und die Freuden der Muse. Der im Gebiete der Kunst, des Geschmacks und der Reiseliteratur berühmte v. Rumohr († 1834; „deutsche Denkwürdigkeiten"), so wie der Dichter Em. Geibel und der als Dichter und Publicist bekannte Georg Phil. Schmidt († 1849) gehören ihrer Geburt nach dem lübischen Lande an.

Bremen. Lübeck.

§. 181. 10) Oldenburg und Mecklenburg. Auch **Oldenburg**, Geburtsort des romantisirenden Geschichtschreibers K. A. Woltmann (1770—1817), wo unter der Leitung des Dramatikers Jul. Mosen ein gutes Theater bestand, ist vom wissenschaftlichen Verkehr nicht ausgeschlossen. Karl Mayer und Greverus, wovon jener Italien, dieser Griechenland bereist und beschrieben hat, waren ehedem in Oldenburg angestellt. Dort wirkte auch längere Zeit Adolf Stahr aus Prenzlau in der Ukermark, ein vielseitiger Schriftsteller auf dem Gebiete des Alterthums (Aristotelische Schriften; „Bilder aus dem Alterthum"), der Kunstästhetik („Torso, oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten") und der Literaturgeschichte („G. E. Lessing, sein Leben und seine Schriften") in literarischer Thätigkeit mit seiner zweiten Gemahlin Fanny Lewald wetteifernd. — Auch in den Ostseeprovinzen, welche vor Jahren der berühmte Reisende J. Georg Kohl aus Bremen beschrieben und eingeborne Gelehrte wie Schlözer, Rathlef, v. Rutenberg u. A. nach ihren geschichtlichen geographischen und politischen Verhältnissen dargestellt haben, hat der Druck der russischen Herrschaft die deutsche Sprache und Literatur nicht aus dem Herzen der Bewohner zu verdrängen vermocht. Die Universität Dorpat und die deutschen Städte Riga, Reval, Mitau u. a. sind eifrig beflissen, deutsches Wesen und deutsches Recht gegen fremde Zudringlichkeit und Vergewaltigung ehrlich zu schirmen. Als der Professor Schirren in Dorpat mit einer Vertheidigungsschrift zum Schutze der Rechte der Ostseeprovinzen gegen die Angriffe des Russen Samarin auftrat, wurde er seiner Stelle entsetzt. — Im fernen Petersburg lebte unter dürftigen Umständen Elisabeth Kulmann (1808—1825), die sprachgewandte Dichterin und Uebersetzerin, deren zahlreiche lyrische Gedichte als merkwürdiges Denkmal einer frühreifen poetischen

Oldenburg.

Mecklenburg und Pommern. Naturanlage und eines sinnigen jugendlichen Gemüthes dastehen. — Wismar in Mecklenburg ist Dahlmann's Geburtsort; aber die historische und politische Wirksamkeit dieses thatkräftigen Mannes in Kiel, Göttingen und Bonn († das. 5. Dec. 1860) gehörte dem ganzen Vaterlande an. In der Nähe von Stralsund verbrachte der als Dichter und Jugendschriftsteller bekannte Karl Lappe, Kosegarten's Freund und Landsmann, den größten Theil seines stillen Lebens, und Bützow ist der Geburtsort von Hans Köster, Verfasser mehrerer historischen Dramen („Maria Stuart"; „der große Kurfürst" u. a.). Die Universitäten Rostock (in Mecklenburg) und Greifswald (in Pommern) sind die Pfleger deutscher Bildung und Literatur an den fernen Ufern der Ostsee, wo die plattdeutsche Mundart vorherrscht, in welcher Fritz Reuter in Dichtungen und Erzählungen („Olle Kamellen", enthaltend: „Ut de Franzosentid"; „Ut mine Stromtid"; „Dörchläuchting") das Mecklenburger Volksleben mit Gemüthlichkeit, liebenswürdigem Humor und frischer plastischer Gestaltung dargestellt hat. Eine auffallende Erscheinung in dem verständigen und nüchternen Norden ist der dem Katholicismus geneigte protestantische Pfarrer Meinhold (1797—1851), Verfasser epischer und lyrischer Gedichte, humoristischer Reisebilder, des wunderlichen Romans „die Bernsteinhexe", und abergläubischer Verfechter der „Lüning'schen Weissagungen".

Schleswig-Holstein. §. 182. 11) Schleswig-Holstein, für seinen deutschen Patriotismus von Dänemark so hart behandelt, hat mit der deutschen Gesinnung auch die deutsche Bildung sich erhalten. Die blühende Universität Kiel, wo der als Geschichtschreiber und Uebersetzer griechischer Klassiker bekannte Prof. Droysen, der Historiker Gg. Waitz und viele andere Männer von deutscher Gesinnung und Wissenschaft längere Zeit wirksam waren, bewahrte lange den alten Ruhm, bis dänischer Grimm und dänische Rach- und Verfolgungssucht auch in die Räume der Wissenschaft eindrangen, wie sie schon vorher in Schule und Kirche gedrungen. — Der Dramatiker Friedr. Hebbel aus Dithmarschen hat sich nach einigen Wanderjahren im Auslande, wozu ihm der König von Dänemark ein Reisestipendium ertheilte, dauernd in Wien niedergelassen. Eben so hat Aug. Binzer, einst ein Vorkämpfer burschenschaftlicher Bestrebungen durch Lied und Wort, später Mitarbeiter an der Allg. Zeitung und in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin als Novellenschriftsteller thätig, sein Schleswig-Holsteinisches Vaterland mit dem österreichischen Kaiserstaat vertauscht († 1868). In jüngster Zeit hat Klaus Groth aus Nord-Dithmarschen das Volksleben und die Gedanken- und Gefühlswelt seiner Landsleute in seinem „Quickborn" mit begeisterter Liebe für die alte Sitte und Volkssprache in plattdeutscher Mundart treu und anziehend dargestellt.

Hessen. §. 183. 12) Hessen. In Kurhessen, wo Jahre lang eine volksfeindliche Regierung und ein eigennütziges Herrscherhaus den geistigen Interessen keine Aufmunterung gab, vermochten einige strebsame Schulmänner in Cassel und Fulda und einige Professoren der Universität Marburg die künstlerische und literarische Oede nur dürftig zu befruchten. Der gewandte Romanschriftsteller Heinr. König († 1869) („die hohe Braut", „die Waldenser", „die Clubisten in Mainz", „König Jerome's Carneval", „Georg Forster's Leben" u. a.) war, seitdem Dingelstedt aus Fulda weggezogen, einer der wenigen Pfleger belletristischer Studien. Vilmar (1800—1868) hat den guten Namen, den ihm früher seine Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Literatur und Sprachforschung eingetragen, durch seine nachherige reactionäre Thätigkeit in Staat und Kirche verdunkelt. Ernst Koch, Verfasser von „Prinz Rosa-Stramin", ein Mann von krankhaft gereizter Seelenstimmung, hat nach einem Leben voll innerer Zerrissenheit und äußerer Abenteuerlichkeit, das ihn nach Algier und Spanien führte, Ruhe in der katholischen Kirche gesucht und ist nach vielen schweren Kämpfen und Leiden zu Luxemburg am 24. Nov. 1858 gestorben. Aus der Universitätsstadt Gießen, dem früheren Wohnorte des freisinnigen Literarhistorikers J. Hillebrand und des (nunmehr nach München übergesiedelten) Philosophen M. Carriere, haben sich vor Jahren die Brüder Follen, in der Demagogenzeit der Burschenschaft hervorragende Chorführer, nach dem Ausland geflüchtet;

Karl Follen lebte seitdem in Zürich, wo er Ende 1855 starb; Aug. Ludw. Follen fand nach einem wechselvollen Leben in Nordamerika einen tragischen Tod beim Verbrennen eines Dampfschiffes (1839). Auch Georg Büchner, dessen Trauerspiel „Danton's Tod" einst große Erwartungen erregte, mußte aus denselben Gründen eine Freistätte in Zürich suchen (1835), wo er zwei Jahre später im vierundzwanzigsten Lebensjahre einem Nervenfieber erlag. Pfarrer Oeser († 1859) hat unter dem Namen Glaubrecht eine Reihe von Erzählungen aus dem Hessenlande („die Schreckenstage von Lindheim", „Fluch und Segen", „die Heimathlosen", „das Wassergericht" u. v. a.) erscheinen lassen, Volks- und Dorfgeschichten in religiös-sittlichem Geiste. Die Sprachforscher Jacob und Wilhelm Grimm, gleichfalls hessische Kinder, fanden in Göttingen und Berlin den geeigneten Boden für ihre vaterländische Wirksamkeit.

Schluß. So sehen wir auf allen Gebieten des geistigen Lebens eine wetteifernde Thätigkeit im deutschen Volk, ein reges Streben, den in der Seele verborgenen Gottesfunken zu entflammen und vor der Welt leuchten zu lassen. Und wenn auch die Wirklichkeit mit ihren gebieterischen Ansprüchen die Geister mehr auf die praktische Seite hinzog, wenn die Naturwissenschaften, wenn die Volkswirthschaftslehre, wenn die Staats- und Rechtskunde mit Vorliebe gepflegt und ausgebildet wurden; so entbehren doch auch die Geisteswissenschaften und die Künste nicht des Interesses und eines eifrigen Studiums. Noch immer gießt die Poesie ihre goldenen Früchte in die empfänglichen Gemüther; noch immer labt die Kunst durch edle Gestaltungen den Schönheitssinn; noch immer führt die Historie die Thaten und Schicksale vergangener Völker den lebenden Geschlechtern vor die Seele; noch immer sucht die Speculation in das Ewige und Ueberweltliche einzudringen; noch immer ist d r Forschungstrieb auf das Wesen der Religion und die Grundlagen der Kirche gerichtet; noch immer lehrt das Christenthum Tugend, Sittlichkeit und Nächstenliebe, veredelt das Wirken und Schaffen des Tages durch ideale Ziele und reine Pflichtenlehre und versöhnt und tröstet den Leidenden durch den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit und durch die Hoffnung auf ein besseres Leben über dem Grabe.

Register.

Die beigefügten Ziffern verweisen auf die Paragraphen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.